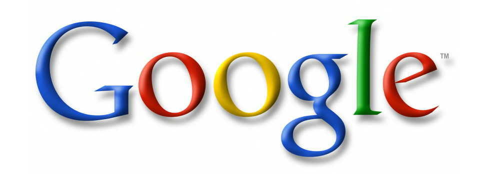
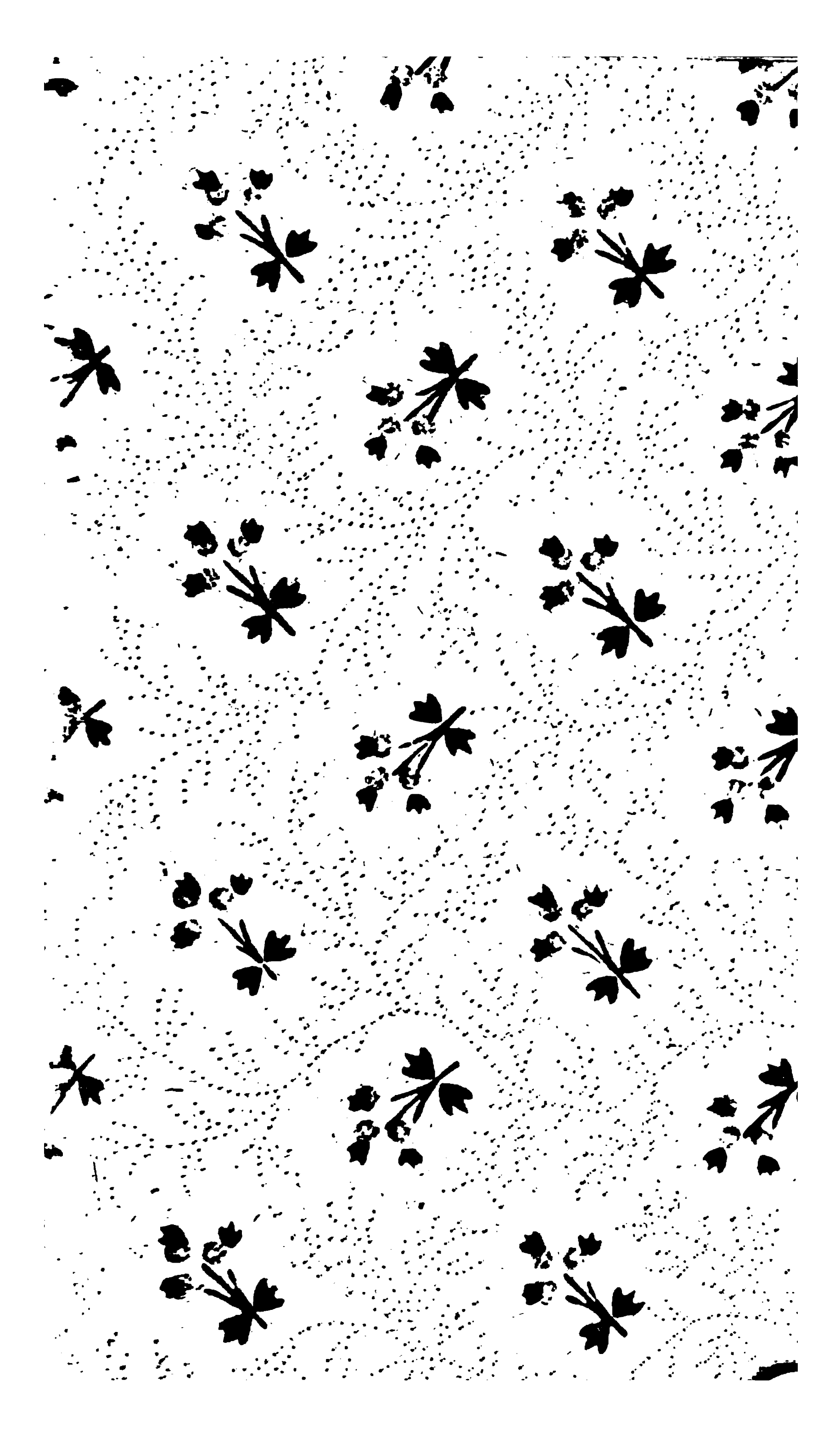





1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



Den 12ten Februar 1796. f 4-30 x.

[illegible] fl 3 —

4 Bde. [illegible] 4 Titelkupf [illegible] 77 Tab.

qto [illegible]




UNIV.
OF
MICH.



*Wagner sc. Lips.*

*Reinhardsbrunn.*

Gemeinnützige

# Naturgeschichte

## Deutschlands

nach allen drey Reichen

---

Ein

## Handbuch

zur deutlichern und vollständigern

## Selbstbelehrung

besonders

für Forstmänner, Jugendlehrer und Oekonomen

von

J. M. Bechstein

---

Erster Band

welcher die nöthigen Vorkenntnisse und die Geschichte der Säugthiere enthält

---

Mit Kupfern

---

Leipzig 1789

bey Siegfried Lebrecht Crusius

Dem

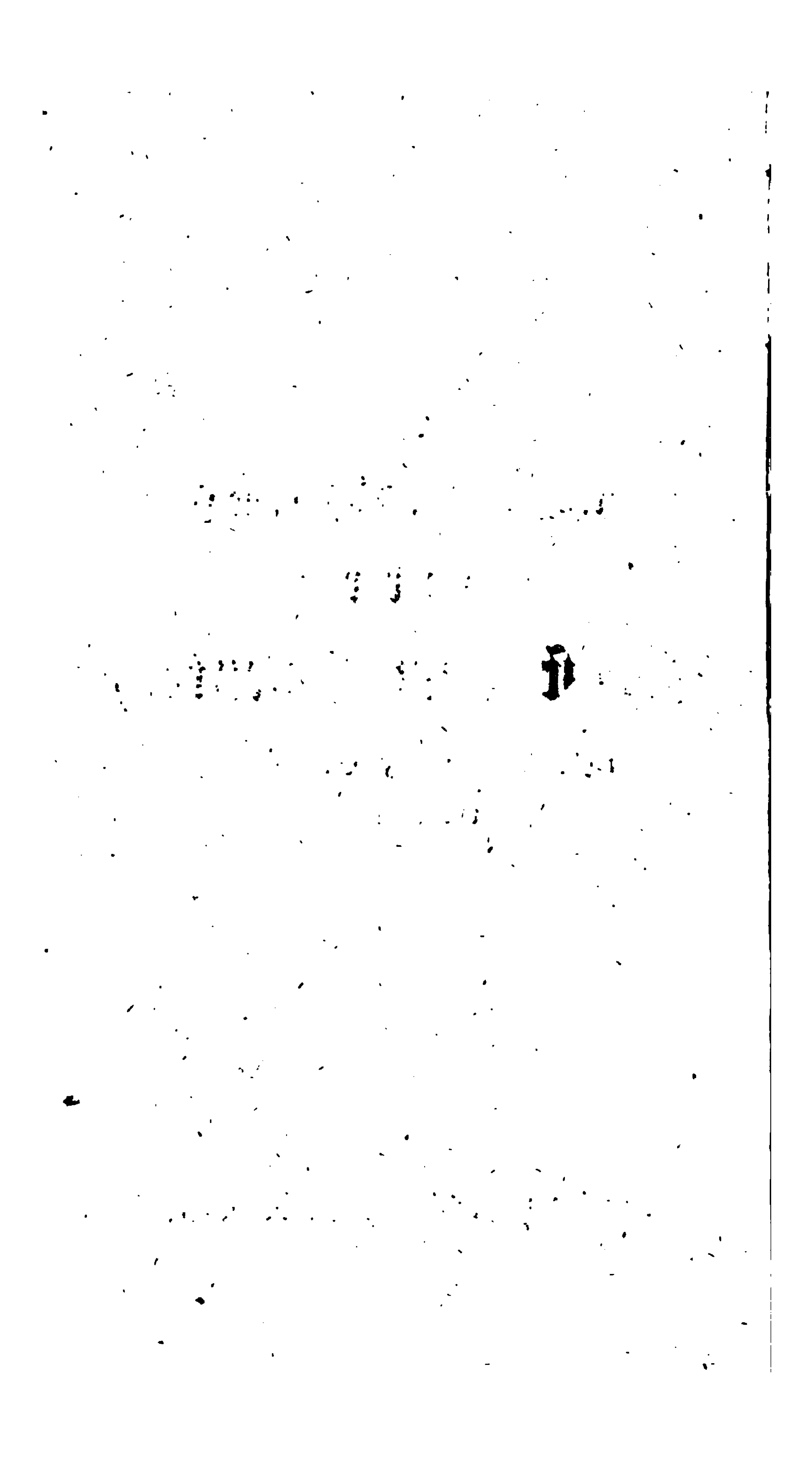
Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Herrn

# Ernst dem Zweyten,

regierenden Herzog zu Sachsen-Gotha, und Altenburg.

meinem gnädigsten Landesvater.



# Durchlauchtigster Herzog,

## Gnädigster Herr!

Unter Ew. Durchlaucht landesväter-
lichem Schutze bearbeitete ich bisher das-
jenige wissenschaftliche Feld, von welchem
ich

ich jetzt die Erstlinge einzusammeln wage. Diese Erstlinge Ew. Durchlaucht als ein Dankopfer zu weihen, gebeut mir nicht nur die Pflicht eines Herzens, welches das Glück zu schätzen weiß, un-

ter

ter einem solchen Fürsten zu leben, son-
dern auch die Wissenschaften selbst, wel-
che, wie alle Wissenschaften und Künste,
Ew. Durchlaucht hohen Huld und Be-
förderung sich zu erfreuen hat.

Mit

Mit solchen Gesinnungen leget ehr-
furchtsvoll dieses Opfer nieder

Ew. Durchlaucht

unterthänigster
Johann Matthäus Bechstein.

# Vorrede.

Bekanntschafft mit den Produkten unserer Erde überhaupt ist jeder Menschenklasse nützlich; ganz vorzüglich aber die Kenntniß der vaterländischen. Oft, laut und nachdrücklich sagten dieß die aufgeklärtesten Männer, und ihr Zuruf wurde auch in unsern Zeiten so allgemein anerkannt, daß man es für überflüßig halten könnte, diese Behauptung hier nochmals auseinander gesetzt zu lesen. Allein die Wichtigkeit der Sache entschuldigt, glaube ich, jede Wiederholung. Mit den Worten meines würdigen Freundes, Herrn Professor Salzmanns, der sie schon so oft in seinen Schriften auf das einleuchtendste dargestellt und eingeschärft hat, leg ich sie daher meinen Lesern nochmals ans Herz *).

„Ein

*) Noch etwas über die Erziehung von C. G. Salzmann. S. 24. Ein mehreres hierüber findet man noch in Stuvens vortreflichen Abhandlung

*) über

„Ein Hauptmangel in unserer Erziehungskunst, dem noch abgeholfen werden muß, ist dieser, daß man die Jugend zu wenig mit der Natur bekannt macht. Ein Hauptmangel ist es. Denn die Natur ist, nach einem bekannten Gleichniß, Gottes Buch, das die Macht, Weisheit und Güte seines Verfassers erzählt. Jede natürliche Wirkung ist eine Hieroglyphe, unter der die vortreflichsten Wahrheiten verborgen liegen, die sich vorzüglich auf den Menschen beziehen. Eine jede von ihnen, einzeln betrachtet, ist eine Redensart, die aus dem Zusammenhange herausgerissen und unverständlich ist, die aber immer deutlicher wird, je aufmerksamer ich auf den Zusammenhang bin. Eine Menge von Insekten halte ich für unnütz, sie sind mir eine unverständliche Stelle in Gottes Buche, so lange ich sie außer dem Zusammenhange betrachte. Betrachte ich sie aber im Zusammenhange mit Melonen und Gurken, sehe ich, wie sie im Staube der männlichen Blumen sich pudern, von diesen auf die weiblichen überfliegen, und sie auf diese Art befruchten, so kann ich nicht anders, als mit dankbarer Empfindung, zu dem Allweisen empor sehen, die dunkle Stelle wird mir deutlich.

Je mehr Einsichten ich daher im Zusammenhange der Dinge, die um mich sind, bekomme, desto bekannter wer-

über die Nothwendigkeit Kindern frühzeitig zu anschauender und lebendiger Kenntniß zu verhelfen. Braunschweig, 1788.

werde ich mit dem Allvater, desto herrlicher wird meine Ehrfurcht, meine Liebe, mein Vertrauen zu ihm. Das Erforschen der Hieroglyphen Gottes, das beständige Bestreben, den Zusammenhang seiner Werke, ihre Ursachen und Absichten, zu erforschen, ist auch der sicherste Weg, den Grad von Glückseligkeit zu erlangen, dessen unsere Natur fähig ist. Auf diesem Wege entsteht das Wahrheitsgefühl, der edelste Sinn, den Gott der menschlichen Natur ertheilt hat, durch den sie hoch über die Thiere des Feldes erhoben wird. Ein jedes riecht und schmeckt, und sieht und hört, und alle empfinden, manche übertreffen uns sogar in Ansehung einiger dieser Fähigkeiten. Wo ist aber das Thier, das solche herrliche Anlagen bekommen hätte, Gefühl für Wahrheit zu erlangen, als der Mensch? Die Schwalbe hat Gefühl für den Werth des Schlammes und vieler Insekten; hat sie aber auch Gefühl für den Werth der Blumen? Nur der Mensch, den Gott nach seinem Bilde schuf, kann für alle Wahrheiten Gefühl bekommen.

Was ist, fragt man, Wahrheit? Sie ist nichts anders, als Uebereinstimmung unserer Vorstellung mit den Sachen. Wenn einer die Nessel als ein höchst schädliches Unkraut betrachtet, das Gott zur Strafe der Menschen erschaffen habe; ein anderer aber sie als eine höchst nützliche Pflanze ansieht, auf wessen Seite ist wohl die Wahrheit? Sinn für Wahrheit aber, oder Wahrheits-

gefühl, ist nichts anders als das Vermögen, sich die Sachen so vorzustellen, wie sie sind.

Diesen edlen Sinn erlangt man, wie gesagt, am sichersten, durch Betrachtung der Natur, oder welches einerley ist, der Werke Gottes. Denn wo in der ganzen Welt ist denn ein sicherer Weg, zur richtigen Vorstellung der Sachen zu gelangen, als die Betrachtung derselben? Um es recht fühlbar zu machen, so betrachte man einen recht rohen Bauer, der für nichts, als für sein Vieh, seinen Pflug, Wagen und Acker Theilnehmung hat, und einen Mann, der es zu seinem vorzüglichsten Geschäffte macht, die Werke Gottes zu betrachten. Jener schreyt, der liebe Gott ist böse, so oft es einen Donnerschlag thut, er zweifelt an Gottes Vorsehung, wenn der Regen und Sonnenschein nicht immer so eintreffen, wie er es wünscht, er betrachtet jedes Feld als ein verfluchtes Land, das keinen Roggen und Waizen trägt, verwünscht die Mäuse als Ungezieſer, und die edle Quecke als Unkraut. Dieser hingegen findet allenthalben Stoff zu frommen Empfindungen, guten Entschliessungen und nützlichen Handlungen. Jeder Donnerschlag fordert ihn zur Dankbarkeit gegen den Donnerer auf; jede außerordentliche Witterung reitzt seine Wißbegierde, und nähret sie. Er besäet die Felder, die unfähig sind, Roggen und Weizen zu tragen, mit Fichten, Kiefern, oder Esperset, oder bepflanzt sie mit Erlen, und freut sich gar

herz-

herzlich darüber, daß der gute Gott so mancherley Erdarten zur Hervorbringung von so mancherley Gewächsen bereitet hat; die Vermehrung der Mäuse und anderes, ganz fälschlich sogenannten, Ungeziefers (In des weisen Gottes Welt giebt es kein Ungeziefer. Behaupten, daß Gott Ungeziefer, oder schädliche und unnütze Geschöpfe gemacht habe, ist eben so viel, als versichern, daß der Verfasser des schönen Buchs der Natur sich in dieser, oder jener Stelle, geirrt habe.) reizt ihn ihre Natur zu erforschen, und auf Mittel zu denken, ihre Anzahl zu vermindern. Und die Quecke sammelt er sich ein, um daraus ein Genesungsmittel zu bereiten.

Durch diesen Wahrheitssinn empfangen wir innigere, reinere und dauerhaftere Freuden, als durch irgend einen andern. Millionen Vergnügungen, die dem lebenslang unbekannt bleiben, dem dieser Sinn mangelt, strömen uns aus allen Weltgegenden entgegen. Das Entwickeln des Schmetterlings aus seiner Raupe und Nymphe, die Frühlingsblumen und die Herbstfrüchte, alles führt Vergnügen bey sich, das der, der diesen Wahrheitssinn hat, empfindet, unterdessen, daß der andere, dem dieser Sinn mangelt, dabey steht, wie der Blinde bey einem Gemählde.

An der Natur können auch alle Kräfte, die uns Gott gab, am sichersten und nützlichsten geübt werden.

Willst du dein Gesicht üben, so betrachte recht aufmerksam, bald den Bau der Blume, oder eines Insekts, bald eine geräumige Landschaft! Soll dein Ohr vollkommner werden, so merke auf den Gesang der Vögel, und lerne sie an ihren Tönen von einander unterscheiden! Willst du dem Geruche mehr Vollkommenheit geben, so verschließe die Augen und versuche, ob du nicht verschiedene eingesammelte Kräuter durch den Geruch von einander unterscheiden kannst! Strebest du nach körperlicher Stärke, so bearbeite den Garten; wünschest du aber lieber geschickte Finger, so zeichne die Blumen, die in demselben wachsen! Willst du deine Einbildungskraft stärken, so fasse eine schöne Gegend in die Augen, beobachte genau die Mannichfaltigkeiten derselben, und die Ordnung, in der sie mit einander verbunden sind! Dann wende dich um, und gieb dir Mühe, dieß Bild in deiner Seele wieder darzustellen. Willst du Ordnung in deinen Gedanken lernen, so beschreibe alles, was du in einer gewissen Gegend bemerkt hast! Fühlst du Neigung zum Redner, Dichter oder Mahler, so beobachte erst, laß deine Beobachtung dich begeistern, dann stelle vor, was du beobachtet hast, und du wirst Beyfall finden! Willst du Scharfsinn lernen, so übe dich die Merkmale aufzusuchen, durch welche die Gattungen der Dinge von einander unterschieden sind! Verlangst du Uebung in der Abstraction, so untersuche erst die Aehnlichkeit zwischen dem Roßkäfer und dem Maykäfer, dann zwischen dem Käfer und Kreb-

se,

se, weiter zwischen dem Insekte und dem Fische, dann zwischen dem Thiere und der Pflanze, dem Metalle u. dgl. Willst du die wahre Philosophie des Lebens erlernen, so spüre den Ursachen nach, aus welchen die Wirkungen der Natur entspringen!

Die Natur ist auch das allgemeine Behältniß von Mitteln gegen das menschliche Elend und zur Vermehrung menschlicher Glückseligkeit. Je tiefer wir in dasselbe eindringen, desto mehr muß sich die Summe der Leiden vermindern, und die Summe der Freuden vergrößern. Es ist gewiß kein Uebel denkbar, gegen welches der gute Gott nicht ein Gegenmittel in die Natur gelegt hätte, und kein Ziel kann sich ein gesunder Menschenverstand als erreichbar denken, zu dessen Erreichung nicht die Hülfsmittel in Gottes großem Magazine zu finden wären. Und der sicherste Weg, dieß alles zu finden, kann dieser wohl ein anderer seyn, als das Suchen?

Wie saumselig ist man aber zeither gewesen, die Menschen mit der Natur bekannt zu machen! Wer daran zweifelt, der stelle nur mit dem ersten, dem besten, seiner Nebenmenschen eine kleine Unterredung über die Dinge an, die zunächst um ihn sind. Er wird viele Gelehrte finden, die den Waizen von dem Roggen nicht zu unterscheiden wissen, und die im ganzen Ernste behaupten, daß die Frösche, mit welchen, nach warmen Som-

merregen, oft unsere Felder bedeckt sind, mit dem Regen herabgefallen wären; Künstler und Handwerker, die Meilen weit durch die blumenreichsten Gegenden wandeln können, ohne darinne etwas merkwürdiges zu finden. Selbst der Landmann, der beständig im Schooße der Natur lebt und webt, kennt oft von den Dingen, die um ihn sind, weiter nichts, als was ihm Geld einbringt.

Beweises genug, wie mangelhaft noch unsere Schulen und Erziehungsanstalten in Ansehung dieses Punktes sind. Freylich immer eine mehr, die andere weniger mangelhaft." —

Dank sey es der Vorsehung, daß es auch in diesem Stücke schon besser geworden ist! Für alle Menschen, von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, wird jetzt die Naturkenntniß fast allgemein als eine nützliche und nothwendige Kenntniß anerkannt; nur in der Auswahl und der gehörigen Scheidung findet oft noch Zwecklosigkeit und Mangelhaftigkeit statt. Doch hört man auch schon jetzt in manchen Schulen unsers Vaterlands eher vom Fuchs, als vom Parder, eher von der Gans, als vom Straus, eher von der Viper, als der Brillenschlange, eher vom Regenwurm, als der Seemaus, eher von der Tanne, als von der Ceder, eher vom Töpferthon, als von der japanischen Porcellanerde sprechen. Man findet es allgemach seltsam, seine Blicke nach den Schätzen und Schön-

Schönheiten der Natur in den entferntesten Ländern hinzuwenden, und das zu übersehen, was dieselbe so nahe um uns hingelegt hat, was so nahe mit uns verbunden ist, und oft unmittelbar auf uns wirkt. So unnöthig einem deutschen Frauenzimmer zu ihrem Schmucke die Perlen zu seyn scheinen, deren Aufsuchung so vielen Menschen das Leben kostet: so überflüßig ist demselben auch dann noch ihre Naturgeschichte, wenn es noch nicht die Entstehung der Wolle, des Flachses, welche Produkte es täglich bearbeitet, näher kennen gelernt hat. So wahr und natürlich es ist, daß derjenige, der sich einer großen Menschenkenntniß rühmt, sich selbst erst genau kennen muß: eben so wahr und natürlich ist es, daß derjenige, der die Natur kennen lernen will und soll, zuerst eine genaue Kenntniß von dem haben muß, was aus dem Reiche der Natur zunächst in seine Sinne fällt.

Zu diesem Behufe habe ich es in vorliegendem Versuche gewagt, die Bewohner unsers Vaterlandes mit den Gegenständen und Schönheiten, welche die Natur in demselben verbreitet hat, näher bekannt zu machen. Plan und Zweck des Ganzen wird, deucht mir, jedem so gleich aus der Bearbeitung dieses ersten Bandes einleuchten.

Die Uebersicht der Landcharte von Deutschland, die Aufzählung aller Berge, Seen und Flüsse, der feurigen und wässerigen Lufterscheinungen, die Anzeigen und Listen von Witterungs- und Jahrszeitenbeobachtungen u. s. w.

*) 5 wird

wird man also hier vergeblich suchen; statt dessen aber eine, so viel als möglich, vollständige und practische Naturgeschichte von und für Deutschland finden. Da ich meine Beobachtungen in Thüringen gesammelt habe, und die Geschichte der Natur dieses Theils von Deutschland, der durch seine abwechselnde Lage und Boden so reich an mancherley Naturalien ist, aus besonderer Neigung und Beruf schon von Jugend auf aus der Quelle selbst schöpfen konnte, so wollte ich vorhero bloß die Naturgeschichte dieser Gegend bearbeiten; entschloß mich aber der Gemeinnützigkeit halber die Bearbeitung auf ganz Deutschland auszudehnen. Daraus läßt sich die doppelte Aufzählung der Produkte Deutschlands und Thüringens erklären, woraus am Ende des Werks, nicht nur eine Fauna, Flora, und Mineralogia Germanica, sondern auch Thuringica entstehen wird.

Ich bestimme mein Werk jedem Liebhaber der Natur, vorzüglich aber dem Forstmann, Jugendlehrer und Oekonomen; denn ich glaubte, für diese drey Stände ließen sich die Materialien auf eine solche schickliche Art mit einander verbinden, daß für das Fach eines jeden einzeln, ohne besondern Nachtheil der übrigen, hinlänglich gesorgt würde. In wie weit mir dieß gelungen oder nicht gelungen sey, davon werden mich Kenner belehren.

Der Forstmann, von dem man eigentlich von jeher mit Recht eine vorzügliche und genaue Kenntniß in die-

dieser Wissenschaft hätte fordern sollen, wird hier die nöthige Anleitung, und zwar in seiner Sprache, in welcher er alles so gern ausgedrückt wissen will, finden, wird hier die Hauptgegenstände seines Fachs systematisch kennen lernen, und nach den detaillirten Beschreibungen in den Stand gesetzt werden, künftig seine Beobachtungen und Entdeckungen selbst zu ordnen. Möchte es doch eher dahin gekommen seyn, daß man diesen Theil der Naturwissenschaft zu einem Gegenstande seines Berufs, ohne welche er doch weder ein wahrer Jäger noch Förster seyn kann, gemacht hätte; wir würden dann schon längst in derselben die wichtigsten Fortschritte gemacht haben, da er, durch Zeit und Gelegenheit so sehr begünstigt, fast nur allein im Stande ist, die wichtigsten Kapitel in derselben zu vervollständigen und zu berichtigen! Zur Einsicht in den Zusammenhang aller Dinge, zur Uebersicht des Plans der Schöpfung auf unserer Erde und der Naturkette unsers Planeten ist das Capitel Nahrung das allervorzüglichste, da sie das eigentliche Bindeglied in der ganzen Kette zu seyn scheint. Wer kann aber wohl die hierhergehörigen Data besser und vollständiger liefern, als der Forstmann, der zu allen Zeiten, um in seiner Sprache zu reden, die Thiere sich äsen sehen, sie zu allen Jahrszeiten in diesen Geschäfften beobachten, ihre Mägen und Kröpfe untersuchen kann, der fast der beständige Zuschauer aller Vegetation u. d. g. ist?

Der

Der Jugendlehrer wird hier ein Magazin finden, aus welchem er seinen Kindern alles das, was zunächst um sie ist, vorlegen kann, Materialien, die er nur nach Zeit und Zweck zu ordnen nöthig hat. In Absicht der Zeit können ihm die Kalender, die jeder Classe beygefügt werden sollen, die nöthige Anleitung geben *). Seinen besondern Zweck aber muß er selbst zu beurtheilen im Stande seyn, so, daß er diesem gemäß nicht nur seine Schüler mit alle dem bekannt macht, was ihrer Fassungskraft, und ihrem Kindersinn nach der Verschiedenheit der Jahre am angemessensten ist, sondern auch vorzüglich auf ihre verschiedene Bestimmung Rücksicht nimmt, dem künftigen Landmann, was für ihm gehört, dem Bürger, was ihm nützen kann, und so auch dem Studirendem mehr das, was ihm am angemessensten ist, vorträgt u. s. w. Hierbey dürfen ihm die Rubriken Jagd u. d. gl., die nur eigentlich für den Forstmann zugehören scheinen, nicht überflüßig seyn, da es keinen schicklichern Ort giebt, wo diese Kenntnisse, die in wenigen Technologien vorkommen, den Kindern mitgetheilt werden können; besonders da ihm bald die Erfahrung sagen wird, daß diese Kenntnisse und insbesondere die Jägersprache der Aufmerksamkeit der Kinder einen vorzüglichen Reitz geben, und

*) Auch die gemeinnützigen Spatziergänge, können ihm in dieser Hinsicht vorzüglich nützlich werden.

und ihnen das Studium der Natur sehr angenehm und interessant machen.

Meiner Einsicht nach darf sich auch die genauere Bekanntschaft mit der Naturgeschichte auf gelehrten Schulen nicht über die Gränzen der vaterländischen erstrecken; das was zur Verständlichkeit der ausländischen Produkte in der Geographie nöthig wäre, würde, wie billig, in dieser Wissenschaft beyläufig berührt, und die eigentliche ausländische Naturgeschichte gehörte dann für den Liebhaber auf Universitäten, wo auch gewöhnlich Cabinette zu intensiver Kenntniß angelegt sind, die den Schulen fast immer mangeln. Es ist eine solche Scheidung, die man, wie hier, also auch in der Mathematik noch immer vermißt, um so nothwendiger, je mannichfaltiger jetzt die Kenntnisse und Geschicklichkeiten werden, die man von einem Gelehrten verlangt. Und auch zu diesem Behufe wird man in der allgemeinen Uebersicht der Classen, Ordnungen und Gattungen für diejenigen, die dieses Buch als Handbuch in dieser Rücksicht brauchen wollen, Anleitung finden.

Der Oekonome endlich wird nicht nur von dem, was ihm nützt, sondern auch von dem, was ihm schadet, und womit er diesen Schaden abwenden kann, hinlängliche Kenntnisse erhalten; er wird von manchem Aberglauben und Vorurtheile befreyt, und durch eine allgemeine

nere, grössere und genauere Einsicht in die Dinge, die in seinem Wirkungskreise liegen, in den Stand gesetzt werden, mit mehr Leichtigkeit, Gründlichkeit und Gewißheit die besondern Zwecke seines Berufs zu erfüllen.

Jedoch nicht bloß für die genannten drey Stände, die ich bey meiner Arbeit immer besonders im Auge hatte, sondern auch für den Kenner der Natur selbst, für den gelehrten Naturforscher, schmeichele ich mir, ohne die Bescheidenheit zu beleidigen, nicht umsonst gearbeitet zu haben. Ich gestehe es zwar gerne, daß ich die Werke eines Blumenbachs, Gatterers, Götzens, Leskens, Schrebers u. a. m. auch bey diesem ersten Theile benutzt habe, und daß in diesen Büchern, besonders in den Beschreibungen der Säugethiere des letztern, so weit sie vorgerückt sind, fast alles erschöpft ist, was zu einer vollständigen Geschichte dieser Classe gehört. Allein da ich, so viel als möglich, nichts niederschrieb, was ich nicht selbst gesehen und beobachtet hatte, so hoffe ich, daß eine solche Bestätigung jedem Naturforscher angenehm seyn werde. Sind wohl irgend einer Wissenschaft dergleichen Bestätigungen nöthiger, als der Naturgeschichte? Da ich von Jugend auf der Natur in ihren Schlupfwinkeln nachspürte, und mir die dazu gehörigen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten, z. B. die Jägerkenntnisse erwarb, so hatte ich oft Gelegenheit schon gesagte Sachen bestätigt, oder wie derlegt zu finden; daher in meinem Buche mancher Zu-

satz

satz, manche Erläuterung, manche Verbesserung und Berichtung, die man nirgends antreffen wird.

Eben so habe ich auch, so viel als möglich, mich bemüht, passende Trivialnamen für die Arten zu wählen, die ich durch die ganze vaterländische Naturgeschichte fortzusetzen gedenke, wodurch man, wenn sie Beyfall und allgemeine Aufnahme fänden, in den Stand gesetzt würde, sich auch in der deutschen Sprache jedem, gelehrten und ungelehrten, Naturkenner verständlich zu machen.

Im zweyten Bande, welcher die Geschichte der Vögel und Amphibien Deutschlands enthalten wird, hoffe ich, besonders was die Ornithologie betrifft, mehr neues sagen zu können, da in diesem Theile der Naturgeschichte weniger vorgearbeitet ist, als in den übrigen. Besonders werde ich die Verwirrung und Unbestimmtheit in den Beschreibungen der Singvögel zu verbessern und zu heben mich bemühen, mit Abbildungen zu erläutern suchen, und auch manche neue Entdeckungen beyfügen können.

In allen übrigen Theilen der Naturgeschichte werde ich mich auch in den Beschreibungen kürzer fassen können, wenn durch diesen ersten meine ungeübten Leser erst geübt genug sind, auch eine mehr gedrungene Sprache in dieser Wissenschaft zu fassen.

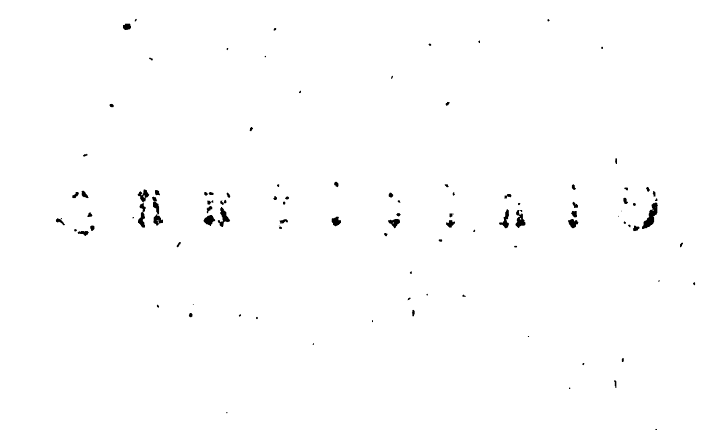
Nur

Nur von den seltensten, interessantesten und merkwürdigsten Naturalien werde ich allzeit Abbildungen liefern.

Gott gebe, daß auch diese Arbeit etwas zu seiner Verherrlichung und zur Vervollkommnung, Freude und Glückseligkeit der Menschen beytragen möge!

Der Verfasser.

# Einleitung.



# Erster Abschnitt.

## Von der Naturgeschichte überhaupt und der Eintheilung ihrer Gegenstände in die drey Naturreiche.

### Das erste Kapitel.

### Begriff der Naturgeschichte.

Wenn wir die auf und unter der Erde befindlichen Dinge betrachten, so sehen wir sie alle entweder in derjenigen Gestalt, welche ihnen die bildende Natur selbst gegeben, oder in derjenigen, in welche sie die Kunst der Menschen, der Thiere, oder so zu sagen ein bloßer wunderbarer Zufall verwandelt hat. Aus diesem Unterschiede nimmt man die gewöhnliche Eintheilung aller Körper unsers Erdbodens her. Man theilt sie nämlich ein in **natürliche Körper** (Naturalien) und **künstliche, durch Kunst verfertigte** (Artefacten). Nur mit den erstern beschäftigt sich die **Naturgeschichte.**

Unter **Naturalien** versteht man alle Körper unsers Erdbodens, welche der Mensch noch nicht durch seinen Kunstfleiß verändert hat, um entweder seiner Nothdurft abzuhelfen oder seine Bequemlichkeit zu befördern. Doch erfor-

dern sie oft einige Bearbeitung des Menschen, ehe sie als Naturalien beobachtet oder in dem Naturalienkabinet aufbewahret werden. Eine Sammlung von verschiedenen Marmorstücken gehört mir daher noch immer zu den Naturalien, ob sie gleich durch den Steinbrecher mühsam aus den tiefsten Erdgrüften hat ausgegraben, und durch den Steinschneider künstlich geschnitten, geschliffen und polirt werden müssen, ehe ihre schönen Zeichnungen deutlich beobachtet werden konnten, und ehe sie in das Kabinet aufgenommen wurde. Aber einen Tisch, dessen Platte aus eben einer solchen Sammlung von Marmorstückchen zusammen gesetzt wäre, würde ich seines Zwecks halber zu den Artefacten rechnen müssen. Eben so werden die schön gezeichneten Seeschnecken und Muscheln, welche durch Menschenhände von ihrer äußern unansehnlichen Rinde gereiniget, und polirt sind, und deren Schönheit erst dadurch aus ihrem innern schönen Bau herausgezogen worden ist, zu den Naturalien gerechnet, und nur dann erst werden sie wirkliche Artefacten, wenn sie der Künstler, z. B. mit einem Deckel versieht, und in Schnupftabacksdosen verwandelt.

Wenn also nur diejenigen Körper, die der Mensch zu einem besondern ökonomischen Nutzen verwendet, von den Naturalien ausgeschlossen sind, so machen diejenigen, welche der bloße **Zufall** geformt oder umgeändert, und diejenigen, welche die Kunst der Thiere zur Befriedigung einiger ihrer Bedürfnisse durch ihre Triebe umgebildet hat, noch mit Recht Anspruch auf den Namen der Naturalien. Jedermann rechnet daher in der Naturgeschichte einen Fisch, den man in der Tiefe eines Bergwerks auf einem Schiefer abgedruckt findet, eine Muschel, deren Schaalen sich in

einem Kalkstein abgebildet haben, einen Stein, welcher aus lauter Erbsen zusammengesetzt zu seyn scheinet, und der sich durch die abgesetzten Erd- und Metalltheilchen in heissen Bädern häufig auf diese Art formt *), eben so wie ein Vogelnest, welches aus verschiedenen Materialien durch seinen befiederten Baumeister so künstlich zusammengesetzt worden ist, noch zu den Naturalien. Jene größern Körper aber, die entweder gar nicht unmittelbar mit der Erde verbunden sind, z. B. Himmelskörper, Fixsterne, Planeten — oder doch, vermöge ihrer Größe und des weiten Raums, den sie zusammenhängend einnehmen, wie z. B. die Erdkugel selbst, der Aether, die Luft, das Feuer, das Wasser — mehr als Sammelplätze und Behälter der Naturalien angesehen werden können, setzt man nicht mit denselben in eine Klasse, sondern betrachtet sie, wie billig, besonders.

Kenntniß der Naturalien ist des Naturforschers Absicht, und der Naturgeschichte Zweck. **Die Naturgeschichte ist also nichts anders, als eine Wissenschaft, welche uns die Naturalien in einer gewissen bestimmten Ordnung kennen lehrt.** Sie lehrt uns die Naturalien **kennen**, daß heißt, sie unterrichtet uns von ihrem Unterschiede und ihrer Verbindung untereinander, von ihren Eigenschaften, von ihrer Entstehung, Fortdauer und von ihrem Nutzen. Und dies thut sie in einer gewissen **bestimmten Ordnung**, weil ohne dieselbe keine deutliche Uebersicht des Ganzen statt haben kann, sondern vielmehr Verwirrung und öfters unnütze Wiederholungen unvermeidlich seyn würden.

*) In Carlsbad findet man die letztern Naturspiele häufig.

## Das zweyte Kapitel.

### Von dem Unterschiede zwischen den organisirten und unorganisirten Körpern, und der hieraus sich ergebenden Absonderung der gesammten Naturalien in drey Reiche.

Beym ersten Anblicke der auf und unter der Oberfläche der Erde befindlichen Körper bemerken wir unter denselben einen so gleich in die Augen fallenden Unterschied, auf welchem die Haupteintheilung des ganzen Naturreichs beruht. Entstehung, Structur, und Wachsthum der natürlichen Körper weichen auffallend von einander ab. Vorzüglich werden in dieser dreyfachen Hinsicht zwey Hauptunterschiede bemerklich.

Viele Körper in der Natur erhalten 1) ihr Daseyn von solchen, die nicht nur mit ihnen gleicher Art sind, sondern ebenfalls wieder von, ihnen ähnlichen, erzeugt wurden. Diese Art der Erzeugung bleibt und war bey ihnen immer dieselbe vom Daseyn aller Dinge an, bis jetzt. Eben diese Körper bestehen 2) aus vielen Organen oder röhrenförmigen Gefäßen, welche so eingerichtet sind, daß sie von außen flüßige Theile aufnehmen können. 3) Diese Flüßigkeiten bewegen sich in den Kanälen dieser festen Körper regelmäßig, nach bestimmten Gesetzen, bleiben zum Theil, und sind dann die wahren Nahrungs- und Erhaltungsmittel dieser Körper, indem sie sich ihnen auf eine unmerkliche Weise beymischen, sie dadurch ausdehnen, vergrößern, ihr Wachsthum und ihre Vervollkommung befördern. Zum Theil trennen sich auch diese Flüßigkeiten nach einiger Zeit wieder eben so unmerklich von diesen Körpern,

ver-

vermittelst unzähliger feiner Oeffnungen auf der Oberfläche derselben. Diejenigen Körper, welche diese Eigenschaften haben, machen die erste Hauptart der Naturalien aus. Man nennt sie **organisirte Körper.**

Zur **zweyten Hauptart** gehören alle übrigen Naturalien, **unorganisirte Körper,** auch **Mineralien** genannt. Sie erhalten und erzeugen sich **nicht**, wie die organisirten Körper; deshalb ist auch ihr Bau ganz ein andrer. Ein Mineral erzeugt nie seines gleichen wieder, oder ward auf die Weise erzeugt; sondern es erhält dadurch nach und nach sein Daseyn, daß sich verschiedene Theile **einer Art** von außen nach und nach einander bemischen, häufen und verbinden. So entsteht — und so wächst das Mineral auch; doch ebenfalls nach bestimmten Gesetzen, die nur weniger äußerlich in die Augen fallen, und daher schwerer zu bestimmen sind, wie die Bewegungsgesetze in den **organisirten** Körpern, welche letztere man auch noch **lebendige**, die **unorganisirten** hingegen, **leblose, todte** nennt. Denn in jenen bemerkt man wirkende Kräfte, die sich, auch sich selbst überlassen, bewegen; in diesen nicht.

Wie dieser Hauptunterschied, welchen **Organisation** und Mangel derselben unter den Naturalien überhaupt macht, auf den ersten Blick bemerklich wird; so zeigt sich eben sobald unter den **organisirten** Körpern selbst wieder eine große Verschiedenheit.

a) In Absicht auf den **Aufenthalt.**

Dieser ist bey den organisirten Körpern **entweder** bestimmt und bleibt immer derselbe, wenn ihn nicht eine an-

dere Kraft verändert (Gewächse, Pflanzen); oder unbestimmt, indem ihn der Körper nach eigner Willkühr öfters verändert (Thiere.

*b*) In Absicht auf Ernährung.

Dieselben organisirten Körper, deren Aufenthalt auf einem gewissen Platze für immer beschränkt bleibt (Pflanzen), ernähren sich auf eine ganz andre Weise, als diejenigen, deren Aufenthalt, nach ihrer eignen Willkühr, einer beständigen Veränderung unterworfen ist (Thiere). Die Nahrung jener besteht blos aus flüßigen Theilen, und bleibt immer dieselbe, und um diese Theile einzusaugen, haben sie viele Werkzeuge, welches vorzüglich ihre Wurzeln sind, vermittelst deren sie zugleich an den Ort ihres Aufenthalts gebunden werden.

Diejenigen organisirten Körper hingegen, welche willkührlich sich von einem Orte zum andern bewegen können (Thiere), nähren sich nicht nur neben der flüßigen von festeren Theilen; sondern auch fast immer von sehr vielerley Arten dieser Körper. Die Mannichfaltigkeit ihrer Nahrungsgegenstände ist so groß, als die Willkühr ihrer Bewegungen. Sie ernähren sich sogar größtentheils von jenen organisirten Körpern, die ihnen nicht entrinnen können (Pflanzen).

Die Pflanzen mußten viele Werkzeuge haben, um bey ihrer Unbeweglichkeit, vermittelst derselben alle Nahrungstheile zu gleicher Zeit, in ihrem ganzen Kreise umher an sich ziehen zu können. Dieß war auch deshalb nöthig, weil ein einziges Werkzeug, dessen Oeffnung und Röhre doch wegen der Feinheit des Nahrungskörpers auch äußerst fein

fein und zart seyn mußte, bey weitem nicht hingereicht haben würde, das ganze Gewächs zu ernähren. Hingegen wurde den Thieren, die nur eine einzige Oeffnung haben, um die Nahrungstheile einzunehmen, der Mangel mehrerer Werkzeuge durch Freyheit ihren Aufenthalt nach Bedürfniß zu ändern, und durch eine verhältnißmäßig weit größere Oeffnung ersetzt, mittelst deren sie zu gleicher Zeit eben so viel Nahrung zu sich nehmen können, als die Pflanzen durch alle ihre Wurzeln.

Außer diesen beyden Hauptverschiedenheiten, welche schon sehr deutlich die Gränzen zwischen dem Pflanzen- und Thierreiche finden lassen, haben die Thiere noch einige eigenthümliche Eigenschaften voraus, die weiter unten, wenn von den Thieren und ihrem Charakter besonders die Rede ist, angezeigt werden sollen.

Die hier angegebenen Abweichungen in den Organen der natürlichen Körper reichen schon hin, sie in die gewöhnlichen drey Hauptreiche zu vertheilen.

## I. Das Thierreich. Regnum animale.

In dasselbe gehören die Thiere, oder diejenigen organisirten Körper, welche ihren Aufenthalt nach Willkühr und Bedürfniß ändern, sich durch ein Werkzeug (den Mund), und von vielen ungleichartigen Dingen, ernähren. Die Wissenschaft von der Kenntniß dieses Naturreichs heißt: **Zoologie.** Zoologia.

## II. Das Pflanzenreich. Regnum vegitabile.

In dasselbe gehören gleichfalls organisirte Körper, die aber für immer an ihren ersten Aufenthalt gebunden sind,

ihn wenigstens nicht aus eigner Willkühr verändern können, noch dieser Veränderung bedürfen, die sich immer von denselben gleichartigen Theilen und vermittelst sehr vieler Werkzeuge (Wurzeln) nähren, die Pflanzen oder Vegetabilien. Botanik (Botanica) ist die Wissenschaft von der Kenntniß derselben.

## III. Das Mineralreich. Regnum minerale.

Wir lernen es durch die Mineralogie (Mineralogia) kennen. Es umfaßt alle unorganisirte Körper, deren Bestimmungen oben schon hinlänglich angegeben sind, — die Mineralien oder Fossilien. In dieses Reich könnte man unsere Erde selbst rechnen. Sie ist die Werkstätte, in welcher sich die verschiedenen Mineralien bilden; aus ihrem Schooße entspringen die Pflanzen, und von ihren Händen empfangen die Thiere Ernährung. Allen Naturalien leiht sie eine Zeitlang Theilchen, unter mancherley Gestalten auf der Oberfläche der Erde zu wirken, fordert sie aber auch bald wieder zurück.

---

Zwey-

# Zweyter Abschnitt.

## Nähere Betrachtung der organisirten Körper überhaupt.

---

### Das erste Kapitel.

### Von den verschiedenen Revolutionen der organisirten Körper und ihren Bestimmungen im allgemeinen.

Während der Dauer eines jeden organisirten Körpers, sey sie lang oder kurz, sind zwey Hauptzeitpunkte bemerkbar. Sein **Entstehen** oder der Anfang des Lebens — die Vollendung oder sein **Tod**. Die tausendjährige Eiche und der zweytägige Schimmel *), der Mensch, welcher hundert Jahr alt wird, und das Ufcraas **), daß keinen Tag überlebet, alle organisirten Körper haben diese Gränzen ihrer Wirksamkeit gemein; sie entstehen und — sterben.

Alle die regelmäßigen, periodischen sichtbaren Veränderungen, die sich mit einem jeden organisirten Körper von seinem Beginnen an, bis zu dessen Aufhören durch dessen eigne **Kraft** zutragen, nennen wir das **Leben** desselben.

Alle organisirten Körper sind mit jedem Augenblicke beständigen Veränderungen unterworfen, wenn wir sie gleich nicht immer wahrnehmen. Wenn der Baum in voller Blüte da stehet; das sehen wir. Aber die Millionen Verände-

*) Embolus carneus. Halleri.
**) Ephemera vulgata. Linn.

änderungen, die er den ganzen Winter und Frühling durch, an Tausenden seiner Theile erfahren mußte, bis er in voller Blüte da stehen konnte — diese bemerkten wir nicht.

Die nothwendigen Folgen dieser beständigen Veränderungen, welche, so wie alle, also auch die organisirten Körper, erfahren, sind anfänglich — Abnutzung und zuletzt Zerstörung. Diese erfolgt in der That auch bey allen organisirten Körpern.

## Das zweyte Kapitel.

### Von der Ernährung, dem Wachsthum, und der Fortpflanzung der organisirten Körper.

Diese letzte Revolution, die Zerstörung würde aber weit früher erfolgen, wenn die **Nahrung** nicht den beständigen Abgang der Theile, der durch die Ausdünstung, und durch andere dazu bestimmte Kanäle geschieht, ersetzte, und so das Leben des Körpers verlängerte.

Vermittelst ihrer **Organe** oder röhrenförmigen Gefäße fassen diese Körper fremde Theile von außen auf, verwandeln sie in sich zu solchen, aus denen sie selbst bestehen, und mischen sie dann denselben bey. Diese ganze Operation, vermittelst welcher diese Körper den Abgang ihrer eignen Theile durch fremde wieder ersetzen, heißt die **Ernährung**. Ohne dieselbe hörte das Leben sehr bald auf.

Ist sie aber reichlich, das heißt: führt sie dem Körper eine größere Menge neuer Theile zu, als er verlohren hatte, so ereignen sich zwey merkwürdige Erscheinungen. Die

erste:

erste: Der Körper ersetzt nicht nur die abgegangenen Theile vollkommen wieder, sondern eignet sich noch mehrere zu, als er verlohren hatte, vermehrt also dadurch seine Masse, und den Umfang seines Raums — das heißt mit einem Worte: Er wächst.

Diese Erscheinung nimmt man bey dem organisirten Körper vom ersten Augenblick ihres Daseyns an wahr, und beobachtet sie bis zu einem gewissen Zeitpunkte, da sie zwar nicht gänzlich aufhört, aber doch weit weniger bemerkbar wird. Der Mensch z. B. wächst etwa bis in sein vier und zwanzigstes Jahr in die Höhe. Nach dieser Zeit bemerkt man keine weitere Zunahme desselben. Demohnerachtet dauert das Wachsthum in die Breite und Dicke fast immer fort, der Mensch wird immer vollkommener am Körper.

Da auch um diese Zeit die organisirten Körper noch weit mehr Theile durch die **Nahrung** mit sich vereinigen, als sie verlieren, und zu ihrer größern Vervollkommnung brauchen; so erfolgt die zweyte Erscheinung — die **Fortpflanzung ihrer selbst.** Das Hauptmittel derselben sind die noch überflüßigen Theile, wenn für **Nahrung** und **Wachsthum** des Körpers hinlänglich gesorgt ist. Diese werden auf eine so wunderbare Weise wieder verwandelt, daß sie dadurch die Fähigkeit erhalten, unter gewissen Umständen wieder ein eben so ausgebildeter organisirter Körper zu werden, als der ist, von dem sie anfänglich nur einen kleinen, unansehnlichen Theil ausmachen.

Man sieht hieraus, daß zum **Leben** des organisirten Körpers das unumgängliche Erforderniß **Nahrung** sey; von

von welcher Wachsthum die nächste, Fortpflanzung des Geschlechts wenigstens die gewöhnliche Folge ist.

## Das dritte Kapitel.

### Von dem Tode der organisirten Körper.

Alle organisirten Körper bestehen aus festen und flüßigen Theilen. Die einfachsten festen Theile heißen Fasern (Fibern); mehrere solcher Fasern formen ein zelliges Gewebe, und aus diesem entstehen und bestehen dann zusammengesetzte Fasern, Häute, (Membranen), hohle Röhren oder Gefäße (Vasen) und andere wiederum aus diesen verschiedenen Theilen zusammengesetzte Theile.

In diesem zelligen Gewebe, und in diesen Gefäßen nun werden jene flüßigen Theile nach gewissen von der Natur bestimmten Gesetzen so lange bewegt, bis der Tod des organisirten Körpers erfolgt. Die Bewegung selbst ist nach der Verschiedenheit des Baues der verschiedenen organischen Körper und ihrer Gefäße verschieden.

Die organisirten Körper haben nicht nur Gefäße und Werkzeuge, fremde und ihnen zuträgliche Nahrungtheile einzunehmen; sie haben auch andere, vermittelst deren sie sich von den schädlichen und völlig überflüßigen Theilen losmachen können. Endlich sind sie noch mit gewissen Oeffnungen versehen, durch welche die Luft in sie dringen kann, welche einen sehr wichtigen Beytrag zu ihrer Fortdauer leistet.

Da bey fortdauernder Ernährung und Wachsthum der organisirten Körper die Fasern immer dich-

dichter und härter, und die Zwischenräume so ausgefüllt und enge werden, daß sich keine neuen nährenden Theile darzwischen anhängen können, und also mit der Zeit der Körper zu wachsen aufhört; so werden auch nach und nach die **Bereitungsgefäße** selbst dichte und hart, so daß die Säfte nicht mehr gehörig ausgearbeitet werden, und zirkuliren können; die Bewegung derselben wird also immer langsamer, stockt endlich gar, und hört, so wie die davon abhängende **Ernährung**, auf. Hier beschließt dann der organisirte **Körper** sein **Leben** oder er **stirbt**.

---

# Dritter Abschnitt.

## Nähere Betrachtung der Thiere überhaupt.

### Das erste Kapitel.

#### Angabe der zwey Hauptunterscheidungsmerkmale der Thiere von den Pflanzen.

Was bisher von den organisirten Körpern gesagt wurde, war den Pflanzen und Thieren gemein. Da aber die letztern viele merkwürdige Eigenheiten noch besonders haben; so verdienen sie eine eigne Betrachtung. Das Allerbewundernswürdigste ist ihre mannichfaltige Verschiedenheit, welche es auch fast unmöglich macht; etwas näheres von ihnen zu sagen, welches allen insgesammt zukäme. Doch lassen sich zwey Hauptmerkmale angeben, wodurch sich alle Thiere wesentlich von den Pflanzen unterscheiden. Diese sind:

1) **Willkührliche Bewegung.**
2) **Empfindung.**

Die erste Eigenschaft beruht auf dem besondern Bau der Gliedmaßen, und die zwote auf den hiezu besonders eingerichteten **Sinneswerkzeugen.**

### Das zweyte Kapitel.

#### Von der willkührlichen Bewegung der Thiere.

Der **Gliederbau** der Thiere, welcher sie zur willkührlichen Bewegung geschickt macht, unterscheidet sich auf-

fallend vom Bau der Pflanzen. Diese machen zwar keine einförmige, gleichgestaltete Masse aus; aber ihre Theile haben doch nur immer eine steife, zähe Verbindung, und sind daher auch in Absicht ihrer Lage wenigerer Veränderungen fähig. Welche gegliederte Zusammensetzung hingegen im thierischen Körper! Kleine Massen, in leichter und doch genauer Verbindung, so fest und doch so künstlich an einander gekettet, daß der ganze Körper überhaupt, im Zusammenhang, wie jeder einzelne Theil für sich, auf unzählige Weise, seine Lage ändern kann.

Die Grundmasse des thierischen Körpers ist der **Rumpf.** Er ist an sich, oder nach dem äußern Ansehen, am wenigsten viel eigener Bewegung fähig, ob gleich in ihm die größten Wunder der Bewegung verborgen sind. Mit demselben sind die **äußern Gliedmaßen** und der **Kopf** auf eine solche Weise verbunden, daß sie mit dem Rumpfe im genauesten Zusammenhange stehen, und doch viel Beweglichkeit für sich haben. **Kopf** und **Rumpf** treffen wir bey allen Thieren an; aber in Absicht der äußern Gliedmaßen zeigt sich eine große Abweichung. Einige Thiere haben bloß Arme und Beine, andere noch einen Schwanz, noch andere haben diesen allein, einige haben Flossen, wieder andere Flügel, noch andere Fühlfäden. So verschieden alle diese Gliedmaßen sind; so kommen sie doch darinn überein, daß ihnen, durch die leichte Art ihrer Verbindung mit dem Rumpfe, ein hoher Grad der Bewegungsfähigkeit eigen ist. Fast durchgängig sind diese äußeren Gliedmaßen wieder in mehrere kleine Theile gegliedert, welche die Menge und Leichtigkeit der Bewegungen ungemein befördern. Und eben so sind fast durchgängig

diese äußeren Gliedmaßen die Werkzeuge, durch welche der ganze Körper des Thieres in Bewegung gesetzt wird.

Das besonders Merkwürdige dieser Bewegung ist noch ihre **Willkühr**. Weil die Thiere nicht durch fremde Kraft, wie z. B. die Pflanzen durch die Gewalt des Windes, bewegt werden, sondern durch ihre eigne Kraft und aus eignem Antrieb sich selbst bewegen: so schreibt man ihnen mit Recht eine **willkührliche**, oder von niemand, als ihnen selbst, abhängige Bewegung zu.

## Das dritte Kapitel.

### Von der Empfindung der Thiere und von den Nerven, als den Empfindungswerkzeugen.

Die Pflanzen haben keine **Empfindungsfähigkeit**; denn sie sind nicht vermögend sich irgend etwas **vorzustellen**, weder sich selbst, noch etwas außer sich. Eben so wenig haben sie ein **Gefühl**, **das sie einen Unterschied zwischen angenehmen und widrigen Eindrücken machen lehrte.** In beyden bestehet das Wesentliche der Empfindungsfähigkeit, welche allen Thieren verliehen worden ist. Nur da hier die Mannigfaltigkeit so groß ist; so sind auch eben so große Grade in den Abstufungen dieser Empfindungsfähigkeit. Doch fehlt sie keinem Thiere gänzlich. Der Wurm hat vielleicht gar keine Vorstellungen; seine Empfindung beschränkt sich vielleicht bloß auf das Gefühl einiger weniger angenehmen und unangenehmen Eindrücke. Wie vielerley angenehmer und unangenehmer Empfindungen ist dagegen nicht der Hund z. B. fähig! Wie vielerley Beweise giebt er aber nicht auch außerdem von mancher-

ley Vorstellungen, die er hat! Je mehr Empfindungswerkzeuge ein Thier hat, desto vollkommner und mannichfaltiger sind seine Empfindungen, und umgekehrt.

Diese Werkzeuge nennen wir **Nerven**. Es sind dieß markige Fäden, welche sich vom Gehirn aus nach allen Theilen des Körpers hin verbreiten. Ihre Enden dringen fast überall bis auf die Oberfläche des Körpers. Es mag daher der Körper an irgend einem Orte, wo man will, berührt werden, so trifft die Berührung ein unter der Haut liegendes Nervenende. Eine jede Berührung bringt den Nerven, den sie trifft, in eine gewisse Erschütterung. Wie eigentlich diese Erschütterung vor sich gehe, ist eben so zweifelhaft, als die Beschaffenheit der Nerven selbst. Sie sind im Körper entdeckt, und nach ihrem Zusammenhange und Gange bemerkt worden, das ist gewiß; aber ungewiß ist man, ob die Nerven, wie sonst behauptet wurde, aus blosen Fäden, oder wie neuerlich gemuthmaßet ist, aus den feinsten Haarröhrchen bestehen, in welchen sich eine Flüßigkeit, der **Nervensaft** oder die Lebensgeister genannt, in den kleinsten Tröpfchen äußerst schnell fort bewegt. Ist das erstere; so wird die Erschütterung auf eine ähnliche Weise vor sich gehen, als bey einer gespannten Darmsaite, wenn sie nach geschehener Berührung einen Ton von sich giebt. Ist das letztere; so wird die Berührung das erste Saftkügelchen in Bewegung setzen, dieses wird das zweyte fortstoßen u. s. f. bis der ganze Nervensaft in Bewegung gesetzt ist.

Darüber ist man wieder nach allen Erfahrungen einig, daß die erregte Erschütterung durch den ganzen Nerven fortgehe, und im Gehirne, dem Sammelplatz aller Nerven,

aufhöre; worauf das Thier sich allemal eine Vorstellung, nicht nur vom Eindrucke selbst, sondern auch von der Art des Eindrucks, ob es z. B. angenehmer oder unangenehmer war, machen kann.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß eben diese **Nerven** vielleicht auch die **ersten Werkzeuge** der thierischen willkührlichen Bewegung ausmachen. Denn da die äußeren Gliedmaßen, als die zweyten Werkzeuge nicht beständig, und auch nicht immer in Bewegung sind, so muß doch etwas vorhanden seyn, was erst auf diese oder jene Gliedmaßen wirkt, damit sich diese und keine andere — und damit sie sich auch gerade jetzt, nicht früher und nicht später, bewege; und dieß sind wahrscheinlich ebenfalls die **Nerven**. Da sie sich nach allen Seiten verbreiten, und der Erschütterung fähig sind, so erschüttert wohl die Thierseele den Nerven im Gehirn, und diese Erschütterung pflanzt sich bis zu dem Gliede fort, welches in Bewegung gesetzt werden soll. Einen Unterschied siehet man hier leicht. **Bey der Empfindung** wirkt nämlich ein Gegenstand von außen auf die Nerven, die sich an der Oberfläche des Körpers befinden, erschüttert diese fortlaufend bis zum Gehirne, und bringt die gehörige Vorstellung in demselben, dem Sitz der Seele, hervor; **bey der willkührlichen Bewegung** aber geschieht die Berührung im Gehirne und die Erschütterung von innen nach außen, um diese Erscheinung zu bewirken.

## Das vierte Kapitel.

### Kurze Uebersicht des gesammten Thierreichs.

Die bisher angegebenen Vorzüge sind allen Thieren mehr oder weniger eigen. Da aber die Menge derselben so

groß

groß und ihr Bau selbst so äußerst verschieden ist; so würde man nie weder das gesammte Thierreich übersehen, noch von einzelnen Thieren deutliche Begriffe bekommen können, wenn man die Thiere etwa nur so, wie sie uns in der Natur aufstoßen, betrachten, und sich nun mit dieser Erkenntniß begnügen wollte *). Die große Menge der Thiere bringt es an sich schon mit sich, daß sich viele im Aeußern ähnlich werden, die man doch bey genauer Untersuchung ganz von einander verschieden findet. Eben diese große Menge von Gegenständen würde das Gedächtniß überladen, und beständige Verwechselungen der Begriffe verursachen, wenn uns nicht die eben so auffallende Verschiedenheit der Thiere ein gutes Hülfsmittel an die Hand gäbe, beydes so viel als möglich, zu vermeiden.

Wir sammeln daher in Gedanken alle uns bekannten Thiere, die zerstreut auf dem ganzen Erdboden leben, vor unserm Blicke, bemerken die auffallendsten Hauptverschiedenheiten, und machen nach diesen gewisse Hauptabtheilungen oder **Classen**. So würden wir z. B. im Augenblicke bemerken, daß sich die Vögel durch ihr Gefieder und zwey Füße sehr auffallend von allen andern Thieren unterscheiden, und aus diesen daher eine eigne Klasse machen.

Alles kommt aber bey solchen Ab- oder Eintheilungen darauf an, welche **Kennzeichen** (Charaktere) der Aehnliche



*) Hier oder noch früher entwickelt man gewöhnlich die Begriffe von der Stufenleiter in der Natur und vom natürlichen System; allein nach meinem Plan und meiner Einsicht kann dieß wichtige Kapitel nur erst am Ende der N. G. an seinem rechten Orte stehen. Die Gründe: Warum? lassen sich bey wenigem Nachdenken leicht entdecken.

lichkeit und welche Kennzeichen oder Merkmale der Verschiedenheit man festsetzt. Sind diese Kennzeichen zweydeutig gewählt, so wird auch die Eintheilung mangelhaft werden.

Aristoteles *) machte, so viel wir wissen, die erste Eintheilung unter den Thieren. Er bestimmte nämlich zwey Hauptabtheilungen, unter deren erste er alle lebendiggebährende und unter deren zweyte er alle eyerlegende Thiere brachte.

Diese Eintheilung mit ihren verschiedenen Unterabtheilungen war nun immer das mangelhafte Lehrgebäude, an welchen die folgenden Naturforscher nur änderten und besserten, das aber demohngeachtet immer unbequem und unvollkommen blieb, weil die Kennzeichen zu unbestimmt und schwankend waren. Der große Naturforscher von Linne **) war zuerst so glücklich, natürlichere und bestimm-

*) Ein berühmter griechischer Weltweiser, der ohngefähr 400 Jahr vor Christi Geburt lebte.

**) Er lebte in diesem Jahrhunderte, war Ritter des Nordsternordens, Leibarzt des Königs von Schweden, Professor der Medicin, Stifter und erster Präsident der Gesellschaft der Wissenschaften zu Stockholm. Er hat sich durch seine Bemühungen, die er auf die Naturgeschichte gewendet hat, einen unsterblichen Ruhm erworben, und seit er einen bessern und gebahntern Weg, zur Kenntniß der Geschöpfe unsers Erdballs zu gelangen, gezeigt, sind ihn viele nach ihm glücklich gegangen, und die N. G. ist nicht nur dadurch an mehrerer Vollkommenheit und Vollständigkeit gewachsen, sondern hat auch eine große Anzahl Verehrer bekommen, ist fast ein allgemein beliebtes Studium geworden. Er ist derjenige Schriftsteller in der N. G., nach dessen System man sich jedem Naturforscher verständlich machen kann.

stimmtere Kennzeichen zu finden, und auf diese ein ganz neues System zu bauen, welches die meisten Naturforscher wegen seiner Gründlichkeit und Vollkommenheit angenommen haben. Er behauptet mit Recht, daß diese Kennzeichen allemal so gewählt werden müßten, daß man die natürlichen Körper mit Leichtigkeit und Gewißheit von einander unterscheiden könne. Eben um nun gewisse Kennzeichen, besonders bey einer Hauptabtheilung, bey der Classification des gesammten Thierreichs zu haben, konnte man nicht aufs Aeußerliche, nicht auf den Augenschein gehen, wo so vieles veränderlich und betrüglich ist; sondern man mußte dieselben von wesentlichen, von Haupteigenschaften der Thiere hernehmen, d. h. von solchen, die unzertrennlich von der Natur des Thieres, unwandelbar, unveränderlich sind, demselben unter allen Umständen zukommen, und sich hauptsächlich auf innern Bau und innere Bildung gründen.

Nachdem Linne' dieß alles erwogen, setzte er sechs Thierclassen fest, deren Eintheilungskennzeichen er aus innern Eigenschaften der Thiere, aus der Beschaffenheit des Herzens und des Blutes hernahm. Sie entstanden auf folgende Art. Die Thiere haben nämlich

**Erstens**: Ein Herz mit zwey Kammern und zwey Vorkammern (Ohren) und ein warmes rothes Blut und bringen

entweder lebendige Jungen zur Welt, und säugen sie mit Milch einige Zeit an ihren Brüsten,

**Erste Classe: Säugethiere** (Mammalia),

oder legen Eyer, und haben Federn,

**Zweyte Classe: Vögel** (Aves).

Zweytens: Ein Herz mit einer Kammer und einer Vorkammer, und ein kaltes rothes Blut, und holen Athem,

entweder durch Lungen,

Dritte Classe: Amphibien (Amphibia.)

oder durch Kiefern und nicht durch Lungen,

Vierte Classe: Fische (Pisces).

Drittens: Ein Herz mit einer Kammer ohne Vorkammer, und ein kaltes weisses Blut, und haben entweder Fühlhörner (antennae) und verwandeln sich,

Fünfte Classe: Insekten (Insecta).

oder (meist) Fühlfaden (tentacula) und leiden keine Verwandelung.

Sechste Classe: Würmer (Vermes).

Der Ritter Linné beschreibt 6137 Arten derselben, nämlich 230 Arten Säugethiere, 946 Arten Vögel, 292 Arten Amphibien, 404 Arten Fische, 3060 Arten Insekten, und 1205 Arten Würmer; aber durch das ausgebreitete Studium der Naturgeschichte, und die Entdeckungen, die man nach ihm gemacht hat, beläuft sich die Anzahl der bekannten Thierarten gewiß schon auf 12000, und man nimmt daher so gar nicht unwahrscheinlich 25000 Thierarten an. Denn wie viele Gegenden der Erde sind noch gänzlich in dieser Absicht ununtersucht? Wie viele Entdeckungen werden noch durch die immer mehr und mehr verbesserten Vergrösserungsgläser gemacht werden? Ja wie groß müßte die Anzahl der Thiere werden, wenn wir die Tiefen des Weltmeeres durchsuchen könnten?

Vier-

# Vierter Abschnitt.

## Von den Säugethieren.

## I. Allgemeine Beschreibung ihres äußern und innern Baues.

---

### Das erste Kapitel.

### Von den äußern Theilen.

Da sich die ganze Absonderung dieser Thierclasse von de andern auf ihren Bau gründet, so ist es jetzt Zeit diese kennen zu lernen. Der thierische Körper besteht aus flü sigen und festen Theilen. Die festen Theile sind thei weich, theils hart. Wenn man daher weder auf die flüß gen Theile, noch auf den innern Körperbau Rücksicht nimm so scheint der thierische Körper, auch dieser Classe, aus zw Hauptmassen zu bestehen: Fleisch und **Knochen**. W finden das Fleisch nie bloß, sondern allemal mit einer Hau überzogen. Diese Haut hat zu mancherley Verrichtunge und Bestimmungen verschiedene Oeffnungen von großer un kleiner Art, als den Mund, die Nasenlöcher, die Schwei löcher rc. und ist nach der verschiednen Lebensart der Thier bald mehr oder weniger hart und dicht. Bey den meist Säugethieren ist sie mit Haaren, bey andern mit Stachel bey noch einigen mit Schuppen besetzt. Sie bestehet a drey Lagen übereinander, die man wieder, als so viele l sondere Häute ansehen kann. Die äußerste ist die Obe haut, welche aus lauter kleinen, ungleichen, durchsichtig

Schuppen mit Furchen und Einschnitten, zwischen denen die Gefäße des Schweißes und der Ausdünstung liegen, zusammengesetzt zu seyn scheint. Sie hat keine Empfindung und beschützt die Wärzchen des Gefühls. Unter derselben liegt die **Netzhaut**, welche aus sehnigten Fasern zusammen geflochten ist, und sehr viele nervigte Warzen, kleine Blutgefäße, Drüsen und Schweißlöcher enthält. Die dritte ist die **Fetthaut**, welche aus unzähligen Bläschen, und Zellen, die mit Fett angefüllt sind, zusammengesetzt ist.

Das **Fleisch** bestehet aus unzähligen Gefäßen, Fasern und Nerven. Von den Nerven ist oben schon geredet worden. Der Gefäße, als Behälter der flüßigen Theile, wird bey diesen weiter unten Erwähnung geschehen. Hier also nur von den **Fleischfasern**.

Wenn man den von der Haut entledigten thierischen Körper betrachtet, so sieht man, daß diese Fasern gar nicht in einer Richtung immer fortlaufen, sondern dieselbe beständig ändern; doch nicht einzeln, sondern in Vereinigung mit mehrern Fasern. Man bemerkt daher auch im Fleische Abtheilungen. Eine jede solche Abtheilung, die immer aus einem Bündel Fleischfasern besteht, heißt ein **Muskel** (Mäuschen). Diese Muskeln machen unzählige, beugsame Fasern aus, sind mit einigen Häutchen umgeben, mit Adern und Nerven durchflochten, an den Knochen, oder andern Theilen des Körpers vermittelst verschiedener Flechsen befestiget und mit einander verbunden. Man unterscheidet an ihnen den **Kopf**, das obere stumpfe Ende, ferner den **Bauch**, den dicken mittlern Theil und zuletzt den **Schwanz** oder die Sehne, nämlich das untere spizzige Ende, welches in einem Knochen oder andern festen

Theil

Theil eingesenkt ist. Sie besitzen die besondere Eigenschaft durch jeden fremden Reitz sich zusammenzuziehen, welches man ihre Reizbarkeit nennt, und dadurch wird die Bewegung des Körpers und jedes einzelnen Gliedes bewerkstelliget. Durch diese Einrichtung sind die Muskeln im Stande die Knochen unter einander zu verbinden und zu bewegen, welche ihnen hingegen wieder zur Stütze dienen. Der Kopf aller derjenigen, welche zur Bewegung der Knochen dienen, ist an dem einen, und ihr Schwanz am andern Knochen befestigt. Kopf und Schwanz bestehen aus zähen Flechsen; der Bauch aber ist fleischigt. Sobald ein Glied bewegt werden soll, schwillt der Bauch des Muskels auf; dadurch wird er kürzer und zieht die Flechse des Schwanzes sammt dem daran hängenden Knochen oder Gelenke, nach demjenigen Knochen zu, der an dem Kopfe des Muskels befestigt ist. Wieder eine Anstalt die Beweglichkeit der Gliedmaßen zu befördern, der die Pflanzen gänzlich entbehren.

Die Knochen selbst sind harte, unbiegsame, mehrentheils mit Mark erfüllte Theile, welche die weichern Theile des Körpers unterstützen, diesem seine Grundgestalt geben, und durch Gelenke zur Beförderung der Bewegung mit einander verbunden sind.

Die ganze Zusammenstellung derselben, ihre gegliederte Verbindung, ihre Bekleidung mit Fleisch, welches mit einer Haut überzogen ist; dieß alles bildet die äußere Gestalt der Thiere.

Wir bemerken an den Säugethieren Kopf, Rumpf, und Gliedmaßen.

Am Kopfe unterscheidet man die Hirnschale und das Gesicht. Die Hirnschale ist der oberste Theil des

Kopfs

Kopfs und besteht aus denjenigen Knochen, welche die Höhle bilden, worinnen sich das Gehirn befindet. Der vordere Theil derselben heißt der **Vorderkopf**, der zuweilen mit hornartigen Auswüchsen, die man **Hörner** nennt, versehen ist, und der hintere, der vom Scheitel bis an den Nacken geht, der **Hinterkopf**. Im Gesichte zeigt sich zuerst oben die **Stirn**, unter welcher die **Augen** stehen. In der Mitte des Gesichts läuft die **Nase** hin, an deren Seiten die **Backen** und weiter hinten die **Ohren** stehen. Der **Mund** wird durch zwey Knochen, die man die **obere** und **untere Kinnlade** (Kiefer) oder die Kinnbackenknochen nennt, gebildet. Diese enthalten die Zähne der Thiere, und formen unten bey manchen ein merkliches, bey andern ein unmerkliches **Kinn**. Derjenige Theil, wodurch Kopf und Rumpf zusammen hängen ist oft dünner, und heißt der **Hals**. Sein vorderer Theil wird die **Kehle** und sein hinterer der **Nacken** genennt. Der Rumpf wird in den **Oberleib** und in den **Unterleib** eingetheilt. Der Vordertheil des Oberleibes heißt die **Brust**, der Hintertheil der **Rücken**, was zwischen beyden liegt, sind die **Seiten**. Am Unterleibe hingegen wird der vordere Theil der **Bauch**, der hintere Theil die **Lenden**, das **Kreuz**, und weiter unten das **Gesäß** genennt. Diese verschiedenen Theile werden vorzüglich durch die Knochen des **Rückgrats**, des **Brustbeins** und der **Ribben** gebildet. Das **Rückgrat** besteht aus einer gewissen Anzahl von Wirbeln, von denen einige den Hals, die meisten den Rücken befestigen, und oft einige außerhalb des Rumpfes noch die Grundlage des **Schwanzes** werden. Das **Brustbein** läuft von der Kehle an in der Mitte der Brust der Länge nach herab, und vereiniget vermittelst eines Knorpels den größten Theil der

Rib-

Ribben mit sich. Diese sind an dem Rückgrate befestiget, wölben sich nach der Brust zu, und bilden daselbst eine Höhle, in welcher verschiedene Theile der edlern Eingeweide eingeschlossen liegen. Am Hintertheile des Unterleibes liegen noch die **Zeugungswerkzeuge**, und an der Brust oder dem Bauch oder an beyden zugleich, die dem weiblichen Geschlechte besonders zur ersten Ernährung der Jungen so nöthige Milchgefäße, die **Brüste** und **Zitzen**.

Die äußern **Gliedmaßen**, die besonders den Thieren zur Bewegung dienen, sind mehrentheils vier **Füße**, oder zwey **Arme** und zwey **Beine**. Die **Vorderfüße** sind meist durch das **Schulterblatt** mit den Körper verbunden, und bestehen aus dem **Hinterarm** (Oberarm), der aus einem cylindrischen Knochen, dem **Vorderarm**, welcher aus zween länglichten Knochen, und der **Hand** oder dem **Fuß** im engen Verstande, der wieder aus mehrern Knochen und Gelenke zusammengesetzt ist. Zu den **Hinterfüßen** gehören an jeder Seite das **Hüftbein**, das aus einem einzigen Knochen, der **Schenkel**, welcher aus zwey langen Knochen, und der eigentliche **Fuß**, der aus verschiedenen Gelenken und Knochen besteht. Bey den meisten Thieren dieser Classe bemerkt man äußerlich die Fingergelenke und Knochen der Vorder- und Hinterfüße; bey andern aber sind sie mit einer Haut umzogen, die sie bald mehr bald weniger einer Fischflosse ähnlich macht.

Dieser ganze äußere Körperbau der Säugethiere erhält durch seine Symmetrie Schönheit und Anmuth für das Auge. Die Symmetrie besteht nämlich darinn, daß ein ungleiches und unähnliches Mittelding durch gleiche und ähnliche Theile eingefaßt wird. So stehen z. B. an jeder

Seite der ungleichen Nase ein Auge, ein Ohr, eine Wange; und es würde häßlich aussehen, wenn an der einen Seite nur ein Auge, ein Ohr, und an der andern von beyden keins wäre. Doch ist diese symmetrische Stellung nicht bloß der Schönheit halber da, sondern hat auch, wie sich leicht einsehen läßt, ihren anderweitigen sehr großen Nutzen.

## Das zweyte Kapitel.

### Von den innern Theilen *).

Die Natur mußte den Thieren, die sich willkührlich bewegen konnten, eine andre Art der Ernährung anweisen, als den Pflanzen, die nur vermittelst der Wurzeln an einem gewissen Orte, befestigt zu seyn brauchten, wo sie ihre Nahrung durch die Saugekraft dieser Theile zu sich nehmen, verdauen, dadurch wachsen und sich erhalten konnten. Alle drey Naturreiche wurden daher aufgeboten, den Thieren ihre Schätze zu ihrer Nahrung aufzuthun. Der Mund der meisten Säugethiere ward mit **Zähnen** versehen, welche die verschiedenen Nahrungsmittel so verkleinern und zubereiten sollten, daß sie, in einen Saft verwandelt, den Körper ernähren und erhalten konnten. Die **Zunge, Lippen** und **Wangen** mußten durch Hülfe einer Feuchtigkeit, welche aus verschiedenen Drüsen quillt, und die Eigenschaft einer Seife besitzt, die verschiedenen Speisen, die oft schwer zu vereinigen seyn würden, aufs beste mit einander vermischen

*) Nach Unzer im Arzt, der gerade für diesen Zweck schon eine so treffliche Beschreibung geliefert hat, daß ich nichts besser zu machen wüßte.

schen und in einen Brey verwandeln. In diesem Zustande gleiten sie alsdenn sehr gut von der Zunge hinab bis zur Oeffnung des Schlundes. Hier ereignete sich aber eine Schwierigkeit, welcher abgeholfen werden mußte. Die Thiere hatten zu ihrer Erhaltung Luft nöthig, und diese sollte durch die Kanäle des Mundes und der Nase geschöpft werden. Die Luft mußte zu dieser Absicht in ein großes Eingeweide dringen, das die ganze Brust ausfüllt, und in dessen Mitte das Herz, als in einem weichen Bette schlagen konnte. Dieses Eingeweide, welches die **Lunge** genannt wird, ist einem großen Beutel ähnlich, an dessen obern Ende eine starke Röhre befestiget ist, durch welche die Luft in unzähliche Zellen und Gänge, woraus das innere Gewebe dieses Eingeweides besteht, hineindringen kann. Der Kopf dieser **Luftröhre** öffnete sich oben im Halse; und nun kam es blos drauf an, zu verhindern, daß die Speisen, welche in den Schlund gepreßt werden sollten, nicht in die Oeffnung der Luftröhre fielen. Diese mußte daher eine harte, mit knorplichten Reifen versehene, Röhre seyn, damit der Aus- und Eingang der Luft immer frey bliebe. Der **Schlund** hingegen, durch welchen die Speisen in den Magen gepreßt werden sollten, mußte aus weichen Fleischfasern bestehen, die sich, wenn sie ein Bißen ausdehnte, wieder zusammenziehen, und ihn immer weiter hinunter treiben konnten. Solchergestalt war es nicht möglich, den Schlund unter die Luftröhre zu setzen, weil ihn diese, vermöge ihrer Härte, zusammengedrückt haben würde. Er läuft also unmittelbar hinter der Luftröhre, die den vordern Theil im Halse einnimmt, und sich bey vielen Thieren auswendig an demselben sehr deutlich fühlen läßt, herab. Er kann also die Speisen auf keine andre Weise em-

pfan

pfangen, als daß sie über die Oeffnung der Luftröhre hinwegschlüpfen. Damit nun nichts von denselben da hineinfallen möchte, so wurde die Oeffnung der Luftröhre mit einem Deckel versehen, welchen die Speisen, wenn sie zum Schlunde gehen, so genau verschließen, daß nicht das geringste in die Lunge fallen kann, und welcher sogleich wieder aufspringt, und die Luftröhre öffnet, so bald der Schlund die Nahrungsmittel empfangen hat.

Der Schlund geht hinter der Lunge und Brust am Rücken hinab, durchbohrt gewissermaßen das Quer oder Zwerchfell, eine Haut, welche die ganze Höhle des Körpers inwendig in zwey Theile theilet, darin das oberste Behältniß die Lunge mit dem Herzen, das unterste aber viele andere Eingeweide in sich faßt, und eröffnet sich endlich in dem Magen. Diese Verdauungsmaschine liegt dicht unter dem Zwerchfelle in der linken Seite des Bauches, und erstreckt sich nach der rechten Seite hin, wo sie zum Theil von der Leber bedeckt wird. In der Leber, einem sehr großen Eingeweide des Unterleibes, das mit einem sehnigten Bande an das Zwerchfell befestigt ist, wird die Galle ausgearbeitet, und durch gewisse Röhren in den ersten Darme, der an den Magen stößt, geleitet. Sobald die Speisen in den Magen gekommen sind, werden sie mit neuen Säften, welche aus mancherley zarten Röhrchen herausdringen, vermischt und durch die stäte Reibung, Zusammenziehung und Ausdehnung des Magens sowohl, als durch die Gewalt der Wärme und das Schlagen der Adern in einen Brey verwandelt, welcher der Natur des thierischen Körpers nun schon angemessener worden ist, da er sich schon mit verschiedenen seiner eignen Säfte vermischt hat.

An

An der andern Seite des Magens hängt eine lange Reihe wunderbar durch einander geschlungener Därme, die einen großen Theil des Unterleibes ausfüllen, und sich zuletzt in dem Hintern öffnen und endigen. Sie sind von außen und innen mit Drüschen besetzt, die einen seifenartigen Saft enthalten, der in ihnen ausfließt, alle Theile des Speisesaftes aufs genaueste mit einander vereinigt, und so vermischt, daß daraus solche Säfte entstehen können, wie sie durch unsere Adern strömen. Das sanfte Zusammenziehen der Därme treibt diesen Nahrungsbrey immer weiter fort, und er würde durch den natürlichen Weg wieder weggehen, wenn nicht neue Maschinen da wären, die ihn an einen bessern Ort leiteten.

Auf der auswendigen Fläche der Gedärme ist eine Haut befestiget, so wie ohngefähr die Leinewand an einem Fahnenstocke angeheftet ist. Sie heißt das Gekröse und ist voll zarter Röhrchen, die sich in der inwendigen Höhle der Gedärme öffnen. Diese kleinen Röhren haben die Eigenschaft, daß sie den feinsten Saft aus dem Breye der Speisen, wenn er in den Gedärmen vor ihnen vorbey geht, in sich saugen und weiter fortführen. Der gröbere Theil des Breyes aber bleibt in den Gedärmen zurück und wird immer weiter bis zu ihrer Oeffnung fortgetrieben, und als eine überflüßige Masse aus dem Körper weggeschafft.

Der Saft, den die kleinen Gefäße in der Haut des Gekröses aus den Speisen an sich gezogen haben, und der wegen seiner weißen Farbe der Milchsaft genannt wird, versammlet sich endlich beym Rücken in ein gemeinschaftliches Behältniß, das Milchbehältniß, in welchem sich alle die besondern kleinen Milchgefäße ergießen. Aus die-

sem Behältnisse steigt eine Röhre im Rücken in die Höhe, und öffnet sich auf ihrer andern Seite in eine Blutader. Der Gang, der zu diesem Behältnisse führet, ist inwendig mit verschiedenen kleinen Fallthüren versehen, welche sich zwar öffnen, wenn der Milchsaft von unten gegen sie andringt, sich aber fest verschließen, wenn er hernach wieder zurückgehen wollte. Wo sich der Milchgang in die Blutader öffnet, ist eine andere kleine Fallthür angebracht, die der ankommende Milchsaft aufstossen, und sich Eingang verschaffen kann, die aber das Blut, wenn es vor ihr vorbeyfließt, zudrücket, und sich also den Weg selbst verschließen muß, in den Milchgang hineinzudringen.

Jetzt ist nun der Nahrungssaft im Blute. Das Blut aber selbst hält im Körper der Säugethiere einen stäten Kreislauf, der folgendermaßen seinen Anfang nimmt.

Das Herz, welches in der Lunge eingehüllt liegt, ist eine fleischige Maschine, die zwey Höhlen bildet, welche durch eine Zwischenwand von einander abgesondert werden. Es ist in einer stäten Bewegung, welche in einem wechselweisen Zusammenziehen und Ausdehnen besteht. Aus der linken Kammer des Herzens geht ein allgemeiner Stamm von einer Ader heraus, welche die große Pulsader genannt wird. Diese Ader zertheilt sich bald in viele andere, welche theils in die Höhe theils in die Tiefe steigen, und sich mit ihren unzähligen Zweigen, die immer kleiner und enger werden, je weiter sie sich vom Herzen entfernen, in alle Theile des Leibes verbreiten. In die Adern spritzet die linke Herzkammer das Blut durch ihren Druck mit einer solchen Gewalt, daß es bis in die zärtesten Röhrchen der letzten Nebenzweige hineindringt. Man muß sich

vor

vorstellen, daß in diesen Adern das Blut von dem weitern Ende derselben stets gegen die engern getrieben wird, welches nicht geschehen kann, ohne bey jedem Stoße des Herzens die Häute dieser Adern auseinander zu dehnen und aufzuheben. Diese Bewegung heißt der **Pulsschlag**, der also bloß eine Wirkung des Herzschlages ist, und geschwinder oder langsamer erfolgt, je nachdem sich das Herz geschwinder oder langsamer zusammenzieht. Man nennt deswegen alle die Adern, in welchen sich das Blut vom Herzen hinweg, das ist vom weitern Ende gegen das engere, bewegt, **Pulsadern.**

Diesen Weg vom Herzen bis zu den äußersten Theilen des Körpers macht das Pulsaderblut nicht umsonst. Es sind nämlich allenthalben auf diesem Wege Maschinen aufgestellt, deren jede dem Blute etwas abnimmt, um es im Körper zu gewissen Absichten auszuspenden. Einige von diesen Maschinen sind aus so kleinen Röhrchen zusammengesetzt, daß sie die gröbsten Theile des Blutes, welche eine rothe Farbe haben, nicht in sich hineinlassen, dagegen aber eine andere feinere Feuchtigkeit aus dem Blute an sich ziehen. Einige ziehen nur die wässerichten, andere nur die öhlichten, und noch andere nur die salzigten Theile heraus, und dieß thun sie alle nur an solchen Orten, wo diese Säfte, die sie aus dem Blute ausgesogen haben, zu gewissen andern Zwecken verbraucht werden können. Kömmt z. B. das Pulsaderblut in die Gegend des Mundes, wo die Speicheldrüsen liegen, so ziehen diese diejenige Materie aus demselben, die wir bey dem Menschen Speichel nennen, welche dann durch kleine Abführungsgefäße in den Mund fließt, und die Speisen verdaulich macht. Kömmt

es zum Schlunde und zu den Gedärmen, so wird aus 1000 Drüschen ein schlüpfriger Saft aus demselben gezogen, um diese Gänge geschmeidig zu erhalten. Kömmt es zur Leber, so sondert diese die Galle aus dem Geblüte heraus, um sie der Gallenblase und dann den Speisen mitzutheilen.

Im Oberrücken sind wiederum ein Paar Maschinen, die **Nieren**, befestigt, die das Salzwasser aus dem Blute in sich ziehen, es in eine Blase leiten, und aus dieser wieder durch einen andern Weg, als eine unnütze Feuchtigkeit, aus dem Körper herausschaffen. In andern Theilen, durch welche sich die Pulsadern verbreiten, wird Milch, Fett, die zur Zeugung nöthige Saamenfeuchtigkeit oder sonst eine andere Feuchtigkeit abgesondert, und dieß ist überhaupt das Geheimniß, wodurch die Natur aus unserm Blute alle die Säfte absondert, die ihr entweder zu besondern Absichten nöthig sind, oder die als unnütz aus dem Körper weggeschaft werden müssen.

Außer diesen besondern Eingeweiden und Maschinen, welche von dem Blute, das ihnen die Adern zuführen, ihren Theil nehmen, giebt es eine große Menge anderer Arten, welche durch ihre kleinen Oeffnungen den rothen Theil des Blutes nicht hindurch lassen, sondern nur eine gallerichte und klebrichte Feuchtigkeit in sich saugen. Diese kleinen Wassergefäße führen den nahrhaftesten Theil des Blutes zu allen Enden und Punkten des Körpers hin, und lassen ihn zum Theil daselbst zurück. Hier setzt er sich an, vergrößert den Körper, dehnt ihn nach allen Seiten aus und ernährt ihn, bis durch viele neue Zusätze die Theile so stark und hart werden, daß sie nicht mehr nachgeben, da dann das Wachsthum des Körpers aufhört. Und wenn

dieß

dieß endlich so weit geht, daß nach und nach die kleinsten Gefäße, durch den immer zuströmenden Nahrungssaft gar erfüllt werden und verwachsen, so erfolgt der natürliche Tod der Thiere vor Alter, welchen aber sehr wenige erreichen.

Wenn das Blut endlich, nach so vielen Nachstellungen, in die äußersten Enden der Pulsadern gekommen ist, so passen auch hier noch einige kleine überall unter der Haut liegende Drüsen auf, um die allerfeinste Schärfe aus demselben in sich zu ziehen, und sie in Gestalt eines dünnen Dampfes, welcher die **Ausdünstung** heißt, auszuhauchen. Ist diese Ausdünstung so stark, daß sie auf der Haut in Tropfen zusammenfließt, so wird sie der **Schweiß** genannt.

Der übrige Theil des Bluts, der diesen Nachstellungen glücklich entgangen ist, fließt in den kleinsten Enden der Pulsadern so zart fort, daß man die rothen Blutkügelchen durch ein gutes Vergrößerungsglas ganz deutlich hinter einander durchrollen sehen kann *). Diese kleinsten Kanäle fangen aber alsdann bald an, sich wieder zu erweitern. Es werden größere Gefäße daraus, die sich in noch größere zertheilen, und worinn das Blut von allen Seiten eben so wieder zum Herzen steigt, als es durch die Pulsadern davon ausgegangen war. Weil sich in diesen Adern das Blut vom engern Ende gegen das weitere bewegt, so kann der Stoß des Herzens nicht in sie wirken; daher haben sie keinen Puls, und heißen zum Unterschiede **Blutadern**.



*) Wer die Wunder Gottes in der Feinheit der Adern und dem Kreislaufe des Blutes sehen will, der bringe die Schwimmhaut eines Frosches unter ein gutes Vergrößerungsglas.

Diese Blutadern führen nun das Geblüt sowohl aus den obern als untern Theilen des Körpers wieder nach dem Herzen zusammen, wo sie einen gemeinschaftlichen kurzen Kanal formiren, welcher das Blut wieder in die rechte Herzkammer ausschüttet. Aus dieser geht es nicht so gleich wieder in die linke hinüber, sondern es wird durch das Zusammenziehen des Herzens aus der rechten Kammer in eine Pulsader getrieben, welche sich in der ganzen Lunge in unendlich kleine Zweige ausbreitet, so daß daselbst alles Blut, was im ganzen Körper umgelaufen, und durch das Reiben und Erschüttern erhitzt worden ist, ehe es zu einem neuen Umlauf gelangen kann, durch die frische Luft, welche die Säugethiere in die Lunge ziehen, abgekühlet, und durch die Macht dieser Abkühlung wieder zusammengezogen wird, nachdem es sich durch die Erhitzung bey seinem Umlaufe sehr ausgedehnt hatte. Hier ist zugleich der Ort, wo der Milchsaft aus den Speisen, der sich in den Blutadern, wie oben bemerkt wurde, ergießt, wahrscheinlicherweise in rothes Blut verwandelt wird. Dieser nunmehr zu Blut gewordene Nahrungssaft strömt mit dem übrigen Blute aus der Lunge wieder zurück zum Herzen, und ergießt sich in die linke Kammer desselben, aus welcher er wieder zu allen Theilen des Körpers getrieben wird.

Hieraus sieht man, warum die Thiere täglich durch Speise und Getränke neues Blut verfertigen müssen, da jeder Umlauf, der doch geschwind vollzogen ist, das Blut so sehr abnutzt und ausmergelt, wie oben gezeigt worden ist. Man muß aber auch die erstaunliche Zertheilung der Blutgefäße bewundern, da kein Theil des thierischen Körpers, den nur eine Nadelspitze berühren kann, ohne ein Blutgefäß ist, das sich von der kleinsten Wunde ergießt.

II. Be-

## II. Besondere Beschreibung der Körpertheile der Säugethiere, in so fern deren Vorerkenntniß besonders zum Verständniß der nachherigen Beschreibungen der Thierarten hier nöthig ist.

### A. Aeußrer Bau.

### Das dritte Kapitel.

### Von den Brüsten der Säugethiere, als dem Hauptcharakter der ganzen Classe.

Es ist schon oben der Brüste (Eiter, Zitzen) als Theile des Körpers derjenigen Thiere erwähnt worden, die lebendige Jungen gebähren. Diese Thiere unterscheiden sich dadurch von allen andern, und die ganze Classe hat, da die Mütter die Jungen an diesen Theilen säugen, daher den Namen Säugethiere bekommen. Diese Brüste nun sind am weiblichen Körper diejenigen Theile, in welchen die Milch aus dem Blute abgesondert, und aus welchen von den neugebohrnen Säugethieren eine Zeitlang die Nahrung gezogen wird. Sie sind der Anzahl und Lage nach bey den mancherley Säugethieren verschieden. Gemeiniglich ist ihre Anzahl noch einmal so groß, als die Anzahl der Jungen, die sie gebähren. Sie liegen paarweise entwedet an der Brust oder am Bauche, oder zwischen den Hinterfüßen. Wir bemerken auch dergleichen Brüste gewöhnlich beym männlichen Geschlechte dieser Thiere, wissen aber nicht, wozu sie ihnen eigentlich dienen. Sie sind auch bey diesem allezeit kleiner. Bey einigen Thieren z. B. beym Hunde sind sie beym Männchen in geringerer Anzahl als beym Weibchen; bey andern sitzen sie nicht an der nämlichen Stelle, wie beym

Hengste, und endlich fehlen sie noch andern, als den Hamster- und Haselmausmännchen, gänzlich.

## Das vierte Kapitel.

### Von der Bedeckung der meisten Säugethiere.

Der Körper der meisten Säugethiere ist außer der Haut, die von verschiedener Dicke ist, entweder ganz oder zum Theil mit Haaren bedeckt. Es sind dieß wahre Gewächse, welche inwendig hohl sind, mit ihren Zwiebelwurzeln in der Zellhaut stecken und aus dem Fette derselben ihre Nahrung ziehen. Durch ein Vergrößerungsglas kann man leicht, wenn ein Haar durchschnitten wird, den durchgehends hohlen Kanal beobachten. Dem Körper dienen sie theils gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung, theils zum unmerklichen Ausdünsten vieler unnützen Säfte. Sie sind in Ansehung ihrer Stärke, Länge, Dichtigkeit und Farbe sehr verschieden. Bey einigen Thieren sind sie weich, und gekräuselt, und man nennt sie Wolle; bey andern sind sie hart und steif, und dieß sind Borsten, wie beym Schweine.

An einigen Thieren verlängern sie sich an gewissen Stellen, und haben oft eigne Namen. Die längeren Haare auf dem Kopfe heißen Haupthaare, und die am Kinn stehen, der Bart, wie bey den Ziegen. Die steifen langen Haare um die Lippen bilden oft einen sogenannten Knebelbart (Schnurrbart), wie an dem Wiesel und Hasen, oder stehen an mehrern Orten im Gesichte auf besondern Wärzchen zerstreut, wie beym Hund, Fuchs und den

Mäu-

Mäusen. Befinden sich längere Haare am Hinterhals und auf dem Rücken, wie am Pferde, so wird dieß eine Mähne genennt. Oft begegnen sich auf dem Rücken oder an den Füßen die Haare in ihrer Richtung mit den Spitzen und scheinen das Fell zu zertheilen, die dadurch entstehenden erhabenen Streifen pflegt man alsdann mit dem Namen der Näthe zu belegen. Wir sehen sie deutlich an den Hunden und Pferden.

In Ansehung der Dichtigkeit findet ebenfalls ein grosser Unterschied statt, welcher seinen Grund in dem Klima, den Jahreszeiten, der Nahrung und dem Alter hat. Manche Thiere in warmen Gegenden haben daher nur ein dünnbehaartes Fell, als der Elephant, dahingegen der nordische Bär mit einem sehr dichten Pelz bekleidet ist. Die Füchse haben im Sommer einen schlechten, im Winter aber und bey guter Aesung einen bessern Balg. Den alten Thieren vertrocknen die Haare und fallen aus, ohne daß neue wieder wachsen.

Auch die Farbe der Haare ist mancherley. Jede Thierart hat ihre eigne. Nur die Lebensart der Hausthiere, welche von der Lebensart der wilden Thiere so verschieden ist, macht, daß sie in ihren Arten so vielfarbig sind, da hingegen die wilden, die den Einschränkungen und Willkühr der Menschen nicht so unterworfen, wie jene, gar selten die Zeichnung ihrer Art verändern. Die Abwechselung der kalten und warmen Jahrzeiten allein verursacht eine kleine Abwechselung in der Farbe ihrer Bekleidung. Der Winterpelz, den alle behaarte Säugethiere (den Fischotter allein in gewissem Verstande ausgenommen, der ganz unmerklich sich abhaaret) im Herbste anlegen, ist z. B. beym

Hirsch mehr grau, da hingegen sein Sommerkleid, wenn er jenen im Frühjahr nach und nach wieder ablegt, mehr rothbraun ist.

Diejenigen Thiere, welche, statt die dunklere Farbe ihrer Art zu erhalten, mit ganz weißen Haaren und rothen Augen gebohren werden, nennt man wie die Albinos (weiße Mohren) Kackerlacken, z. B. die weißen Mäuse; sie sind Geschöpfe von schwächlicher Natur und meist von schwächlichen Eltern gebohren.

Ferner giebt es Thiere, deren Körper entweder mit gar keinen Haaren, oder nur an manchen Theilen damit besetzt ist. Die bloß in Wasserlebenden dieser Classe, als die Wallfische, sind ganz glatt. Die Schuppenthiere (Manis) haben anstatt der Haare Schuppen, welche, wie die Tannzapfenschuppen, auf ihren Rücken liegen, beweglich sind, und nur zwischen sich einzelne Härchen haben. Die Gürtelthiere (Dasypus) haben ein hornartiges Schild über den ganzen Leib, welches nur durch einige hornartige bewegliche Gürtel getrennt ist, und die Brust und der Bauch allein haben dünne Borsten. Der Igel ist nur am Unterleibe mit Haaren bedeckt, der Oberleib hingegen ist mit harten spitzigen Stacheln besetzt. Andere Thiere haben einzelne unbehaarte Stellen am Körper, die durch Schwielen beschützt sind, so z. B. das Pferd an den Füßen.

An manchen Thieren haben die Haare noch die besondere Eigenschaft, z. B. an der Katze, dem Hasen, Marder, Pferde, daß sie elektrisch sind; sie geben nämlich, wenn sie scharf gestrichen werden, ein Knistern, im Dunkeln Funken von sich, und richten sich, wenn man mit der bloßen

Hand in einer kleinen Entfernung drüber hinfährt, nach denselben in die Höhe.

Auch der Schwanz der meisten Säugethiere, welcher eine Fortsetzung des Rückgrats ist, und nur sehr wenigen fehlt, ist mit Haaren besetzt, welche bald lang sind und einen Schweif bilden, wie beym Pferde, bald kurz sind und dicht anliegen, wie bey dem Fischotter, oder sich in einen längern Büschel endigen, wie bey der Kuh, dem Wiesel, der Haselmaus oder in längern Schichten nach beyden Seiten stehen, wie beym Eichhorn. Doch ist er auch bey einigen nur halbbehart und schuppigt, wie bey der Wasserratte, oder beynahe ganz blos, wie bey der Hausratte. Seine Bildung ist ebenfalls verschieden. Bey einigen Thieren ist er abgekürzt, wie beym Hirsch und Hasen, bey andern lang. Bey manchen steht er seiner Richtung nach gerade, wie beym Fuchs, bey andern krumm, und ist entweder aufwärts gebogen wie beym Schweine, oder unterwärts, wie beym Wolf, oder zurückgeschlagen, wie beym Eichhorn und der Ziege.

Er dient den Säugethieren theils zur Bedeckung des Afters und der Zeugungswerkzeuge, theils zur Verjagung quälender Insekten, der Fliegen und Bremsen, wie den Kühen und Pferden, theils zur geschwindern und geschicktern Bewegung von einem Orte zum andern, wie dem Eichhorn in seinen Springen auf den Bäumen, theils zum Schutz gegen unangenehme Witterung. So decket ebenfalls der Schwanz das Eichhorn gegen Sonnenstich und Regen, wenn er auf dem Rücken liegt.

Das

## Das fünfte Kapitel.

### Von den Augen, Ohren, der Nase, Zunge und dem Munde.

Die gläsern scheinende Kugel, die wir das Auge nennen, ist mehrentheils von mancherley Farbe, und die Oeffnung des farbigen Zirkels, des Sterns, bey den meisten Säugethieren rund, jedoch bey denen, die vornämlich des Nachts ihr Gesicht brauchen, lang, und zwar auf diese Art, daß sich bey einigen, als bey den Katzen, diese Oeffnung der Länge nach, bey andern aber, als den Kühen, der Breite nach erweitert. Den Raubthieren, welche ihre meisten Geschäfte in der Nacht treiben, war dieser Bau der Augen nothwendig, weil sich die länglichte Oeffnung eines Auges mehr erweitern kann, als die runde, dadurch mehrere Lichtstrahlen im Dunkeln aufgefangen, und in das Auge gebracht werden können. Am Tage zieht sich eine solche länglichte Oeffnung sehr zusammen, und läßt nur einen kleinen Ritzen, weil ohne dieses Vermögen des Zusammenziehens durch die häufig einbrechenden Lichtstrahlen die sehr empfindliche Nervenhaut leicht beschädigt und dadurch das Auge verdunkelt werden könnte. Die fleischfressenden Thiere haben ein vorzügliches scharfes Gesicht.

Die Anzahl der Augen ist allzeit doppelt. Von aussen sind sie mit beweglichen Augenliedern beschützt. Diese dienen besonders dazu, daß dieß nützliche und äußerst zärtliche Glied des Nachts genau verschlossen werden kann, worzu auch die am äußersten Rande stehende Wimpern, die beym Verschließen der Augen in einander greiffen, helfen. Der Mensch, der Elephant haben solche Wimpern an beyden

den Augenliedern, die meisten übrigen Thiere aber nur am obern Augenliede. Unter den Augen liegt oft auch noch eine besondere haarige Beschützung, die Augenbraunen. Sehr wenige Thiere dieser Classe z. B. der Dachs, das Pferd, haben die innere Augendecke (Nickhaut), durch welche ihr Auge noch eines besondern Schutzes genießet.

Außer den Säugethieren, welche im Wasser leben, als dem Wallfisch, Seehund u. a. m. sind fast alle mit merklichen äußern Ohren versehen, welche durch ihre Zusammensetzung aus Knorpeln und Muskeln bald mehr oder weniger bewegt, und bey vielen nach verschiedenen Richtungen scharf ausgespannt werden können. Dieß letztere sehen wir besonders an den Waldthieren, welche die Ohren schnell nach der Gegend hin spitzen, wo der leiseste ungewöhnliche Schall hörbar wird. Die äußern Ohren dienen vorzüglich darzu, daß die Thiere auch einen schwachen Schall noch bemerken können, weil sie viele schallenden Strahlen, die ohne dieselben nicht in die inneren Theile des Ohrs kommen würden, auffangen und dergestalt zurückwerfen, daß sie in den Gehörgang kommen müssen. Den meisten unsrer zahmen Thiere, die ein aufgerichtetes Ohr nicht so nöthig haben, wie die wilden, ist dasselbe schlaff und hängend gebaut.

Die Ohren sind sowohl in Absicht der Größe, die wenn man sie beschreiben will, mit der Größe des Kopfs verglichen werden, als auch in Absicht der Gestalt sehr verschieden. Der Igel hat ein zugerundetes, die Feldmaus ein eyrundes, der Fuchs ein spitziges, und der Luchs ein zugespitztes Ohr. Der Fledermaus, deren innerer vorderer Ohrknorpel sehr verlängert ist, aufrecht steht, und gleichsam noch ein eignes inneres Ohr zu bilden scheint, schreibt man

ein

ein doppeltes Ohr auf jeder Seite zu. Es ist dieß aber nichts anders, als eine Ohrdecke, womit die Fledermäuse bey ihrem Schlaf, wenn sie den äußern größern Ohrlöffel in Falten legen, die Oeffnung des Ohrs verschließen, damit vornämlich bey ihrem Winterschlafe Insekten und andere Unreinigkeiten, welche dieses Sinnwerkzeug zerstöhren könnten, abgehalten werden.

Die wehrlosesten Thiere z. B. die Mäuse hat der Schöpfer als eine Entschädigung für die Entbehrung starker körperlicher Waffen, womit sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen könnten, mit einem sehr feinem Gehör begabt, wodurch sie sich retten können.

Auch die Nase der Säugethiere hat eine sehr verschiedene Bildung. Sie ist bald mehr, bald weniger platt gedruckt; bald oberwärts, bald unterwärts gebogen, und entweder kürzer oder länger als die drunter liegenden Lippen; bald spitzig, bald stumpf. Bey einigen verlängert sie sich auch wohl in einen beweglichen Rüßel, wie beym Schwein und Elephanten, und einige Fledermäuse haben noch verschieden gestaltene häutige Ansätze an derselben, z. B. die Hufeisennase. Die Nasenlöcher sind allzeit doppelt, und bald rund, bald länglicht, und bey dem Igel gar mit einem drüsenartigen Kamm besetzt. Viele Raubthiere sind mit einem sehr scharfen Geruch begabt.

Was die Zunge anbetrift, welcher wir des Zusammenhangs halber hier erwähnen müssen, ob sie gleich eigentlich mehr zu den innern Theilen gehört, so ist sie bey den meisten Thieren dieser Classe breit, und nur bey einigen fremden Thieren z. B. den Ameisenfresser (Myrmecophaga) schmal

schmal und lang, weil er dieselbe in die Ameisenhaufen steckt, von den Bewohnern derselben vollkriechen läßt, zurückzieht, und die Ameisen, als seine Nahrung verschluckt. Die Oberfläche der Zunge ist bey manchen mit harten Wärzchen besetzt und daher rauh, wie bey den meisten Pflanzenfressern, bey andern als den katzenartigen Thieren wird sie dadurch gar stachlicht. Bey den meisten Thieren ist sie ganz und ungetheilt, doch findet man an dem Seehunde auch eine gespaltene Zunge. Außer daß sie das Werkzeug des Geschmacks ist, brauchen sie auch die Säugethiere zu andern Verrichtungen z. B. zum Verschlingen der Speisen, zur Bildung der Stimme, ihren Körper damit zu reinigen und glatt zu erhalten, ihre Jungen nach der Geburt ab- und ihre Wunden auszulecken und dadurch heilbar zu machen, und bey einigen zur Erlangung der Speisen. Da die pflanzenfressenden Thiere aus so viel hundert Kräutern gerade die ihnen zuträglichsten zu ihrer Nahrung aussuchen, so scheinen sie einen weit feinern Geschmack zu haben, als die fleischfressenden, die nicht mit so viel Wahl ihren fleischigten Raub aufsuchen.

Der **Mund** der Säugethiere hat zwar im Ganzen durch seine zwey horizontalliegenden Kinnladen einerley Hauptanlage, aber seine Gestalt leidet bey den verschiedenen Gattungen gar merkliche Abweichungen. Aeußerlich sind die beyden Kinnladen mit ihren Zähnen von den Lippen bedeckt, durch deren Muskeln die untere bewegt, und dadurch der Mund geöffnet und geschlossen werden kann. Bey einigen Thieren ist die obere Lippe gespalten, wie bey allen nagenden, den Hasen, Mäusen ꝛc., bey den übrigen aber ist sie nur eingedrückt oder mit einer Vertiefung versehen, wie bey der Ziege; und bey dem Bullenbeißer hängt sie schlaff herunter.

In

In dem Munde haben einige auf beyden Seiten eine besondere Höhlung, die man eine Backentasche nennt, worin sie einen Vorrath von Speisen einsammlen und eine Zeitlang aufbewahren können; z. B. dienet der Hamster.

## Das sechste Kapitel.

### Von den Hörnern, welche vorzüglich die Vertheidigungsmittel einiger Säugethiere sind.

Die Natur hat einigen Thieren Hörner mitgetheilt, welche sie, so wie andere die Zähne und Krallen, als Waffen vorzüglich zu ihrer Vertheidigung brauchen. Unter den europäischen Thieren sind gewöhnlich die Ochsen, Schafböcke, Ziegen und die Thiere, welche zur Hirschgattung gehören, damit versehen. Es sind diese Theile der Thiere Gewächse, deren Wurzeln in der Hirnschale und ihrer Bedeckung liegen, und welche nach einer kürzern oder längern Zeit nach ihrer Geburt hervorbrechen und nach einer gewissen Größe als ein Zeichen der Mannbarkeit angesehen werden können. Bey einigen Gattungen z. B. der Hirschgattung sind die Weibchen gewöhnlich ungehörnt, bey andern aber, wie bey der Ziegengattung haben sie kleinere Hörner. Sie sind in Ansehung ihrer Anzahl und ihres Baues sehr verschieden. So giebt es, was die Anzahl betrifft, z. B. Schafböcke die vier Hörner haben. Dem Bau nach sind sie bey dem Ochsen und der Ziege hohl, und sitzen, wie eine Scheide über einer knorplichten Fortsetzung des Stirnbeins, hingegen sind sie bey dem Hirsch und Reh dichte und gleichsam holzig. Wiederum sind jene einfach und bleiben beständig stehen, und diese in Nebenäste getheilt und werden

jähr-

jährlich abgeworfen. Ferner haben die Ochsen runde glatte und die Ziegen scharf gerändete gereifte Hörner, die Hirsche geradestehende Geweihe und der Ochs mondförmig gebogene Hörner.

Noch andere Vertheidigungsmittel, die wir im Vorbeygehen mit berühren wollen, enthalten die Beutel, welche manche Thiere am After haben, in welchem sich eine übelriechende Feuchtigkeit sammlet, die ihre Feinde von ihnen abhält. So verabscheuen die mehresten Katzen und Hunde den üblen Geruch der Feuchtigkeit, die sich in dem Bisambeutel der Wiesel befindet. Und ein vorzügliches Rettungsmittel scheint auch noch in der Fähigkeit zu liegen, daß fast alle Säugethiere durch Schwimmen, wenigstens ihren mehresten Feinden entgehen können.

## Das siebente Kapitel.

### Von den Bewegungswerkzeugen.

Die gewöhnlichsten Werkzeuge der Bewegung sind bey den Landthieren vier Füße (Beine). Die vordern hängen durch das Schlüsselbein und Schulterblatt mit dem Körper zusammen, und bestehen aus dem Hinterarm, dem Vorderarm und dem eigentlichen Vorderfuß (palma), welcher wiederum aus mehrern Knochen und Gelenken zusammengesetzt ist; die hintern aber schließen mit dem Hüftbein an dem Körper an, und man bemerkt an ihnen den Schenkel und den eigentlichen Hinterfuß (planta). Gewöhnlich sind die vordern Füße etwas niedriger, als die hintern, sonderlich bey denen, die geschwind laufen und springen, z. B. den Hasen.

Die eigentlichen Füße oder die untern Theile des Beines sind mehrentheils mit Fingern oder Zehen besetzt, deren Anzahl, Verbindung und Bildung verschieden ist. Das Wiesel z. B. hat fünf Zehen an den Vorderfüßen und fünf an den Hinterfüßen; der Hamster hat vier Zehen vorne und fünf hinten; der Hase fünf Zehen vorne und vier hinten; ja es giebt eine Art Ameisenfresser die drey Zehen an den Vorderfüßen und wieder eine andere, die deren nur zwey hat.[1] Gemeiniglich sind sie frey oder gespalten, und nur bey wenigen sind sie mit einer Haut verbunden und dienen dann entweder zum Schwimmen, wie die Schwimmfüße der Fischotter, oder zum Fliegen, wie bey den Fledermäusen, wo die vier vordern langen Zehen mit einer Flughaut umgeben und mit dem Hinterfuß verbunden sind.

Einige Thiere, welche die Erde durchgraben, haben große Vorderfüße und Finger, wie der Maulwurf. Die Affenfüße, an welchen ein weit abstehender innerer Finger, ein Daumen sich befindet, nennt man Hände. An ihren Fingern sind auch die Nägel breit, da sie hingegen bey andern Thieren spitzige Krallen bilden, die von den katzenartigen Thieren zurückgezogen und zum Fang des Raubes gebraucht werden können. Andere Thiere, ohne Finger, haben entweder gespaltene Klauen oder Hufe, die hornartig sind, wie die Ziegen oder einen ganzen, ungespaltenen Huf, wie die Pferde.

[1] Bey den Thieren die Klauen haben, liegen an der hintern Seite des Beines etwas erhaben, mehrentheils die falschen Hufe, wie z. B. bey dem Hirsch, welche besonders dem [illegible] beym Herabspringen von steilen Bergen zum Aufhalten gute Dienste thun.

Die mehresten Thiere dieser Classe, die Affen ausgenommen, gehen immer auf vier Füßen und zwar auf den Spitzen derselben; wenige, wie z. B. die Hasen und Mäuse gehen auf der ganzen Fußsohle bis zur Ferse.

Endlich so giebt es noch Thiere in dieser Classe, welche gar keine wahren Füße haben. Es sind dieß Seethiere. Die Seehunde z. B. haben Schwimmfüße, wovon die vordern unterwärts gekehrt sind, und die hintern am Ende des Körpers gerade aus stehen, an welchen man aber noch die Finger und Krallen deutlich bemerkt, die sie auch haben mußten, wenn sie auf dem Eise, auf welches sie oft aus ihrem Elemente klettern, fortkommen sollten.

Bey dem Wallfische sind die Füße fast mehr Floßfedern; und man bemerkt äußerlich gar keine Spur von Zehen, doch unterscheiden sich die hintern, welche in einen Schwanz verwachsen sind, dadurch von der Fischschwanzflosse, daß sie horizontal und nicht wie diese perpendikular liegen.

## B. Innerer Bau.

### a) Feste Theile.

## Das achte Kapitel.

### Besondere Einrichtung der Sinneswerkzeuge.

Die Nerven sind, wie wir wissen, diejenigen Theile des thierischen Körpers, wodurch die Empfindungen in der Seele bewirkt werden. So verschieden aber nun die Eigenschaften der Körper sind, so verschiedene Empfindungen können sie auch in den Nerven und in der Seele der Thiere erwecken,

wecken, weil nicht jeder Nerve eine jede Eigenschaft des auf ihm wirkenden Körpers zu empfinden empfänglich ist, sondern der eine diese, der andere jene. Wir finden daher an dem thierischen Körper an verschiedenen Orten eine Vereinigung, Verwebung und Verbindung verschiedener Nerven zu besondern Maschinen, wodurch die Empfindungen gewisser Eigenschaften der Körper hervorgebracht werden. Wir nennen sie **Werkzeuge der Sinnen** und zählen ihrer bey den Säugethieren fünfe, als des Gesichts, Gehörs, Geruchs, Geschmacks und Gefühls. Wir wollen sie hier etwas genauer betrachten.

Das Werkzeug des **Gesichtes** ist das Auge. Es ist ein kugelförmiger Körper, der aus verschiedenen Häutchen besteht, die mit festen und flüßigen Theilen erfüllt sind. Die **harte Haut** umgiebt die ganze Kugel, und ihr vorderer erhabener durchsichtiger Theil heißt die **Hornhaut**. Nach dieser folgt die **schwarze Haut**, welche, wo sie vorne an die Hornhaut gränzt, die **farbige Haut** oder Traubenhaut bildet, und der sogenannte **Augenstern** ist. In ihrer Mitte ist eine Oeffnung, die **Pupille**, in welche die Lichtstrahlen einfallen, und welche sich erweitert und verengert, je nachdem wenig oder viel Lichtstrahlen vorhanden sind. Hinter der schwarzen Haut liegt endlich die **Netzhaut**, (Nerven- oder Markhaut) Retine, welche aus den feinsten Nervenfäden und Blutgefäßen zusammengewebt und der empfindlichste Theil am ganzen Körper ist. Er hat seinen Ursprung aus dem **Sehnerven**, dessen innere Bestandtheile, Bestandtheile des Gehirns sind. Zwischen diesen dreyerley Häuten nun befinden sich auch dreyerley sogenannte Feuchtigkeiten. Den innersten und größten Theil des Auges

nimmt

nimmt die gläserne Feuchtigkeit ein, die hell, durchsichtig und in viele kleine Zellen zertheilt ist. Mit dieser ist nach vorne zu in einer eignen Vertiefung die Krystallinse. (die krystallene Feuchtigkeit, der Augenkrystall) verbunden. Sie hat die Gestalt einer gläsernen Linse und ist an den Seiten an gewissen Fasern befestigt und bewegbar. Den Raum zwischen dieser und der Hornhaut füllet die wässerichte Feuchtigkeit, ein wahrer, flüßiger, wässerichter Saft aus, der vielleicht nur dazu da ist, das Zusammenwachsen, Austrocknen und Verschrumpfen der Häute zu verhindern.

Das Thier sieht nun auf folgende Weise. Die Lichtstrahlen, die von einem Körper ausgehen oder zurückprallen, dringen durch die durchsichtige Hornhaut und durch die in dem Sterne befindliche Oeffnung in das Auge ein, werden in den Feuchtigkeiten des Auges, sonderlich aber in der Krystallinse gebrochen, und bilden den Gegenstand, von dem sie ausgegangen sind, auf der Netzhaut auf eben die Art ab, nämlich umgekehrt, wie es in einer verfinsterten Kammer (Camera obscura) geschieht. Von der Netzhaut bekommt die Seele die deutliche Empfindung und Vorstellung des Gegenstandes in dem Gehirne vermittelst des Gesichtsnervens auf eine uns noch unerklärbare Art, und zwar nach seiner natürlichen Gestalt und Lage mitgetheilt.

Dieses Werkzeug nun thut gewöhnlich am Tage seine gehörige Wirkung; doch giebt es auch Thiere z. B. die Katzen, welche des Nachts deutlich sehen können, und dieß rührt von der Empfindlichkeit ihrer Augennerven her, die auch die wenigen Lichtstrahlen, die des Nachts noch in der Luft sind, auffangen, und durch sie in Bewegung gesetzt werden können.

Die Bewegung des Auges durch die Muskeln und die willkührliche Ausdehnung und Zusammenziehung des Augensterns bey vielen Thieren, wodurch die Augenöffnung groß oder klein wird, machen, daß sie die Gegenstände nach gewissen Entfernungen allezeit deutlich sehen können.

Das Werkzeug des **Gehörs** ist das Ohr, welches meistentheils aus elastischen Knorpeln oder harten Knochen besteht, um welche der Gehörnerve sich innwendig verbreitet. Nicht bey allen Thieren findet man den äußern knorpelichten Theil, das sogenannte äußere Ohr, das wie ein Trichter da steht, um den Schall aufzufangen, zu mäßigen und in den **Gehörgang** zu leiten. Dieser Gang ist eine krumme, knorpelichte oder knöcherne Röhre, an deren Ende das **Trommelfell** sich befindet, welches aus einer Haut besteht, die über die **Pauke**, oder Trommelhöhle ausgespannt ist. In dieser Höhle liegen die vier Gehörknochen, wovon der erste der **Hammer** ist, welcher mit seinem Stiele an dem Trommelfelle anhängt, und mit seinem Kopfe den zweyten Gehörknochen, den **Ambos** berührt, an dessen längern Schenkel der dritte, das **rundliche Knöchelchen**, den vierten, den **Stegreif** (Steigbügel) mit dem Ambos vereiniget. Ihrer Aehnlichkeit halber haben diese Gehörknochen solche Namen. Aus der Trommelhöhlung geht die **Eustachianische Röhre** in den Mund; die Luft dringt durch dieselbe von innen herein, und hält mit der äußern, die durch den Gehörgang kömmt, das Gleichgewicht. Aus der nämlichen Höhle geht auch das **eyrunde Fenster**, ein Loch, welches der Stegreif mit seiner Grundfläche füllt, und welches sich in das Innerste des Ohrs, in den **Labyrinth** (Irrgang) öffnet. Dieser besteht aus dem **Vorhofe**, einer run-

runden mit Wasser erfüllten Höhle, aus den drey halbzirkelförmigen Kanälen, welche sich in den Vorsaal öffnen, und aus der Schnecke, welche vorwärts liegt, und aus einem hohlen schneckenförmig gewundenen Gange besteht, der durch eine halbknöcherne, halbnervigte Haut in zwey Kanäle getheilt wird, wovon sich der vordere in den Vorhof, der hintere aber durch das runde Fenster, in die Trommelhöhlung öffnet. Der Gehörnerve endlich breitet sich durch alle Theile des Labyrinths aus.

Die Empfindung des Gehörs wird auf folgende Weise in die Seele gebracht. Die äußere durch einen Schall gleichsam wellenförmig bewegte Luft dringt durch die verstärkenden Biegungen des elastischen Gehörganges auf das ausgespannte Trommelfell, und setzt dieses und die damit verbundenen Gehörknochen in eine zitternde Bewegung, die sich durch den Labyrinth den ausgespannten Nervenfäden mittheilt, und den Schall in das Gehirn fortpflanzt, wo sich die Seele desselben bewußt wird, und nach der Verschiedenheit, der in den Gehörnerven gemachten Eindrücke, auch, auf eine uns unbegreifliche Weise, verschiedene Vorstellungen von dem Schalle erhält, durch welche diese Eindrücke verursacht worden sind.

Die Nase ist das Werkzeug des Geruchs. Sie besteht aus verschiedenen Knorpeln und Knochen, die mit einer zarten Nervenhaut überspannt sind. Hieran stoßen die von den Körpern ausdünstenden flüchtigen salzigten und öhlichten Theilchen, wenn sie durch das Einathmen in die Nase gezogen werden, setzen dieselbe in Bewegung, und erregen dadurch in der Seele die Empfindung des Geruchs. Diese Nervenhaut wird beständig durch einen Schleim feucht erhal-

halten, damit sowohl die riechenden Theilchen sich desto leichter anhängen können, als auch die zarten Nerven geschützt sind. Die Nasenlöcher dienen auch noch zum Athemholen, zur Stimme und zur Ausführung des überflüßigen Schleims.

Das Werkzeug des Geschmacks ist vornämlich die Zunge, welche ein fleischigter mit vielen Nerven versehener Theil ist. Die Schmeckkraft liegt vorzüglich auf ihrer Oberfläche und an den Seitenwänden. Die Nerven endigen sich nämlich in Wärzchen, welches eigentlich die empfindenden Theile der Zunge sind und Geschmackskörner heißen. Zwischen diesen öffnen sich feine Gefäße, die einen Saft absondern, der die Zunge anfeuchtet, und die Salze auflöset. Wenn diese aufgelösten Salze die Geschmackskörner berühren, so entsteht daraus der verschiedene Geschmack, des bittern, süßen, sauern, herben, gesalzenen, gewürzhaften und so ferner.

Das Werkzeug des Gefühls endlich besteht aus den äußersten Enden der Nerven, welche sich in feinen Wärzchen sammlen, und in der ganzen Haut vertheilt liegen. Sie werden von einem netzförmigen Schleim und der empfindlichen Oberhaut des Körpers beschützt. Diese Nervenwärzchen sind an manchen Theilen z. B. an den Spitzen der Finger größer, daher ist auch das Gefühl an solchen Orten um so viel feiner, als an andern Theilen des Körpers. Hierdurch empfinden also die Thiere allerley besondere Eigenschaften der Körper, z. B. ob sie hart oder weich, rauh oder glatt, feucht oder trocken, warm oder kalt u. s. w. sind.

Dieß

Dieß sind die Werkzeuge der fünf Sinne, deren einige bey den verschiedenen Thierarten ihrer Bestimmung nach die Schärfe der menschlichen, das Gefühl ausgenommen, weit übertreffen und untrüglicher sind, deren Bau, wie wir schon bey jedem einzeln Sinn kürzlich bemerkt haben, auch sehr verschieden ist.

## Das neunte Kapitel.

## Vom Schlafen und Wachen.

So lange die Thiere in ihrem natürlichen Zustande durch ihre Sinne die Eindrücke der äußern Gegenstände mit Bewußtseyn und eigner Thätigkeit erhalten, empfinden, und ihren Körper willkührlich bewegen können, so wachen sie; sind sie aber in einem Zustande, daß sie dieser Fähigkeiten zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, zu empfinden, sich zu bewegen, beraubt sind, so schlafen sie. In diesem letztern Zustande hören aber demohngeachtet, die unwillkührlichen Bewegungen in dem Körper, als die Bewegung des Herzens, der Luftwerkzeuge, der Kreislauf des Bluts, die Abscheidung der Säfte u. s. w. nicht auf. Ja, es geschieht zuweilen, daß die innern Eindrücke in der Seele durch die Einbildungskraft und das Gedächtniß wirken, und allerhand entweder schon gehabte oder neu zusammengesetzte Vorstellungen in derselben abbilden, wodurch mancherley Empfindungen und nicht selten freywillige Bewegungen des Körpers im Schlafe hervorgebracht werden, und dieß sind denn Träume. Man hat auch an vielen Säugethieren durch äußere Zeichen, z. B. an Hunden, welche im Schlafe gebellt, und sonst allerhand Posituren gemacht haben, bemerkt, daß sie träumen.

Was aber nun den Schlaf selbst anbelangt, so entsteht er durch den anhaltenden Gebrauch der Nerven, entweder durch die daraus entspringende Stockung, Ermattung oder Verhinderung des Nervensafts, oder durch die Schlaffheit der Nerven. Er ist den Thieren zur Sammlung neuer Kräfte durchaus nothwendig; ob er gleich sowohl in Ansehung der Zeit, als der Dauer, und Stellung des Körpers bey den verschiedenen Thieren sehr verschieden ist. In Ansehung der Zeit — die grasfressenden Thiere schlafen mehrentheils des Nachts, die fleischfressenden hingegen verrichten ihre Geschäfte des Nachts, und ruhen am Tage aus; deswegen lauert man dem Fuchs des Abends auf, und sieht die Fledermäuse zu dieser Zeit herumfliegen. In Ansehung der Dauer — der Dachs bedarf z. B. eines sehr langen und das Pferd eines kurzen Schlafes. In Ansehung der Stellung — so legen sich die meisten Säugethiere nieder, wenn sie schlafen wollen, das Pferd aber ruht auch stehend.

Außer diesem Schlafe der Erholung haben auch noch viele Thiere die wunderbare Einrichtung vom Schöpfer erhalten, daß sie die kältesten Monate des Jahrs, wo es ihnen an den nöthigen Nahrungmitteln fehlen würde, in einem tiefen Winterschlaf zubringen. Verschiedene Säugethiere haben diese Einrichtung, und suchen, wenn die Zeit heran naht, bequeme Orte, wo sie den Winter sicher in dieser Erstarrung oder Betäubung zu bringen können. Der Hamster verbirgt sich daher tief unter der Erde in seiner zubereiteten Winterwohnung und verstopft die Aus- und Eingänge zu derselben. Nicht alle Winterschläfer aber schlafen bis der warme Frühling wieder heran nahet, sondern einige von ihnen z. B. die Fledermaus, der Dachs, erwachen so

gleich

gleich, wenn im Winter einige warme Tage eintreten, und erstarren bey einfallender Kälte wiederum. Auch bey der Betäubung der Winterschläfer findet noch ein langsamer Kreislauf, so wie eine, obgleich kaum merkliche, Wärme des Blutes statt.

## Das zehnte Kapitel.

### Besondere Einrichtung der Knochen.

Daß die Knochen der Thiere diejenigen unempfindlichen, bald mehr bald weniger weißen, härtesten, festesten und dichtesten Theile sind, die dem Körper die Bildung, Haltung und Festigkeit geben, ist schon oben bey der allgemeinen Beschreibung des äußern Baues der Säugethiere kürzlich bemerkt worden. Wir begnügen uns hier zu unserer Absicht mit folgenden wenigen allgemeinen Bemerkungen. Denn die nähere Betrachtung von ihren Eigenschaften, ihrer Ausbildung, ihren Theilen, ihrer Größe, Anzahl ihren Namen, ihrer Lage, Verbindung und ihrem Nutzen ist ein Theil der Zergliederungskunst, der unter dem Namen Osteologie (Knochenlehre) bekannt ist.

Alle **Knochen** sind aus mehreren dünnen, schichtenweise übereinander liegenden Blättchen zusammengesetzt, deren Grundstoff, kalkartige, salzige und öhlichte Theile sind. Bey ihrem Ursprunge sind sie weich, und ehe sie diejenige Festigkeit erhalten, die sie von den weichen Theilen unterscheidet, müssen sie alle Stuffen des Wachsthums und der Verdichtung durchlaufen.

Bey

Bey Embryonen kann man ihren weichen Zustand deutlich sehen. Ihre, den Streifen im Eyweiß ähnlichen Fasern, die im Anfang durchgehends beweglich sind, hängen ihrer Natur nach genauer zusammen, als die Theilchen der andern Fasern, woraus andere Theile des Körpers gebildet werden, verursachen Stockung der erdigten und schleimigten Theile aus dem Blute, und Vereinigung, Verhärtung und Festigkeit mit ihren Theilen. Daraus entstehen dann Knorpel, so wie wir sie an den Enden verschiedener Knochen finden, die sich nach und nach in wahre Knochen verwandeln. Denn alle Knochen sind vorhero Knorpel gewesen, und vieles, was bey jungen Säugethieren anfangs bloß Knorpel ist, wird mit zunehmenden Jahren zu Knochen.

Wenn man die Knochen in Absicht ihres innern Baus (Struktur) betrachtet, so unterscheidet man dreyerley Theile (Substanzen) oder dreyerley verschiedene Gewebe der knochigten Fasern. Man bemerkt nämlich:

1) einen dichten festen Theil, der gleichsam den Körper des Knochens ausmacht, seine Gestalt von außen bildet, seine Stärke und Festigkeit ausmacht und am weißesten von Farbe ist.

2) Der schwammigte Theil befindet sich in dünnen langen Knochen, die Höhlen haben, an beyden Enden, oder in den platten Knochen, die keine Höhlen haben, in der Mitte durchgehends. Er giebt ihnen Leichtigkeit, und entsteht aus den Zwischenräumen, welche die Fasern an den beyden Enden der ausgehöhlten Knochen, in einem größern Umfange, als der übrige Körper des Knochens ist, und in den platten ungehöhlten Knochen, in ihrer Mitte, unter sich

sich zurück lassen. Diese Zwischenräume sind eben so viele besondere kleine Fächer, die eine Gemeinschaft unter einander haben, und die so wohl die Blutgefäße, als auch den fetten Saft, welcher unter den Namen des markigen Saftes bekannt ist, empfangen und letztern darinen absetzen.

3) Der netzförmige Theil trifft man nur allein in den Höhlen der langen Knochen an. Verschiedene Fasern sondern sich darinnen deutlich von einander ab, und indem sie sich ohne Ordnung weiter ausbreiten, so machen sie eine Art von dünnem Netze. Es ist dieses Gewebe darzu bestimmt, daß es die Vertheilung der Blutgefäße, welche das Mark hinzuführen, unterstützen, und das Mark selbst enthalten soll.

Was die äußere Bildung der Knochen anlangt, so ist ihr Umfang von dicker, mittlerer und kleinerer Art, und ihre Gestalt nach der verschiedenen Richtung ihrer Fasern verschieden. Man bemerkt an dem Ende derselben gewöhnlich Vorsprünge oder Verlängerungen, die man mit dem Namen der Erhöhungen belegt. Diejenigen, welche mit dem Knochen einen und eben denselben Körper ausmachen, und entstehen, wenn die Knochenlamellen von der gewöhnlichen Ordnung abweichen, werden der Fortsatz (Apophyse) des Knochens genennt, und der Knochen bildet allemal an solchen Orten einen mehr oder minder schwammigten Auswuchs. Diejenigen aber von solchen Hervorragungen, die nur schlechtweg an den Knochen anliegen, nicht durch die Knochenfibern der großen gebildet, sondern nur angeschlossen und mit denselben vereinte Knöchelchen sind, heißen der Anhang, Ansatz (Epiphyse) des Knochens. Sie verwachsen mit der Zeit vollkommen mit dem großen Knochen, und dienen darzu,

die

die Knochenhöhle und Ränder zu bilden. Diese Fortsätze und Ansätze verschaffen vorzüglich vermöge der schicklichern Figur, die sie bilden, eine leichtere und ungehinderte Bewegung und Einfügung der Muskeln und Bänder.

Was nun die Figur der ganzen Knochen anlangt, so bilden sie, wenn sie in Bündel und auf Art der Cylinder zusammengestellet sind, **cylindrische Knochen**, so wie die Fasern, welche nur breitgedruckte doppelte Blätter darstellen, **platte Knochen**, als die Hirnschädelknochen, das Schulterblatt; und so verhält es sich auch mit den andern knochigten Fasern.

Die verschiedene Vereinigung, **Verbindung** und Zusammensetzung der Knochen erhält überhaupt den Namen von **Gelenken**, die vorzüglich zur Bewegung und Veränderung der Lage des Körpers und dessen Theile bestimmt sind. Alle die zur Verbindung unter sich bestimmte Knochen und diejenigen, welche eine öftere Bewegung aushalten sollten, sind mit einem festanhangenden **Knorpel** bewaffnet worden, welcher die leichtere Beweglichkeit der Knochen befördert, und den Druck des einen Knochens auf den andern mäßigt. Diese Knorpel, welche biegsam und elastisch sind, werden durch einen schleimigten Saft, der sie ohne Unterlaß befeuchtet, immer geschmeidig und schlüpfrig erhalten. Dieser Saft, welcher Gelenkschmiere oder Gliedwasser heißt, und aus den Drüschen eines Häutchens, mit welchem die Knorpel überzogen sind, quillet, erleichtert die Bewegung, vermindert und verhindert das Reiben bey der häufigen Bewegung der Gelenke, und die Zertrennung und Abnutzung der Knorpel.

Bey allen Gelenken bemerkt man breite Bänder (Ligamenten, Sehnen) oder besser Membranen, welche sich an den beyden, das Gelenk ausmachenden, Knochen fest anlegen, und dasselbe umhüllen. Sie dienen dazu, daß sie die Gelenkschmiere, wie in eine Büchse einschließen, und das Verschütten oder den Verlust dieser kostbaren Feuchtigkeit verhüten. Außer diesen umhüllenden oder Kapselligamenten trifft man auch oft noch außerhalb denselben liegende Seitenligamente an, z. B. bey den Wirbelbeinen, Kniegelenken, Kniekehlen u. d. gl.

Die äußere Oberfläche der Knochen ist mit einer Membrane, die Beinhaut genannt, umgeben, die aus verschiedenen Schichten von Fasern und Gefäßen besteht, die der knochigten Substanz und allen andern zu den Knochen gehörigen Theilen die Nahrung zuführen, und die gefühllosen Knochen gefühlvoll machen. Eben diese Oberfläche wird durch den kleberichten Saft der aus den Drüsen der Beinhaut dringt, schlüpfrig erhalten, und von innen thut das Mark diesen Dienst.

## Das eilfte Kapitel.

### Von den Zähnen.

Zu den Knochen gehören auch die Zähne. Es sind diejenigen Werkzeuge, wodurch die Säugethiere, einige wenige, als der Ameisenfresser und Wallfisch, ausgenommen, ihre Speisen abrupfen, abbeißen, zerreissen, zernagen, oder zermalmen. Der obere äußere Theil dieser einzelnen Knochen ist sehr hart und mit einer glänzenden Materie überzogen

gen, welche man den Schmelz des Zahns nennt, der untere aber, oder die Wurzeln sind in besondern Höhlen befestiget, und enthalten Blutgefäße und Nerven. Die äußere harte Materie macht, daß sie nicht so leicht zerbrechen, verfaulen oder abgenutzt werden können, und durch die Wurzeln ziehen sie ihre Nahrung an sich.

Ihrer Lage nach theilt man sie in **Vorderzähne**, welche, wenn sie breit sind **Schneidezähne** heißen, in **Eckzähne** (Spitz- Hunde- auch Seitenzähne) und in **Backenzähne** (Stock- oder Mühlzähne) ein. Sie sind vieler Verrichtungen, sonderlich aber der Nahrung gemäß an Bildung, Größe und Härte verschieden; und man nimmt von ihnen besonders die Gattungskennzeichen bey Beschreibung der Thiere her.

Nach der verschiedenen Bildung sind nun die **Vorderzähne spitzig**, wie die obern bey den meisten Raubthieren, **eingekerbt**, wie die untern beym Fuchs, **schaufelförmig**, wie beym Kühen, **keilförmig**, wie die obern beym Eichhorn, **zusammengedrückt**, wie die untern des Eichhorns, **pfrimenförmig**, wie die untern bey den Mäusen, **stumpf**, wie bey den Pferden.

Die **Eckzähne** sind gemeiniglich **spitzig**, etwas gebogen und länger als die übrigen Zähne. Meistentheils liegt nur an jeder Seite der Kinnlade zwischen den Vorderzähnen und Backzähnen ein einzelner, doch giebt es auch Thiere z. B. einige Fledermäuse, welche noch Nebeneckzähne (Seitenzähne) haben.

Die **Backenzähne** sind vornämlich, der verschiedenen Nahrung der Thiere nach, verschieden gestaltet. Bey den fleisch-

fleischfressenden ist die Krone allzeit zackig und scharf, bey den grasfressenden aber flach und eingefurcht.

Die Zähne brechen bey den Thieren nach einer kleinern oder längern Zeit nach ihrer Geburt hervor und die vordern werden fast bey allen in einem gewissen Alter mit neuen verwechselt.

Manchen Thieren dienen sie noch außerdem als Waffen zur Vertheidigung gegen ihre Feinde.

## Das zwölfte Kapitel.

### Vom Schlund, Magen, Zwerchfell, der Milz, Leber, den Gedärmen, dem Darmfell, Netz, Gekröse und Milchsack.

Das vornehmste Werkzeug des Verschluckens der Speisen, die im Munde für den Magen gehörig zubereitet sind, ist der Schlund oder die Speiseröhre: ein trichterförmiger, oben weiterer und unten sich verengernder Schlauch, aus Häuten und Muskeln gebildet. Sie geht hinter der Luftröhre längst der innern linken Seite des Halses und den Rückenwirbeln hinab bis in den Magen. Ist ein Bissen durch die Zunge in den Schlund hinabgestoßen, so ziehen sich die Muskeln, deren Fasern die dazu gehörige Verwebung und Bildung haben, über demselben zusammen, und pressen oder schrauben ihn gleichsam immer weiter hinunter. Man kann das Hinuntergleiten des Futters, ja selbst des Getränkes in diesem Kanal bey sehr vielen Säugethieren von außen an der linken Seite sehr deutlich beobachten.

Alles, was durch den Schlund herabkömmt, sammlet sich in den großen, festen, häutigen Sack, den wir den Ma-

Magen nennen, der die Nahrungsmittel empfängt, verdauet und weiter an die bestimmten Orte versendet. Er ist immer feucht und warm, welches seine Blutgefäße und die benachbarten Eingeweide verursachen. Seine Bildung ist verschieden. Er ist bey einigen Thieren mehr rund, bey andern mehr lang, und besteht aus mehrern über einander liegenden Häuten, welche mit unterschiedlichen Muskelfasern und Nerven durchflochten sind, um das zur Verdauung dienliche Ausdehnen und Zusammenziehen befördern zu können. Bey den fleischfressenden Thieren gehen die Speisen aus dem Munde in einen einfachen häutigen Sack, den Magen, und werden hier sogleich verdauet; bey andern Thierarten aber leiden sie mehrere Veränderungen. Die meisten pflanzenfressenden Thiere haben daher vier Mägen, erstlich den **Panzen**, (Wanst, Wampe,) zweytens die **Haube**, (Mütze, Netz,) drittens den **Psalter**, (Kalender, das Buch, Mannichfalt, den Faltenmagen,) und viertens den **Rohm**, (die Ruthe.) Diese Thiere würgen die Speisen aus dem Panzen wieder in den Mund zurück, kauen sie noch einmal, und heißen daher **wiederkäuende Thiere**. Ihre Speiseröhre öffnet sich in die Haube, ein Behältniß von vielen viereckigen, mit Wärzchen besetzten Fächern, und die Nahrungsmittel werden dadurch in dieselbe, und durch eine Seitenöffnung in den Panzen, das größte mit unzähligen Blättchen besetzte Behältniß, geführt. Hier erweichen sie, und gehen durch eine Zusammenziehung desselben wieder in den Mund zurück. Wenn sie hier feiner gekauet sind, nehmen sie den vorigen Weg in die Haube und von da in den Psalter. Dieser mit vielen Falten und Warzen versehene Magen reibt sie vollends fein und läßt sie in den Rohm übergehn, wo ihre völlige Verdauung bewirkt wird.

Der

Der Magen der Thiere ist in einer steten Bewegung, welche theils durch das Athemholen, das Schlagen seiner Pulsadern und aus dem wechselsweisen Zusammenziehen und Erweitern seiner muskulösen Haut entsteht, durch welche in Verbindung der gehörigen Wärme, Luft und allerley Flüßigkeiten die Verdauung oder Auflösung der Speisen geschieht. Diese Bewegung dauert auch außerdem noch fort, wenn die Speisen schon verdaut sind. Daraus entsteht denn in demselben bey fehlenden Nahrungsmitteln die unangenehme Empfindung, die wir den Hunger nennen; und fehlt es an der nöthigen Feuchtigkeit, so empfindet das Thier den Durst.

Bey den Säugethieren ist der Oberleib vom Unterleibe innerlich, oder die Brust vom Bauch durch das Zwerchfell oder Querfell (Diaphragma) geschieden.

Es liegt dasselbe über dem Magen, durchschneidet den Leib, wo die Rippen aufhören, in die Quere, und ist eine große, theils sehnige, theils muskulöse Haut, oder vielmehr ein eigentlicher großer Muskel, welcher viele Blutgefäße, Nerven und verschiedene Oeffnungen hat, welche die aus dem obern Theil des Körpers herabsteigenden Adern, Nerven und andere Kanäle durchlassen. Es geht beym Athemholen auf und nieder, druckt auf den Magen, die Därme, den ganzen Unterleib, befördert selbst das Aus- und Einathmen und die Bewegung verschiedener Flüßigkeiten im Körper.

Zur linken Seite des Magens liegt die Milz. Sie ist länglicht, schmal, wie eine Zunge gestaltet, und enthält eine Menge zarter Aederchen, mit Mark erfüllter Zellen

und anderer Gefäße. Ihr Nutzen ist noch nicht hinlänglich bekannt; jedoch wird er dahin bestimmt, daß sie das dicke und zähe Blut verdünne, das Gerinnen und Verstopfen desselben verhüte, und eine wässerichte laugenhafte Feuchtigkeit zur Bereitung der Galle liefere, oder nach neuern Zergliederern, daß die zur Absonderung geschickten Kräfte des Arterienblutes, dessen größere Menge die Milz aufzunehmen vermag, in diesem Eingeweide, weil das Blut viel dünne Lymphe verliert, mehr concentrirt werden, und daß die Milzblutader dieses Blut der Pfortader, der sonst alles Arterienblut mangelt, zuführe, und dadurch in ihrem Blute die Absonderungsfähigkeit, oder die Eigenschaft, den zur Absonderung hinreichenden Reitz gegen die Absonderungsgefäße zu bewirken, eigentlich hervorbringe. Zum eigentlichen Leben scheint sie aber nicht so nothwendig, wie ein anderes Eingeweide zu seyn, da man nach wiederholten Versuchen an Thieren, denen sie ausgeschnitten worden ist, gefunden hat, daß sie, wie zuvor, fortgelebet haben, ob man gleich auch dabey beobachtet hat, daß die Leber, auf welche sie am unmittelbarsten wirket, dadurch sehr vergrößert, und nach und nach erhärtet ist.

Auf der rechten Seite gleich unter dem Zwerchfelle liegt die **Leber** und bedeckt die rechte Seite des Magens. Sie ist ein schwammiger mit vielen Fasern, Adern und Nerven durchwebter Theil, der zwey ungleiche Lappen bildet, und das größte Eingeweide des Unterleibes ausmacht. Sie enthält die Gallenblase, und sondert die Galle von dem Geblüte ab. Nicht alle Säugethiere haben eine Gallenblase, wie z. B. das Pferd und der Esel, aber dafür haben sie einen weiten Gallengang, der sich in den Zwölffingerdarm öffnet.

Mit

Mit dem häutigen Magen hängen die Gedärme (Intestinen) unmittelbar zusammen, sind eine Fortsetzung desselben, haben mit ihm einerley Bau, und bestehen aus einem langen, bald engen, bald weiten Kanal mit vielen Wendungen, der bis ans Ende des Körpers fortläuft. Sie sind bey dem Menschen und andern großen Thieren, mannichfaltig, und man giebt den einzelnen Stücken derselben verschiedene Namen, obgleich sonst kein Unterschied in denselben ist, als daß das vordere Stück der Gedärme viel enger und länger ist, als das hintere. Man theilt sie daher ein in dicke und dünne Gedärme.

Zu den **dünnen Gedärmen** gehören der **Zwölffingerdarm**, der unmittelbar an den Magen anschließt, und von seiner Länge, weil er bey dem Menschen zwölf Finger, breit lang ist, diesen Namen bekommen hat. Der zweyte dünne Darm ist der **leere Darm**, welcher schmäler, aber viel länger ist, an den vorigen gränzet, und daher seinen Namen führet, weil er den Nahrungsbrey nicht lange bey sich behält und daher fast immer leer ist. Der dritte drauf folgende ist der **krumme Darm**, der sehr lang ist, und daher so heißt, weil er vielerley Krümmungen macht.

Hierauf folgen die **dicken Gedärme**. Sie sind der Reihe nach der **Blinddarm**, welcher deswegen so genennt wird, weil er gleichsam nur ein Nebenbeutel ist, sich wohl in einer Spitze endiget, die aber keinen Ausgang hat; der **Grimmdarm**, weil in ihm vornämlich die Schmerzen, die man die Kolikschmerzen oder das Bauchgrimmen nennt, entstehen. Er steigt ein- oder etlichemal an der rechten Seite in die Höhe bis an das Zwerchfell, und an der linken Seite wieder herunter, und endigt sich in dem **Mastdarm**, wel-

ches nur eine Fortsetzung des vorigen ist, und in grader Linie bis zur hintern Oeffnung des Leibes oder dem After läuft. Sein Ende wird von dem großen zuschließenden Muskel umschlossen.

Alle diese Gedärme machen nun, wie wir gesehen haben, ein Ganzes aus, und in ihnen werden die Speisen ganz und völlig verdauet, der Nahrungssaft von dem Unrath abgesondert, und beydes seiner Bestimmung nach weiter fortgeleitet. Die Bewegung, wodurch sie die Speisen weiter forttreiben, heißt die **wurmförmige Bewegung**, deswegen, weil sie der Bewegung der Würmer, wenn sie fortkriechen, gleicht. Sie entsteht durch die in einander laufenden Fleischfasern, womit eine eigne Haut an den Gedärmen versehen ist. Damit nun die Speisen nur immer weiter hinterwärts rücken, so sind hin und wieder in den Gedärmen Klappen oder **Fallthüren** angebracht, die die Rückkehr derselben nach dem Magen verhindern.

Die ganze Bauchhöhle wird vom **Darmfell**, einer zelligen Membrane umkleidet. Es ist dasselbe hinten am Rückgrate angewachsen, breitet sich in viele Falten aus, und schließt an seinem Rande den ganzen Darmkanal, wie in einem Saum, ein.

Nimmt man diese Membrane weg, so erscheint das **Netz**, ein Sack, der aus zwey Häuten besteht, und der Sitz des Fettes ist. Es bedeckt die Gedärme bis an den Nabel, dringt in ihre Krümmungen, beschützt sie auf allen Seiten, glättet und befeuchtet sie. Es sondert in seinen Blutgefäßen ein dünnes feines Oehl ab, und bewahrt es auf.

Zwischen

Zwischen den Biegungen und Krümmungen der Gedärme liegt das Gekröse, welches die Bauchhöhle gleichsam in zwey Theile in den obern und untern eintheilt. Es nimmt seinen Ursprung vom Bauchfell, indem es sich in der Gegend der Lendenwirbelbeine nach vorne zu mit sich selbst so wieder vereiniget, daß es in seiner eignen Höhle mit einer doppelten Fläche fortläuft, in welcher die Gedärme eingeschlossen liegen, und besteht aus einer doppelt gefaltenen, mit Fett, Drüsen, Milchgefäßen, Nerven und sehr feinen Adern durchwachsenen Haut. Es verbindet die Gedärme mit einander, erhält sie schlüpfrig, und im Schweben, erleichtert dadurch ihre Bewegung, schützt sie vor Verwickelung und führt besonders aus einer großen Drüse (die eigentliche sogenannte Gekrösdrüse, Pancreas,) die aus vielen Drüschen, Röhren und Adern zusammengesetzt ist, aber nicht, bey allen Säugethieren angetroffen wird, einen speichelartigen Saft in den Zwölffingerdarm, und den Milch- und Nahrungssaft in die Blutadern. Diese Gekrösdrüse ist mit ihrem dicken Ende an den Zwölffingerdarm, und auf der linken Seite mit Gefäßen und Membranen an die Milz befestiget.

Zwischen den beyden Häuten des Gekröses ist eine Menge dünner weißer Röhren, die den Namen **Milchadern** führen. Diese saugen aus den Gedärmen einen milchartigen Saft ein und vereinigen sich in der Gegend der untern Lendenwirbel in einen kleinen Beutel oder häutigen Sack, welcher der **Milchsack**, (Sammelkasten, Sammelbeutel) genennt wird, ergießen sich in demselben, und von da steigt der Milchsaft durch den **Milchbrustgang** am Rückgrat gerade in die Höhe durch das Zwerchfell in die Brust, und schüttet sich in der linken Achselblutader aus.

## Das dreyzehnte Kapitel.

### Von dem Herzen und den Adern.

(Tab. I. Fig. I.)

Das Herz ist eine fleischige oder aus starken Muskeln bestehende Maschine, deren Figur jedermann kennt, und die im Ganzen genommen bey allen Säugethieren gleich ist, nämlich einem Kegel ähnelt, dessen Spitze zugerundet, dessen Grund länglicht rund, und dessen Seiten glatt sind, obgleich die Bildung bey den verschiedenen Säugethieren zuweilen Abweichungen leidet. Es ist mit einer membranösen Kapsel umwickelt und begränzt, die man den Herzbeutel nennt. Dieser ist das Band, welches das Herz fest hält, seine Bewegung mäßigt, und verhindert, daß keine von den benachbarten Theilen kommende Befestigung entstehe, in die Substanz des Herzens eindringe und die Freyheit seiner Wirkung störe.

Der obere breite Theil oder der Kopf des Herzens ist an dem Mittelfell befestiget, welches die beyden Lüngen von einander scheidet. Die Lage ist beym Menschen schräge, bey den andern Säugethieren aber fast senkrecht oder in einer von den Rückenwirbelbeinen bis an das Brustbein gezogenen und ein wenig sich senkenden Linie. Die Spitze des Herzens aber stößt demohnerachtet nicht an das Brustbein, sondern hängt schwebend und frey. Der Grund des Herzens liegt also oberhalb, die Spitze unterhalb, die beyden Flächen zur Seite, eine auf der rechten, die andern auf der linken, und von den beyden Rändern ist einer der vordere, der andere der hintere. Es liegt aber auch das Herz nicht gerade

grade in der Mitte des Oberleibes, sondern mehr nach der linken Seite zu.

Durch eine von oben nach unten und von der rechten zur linken Seite zu gehende Haut, welche die Scheidewand des Herzens heißt, wird das Herz in zwey verschiedene Behältnisse oder Herzkammern abgetheilt Es sind dieß zwey große Höhlen, welche in der Dicke dieser kugelförmigen Masse eingeschlossen sind, und eigentlich dieses edle Eingeweide bilden, und wovon eine die vordere, nach der rechten Seite zu (1), die andere die hintere Herzkammer nach der linken Seite zu (10) ausmachet. Ueber ihnen, an der nach oben gekehrten Grundfläche des Herzens, liegen zwey Vorkammern, die beyden sogenannten Herzohren, die unter sich keine Gemeinschaft, jede aber mit ihrer Herzkammer haben, zu welcher der Weg durch Klappen oder Ventile wechselsweise eröffnet und verschlossen wird. Das linke Herzohr (3), welches auch das Lungenherzohr heißt, stößet mit seiner Oeffnung auf die hintere Herzkammer, und das rechte Herzohr (2) oder das Herzohr der Hohlader auf die vordere Herzkammer.

Mit dem Herzen hängen nun diejenigen röhrigen Gefäße zusammen, die wir die Adern nennen. Sie bestehen aus etlichen über einander liegenden Häutchen, die aus Zellen, Nerven, Fibern und Drüschen zusammengesetzt sind. Ihrer Bestimmung nach sind sie von zweyerley Art, Schlagadern (Pulsadern, Arterien) und Blutadern (zurückführende Adern, Venen). Sie vertheilen sich vom Herzen aus in unzählige Aeste und Zweige, die immer zärter werden, je weiter sie vom Herzen entfernt sind, und sich zuletzt in einer solchen Feinheit verlieren, welche die Feinheit eines Haars

weit übertrifft. Die erstern bringen das Blut vom Herzen zu allen Theilen des Körpers, haben ihren Anfang eigentlich in den Herzkammern, verengern sich allmählig, und haben eine schlagende Bewegung, indem sie sich wechselsweise erweitern und zusammenziehen. Die letztern, welche im Ganzen weiter sind, als die erstern, stoßen an die Herzohren, bringen das Blut zum Herzen, erweitern sich immer mehr nach dem Herzen hin, und haben größtentheils, um das Zurücktreten des Bluts zu verhindern, hin und wieder Klappen. Die beyden Stämme der Pulsadern sind die **Lungenpulsader** (8), und die **große Pulsader** (7). Jene entspringt in der rechten Herzkammer, und geht in die Lunge, wo sie sich in unzählige Aeste vertheilt (5). Diese geht von der linken Herzkammer nach allen Theilen des Körpers. Eben so sind auch zwey Hauptblutadern vorhanden. Die **große Hohlader** (6) bringt das aus allen Theilen des Körpers gesammelte Blut in das rechte Herzohr, woraus es in die rechte Herzkammer, und weiter durch die Lungenpulsader in die Lunge geführt wird; hier empfängt es die zweyte große Blutader, die **Lungenblutader**, bringt es in das linke Herzohr und von da in die linke Herzkammer. An allen diesen vier großen Adern sind besonders merkwürdige Fallen oder Klappen angebracht, welche beym Ein- und Ausströmen des Bluts sehr wichtige Dienste thun. Uebrigens bekommen beyde Arten von Adern nach der Zertheilung ihrer Aeste und nach der Gegend des Körpers, in welcher sie sich befinden, noch verschiedene Namen, z. B. Brustschlagader, Schlafpulsader; Brustblut- oder Leberader u. s. f. Die nähere Beschreibung des Umlaufs des Bluts folgt weiter unten.

## Das vierzehnte Kapitel.

### Von der Lunge und Luftröhre.

Zu beyden Seiten des Herzens liegt in der Brust die Lunge. Sie ist ein lockeres fleischiges großes Eingeweide, das außer einigen Nerven eine Menge Blut- und Luftgefäße enthält. Letztere sind sehr fein, und entspringen aus der Luftröhre, über welche die Aeste der Lungenpulsader und Lungenblutader auf das wunderbarste gleichsam hergespannt sind. Sie ist oben mit der Luftröhre und durch das Mittelfell mit dem Brustbeine und Rückgrat verbunden. Durch die Mittelhaut wird sie in zwey Stücke, die man Lappen nennt, also in den rechten und linken Lappen, eingetheilt. Wenn das Thier Luft schöpft, worzu es durch das stockende Blut in den Luftwerkzeugen gereitzt wird, und welches die mit Muskeln versehene Brust befördert, so drücket es das Zwerchfell abwärts, dadurch erweitern sich die Lungen, und die äußere Luft dringt in die vielen kleinen Bläschen der Lunge ein; wenn es aber wieder aushaucht, so geht das Zwerchfell wieder in die Höhe, wodurch die Lunge verengert und die Luft wieder herausgepreßt wird.

Die frische Luft ist den Thieren so nothwendig, daß sie ohne dieselbe nicht leben können. Sie sterben daher in einem völlig luftleeren Raume, und an einem Orte, wo ihnen die frische Luft abgeschnitten wird; denn dieselbe Luft taugt nicht mehrmal zum Athemholen, weil sie durch den Aufenthalt in der Lunge verdorben wird. Wie die Luft hierbey eigentlich nützt, ist noch nicht genau bekannt. Daß sie den Körper wirklich erhält und ernährt, ist gewiß, ob aber dieß dadurch geschehe, daß das Thier gewisse nahrhafte

Theile einathmet, die in der Luft schwimmen, oder die Luft selbst etwas belebendes und nährendes in sich hat, ist ungewiß. Daß sie durch den Ab- und Zufluß den Umlauf des Bluts befördert, ist gewiß, ob aber, wie man neulich zu behaupten angefangen hat, das Blut sich der überflüßigen brennbaren Theile, die wirklich im Blute enthalten sind, in der Lunge entledige, und dadurch das gehörige Verhältniß derselben gegen die übrigen Bestandtheile des Bluts bewirke, oder ob es nur darinnen abgekühlt werde, damit es sich nicht allzusehr erhitze, ist noch ungewiß. Außer dem Nutzen, den die Lunge in Absicht auf das Blut leistet, dient sie noch zur Hervorbringung einer Stimme, beym Riechen, zur Bewegung des Unterleibes, des Magens, der Gedärme, zur Scheidung verschiedener Säfte, Austreibung des Harns und der Exkremente, nach einigen auch zur rothen Farbe, Dichtigkeit und Wärme des Bluts u. s. w. Da die Lunge sehr zart ist, so leidet sie oft von Verstopfungen und andern Zufällen.

Die Lunge aber erhält nun, wie schon bemerkt worden ist, die nöthige Luft, durch die **Luftröhre**, (Kehle, Gurgel) einen aus Häuten und ringförmigen Knorpeln zusammengesetzten Kanal, der von oben nach unten sich verengert und zuletzt in unzählige Aeste vertheilet. Er läuft vor der Speiseröhre herunter, und ist deswegen oben mit dem **Kehldeckel**, einem Knorpel, der an der Zungenwurzel angewachsen ist, und bey den verschiedenen Säugethieren mancherley Bildung hat, versehen, damit beym Verschlucken der Speisen nichts in die Luftröhre komme. Die Speisen stoßen den Deckel selbst zu.

Die

Die Oeffnung der Luftröhre, die Stimmritze ist nebst dem Luftröhrenknopfe, einer aus verschiedenen Knorpeln *) zusammengesetzten Büchse, das vornehmste Werkzeug der Stimme. Die größere oder kleinere Oeffnung macht den Ton der Stimme, den Schall, grob oder fein, und er entsteht, wenn die Luft vermittelst des Ausathmens zwischen dieser verengerten Stimmritze durch, mit einer gewissen Geschwindigkeit, in den Mund gestoßen wird. An den Seiten der Luftröhre liegt eine große Drüse, welche starke Blutgefäße hat. Wenn sich diese verstopft, so entstehen daher die Kröpfe.

## Das fünfzehnte Kapitel.

### Von den Drüsen und Nieren.

Aus den Pulsadern werden viele Theilchen durch gewisse Maschinen abgesondert, die man mit den allgemeinen Namen der Drüsen belegt. So giebt es im thierischen Körper sehr zarte Nebengefäße, welche nur die feinsten Feuchtigkeiten aufnehmen, an allen Orten des Körpers, welche dem Ungestüm der Luft, dem Reiben rc. ausgesetzt sind, liegen, und aus einfachen feinen Röhrchen oder Bläschen bestehen, wodurch vorzüglich die unmerkliche Ausdünstung und der Schweiß geschieht. Diese nennt man in uneigentlichem Verstande Drüsen, und es sind die sogenannten Grüften.

Die

*) Die unter dem Namen des Adamsapfels bekannte Hervorragung an der vordern Seite des Halses bey dem Menschen ist nichts anders, als der etwas hervorstehende Theil des größten von diesen Knorpeln.

Die eigentlichen Drüsen sind eigene lockere Absonderungsmaschinen, welche aus einer Membrane und sehr vielen zarten mit einer Pulsader, Blutader und einem Nerven verflochtenen Gefäße bestehen, einen kleinen Ableitungskanal oder Abführungsschlauch haben und rundlich sind.

Sie sind von einfacher und zusammengesetzter Art. Diese letztern sind eine Sammlung verschiedener durch gemeinschaftliche Gefäße untereinander verbundener drüsigter Körper, welche in eine einzige Membrane eingeschlossen sind, und so ein einziges Werkzeug ausmachen.

Die Anzahl der Drüsen im einem thierischen Körper erstreckt sich auf tausende; sie sind allenthalben verbreitet und saugen an jedem Orte denjenigen Saft aus den Schlagadern, welcher gerade da am nützlichsten und nöthigsten ist. Sie bekommen nach den Theilen des Körpers, neben welchen sie liegen, und nach ihren Verrichtungen verschiedene Namen, am Halse z. B. die Mandeln, am Rücken die Rückendrüsen u. s. f. und man rechnet die **Hoden**, die die Saamenfeuchtigkeit beym männlichen Thiere absondern, auch hierher.

Die Theile, welche sie absondern, dienen erstlich zur Nahrung oder zur Ersetzung der verlohrnen Theilchen, und zum Wachsthum, so lange der Körper noch zunimmt, indem sie mit dem schon vorhandenen sich verbinden, nämlich die ähnlichen mit ähnlichen Theilen; **zweytens** werden sie zu gewissen Absichten gebraucht, als Galle, Thränen, Speichel, Ohrenschmalz, Gekrösesaft, Magensaft, Gelenkschmiere abzuscheiden; **drittens** sondern sie solche Theile ab,

ab, die als überflüßig aus dem Körper ausgeführt werden sollen, als Schleim z. B. in der Nase, Harn.

Im Unterleibe hinten in der Nachbarschaft der Lendenwirbelbeine zwischen den beyden letzten falschen Rippen, außerhalb des Darmfells, liegen die Nieren. Es sind dieß zwey gewöhnlich länglicht runde, drüsenartige Körper, an denen man bey allen Thieren eine doppelte Substanz, eine markige und rindige bemerkt, und die aus kleinen von der Mitte strahlenweise auslaufenden Röhrchen und verschiedenen andern Gefäßchen bestehen und inwendig ein ziemlich geräumiges Becken enthalten. Auf der rechten Niere liegt die Leber, auf der linken die Milz, und auf beyden die Gedärme. Man findet sie in allen Thieren, die Blut haben.

Sie dienen darzu, aus dem Blute, daß ihnen durch die Pulsadern zugeführt wird, die überflüßigen scharfen Feuchtigkeiten an sich zu ziehen, als Harn in die Harnblase, die eine flaschenförmige Gestalt hat, durch zwey enge länglicht runde Oeffnungen zu leiten, und durch eine dritte und größere Oeffnung unten am Blasenhalse abzuführen. Um dem Blasenhalse sind zwey besondere Muskeln angebracht, wovon der eine zur Verschließung, der andere aber zur Oeffnung der Blase dient. In den Nieren werden häufig Steine angetroffen.

Das

## Das sechzehnte Kapitel.

### Von den Zeugungstheilen und der Fortpflanzung der Säugethiere u. s. w. *)

Daß bey den Säugethieren die Geschlechter getheilt sind, so daß ein Theil blos männlich und der andere blos weiblich ist, bedarf keiner Erwähnung **). Jeder von diesen Theilen ist nun, und wenn alle übrigen wesentlichen Stücke an beyden übereinstimmend sind, in denen zum Geschäfte der Zeugung nöthigen Theilen verschieden. In dieser Absicht hat das Männchen andere Zeugungsgliedmaßen, als das Weibchen. Zu den äußern Zeugungstheilen des Männchens gehören, wie bekannt die **Ruthe** und die **Hoden**. Die Lage beyder ist genugsam bekannt. Letztere, deren an der Anzahl zwey sind und im sogenannten **Hodensacke** sich befinden, bestehen aus Häuten, verschiedenen zarten Gefäßen, aus Pulsadern, Blutadern und Nerven, und sind wahre Drüsen, in welchen die feine Flüßigkeit, die man den männlichen **Saamen** nennt, bereitet und in den **Nebenhoden**, ähnlichen kleineren, und höherliegenden Gefäßen verfeinert wird. Dieser Saamen steigt alsdann durch die

*) Von den zwey Erklärungsarten der Entstehung organisirter Körper, der Epigenesie und Evolution, und von der zufälligen Zeugung, welches alles gewöhnlich weiter oben abgehandelt wird, kann nur mit wahrem Nutzen am Ende der Naturgeschichte gehandelt werden.

**) Die **Zwitter**, oder solche organisirte Körper, welche männlichen und weiblichen Geschlechts zugleich sind, und welche man unter den Säugethieren finden will, sind bloße Misgeburten und keine wahren Zwitter.

die zurückführenden Gefäße, welches zwey häutige Kanäle sind, wovon sich an jeder Hode einer befindet, bis zur Harnblase in die Höhe, und bildet daselbst auf jeder Seite eine Blase, die die Membranen der Harnblase, nur zärter, hat, welche man die zwey Saamenbläschen nennt. Von da kömmt er in die Harn- oder Saamenröhre der muskulösen Ruthe, und wird ausgeleeret.

Bey den Weibchen führet ein Kanal, den man die Scheide nennet, von dem Eingang bis an die Gebärmutter (Uterus). Die Oeffnung derselben befindet sich an einem Halse, der sich in einem größern rundlichen Körper von verschiedener Gestalt verliert, welcher aus einem Gewebe von Membranen und Gefäßen besteht, die durch Fasern unterstützt werden, die fast die Eigenschafft der Muskeln haben, markig und mit einer erstaunenden Schnellkraft begabt sind, wodurch sie sich auszudehnen und zusammen zu ziehen fähig sind. An jeder Seite derselben geht ein kleiner Kanal in die Höhe, der oben an dem breitern Ende die Muttertrompete heißt. An diese schließt auf jeder Seite der Eyerstock, in welchem kleine runde, mit einem Safte angefüllte, Bläschen enthalten sind, welche man mit den Eyern der eyerlegenden Thiere vergleicht.

Was nun das Geschäffte der Befruchtung der Säugethiere, die Begattung, selbst anlangt, so geschieht sie durch die Vermischung des männlichen Saamens mit den in der Mutter enthaltenen Eyern innerhalb derselben, nämlich in dem Eyerstocke. Bey einer fruchtbaren Begattung wird, was wir mit einiger Sicherheit behaupten können, eins oder mehrere solcher Bläschen, die den ersten Keim des Thiers enthalten, von dem Eyerstocke losgerissen, und durch

die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben. Hier hängt sich dieß sogenannte Ey mit gewissen Gefäßen, die aus seiner Haut entspringen, fest an, und nach einiger Zeit wird die Leibesfrucht in demselben sichtbar. Man bemerkt jetzt ebenfalls, daß diese Frucht in gewisse Häute, in die äußere schwammige Haut, in die mittlere Lederhaut, und die innere Wasserhaut oder Schafhaut eingeschlossen ist, und in dem Wasser, welches die letzte Haut enthält, schwimmt. Sie hängt vermittelst der Nabelschnur, einem häutigen Gefäße, das aus einem zelligen Gewebe besteht, welches zu- und abführende Adern sind, mit dem Mutterkuchen, dem schwammigen Theile des Eyes, wodurch dasselbe mit der Gebärmutter verbunden ist, zusammen, und hierdurch bekommt sie die erste Nahrung aus dem Blute der Mutter. Die Frucht (der Embryo) ernährt sich also in Mutterleibe nicht durch den Mund, sondern durch die Adern der Nabelschnur, durch welche das Blut aus der Mutter dem Herzen des Embryo unmittelbar zufließt, von da sich in alle Theile desselben vertheilt, und seine Bildung bewirkt. Während des Wachsthums der Frucht dehnt sich dann auch die Gebärmutter aus, und wenn jene ganz ausgewachsen ist, und keine Nahrung mehr zu sich nehmen kann, so vermögen in dieser gewisse Reitze sich von hinten zusammen zu ziehen, die Frucht von sich zu pressen, und hiermit endigt sich die Schwangerschaft des alten Thieres, und das junge wird gebohren.

Bey den meisten Säugethieren begatten sich Männchen und Weibchen ohne alle Wahl und Unterschied untereinander, ein Männchen hält sich oft zu mehrern Weibchen, und ein Weibchen läßt oft mehrere Männchen zu, und dem

dem Männchen liegt bey der Zeugung fast weiter nichts ob, als das Geschäffte der Begattung. Doch findet man auch solche, die paarweise ihr Geschlecht fortpflanzen, als die Fledermäuse, und das Reh mehrentheils.

Nun findet aber in Ansehung des Alters, wenn die Thiere zur Begattung tüchtig sind, der Jahrszeit, die ihnen zu diesem Geschäffte bestimmt ist, der einmaligen oder öftern Befruchtung in einem Jahre, der Anzahl der erzeugten Jungen, des Orts, wo sie die Jungen ablegen, der Zeit, wie lange sie schwanger sind, der Liebe und Sorgfalt, die sie gegen ihre Jungen hegen, bey den verschiedenen Arten ein großer Unterschied statt. Es ist nöthig dieß alles ein wenig zu entwickeln.

Die größern Thiere müssen eine längere Zeit leben, ehe sich ihre Zeugungskräfte entwickeln, als die kleinern, und diese Zeit steht mit dem längern oder kürzern Leben derselben in gehörigem Verhältniß; daher es kommt, daß sich jene später und diese früher vermehren, so der Hirsch, und die Maus; und in einem gewissen Alter verliert sich dann auch bey allen wiederum der Begattungstrieb und die Zeugungskraft.

Ferner haben fast alle Thiere, wenigstens die ungezähmten ihre bestimmte Zeit der Begattung, und hierzu dringt sie mehrentheils ein heftiger Reitz im Frühjahr. Doch steht auch hier, wie wir es an vielen Säugethieren deutlich bemerken können, die Zeit der Begattung mit der Zeit, wenn die Aeltern zu diesem Geschäffte gerade die gehörige körperliche Vollkommenheit haben, mit der Zeit der Niederkunft, der Erhaltung und dem Gedeihen der Jungen

 in

in richtigem Verhältniß, so daß wenigstens das Wild und die Raubthiere diesen Trieb zur Begattung erst dann fühlen, wenn sie am feistesten sind, und die Jungen dann erst zur Welt kommen, wenn es ihnen an den gehörigen Nahrungsmitteln nicht fehlen kann. Daher tritt der Hirsch nicht im Frühjahr, sondern zu Ende des Augusts und Anfang des Septembers auf die Brunst. Dagegen finden wir andere Säugethiere, die allzeit im Frühjahr sich zu begatten anfangen, und dieß Geschäffte wohl mehrmal des Jahres fortsetzen, weil sie theils zu dieser Zeit solche angenehme Speisen genießen, die ihren Begattungstrieb reitzen, und die ihnen der rauhe Winter versagte, theils ihre Jungen kürzere Zeit zur Erreichung ihrer gehörigen Vollkommenheit in Mutterleibe brauchen, und auch nach ihrer Geburt immer ihre nöthige Speisen finden können. Die Mäuse vervielfältigen sich daher im Freyen bis in späten October. Der Fortpflanzungstrieb hört endlich bey solchen Thieren zu der Zeit im Jahre auf, wenn er nicht mehr mit Nutzen wirken würde.

Wiederum so zeugen einige Thiere auf einmal nur ein Junges, andere zwey, und noch andere mehrere, welche weise Einrichtung mit dem mehr oder wenigern Gebrauch, der Menge der Nahrungsmittel, welche die Erde für die verschiedenen Arten hervorbringt, und mit dem Nutzen, den sie leisten, in richtigem Verhältniß steht. Daher läßt sich erklären, warum sich die kleinen Thiere häufiger fortpflanzen, als die größern.

Wir finden weiter eine große Auswahl, welche die Thiere in Rücksicht der Gegend und des Orts machen, wo sie ihre Jungen zur Welt bringen. Sie suchen allzeit

die

die Gegend auf, wo sie einen gehörigen Vorrath von Nahrungsmitteln für sich und ihre Jungen in der Nähe haben, und wählen einen Platz, und bereiten ihn, wie ihn die Natur und die Sicherheit ihrer Jungen erfordert.

Auch in der Zeit der Schwangerschafft findet eine Verschiedenheit statt, welche sich meist nach der Größe der Thiere richtet, so daß die größern Säugethiere eine längere Zeit schwanger sind, als die kleinern.

Die Liebe und Sorgfalt, welche die mancherley Thierarten gegen ihre Jungen hegen, ist auch gar sehr verschieden, und die Grade derselben richten sich mehrentheils nach dem längern und kürzern Umgange mit denselben. Diejenige Mutter der Säugethiere, die ihre Jungen lange durch die in ihren Brüsten abgesonderte Milch nähren; und diejenige, die ihnen lange Zeit Nahrung herbey schaffen, oder sie selbst zu suchen, sie lange anweisen muß, ehe sie sich selbst fortzuhelfen im Stande sind, zeigt auch mehr Liebe für dieselben, als eine dritte, die dieß nicht nöthig hat, und die Eltern solcher Jungen wagen oft ihr Leben bey den Gefahren, die ihren ohnmächtigen Jungen zustoßen.

Noch müssen wir auch in Ansehung des Gebrauchs der Sinne bey den jungen Thieren einen Unterschied bemerken. Es haben nämlich unter den Säugethieren einige nicht so gleich den Gebrauch des Gesichts, wenn sie auf die Welt treten, z. B. die Raubthiere; sondern ihre Augen sind einige Zeit vermittelst eines Häutchens, das zwischen beyden Augenliedern liegt, und sich nur nach und nach lostrennt und zerreißt, verschlossen; vielleicht deswegen, weil die feinen

Gesichtsnerven derjenigen Augen, die die einzelnen Licht-strahlen der Nacht auffangen sollen, das Tageslicht nicht so-gleich aushalten würden, sondern erst durch die dünnen Au-genlieder, und alsdenn bey der Trennung des Häutchens, das sie zusammenklebte, durch die kleinern Augenritzen das-selbe vertragen lernen müssen; andere hingegen, sonder-lich diejenigen, welche bald sich selbst ernähren können, ihre Nahrung immer nahe vor sich haben, und also eine solche Schärfe der Augen nicht, wie jene, brauchen, öffnen sie sogleich, wenn sie zur Welt kommen, z. B. die wiederkäuen-den Thiere.

Die Thiere nun, die auf die oben beschriebene Art er-zeugt worden sind, sollten allzeit ihrem Vater und ihrer Mutter vollkommen gleichen. Allein man findet oft in An-sehung der Größe, der Bildung, der Farbe, der Propor-tion der Theile etc. eine so große Verschiedenheit, die gleich-sam die Kennzeichen ihrer Art verändert, daß man sie oft zu einer eignen Art machen möchte. Solche Abweichungen nennt man Spielarten, und sie sind Folgen der Ausartung (Degeneration), welche aus verschiedenen theils bekannten, theils unbekannten Ursachen hergeleitet werden muß. So bewirken z. B. Himmelsstrich, Lebensart, Nahrungsmittel, Pflegung u. d. gl. eine solche Ausartung, die wir immer an unsern Hausthieren wahrnehmen. Nicht allzeit ent-stehen also, wenn sich Körper von einerley Art begatten, neue Körper, welche alle Kennzeichen ihrer Art, wiederum aufweisen könnten.

Die vorzüglichste und gewöhnlichste Ausartung er-folgt alsdann, wenn sich zwey Thiere von verschiedener Art mit einander begatten, woraus eine Mittelart, Bastar-

den

den erzeugt werden, welche in ihrem Körperbau eine vermischte Aehnlichkeit von Vater und Mutter haben.

Man kann aus sehr wahrscheinlichen Gründen behaupten, daß die verschiedenen Arten, welche Bastarden zeugen sollen, allzeit zu einer und eben derselben Gattung gehören müssen, d. h., daß der Körperbau dieser Thiere in den wesentlichen Eigenschafften übereinstimmend seyn müsse, da es schon schwer hält, diese zur willkührlichen Vermischung zu bringen *), und daß also die Begattung aus verschiedenen Gattungen, ja Classen, wie z. B. eines Kaninchens mit einer Henne u. d. gl. höchst unwahrscheinlich ist.

Nach einer besondern Einrichtung in der Natur besitzen die mehresten Bastarden wenig oder gar keine Zeugungskraft. Doch weiß man von einigen unter den Säugethieren gewiß, daß sie sich fortpflanzen z. B. die Bastarden von Hunden und Füchsen. Andere hingegen können sich entweder gar nicht fortpflanzen, ob sie gleich den Reitz zur Begattung sehr stark fühlen, oder das männliche Geschlecht allein ist unfähig, und das weibliche artet nach einer vorhergegangenen Befruchtung von einem der Theile, aus welchen es selbst entsprossen war, in seine natürliche Art wiederum ein. So entspringt z. B. von einer Mauleselin, die von einem Pferde befruchtet wurde, kein Mauleselfüllen, sondern wiederum ein Pferdefüllen.

Zuweilen wird die Bildungskraft durch eine zufällige Ursache gestöhrt, und nimmt bey Entwickelung des neuen Thie-



*) Ich habe z. B. mit aller Mühe weder einen wilden noch gezähmten Hasen mit einem grauen zahmen Kaninchen paaren können, so ähnlich sich auch beyde Arten sind.

Thieres eine ungewöhnliche Richtung; daraus entstehen die Mißgeburten (Monströsen). Sie sind also nichts anders als auffallend gebohrne Abweichungen von der natürlichen Gestalt der Körper, von welchen sie abstammen. Sie bestehen theils aus mehr, theils aus weniger, theils aus anders gebildeten Theilen, als sie bestehen sollten. Man findet daher

1) Mißgeburten, welche entweder überzählige oder widernatürlich große Glieder haben. Hierunter gehören die Doppelgeburten, wo alle wesentliche Theile des Körpers doppelt angetroffen werden. So kommen zuweilen zwey völlig mit allen Gliedmaßen versehene Menschen, die an einem Theile zusammengewachsen sind, zur Welt. Ferner gehören als Beyspiele hierher, Kühe mit sechs Beinen, Kinder mit übermäßig großen Köpfen, oder Armen. Es giebt

2) Mißgeburten, wo die einzelnen Glieder versetzt sind, oder eine widernatürliche Lage haben. Z. B. wenn die Oeffnung des Mundes da steht, wo die Ohren sind.

3) Mißgeburten, an denen einzelne Glieder widernatürlich gebildet sind. Hierher gehören auch die blos getrennten Theile, als Hasenscharten, und die zusammen gewachsenen Theile, als die Zusammenhängung aller Zehen an einem Fuße. Exempel der widernatürlichen Bildung einzelner Glieder sind, Hunde mit einem Elephantenrüßel, Menschen mit einem Hundekopf, oder mit Händen, wie Gänsefüße.

4) Mißgeburten, an denen einzelne Glieder mangeln. So sind Menschen gebohren worden, denen die Finger, die Hände, Füße fehlten.

b) Flüßi-

## b) Flüßige Theile.

## Das siebzehnte Kapitel.

### Von den Drüsensäften, dem Speichel, Magensaft, Gekrösdrüsensaft.

Wir haben in dem vorhergehenden an dem Körperbau der Säugethiere die große Verschiedenheit der festen Theile bemerkt, die ihnen ihrer Bestimmung nach nothwendig waren. Jetzt kommen wir auf die große Mannichfaltigkeit der flüßigen Theile, so wie wir schon eine Flüßigkeit, die wir den männlichen Saamen nennen, des Zusammenhangs halber im vorigen Kapitel abgehandelt haben. Wir begnügen uns unterdessen, von den vielen Arten derselben nur die hauptsächlichsten anzuführen, die allen Säugethieren gemein sind.

Die Drüsensäfte, die durch die rundlichen Maschinen, die wir an allen Theilen des Körpers antreffen, aus den Pulsadern ausgesogen, und in denselben zubereitet werden, sind von sehr verschiedener Art, und helfen theils den Körper ernähren, theils ihre nächsten festen Theile schlüpfrig erhalten, theils fließen und dünsten sie, als überflüßig, weg.

So ist der Speichel ein solcher Drüsensaft von Salzwasserart, der aus dem Blute durch die Speicheldrüsen, die theils unter der Zunge, theils in andern Gegenden der obern und untern Kinnlade liegen, vornämlich aus den Ohrendrüsen, die um die Ohren herum unter der Haut liegen, abgesondert wird, und sich im Munde befindet. Er dient darzu, daß die Speisen im Munde leichter gekauet, verschluckt und verdauet werden können. Der Mangel dessel-

selben mindert die Eßlust und hemmt die Verdauung. Man muß aber den Speichel nicht mit dem groben zähen Schleime verwechseln, der in der Lunge, als eine Unreinigkeit, aus dem Blute abgesondert, und gemeiniglich durch Husten und Räuspern ausgeworfen wird, noch mit dem Rotze, der aus der Schleimhaut der Nase zur Befeuchtung derselben fließt.

Aus den Drüsen zwischen dem zelligen Gewebe und der innersten zelligen Haut des Magens quillt der Magensaft, ein schleimiger, seifenartiger, säuerlicher Saft, der die innere sehr empfindliche Oberhaut des Magens anfeuchtet, und als ein vortrefliches Auflösungsmittel die Verdauung der Speisen befördert. Nach dem Abgange der Speisen aus dem Magen wirkt dieser Saft immer fort auf die Nerven desselben, und erweckt unter dem beständigen Reiben der Magenfibern die Empfindung des Hungers und Durstes.

In den ersten Darm, der zunächst an den Magen stößt (Zwölffingerdarm), ergießet sich der speichelartige Gekrösdrüsensaft, der in der Gekrösdrüse zubereitet wird, die Mischung der fetten und wäßrigen Theile in den Speisen und dadurch die bessere Verdauung des Nahrungsbreyes befördert.

## Das achtzehnte Kapitel.

### Von der Galle, dem Milchsaft, und Fließwasser.

Ehe noch der im vorhergehenden Kapitel beschriebene Gekrösdrüsensaft in den Zwölffingerdarm kömmt, vermischt

mischt sich mit demselben die Galle. Sie ist eine bittere, seifenartige Flüßigkeit, die in der Leber aus dem Geblüte ausgezogen, bereitet, in der Gallenblase gesammlet, und aus derselben, so wie aus der Leber, in den Gekrösdrüsengang abgeführt und in dem ersten Darm ausgeleeret wird. Sie besitzt die Kraft, die noch nicht gehörig verdauten Speisen zu zertheilen, widersteht vermöge ihrer Bitterkeit aller Säure, hilft die überflüßigen Theile in den Gedärmen durch die natürlichen Wege ausführen, und verwandelt vorzüglich die verdauten Speisen in Nahrungssaft, indem sie wie jede Seife die fetten und wässerigen Theile mit einander in genaue Verbindung bringt, und daraus einen Milchsaft bereitet.

Dieser **Milchsaft**, (Nahrungsmilch, Chylus) hat von seiner weißen milchichten Farbe den Namen bekommen. Er scheidet sich besonders in den untern dünnen Gedärmen von den gröbern Theilen der verdauten Speisen ab, wird von den Oeffnungen der, in den beyden Häuten des Gekröses liegenden, Milchgefäße (Milchadern) eingesaugt, in das Milchbehältniß geleitet, und durch den Milchbrustgang in die Höhe geführt. Außer dem Milchsafte sammelt sich auch eine Menge **Fließwasser**, oder eine wässerige Feuchtigkeit aus einer großen Anzahl dahin gehender Fließwassergänge in dem Milchbehältniß. Dieses verdünnet den Nahrungssaft, indem es sich mit ihm vermischt. Dieser so verdünnte Nahrungssaft enthält nun die eigentliche Nahrung des ganzen Körpers.

Er ergießet sich in diesem Zustande, indem er in der verengerten Röhre, dem Brustgang in die Höhe gestiegen ist, in eine nahe am Herzen liegende Blutader und wird auf diese Art mit dem Blute vermischt.

Das

## Das neunzehnte Kapitel.

### Vom Blute und von dessen Umlauf.

(vergl. Tab. I. Fig. I.)

Die kostbarste Flüßigkeit in dem thierischen Körper ist das Blut; weil ohne dasselbe das Thier nicht leben kann. Es ist warm und besteht, wie einige behaupten, aus sehr feinen platten Bläschen, nach andern aber vielmehr aus sehr feinen kugelrunden dichten Kügelchen *), welche mit einer Flüßigkeit, die man das Salzwasser (Serum) nennt, umflossen sind **). Die rothe Farbe schreiben einige den im Blute enthaltenen Eisentheilchen, und andere dem brennbaren Wesen zu. Es entsteht das Blut, wie wir schon wissen, aus dem Milchsafte, und verschafft allen Theilen des Körpers die nöthige Nahrung, und das Wachsthum, indem sich nämlich in besondern kleinen Gefäßen aus demselben gewisse Säfte abscheiden, und den Nahrungssaft bereiten, welcher sich mit den festen Theilen des Körpers verbindet.

Wenn aber die verschiedenen Theile des Körpers durch das Blut ernährt werden sollen, so ist nöthig, daß das Blut

*) Nach genauen Beobachtungen sollen in unsern Adern 20000 solcher Kügelchen erst die Größe eines einzigen Sandkorns ausmachen.

**) Serum ist eigentlich der Theil des Blutwassers, welcher dem Eyweiß gleich kömmt, und in einer Wärme von 150 Grad Fahrenh. gerinnt; Lymphe ist aber derjenige Bestandtheil des Bluts, welcher in ausgelaufenem Blute von selbst gerinnt, und alsdann mit den rothen Blutkügelchen die dichte Masse ausmacht.

Blut nach allen Theilen des Körpers herumgeführt wird. Dieser allgemeine Umlauf (Circulation, Kreislauf) des Bluts nun, der von dem berühmten englischen Arzte und Naturkundiger Harvey im vorigen Jahrhunderte entdeckt wurde, wird zuerst und vornämlich durch das Herz bewirkt. Das Herz hat nämlich eine doppelte Bewegung, die beständig abwechselt. Die eine verursacht das Zusammenziehen, die andere die Erweiterung des Herzens. Mit dem Herzen verbinden sich die vier großen Adern, die große Schlagader, die Lungenblutader, die große Hohlader, und die Lungenschlagader. Wenn sich nun das Herz zusammenzieht, so ergießt sich das Blut aus der linken Herzkammer durch die große Schlagader in die übrigen damit zusammenhängenden Adern des Körpers; aus der rechten aber durch die Lungenschlagader in die Lunge. Sobald es sich aber wieder eröffnet, nimmt es das zuströmende Blut wieder ein; und zwar empfängt die linke Herzkammer neues Blut, das aus der Lunge kömmt, durch die Lungenblutader, die rechte aber das Blut, das aus den übrigen Theilen des Körpers durch die zurückführenden Adern zusammenkömmt, durch die Hohlader. Die Klappen an diesen vier großen Adern lassen das Blut ein, verwehren ihm aber den Rücklauf; denn bey der großen Schlagader und der Lungenschlagader gehen sie vom Herzen auswärts, und wenn sich das Herz zusammenzieht, werden sie mit Gewalt von dem ausströmenden Blute aufgestoßen, worauf sie sogleich wieder zufallen, damit das Blut nicht wieder zurücktreten könne. Hingegen bey der Lungenblutader und Hohlader öffnen sich diese Fallen nach dem Herzen einwärts. Indem sich also das Herz erweitert, stößt das in diesen Adern ankommende Blut die Fallen mit Gewalt einwärts nach dem Herzen auf, und

dringt

dringt hinein; worauf die Klappen sogleich wieder zufallen; damit nicht bey der neuen Verengerung des Herzens, das Blut durch eben diese Adern wiederzurückgetrieben werde, sondern vielmehr seinen Ausgang durch die große Schlagader oder Lungenschlagader nehme.

Die große Schlagader vertheilt sich vorzüglich in zwey Aeste, davon einer aufwärts, der andere niederwärts geht, und aus diesen entspringen wieder unzählig viele Nebenäste, die immer dünner werden, und so breiten sie sich nach den äußersten Theilen des Leibes aus, um das Blut dahin zu leiten. Da nun aber alle diese Adern, je näher sie dem Herzen sind, desto weiter, je entfernter sie aber davon sind, desto enger werden, so ist klar, daß das Blut, wenn sich das Herz zusammenzieht, aus weitern Röhren mit Gewalt in engere hineingepreßt wird; daher es denn auch kommt, daß bey jedem solchen Stoße des eindringenden Bluts die Häute dieser Adern sich erheben. Diese Erhebung nennt man den Schlag oder Puls, und daher ist auch der Name Schlagadern und Pulsadern entstanden.

An den äußersten Enden dieser Pulsadern verbinden sich mit ihnen, wie wir aus obigen schon wissen, die Blutadern, welche ebenfalls da, wo sie am weitesten vom Herzen entfernt sind, am engsten sind, und je näher sie ihm kommen, immer weiter werden. Sie kommen endlich alle in der großen Hohlader zusammen; und da in ihnen das Blut, aus dem engern Raume in den weitern läuft, so behält es Platz genug vorwärts zu strömen, ohne daß es die Häute der Adern erhebe. Daher haben diese Blutadern keinen Schlag, oder welches eben so viel ist, sie pulsiren nicht.

Der

Der Schlag des Herzens selbst, den wir Menschen fühlen, wenn wir die Hand auf die linke Brust legen, kommt daher, weil das Herz, indem es sich zusammenzieht oder verengert, eben dadurch auch länger wird, und mit seiner Spitze an die Brust anprallt.

Das Herz kann aber nicht durch seine Kraft, d. i. durch die Kraft der Muskelfasern, woraus es zusammengesetzt ist, und welche durch das Blut, vermittelst ihrer Reitzbarkeit und der Mitwirkung der Herzennerven gereitzt werden; sich zusammen zu ziehen, das Blut in dem ganzen Körper herumtreiben. Daher sind die Pulsadern hie und da mit Muskelfäden umwunden, durch deren Kraft sich diese Adern zusammenziehen und erweitern, so daß das Blut von einer Stelle zur andern weiter fortgedrängt wird.

Die feinsten Blutadern saugen, wo sie mit den feinsten Pulsadern zusammenhängen, das Blut wieder in sich, und so läuft es wieder in den immer weitern Röhren fort; doch mit dem Unterschiede, daß es in den Blutadern, die über dem Herzen liegen, mehrentheils durch seine eigene Schwere niedersteigt, in den Blutadern aber, die unter dem Herzen liegen, ordentlich wie in Pumpen in die Höhe steigen muß. In diesen Blutadern z. B. der Füße und Schenkel sind nämlich in gewissen kleinen Entfernungen häutige Fallen oder Klappen angebracht, die sich aufwärts öffnen. Durch das Drücken der Muskeln beym Stehen, Gehen, und andern solchen Bewegungen, und durch noch andere Ursachen, wird das Blut von einer Klappe zur andern in die Höhe gepreßt. Wenn es bis zu der Klappe aufgestiegen, stößt es dieselbe auf, und steigt durch die Oeffnung in die Höhe; sogleich aber fällt diese Klappe wieder zu, und versperrt

sperrt dem hinauf gestiegenen Blute den Weg, daß es nicht wieder zurück sinken kann. Es giebt auch in verschiedenen Adern über dem Herzen solche Klappen, die sich unterwärts öffnen; diese haben aber, wie man leicht begreift, nicht den Endzweck, den Rücklauf des Bluts zu befördern, sondern vielmehr es etwas aufzuhalten, damit es nicht zu geschwind niedersinke, und das Herz durch allzu schnellen Zufluß überlade.

Nun können wir den ganzen Weg, den das Blut macht, mit größerer Deutlichkeit übersehen. Hier ist er.

Wenn sich das Herz zusammenzieht, wird das Blut zu gleicher Zeit aus der linken Herzkammer in die große Schlagader, und aus der rechten Herzkammer in die Lungenschlagader getrieben.

Wenn sich das Herz erweitert, empfängt die linke Herzkammer neues Blut aus der Lungenblutader; und die rechte Herzkammer aus der Hohlader.

Das Blut, das nun in diesem Augenblicke aus der rechten Herzkammer in die Lungenschlagader übergeht, kommt durch deren beyde Hauptäste, theils nach der rechten, theils nach der linken Lunge, wo es sich in unzählige Nebenäste, die immer feiner werden, vertheilt. Aus diesen feinsten Pulsadern der Lunge saugen es die feinsten Blutadern wieder zurück, die sich endlich zusammen in der Lungenblutader vereinigen. Diese Lungenblutader gießt, bey einer Erweiterung des Herzens, das Blut in die linke Herzkammer. Aus dieser wird es bey einer neuen Verengerung sogleich wieder durch die große Schlagader hinausgetrieben, deren fortgesetzte Aeste es nach allen obern und untern Gegenden des

Kör-

Körpers fortleiten. Wo mit den feinern Aesten dieser Pulsadern die kleinen Blutadern zusammenstoßen, saugen diese das Blut wieder in sich, und leiten es wie kleine Bäche, die sich nach und nach in größere, dann in kleine Flüße, und hierauf in größere, endlich in die größten Ströme vereinigen, in die immer an Dicke zunehmenden Adern fort, bis endlich alle diese Adern in der großen Hohlader zusammen kommen, welche das empfangene Blut bey einer neuen Erweiterung des Herzens in die rechte Herzkammer ergießt. Aus dieser strömt es nun wieder in die Lunge, aus der Lunge wieder in die linke Herzkammer, aus dieser wieder durch die große Schlagader in alle übrigen Pulsadern, aus diesen durch die Blutadern wieder zurück in die große Hohlader, aus dieser wieder in die rechte Herzkammer; und so geht dieser Umlauf, so lange das Thier lebt, ununterbrochen fort.

Das Herz des Menschen treibt das Blut in weniger Zeit als der tausendste Theil einer Minute beträgt, durch einen Raum von 3 Schuh; oder wenn das Blut, anstatt einen Kreislauf zu nehmen, gerade fortströmte, würde es in weniger als einer Minute einen Raum von 30000 Schuh durchlaufen. Welch eine erstaunliche Geschwindigkeit! doch behält es diese Geschwindigkeit nicht während seines ganzen Umlaufes, sondern sie wird durch dessen Aufenthalt in den kleinern und kleinsten Blutgefäßen merklich vermindert. Die ganze Zeit, welche das Blut nöthig hat, um von der linken Herzkammer wieder in die rechte zurück zu kehren, beträgt nach der wahrscheinlichsten Berechnung doch noch nicht volle 3 Minuten.

Aus diesem Umlaufe nun kann man sich erklären:

1) Das Wachsthum und die Nahrung des Menschen.
2) Den Ursprung der Versetzungskrankheiten durch den Umlauf der Säfte.
3) Die Wirkung der Arzeneymittel in die entferntesten Theile des Körpers.

In einem erwachsenen gesunden Körper sind 15 Pfund Blut, davon durch die linke Herzkammer allzeit nur eine Unze auf einmal durchgeht.

Der Weg des Blutes, den es in seinem gänzlichen vierstelstündigen Umlauf gemacht hat, beträgt 149 Schuh oder 74 1/2 Ellen. Soll das Blut nur zwey Fuß weit getrieben werden, so muß das Herz eine Kraft und Gewicht von 900 Centn., und also in 24 Stunden mehr, als 16 Millionen Centnerkraft anwenden.

Bey einem gesunden Menschen schlägt ferner der Puls in einer Minute ungefähr 70 mal. Wenn man also durch eine leichte Multiplikationsrechnung ausrechnet, wie vielmal der Puls bey einem achtzigjährigen Greiß geschlagen hat, so erstaunt man über diesen unförmlich scheinenden Fleischklumpen, den wir das Herz nennen, und versinkt in Betrachtungen der grossen Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers.

## Das zwanzigste Kapitel.

### Vom Fett, Gehirn, Mark, Marksaft.

Unter der Haut und zwischen verschiedenen Theilen des thierischen Körpers liegt das Fett in einem zelligen Ge-

Gewebe. Es ist ein ölichtes, beym Leben der Thiere flüssiges, und bey der geringsten Kälte gerinnendes Wesen, welches in besondern Gefäßen des zelligen Gewebes abgesondert wird. Es füllt gewöhnlich die äußern Theile des thierischen Körpers aus, und verschafft ihm seine Biegsamkeit, Geschmeidigkeit und Schönheit. Es beschützt verschiedene zärtern Theile, erwärmt den Körper, und erhält ihn einige Zeit in Krankheiten, und bey Mangel der Nahrung. Hieraus ergiebt sich, wenn man ein Thier mager nennen kann, wenn nämlich das Blut wenig solcher Theile absetzt, oder wenn durch zu große Hitze und durch zu große Arbeit dieselben geschmolzen werden, oder wenn die Absonderungsgefäße schadhaft sind. Schrumpfen dann bey solchen magern Thieren diese Absonderungsdrüsen zusammen, so entstehen Runzeln. Dieses Fett ist ohne Nerven, und die Thiere haben also keine Empfindung in demselben. Daher höret man oft, daß die Mäuse Löcher in die fetten Seiten lebendiger Schweine gefressen haben.

Die feinsten und wichtigsten Theile des Körpers enthält das Gehirn, der Sitz aller Empfindung, die Quelle aller Bewegungen. Kein Theil bekömmt so viel Blut als das Gehirn, nach welchem verschiedene Aeste der Pulsadern laufen; und daraus muß man schon auf die Absonderung eines sehr nöthwendigen und edlen Saftes schliessen. Das Gehirn liegt bey den Säugethieren, wie bekannt, in dem obern Theile des Kopfs, wird von der Hirnschale eingeschlossen und geschützt, und ist eine weiche, röthlichgraue und weißlichte Materie, die mit vielen einander durchkreuzenden kleinen Adern durchwebt, und mit verschiedenen Häuten umgeben ist. Das Aeußere des Gehirns ist sehr weich,

röthlichgrau und heißt die Borke; das Mark ist mehr inwendig, weiß, und etwas fester als die Borke.

Es theilt sich das Gehirn in zwey Haupttheile, welche aber durch feine Fasern und Adern verbunden sind. Der größere Theil nimmt den vordern Kopf ein, und den hintern das kleine Gehirn oder die sogenannte Zirbeldrüse, welche sich in den hohlen Gang der Nacken- und Rückenwirbel fortpflanzt, und alsdenn das Rückenmark, den Stamm des Nervenbaums ausmacht. In dem Marke der Zirbeldrüse finden die meisten Naturforscher den großen Sammelplatz der Nerven und einige den Sitz der Seele. Man hat die Beobachtung gemacht, daß je größer verhältnißmäßig das Gehirn bey den Thieren ist, desto größer auch die Fähigkeiten derselben sind.

Ob in dem Gehirn aus dem Blute eine zarte, unsern Augen unsichtbare Flüßigkeit abgeschieden, und den Nerven mitgetheilt werde, und also ein wirklicher Nervensaft existire, ist, wie oben schon erwähnt worden, noch unentschieden.

Beynahe noch wichtiger als das Gehirn scheint in dem Körper der unvernünftigen Thiere das Rückenmark zu seyn, welches, wie wir eben bemerkt haben, eine Verlängerung des Gehirns ist. Wenn alle Wunden an demselben geheilt werden können, im Herzen, Gehirn, in der Lunge, so heilt keine Arzeney eine Verletzung des Rückenmarks. Der größte Ochse stürzt augenblicklichst dahin, wenn man ihm mit einem Messer geschickt zwischen zweyen Rückenwirbeln das Rückenmark abschneiden kann.

Das übrige Mark, das sich in den Knochen und besonders in den Höhlen der großen Knochen beständig im Vorrath

 befin-

befindet ist eine weißliche, zuweilen auch röthliche, weiche, schlichte, bald mehr bald weniger dichte Masse, welche mit einer sehr zarten Haut, die man als eine innere Beinhaut ansehen kann, umhüllet ist. Der flüßigste Theil dieses Oehls dringt, wenn es aus dem Blute abgesondert ist, durch die löcherichte Substanz der Knochen, stärket dieselben, und giebt ihnen die gehörige Geschmeidigkeit, damit sie bey zu starker Anstrengung durch Lasttragen oder Bewegungen nicht austrocknen oder zerbrechen.

Der **Markſaft** ist ein schmierigez, fetter und flüßiger Saft, welcher sich in den kleinen zelligen Höhlen der Knochen antreffen läßt.

## Das ein und zwanzigste Kapitel.

### Von den Thränen, dem Nasenschleim, Ohrenschmalz, Schweiß, Harn.

Die **Thränen** sind eine wässerige Feuchtigkeit, welche aus der **Thränendrüse**, die über dem äußern Augenwinkel unter dem obern Augenliede liegt, quillt. Vermittelst verschiedener ausführenden Gänge, die man inwendig längst dem obern Augenliede wahrnimmt, ergießt sich diese Drüse, befeuchtet und reinigt den vordern Theil des Augapfels. Dadurch wird nicht allein die Bewegung des obern Augenliedes und des ganzen Auges erleichtert, sondern auch die Durchsichtigkeit der leuchtenden Hornhaut unterhalten und jede Unreinigkeit aus dem Auge gewaschen. Der Ueberfluß von dieser Feuchtigkeit wird in den **Thränen**punkten, zwey Oeffnungen an dem Rande der Augenlie-

der aufgenommen; ist aber der Zufluß zu stark, so überfließet diese Feuchtigkeit den Damm der Augenlieder und ergießet sich in hellen Tropfen außerhalb des Auges.

Außerdem giebt es auch noch eine fette Materie in der Augenhöhle, die darzu dienet, daß sich das Auge geschmeidiger herumbewegen kann und nicht gerieben wird. Wenn sich diese vorne mit den Thränen vermischt, so entstehet daraus die gelbe Unreinigkeit, die man **Augenbutter** nennt.

Der **Nasenschleim**, welcher aus den Schleimdrüsen, die sich in der lockern und schwammigen Nasenhaut befinden aussetzert, ist zur Beförderung des Geruchs nothwendig, weil die Nerven dadurch geschützt werden, und die Nase von der Luft, die immer aus und eingeht, nicht ausgetrocknet wird. Wenn er in Menge ausschwitzet oder zähe wird, so wird er ausgeschneutzet.

Hinten am Gehörgange sitzt das sogenannte **Ohrenschmalz**, ein fettes, brennbares, schmutziges Wesen, das aus einer zelligen Haut jener Gegend ausgeschwitzt wird. Es ist vermuthlich darzu bestimmt die Trommelhöhle ohn Unterlaß feucht zu erhalten, und den allzu starken Eindruck der Luft auf die innern Theile des Ohrs zu vermindern.

Der **Schweiß** ist eine wässerige, mehrentheils mit Fett und Salztheilchen vermischte Feuchtigkeit, welche in den äußern Theilen des Leibes abgeschieden, und durch die Schweißlöcher der Haut, entweder auf eine unsichtbare Weise ausdünstet, oder in sichtbaren Tropfen ausbricht. Durch die Ausdünstung, worzu auch das Ausathmen gehört, verliert das Thier durchgehends in 24 Stunden über die

Hälf-

Hälfte mehr, als durch die andern Ausleerungskanäle. Die Ausdünstung sowohl, als auch zuweilen ein heftiger Schweiß, ist zur Erhaltung der Gesundheit nöthig, wenn dadurch eine schädliche Materie aus dem Körper geschafft wird. Ein übertriebner Schweiß aber wird schädlich, weil er den Körper schwächt, indem er ihm zu viel nützliche Säfte entführt.

Der **Harn** (Urin) ist eine unreine Flüßigkeit, deren Bestandtheile wässerig und mit einem flüchtigen Alkali und brennbaren Wesen vermischt sind. Er wird als überflüßig in den Nieren abgesondert, in der Blase gesammlet, und durch besondre Gänge aus dem Körper geführt. Der Geruch, die Farbe, der Geschmack und die Durchsichtigkeit ist bey den Säugethieren sehr unbestimmt und veränderlich. Es kömmt dabey bloß auf die Speisen an, die die Thiere genießen. Das Rindvieh z. B. giebt im Winter fast immer einen trüben Harn von sich, der viel Erde bey sich führt, weil es dürres Heu frißt. Im Sommer hingegen ist er ein klares helles Wasser, das fast nichts zurück läßt, weil es da mehr grünes Gras, und frische Pflanzen genießet, die sich selbst voll Wasser gesogen haben. Wenn die Thiere im Frühjahr zum erstenmal junges Laub fressen, besonders die gelben Pfriemen- und Weißdornblüten, junge Schößlinge und und Knospen von Eichen, Buchen rc., so bekommen sie davon einen rothgefärbten Urin, den der Aberglaube für Blut hält.

---

## Das zwey und zwanzigste Kapitel.

### Von dem Aufenthalte und Alter der Säugethiere.

Der Aufenthalt dieser Thiere überhaupt erstreckt sich über die ganze Erde. Einige, die auf dem Trocknen wohnen, leben entweder auf den Bäumen, wie die Eichhörnchen, oder in Gebäuden, wie die Mäuse, oder machen sich unterirdische Wohnungen, wie der Fuchs und Hamster; andere leben entweder als Amphibien im Wasser und auf dem Lande zugleich, wie die Wasserratten und Robben, oder im Wasser allein, wie die Wallfische. Manche von ihnen leben einzeln oder paarweise, andere aber in ganzen Familien, Gesellschaften, und Republiken.

Verschiedene, besonders nagende, Säugethiere stellen zu gewissen Zeiten Wanderungen aus einer Gegend in die andere an.

Die mehrsten gehen ihren Geschäfften bey Tage nach; viele Raubthiere aber suchen mit Vorsatz ihre Beute des Nachts auf, um sie desto leichter und gewisser zu erschleichen, und die übrigen Thiere, als Mäuse und Hasen, bleiben oft aus Furcht in ihren Lagern am Tage verborgen liegen.

Einige bauen sich besonders künstliche Wohnungen, in welche sie für den Winter diejenigen Nahrungsmittel einsammlen, die sie alsdenn entbehren müßten, z. B. der Hämster, und viele Mäusearten, und andere werden zu dieser Zeit so lange mit der Schlafsucht befallen, bis sie ihre ordentlichen Speisen wieder finden können, wie z. B. die Fledermäuse.

Was

Was das Alter dieser Thiere anlangt, so ist es sehr verschieden, und ihr natürliches Lebensziel läßt sich schwer bestimmen, da theils die vielen Veränderungen ihres Zustandes ihre Natur schwächen, theils ihr Leben durch Gewalt verkürzt wird. Verlust der Zähne und daraus folgende verminderte Verdauungsfähigkeit, Schlechtheit und Mangel der Nahrungsmittel, schädliche Witterung u. d. gl. scheinen vornämlich die ungewaltsame Abkürzung des Lebens zu bewirken.

Außerdem aber erlangen einige Säugethiere z. B. der Hirsch ein beträchtliches Alter, andere aber ein geringeres, wie z. B. verschiedene Mäusearten.

## Das drey und zwanzigste Kapitel.

### Von den verschiedenen Arten die Säugethiere zu jagen und zu fangen.

Da diese Thiere sonst alle in ihrer natürlichen Freyheit lebten, und wild waren, so mußte der Mensch auf Mittel denken, sich ihrer zu bemächtigen, theils um die ihm nützlichen zur Befriedigung seiner Bedürfnisse anzuwenden, theils um die schädlichen zu verringern, und ihrer allzu grossen Vermehrung zu steuern, und so entstand denn die **Jagd**. Da nun die mehrsten dieser Thiere noch frey sind, so ist auch diese Beschäfftigung der Menschen noch immer nicht überflüßig geworden.

Unter Jagd überhaupt versteht man:

**Erstlich**: Die Kenntniß und Geschicklichkeit, das Wild aufzusuchen, es zu beschleichen, und mit

Schießgewehr zu erlegen, oder mit Netzen und Fallen zu fangen.

Dieses ist ein vorzügliches Geschäffte des Jägers, der daher besonders die **Fährten** der Thiere genau kennen, und die **Witterung** für manche derselben gut zu machen wissen muß.

Die **Fährten** sind diejenige Spur, welche die wilden Thiere im feuchten Boden, Sand und Schnee durch ihre Tritte von sich zurück lassen.

Durch die genaue Kenntniß der einzeln Spuren so wohl, als vorzüglich der Zusammenstellung derselben im Gehen, Traben und Laufen ist der Jäger fast immer im Stande zu bestimmen, welche Thiere, und wie viel derselben in seinem Reviere sich befinden, und kann sich derselben, wenn es nöthig ist, bemächtigen.

Unter **Witterung** aber versteht man, Materialien an einem Orte hinstreuen, die die Thiere lieben, und sich daselbst versammlen, oder die sie verabscheuen, und sich von da entfernen.

Das Jagen selbst und die Werkzeuge darzu sind, wie sich aus dem Begriff von selbst ergiebt, sehr verschieden, und es ist dasselbe beynahe so mancherley, so mancherley die Thiere sind. Denn einige Thiere werden gepürschet, andere mit Hunden aufgesucht, und mit dem Fangeisen oder Hirschfänger erstochen (abgefangen); einige werden mit Hunden gehetzet; andern werden Gruben gegraben; einigen werden Fallen gelegt; andere werden in Netze getrieben; u. s. f.

Wir

Wir wollen die vorzüglichsten Arten, wie der Jäger dieselbe in seine Gewalt bekömmt, und die Werkzeuge, deren er sich dabey bedient, hier kürzlich angeben.

Der Hirsch wird auf dem Anstand gepürschet, d. h. er wird vom Jäger, der sich des Abends und Morgens, an demjenigen Orte, wo dieses Wild seiner Nahrung (Aesung) halber aus dem Holze ins Feld und wieder zurück geht (wo es seinen Wechsel hat) verbirgt, mit der Kugelbüchse (Pürschbüchse) erlegt.

In der Brunftzeit kommt der Hirsch auf den Hirschruf, wo man durch ein Horn, das eine sehr weite Mündung hat, wie ein Hirsch oder Hirschkuh schreyt, in der größten Eile herbeygerennt, und muß seinen Irrthum auf eben diese Art mit dem Tode bezahlen *).

Die wilden Schweine sucht der Jäger, indem er einen Wald durchstreifet, mit den Hunden, die Saufinder heißen, auf, läßt sie von den Hetzhunden packen, und fängt sie mit dem Hirschfänger oder Fangeisen ab.

Die Wölfe umkreiset man mit Tücherlappen, welches 1 1/2 Ellen lange, und 3/4 Ellen breite Stücken Leinwand sind, die an einer Leine 3/4 Ellen weit von einander befestiget werden, oder mit Federlappen, welche aus Federn aus den Flügeln und Schwänzen der Gänse, Hüner und großen Raubvögel bestehen, die mit ihren Kielen an einem Bindfaden, der mit Leinöhl und Schießpulver bestrichen ist, zwey Spannen weit von einander angebunden, und

*) Die Dammhirschjagd hat fast alles mit der Hirschjagd gemein. Die Jagd der Steinböcke und Gemsen aber findet man unter ihren Beschreibungen.

und auf Haspeln gewunden sind; von denen jede Haspel gewöhnlich 600 Ellen enthält. Wenn die Gegend, wo man diese Thiere bemerkt hat, mit diesem Zeuge umgeben ist, so stellt man Schützen an die Oeffnung des eingelappten Kreises, läßt die Wölfe hierher treiben, und erlegt sie durch Schießgewehr. Man fängt sie auch in großen eisernen Fallen, Schwanhälse, oder Berliner Eisen genannt, welche die Gestalt der kleinen eisernen Mäusefallen ohne Teller haben, und in der Mitte mit ihren beyden Biegeln, wenn der Haaken, an den sie aufgestellt werden, berührt wird, zusammen schlagen.

Die Luchse kreiset man gewöhnlich mit Jagdtüchern und Netzen, ein, wodurch sie oft genöthiget werden ihre Zuflucht auf die Bäume zu nehmen (zu bäumen), von welchen sie dann leicht herabgeschossen werden können. Sonst werden sie auch in den nämlichen Fallen, wie die Wölfe gefangen, oder man reizt sie, indem man sie durch den Ton, den ein Kramtsvogel, wenn er sich in einer Schlinge gefangen hat, von sich giebt, herbeylockt, und aus einem Hinterhalte mit der Büchse tödet.

Die Rehe werden, wie die Hirsche, gepürschet, und der Rehbock kann in der Brunftzeit, wenn der Jäger auf einem Stückchen von der äußersten Rindenschaale der Birke oder auf einem Apfel- oder Birnblatte, so zweystimmig, wie das Reh nach dem Männchen, oder zur Setzzeit ängstlich nach ihren Jungen schreyt (ruft), da er spornstreichs nach dem Orte, wo der Schall herkommt, zu läuft, leicht erlegt werden. Man nennt dieß das **Rehblatten**, oder **aufs Blatt schiessen** *).

Die

*) Bärenjagd s. Beschreibung des Thieres.

Die Dächse werden gewöhnlich in einem Tellereisen, das dem eisernen zusammenschlagenden Mäusefallen mit blechernen Tellern gleichet, und welches man bedeckt vor die Hauptröhre legt, gefangen.

Die Füchse werden aus Hütten, die man im Walde an solche Plätze bauet, wo sie nach dem dahin gelegten Aase gehen, geschossen. Man fängt sie auch in Schwanhälsen, indem sie mit Reh- oder Haseneingeweiden (Hasengescheide) gekirrt worden sind, oder in Tellereisen, welche man in flache Waldbäche legt, und darneben auf eine Gabel obige Kirrung befestiget. Man reizt sie auch, indem man den ängstlichen Ton eines gefangenen Hasens nachahmt.

Die Fischottern werden in eben solchen Tellerfallen gefangen, indem sie der Jäger ins Wasser, wo sie ihren Gang hin nehmen, verbirgt, oder sie mit Krausemünze bestrichen (die Witterung gemacht) an denjenigen Ort legt, wo sie gewöhnlich ans Land steigen.

Die wilden Katzen, Marder, Iltisse, Wieseln rc. fängt man ebenfals mit Tellereisen, die nur nach Verhältniß der Thiere größer oder kleiner sind. Sonst bemächtiget man sich ihrer noch durch die Schlagbäume (Schnellbäume, Schneller.) Man nimmt nämlich 4 Stangen eines Arms stark, und 4 Fuß lang, bohrt an einem Ende durch alle 4 Stangen ein Loch, wodurch ein Nagel eines Daumens dick kömmt; die 2 mittlern Stangen müssen sich am Nagel leicht hin und her bewegen lassen, und etwas kürzer am andern Ende seyn, wo sie auch mit einem hölzern Nagel befestigt werden. Die beyden Seitenstangen werden auch mit einem solchen Nagel verbunden. Auf jede Stange wird

wird eine kleine Säule 12 Zoll stark angebracht, und oben mit einem Queerholze fest zusammen gemacht. In und durch den Schlagbaum geht ein Stock Fingers stark, und an einem Ende angebunden; vorne wird eine Kerbe eingeschnitten, darzu ein Stellholz 6 Zoll lang, und an dieses eine dünne Leine gemacht, welche an die obersten Bäume angebunden ist, womit diese aufgezogen und dadurch einer hölzernen Rattenfalle gleich werden. Auf die Mittelbäume legt man einen Stein. Wenn ein Thier an das Stellholz oder die Zunge stößt, so schlagen die Fallbäume herunter, und es wird solchergestalt gefangen, oder zerquetschet.

Um aber mehrerer Thiere sich zu gleicher Zeit zu bemächtigen, stellt der Jäger besonders im Herbste und Winter eine Streif- Klopf- Trieb- oder Klapperjagd an. Dieß geschieht in Feldern und Wäldern, wenn durch Personen (Treiber), die man gern vor den Wind stellt, das Wild mit Geschrey und Lärm vermittelst einiger Stücken Holz, die sie gegen einander schlagen, den Schützen, die sich gegen den Wind angestellt haben, zugetrieben, und mit Schießgewehr erlegt wird. Es werden auf diese Art Hirsche, Rehe, besonders aber Füchse und Hasen gejagt. Außer diesen giebt es auch noch mancherley Netze, worin die Thiere dieser Classe, die ein Gegenstand der Jagd sind, gefangen werden.

Für das Hirschgeschlecht giebt es Hirschnetze, deren Maschen 8 Zoll breit und lang, und die 24 Maschen hoch sind. Sie werden in Gabeln von 4 Ellen Höhe mit einer Einbiegung (Busen) so aufgestellt, daß sie, wenn der Hirsch in dieselben gejagt wird, von den Gabeln abspringen, und er sich in denselben verwickelt.

Die

Die Saunetze haben 6 Zoll hohe und breite Maschen, sind von stärkern Leinen, und 8 bis 10 Maschen höher, als die Hirschnetze, weil das Schwarzwild mit mehr Gewalt in dieselben einläuft; da es aber nicht so leicht, wie das Rothwild überspringt, so sind die Gabeln, womit sie aufgestellt werden, auch nur 2 1/2 Ellen hoch, der Busen aber zur Verwickelung desto größer.

Die Wolfsnetze werden aus federkielsdicken Fäden gestrickt, und die Maschen müssen 5 Zoll lang und breit, und das Garn 24 bis 30 solcher Maschen hoch seyn, damit sie beym Aufstellen auf 3 1/2 Ellen hohe Gabeln einen großen Busen geben.

Ein Fischotternetz muß die Breite und Tiefe des Stroms haben, in welchem man jagen will. Die Maschen müssen 2 Zoll ins Gevierte enthalten, und das Netz muß oben mit Kork und unten mit Bley versehen seyn. Die obern und untern Seiten des Netzes müssen so lang seyn, daß wenn es aufgestellt ist, ein Mann beyde Enden von jenen fest und unbeweglich halten kann. Durch Leit- oder Spürhunde werden dann die Fährten des Otters gesucht, wo man ihn anzutreffen glaubt, wird das Netz aufgestellt, er wird durch Hunde und Lerm in dasselbe gejagt, und wenn er drinne gefühlt wird, so wird es zusammen geschlagen. Er geht aber ungern hinein, und wird meist auf dieser Jagd beym Athemschöpfen außer dem Wasser erschossen.

Die Maschen der Reh- Fuchs- und Hasennetze sind 3 Zoll breit und lang, und 18 bis 20 Maschen hoch. Sie werden auf Gabeln von 3 Ellen Höhe aufgestellt.

Die

Die übrigen Arten, wodurch der Jäger sich der Säugethiere, besonders der kleinern bemächtigt, sollen bey der Geschichte jeder Art hinlänglich angegeben werden.

Zweytens: versteht man unter Jagd besonders, eine Art Lustbarkeit großer Herrn, die gewöhnlich mit gewissen Feyerlichkeiten und glänzenden Anstalten verbunden zu seyn pflegt, wo entweder eine Anzahl von Wild auf einen Platz zusammen getrieben, und dann von den jagenden Personen erlegt wird, oder wo man nur ein einzelnes Thier so lange verfolgt, bis es liegen bleibt. Darunter gehört denn vorzüglich die Hauptjagd, die Bestätigungsjagd, und die Parforcejagd.

Bey einer Hauptjagd, die fürstliche Personen zuweilen bey einer großen Anzahl Roth- und Schwarzwildpret in einer Gegend anstellen, wird ein großer Strich Wald mit dem Jagdzeuge umstellt, in welches das Wild von 3 bis 4 Meilen weit getrieben, und an dessen Ende auf einem freyen Platze aus einem Jagdschirme erschossen wird.

Die Erfordernisse zu einer solchen Jagd sind die hohen Tücher, welche aus grober fester Leinwand bestehen, 5 Ellen hoch sind, und von welchen jedes einzelne, das gewöhnlich 200 Ellen lang ist, eine Linie von 130 Waldschritten bestellt. Diese Tücher werden, so wie alles hierher gehörige Jagdzeug, mit tannenen Gabeln (Forkeln) an ihren Leinen, welche in Ringen laufen, am obern Ende aufgerichtet und am untern mit Pflöcken in der Erde befestiget, und man bedient sich ihrer in engen Kreisen, wohin das Wild aus den weitern getrieben werden soll.

Die

Die **Mitteltücher** (dänischen Tücher) haben nur 3 1/2 Elle Höhe, aber eben dieselbe Länge, und werden in weitern Kreisen gebraucht, weil hier das Wild seine Einschränkung noch nicht gewahr wird, und daher nicht überspringt. Den weitesten Umfang der Jagd umstellt man mit den vorhin beschriebenen **Tücher**: und **Federlappen**. Hinter diesem offenen Zeuge aber muß ein stätes Feuer lodern, damit das Wild, das seine Gefahr bemerkt, zurück gescheucht wird, und nicht durchgeht. Wenn das Wild aus den entferntesten Orten in den umstellten Platz, der allemal da, wo der neue Zug (Trieb) herkömmt, geöffnet werden muß, getrieben worden ist, so wird dieser immer mehr und mehr verengert, bis die Thiere endlich in etlichen sogenannten **Kammern** (Böden) oder eingeschlossenen dicht mit Holz bewachsenen Bezirken von 1500 bis 2000 Schritten, je nachdem die Anzahl groß oder klein ist, zusammengedrängt worden sind. Diese Kammern müssen außer den hohen Tüchern inwendig noch mit Spiegelzeug (Prellnetzen), oder Netzen von starken Leinen von der Höhe der Tücher, zur Verhinderung des Durchbruchs, umstellet werden.

An die letzte Kammer schließt sich der **Lauf** (Auslauf), derjenige geräumige freye Platz, auf welchem das blutige Schauspiel (das Abjagen) gegeben werden soll, durch das **Rolltuch** an. Dieser ist eben so, wie die Kammern, mit hohen Tüchern und Spiegelzeug verwahrt, und hat in seiner Mitte den Jagdschirm, aus welchem das **Wild**, wenn es von den Jägern aus der letzten Kammer mit Jagdgeschrey und dem Schall der Wald: und Hüfthörner, bey zurückgezogenem Rolltuch, herausgetrieben worden ist, geschossen wird.

Geschieht das Abjagen in einer Gegend, wo das Wild durch einen großen Teich oder Fluß gesprengt werden kann, so nennt man eine solche Jagd eine **Wasserjagd**.

Eine **Bestätigungsjagd** wird alsdenn gehalten, wenn der Jäger in einem kleinen Districte einige Stücken Wild durch Hülfe seines Leithundes *), welcher die frische Spur derselben gewittert, bemerkt hat. Sie hat mit einer Hauptjagd darin einige Aehnlichkeit, daß, wenn der Jäger etlichemal mit dem Leithunde die Gegend umgangen ist (bestätigt hat), und mit Gewißheit behaupten kann, daß sich das Wild in dem umgangenen Bezirke befindet, alsdenn eben jene Tücher aufgestellt, und ein Abjagen entweder in einem besondern Lauf gehalten, oder das Wild innerhalb des Zeuges aufgesucht und erlegt wird.

Mit dieser Jagd stimmt die **Kesseljagd** am meisten überein. Man hält nämlich da eine Kesseljagd, wo der Jäger den Stand eines oder etlichen Stücke von Wildpret weiß. Ein solcher Platz wird mit dem Zeug in der Runde umstellt, die Schützen stellen sich an, und lassen sich das Wild entweder herbey hetzen oder treiben. Eine solche Jagd kann in einem Tage bewerkstelliget werden. Die Herrschaften bestellen sie den Abend vorher, und des andern Morgens muß in dem Reviere eines erfahrnen Jägers auch sogleich dieselbe gehalten werden können.

Die **Parforcejagden** (Lauf- oder Rennjagden), bey welchen besonders einzelne Hirsche durch berittene Jäger und grimmige Hunde so lange herum gejagt werden, bis sie ganz ermattet, fast tod, zur Erde niederstürzen, scheinen zur

*) s. Leithund.

zur Ehre der Menschheit ihrem Ende nahe zu seyn; wenigstens sind sie in Thüringen schon seit einiger Zeit unerhört.

Endlich **drittens**, versteht man unter Jagd auch bisweilen die Erlaubniß innerhalb eines gewissen Bezirkes gewisse Thiere jagen und fangen zu dürfen.

Man theilt in dieser Rücksicht die Jagd ein, in die **hohe** und **niedere**, und unter den Säugethieren gehören zur hohen Jagd, Hirsche, Dammhirsche, Steinböcke, Gemsen, wilde Schweine, Bären *), Luchse und Biber, und zur niedern die übrigen Thiere, als Rehe, Hasen, Wölfe, Füchse, Dachse, Fischottern, wilde Katzen, Marder, Iltisse, Eichhörner, Wieseln und Hamster **). Andere geben dieser Eintheilung eine nähere Bestimmung, und nehmen eine **hohe. mittlere** und **niedere** Jagd an. Zur hohen Jagd rechnen sie den Hirsch, Dammhirsch, Steinbock, die Gems, den Luchs, Biber und Bär, zur **mittlern** das Reh, Schwein, und den Wolf, und zur **niedern**

 den

*) Die **Bärenjagd** gehört nicht nur zur hohen Jagd, sondern ist auch überdieß ein ganz vorzügliches fürstliches Regalstück; daher unter Verleihung der hohen Jagd die Bärenjagd niemals mit begriffen ist.

**) Der Landesherr hat mehrentheils ausschließungsweise das Recht der hohen Jagd, wenn nicht seine Vasallen durch das Herkommen im Besitz desselben sind. Die Gerechtigkeit der niedern Jagd liegt aber immer auf allen Rittergütern. Wenn der Landesherr und Vasall zugleich in einem und eben demselben Bezirke die Jagd exerciren, so heißt dies die **Mitjagd** (das Mitjagen); **Vorjagd** aber, wenn der Landsasse nicht eher in dem Reviere jagen darf, als bis es der Landesherr schon einmal durchgejagt hat; und **Koppeljagd**, wenn zwey oder mehrere Rittergutsbesitzer die Jagd gemein haben.

den Hasen, Fuchs, und die übrigen oben aufgezählten Thiere. Bey dieser doppelten Eintheilung kömmt es auf die besondere Jagdordnung jedes Landes an. In Thüringen hat man meist die erstere gewählt, und in Chursachsen die letztere.

## Das vier und zwanzigste Kapitel.

### Vom Nutzen und Schaden der Säugethiere.

In der Haushaltung der Natur sind die Säugethiere von der größten Wichtigkeit und verwalten darin sehr ansehnliche Geschäffte. Sie sind unter den Thieren diejenigen, welche dem Menschen fast alle unmittelbar **nützlich** sind. Die andern scheinen nicht so gerade zu in dieser Absicht ihr Daseyn erhalten zu haben, sondern ihr Nutzen scheint sich überhaupt mehr auf die Erhaltung der Vollkommenheit des Ganzen, auf die Erhaltung des Gleichgewichts in den Naturreichen zu erstrecken, welches doch aber allezeit wiederum nützlichen Einfluß auf ihn hat.

Aus dieser Classe sind die meisten Hausthiere, welche dem Menschen **entweder** zu seiner Selbsterhaltung so schlechterdings nothwendig geworden sind, wie die Kühe, Schafe, Pferde, Ziegen, **oder** die ihm durch ihre Treue, Wachsamkeit, durch ihre Fähigkeiten und erlangte Geschicklichkeiten, durch ihre Stärke u. d. gl. nützen, als Pferde und Ochsen, Hunde und Katzen.

Der vielfache Nutzen der Säugethiere für den Menschen besteht im allgemeinen in folgenden Stücken. Er braucht einige von ihnen zum Ackerbau, zum Fuhrwerk,

zum

zum Lasttragen und Reiten, als die Pferde, Ochsen und Esel, andere zur Jagd, zu Aufsuchung der Trüffeln, zur Bewachung der Häuser und Heerden, wie die Hunde. Einige als die Katzen vertilgen ihm manche schädlichen Thiere, z. B. die Mäuse, andere nützen ihm zur Speise entweder durch ihr Fleisch, wie das Rindvieh, das Wild, Schafe, Ziegen, Schweine, Hasen, oder durch ihre Milch, die Kuh, die Ziege, das Schaf; einige müssen ihm durch ihre Bedeckungen, die die Handwerker als Leder, oder Pelzwerk, oder als Garn verarbeiten, Kleidungen, Decken und dergl. verschaffen, so die Schafe, Marder, Wieseln, Füchse, Pferde, das Rindvieh und Wildpret. Von einigen braucht er das Fett zum Verbrennen, und zum Einschmieren mancherley Werkzeuge und des Lederwerks, so den Talg und Fischthran. Andere Künstler und Handwerker haben Borsten, Haare, Geweihe, Hörner, Klauen, Zähne, Knochen, Sehnen, Blasen, u. d. gl. nöthig, um nützliche Dinge daraus zu verfertigen. Aus den Füßen, Knochen, Knorpeln, Sehnen und andern Abgängen des Felles der Thiere wird der Leim gemacht, den so viele Professionisten brauchen. Mancher Thiere Därme geben Saiten. Das Blut von den Schweinen wird zu Würsten und das von Rindern zum Berlinerblau und zur Reinigung des Zuckers gebraucht. Der Mist giebt den nothwendigen Dünger, der Harn den Phoshorus, und wie viele Theile wurden nicht sonst, da es Mode war, in den Bestandtheilen der Säugethiere die Heilkräfte für alle Krankheiten zu suchen und zu finden, in der Arzney gebraucht, wie viele werden noch jetzt darin gebraucht, als Hirschhorn, Fett, Milch, Bisam, Eingeweide, Fleisch, Knochen u. s. f. und wie viele werden ins künftige wieder darin gebraucht werden?

Auf der andern Seite ist freylich nicht zu läugnen, daß auch manche Thiere dieser Classe den Menschen unmittelbar oder mittelbar Schaden zufügen; allein da dieser Schade mehrentheils nur zufällig oder doch sehr gering, und mit der nützlichen Einrichtung der Natur dieser Thiere unzertrennlich verknüpft ist, so kann er fast gar nicht in Erwägung gezogen werden. So töden z. B. die größern reissenden Thiere, Löwen, Tyger, und Bären in der Hungersnoth Menschen; so erwürgen Wieseln, Marder, Iltisse viel nützliches Federvieh; so rauben die Fischottern Fische; so schaden Hirsche, Rehe, Hasen, Hamster dem Getreide und den Gewächsen des Feldes; so benagen die Erdwölfe (Wasserratten) und Hasen die Obstbäume; die Waldbäume und nähren sich oft zu unserm Schaden von den Gartenfrüchten; so gehen die Wieseln und Mäuse in Häusern den Eßwaaren nach; so verderben letztere durch ihr Nagen das Hausgeräthe, Bücher, Zeuge und andere nützliche Dinge; so verwüsten die Maulwürfe und Erdwölfe durch ihr Graben Wiesen und Gärten, und so töden die wüthenden Hunde durch ihren giftigen Biß zuweilen nützliche Thiere und selbst den Menschen. Aber beynahe allen diesen nachtheiligen Folgen kann der Mensch durch Gegenmittel vorbeugen, und alle dieser Schade wird durch den Nutzen, den diese Thiere in der Schöpfung stiften, weit überwogen. Bey der besondern Geschichte dieser Thiere wird dies alles näher angegeben werden.

Das

# Das fünf und zwanzigste Kapitel.

## Von Aufbewahrung der Säugethiere in Naturalienkabinetten.

Die Bälge der meisten Säugethiere, die in Kabinetten aufgestellt werden sollen, lassen sich gerben und ausstopfen.

Die sicherste Verfahrungsart bey größern ist folgende: **Vor allen Dingen** muß man genaue Maaße von den meisten Theilen des Thieres, in der Stellung, die es haben soll, nehmen. **Alsdann** schälet man es, indem ein Aufschnitt von Anfang des obern Brustknochens bis zum Ausgange des blinden Darms gemacht ist, aus; wobey, wenn das Thier sehr groß ist, noch besondere Einschnitte über dem untern Theil der Hinterfüße nöthig sind. **Hierauf** wird die Fleischseite des Felles mit einem Päleisen (halbem Monde) so gut, als möglich, bestoßen, und das ganze Fell zuerst mit ungelöschtem Kalch, alsdann mit Alaun abgerieben und solchergestalt gegerbet. **Und nun** erst kann das Thier folgendermaßen ausgestopft werden:

Ein Stück Holz von der Länge des Rückgraths, woran vier Zainstäbe, (aus welchen die Nagelschmiede die Nägel machen,) mit Tuchlappen und Spitzen versehen, befestigt werden, muß dem Thiere die feste Stellung und Anlage zur Figur geben. Statt dieser Eisenstäbchen kann man sich auch bey manchen Thieren des bloßen Holzes bedienen. Ein ähnliches Stück Eisen, welches auf beyden Seiten mit Lappen versehen seyn muß, um es einmal an das Holz unter dem Rücken, und das andermal an den Schädel, welcher

 bis

bis unter das oberste Wirbelbein im Felle bleibt, befestigen zu können, muß dem Halse die gehörige und feste Stellung verschaffen. Der Stand und die Festigkeit der Füße, deren zweyte halbe Röhre auch im Felle bleibt, wird ebenfalls durch eiserne Stäbe erhalten. Hierauf wird das ganze Fell mit gebundenem reinen Heu ausgefüllt und zuletzt die Oeffnung zugenäht.

Kleinere Thiere, als Iltisse, Mäuse u. d. gl. haben weniger Schwierigkeit. Man bedient sich bey diesen statt der eisernen Stäbe nur stärkern oder schwächern Drathes nach Verhältniß der Größe oder Kleinheit des Thieres, bestreicht das Fell auf der Fleischseite zu mehrerer Sicherheit gegen den Angriff verderbender Insekten statt des Alauns mit Arsenik, den man mit Baumöhl aufgelößt hat, und bestreut diesen Anstrich mit klarem ungelöschten Kalch. Die Flügel der Fledermäuse überzieht man, um sie vor den Motten zu bewahren, mit einem klaren Lack.

Es ist neuerdings eine sehr einfache und zuverläßige Methode erfunden worden, um die kleinsten Thiere aufzubewahren. Zuerst wird alles, was in den Eingeweiden der Thiere enthalten seyn kann, völlig ausgeleeret, und zwar entweder durch einen allmähligen Druck gegen den After, oder durch eine starke Einspritzung, welcher alles weicht, was im Wege ist. Nach dieser vollendeten Reinigung bindet man den After mit einem Faden fest zu, und spritzet mit einer Spritze Aether durch den Mund in den Körper, und wenn alles damit inwendig angefüllt ist, so hängt man das Thier am Kopfe auf. Hierauf sticht man ein Auge aus, holt das Gehirn aus dem Kopfe, füllt den leeren Raum gleichfalls mit Aether an, und bewahrt ihn

vor den Auslaufen durch einen Pfropf, den man in die Augenhöhle stecket. Am andern oder dritten Tage wiederholt man diese Ausspritzungen in den Körper, und fährt damit so lange fort, bis das Thier ganz ausgedorret ist. So wie nun diese Austrocknung nach und nach, indem der Aether bey seiner Verdünstung die im thierischen Körper befindliche Feuchtigkeit verflüchtiget, vor sich geht, sucht man dem Thiere seine schickliche Stellung zu geben, und so bald es vollkommen ausgetrocknet ist, kann man es ohne Besorgniß hinstellen, wohin man will. Diese Methode ist deswegen sehr vortheilhaft, weil der Aether wohlfeil ist, und man z. B. zu einer Maus nicht mehr als 1 Unze braucht. Schade, daß sie an verwundeten Thieren nicht recht anwendbar ist, indem man den Aether nicht wohl zusammenhalten kann.

Diejenigen kleinen Thiere, welche man auf obige Art nicht gut erhalten kann, und die ungebohrnen verwahrt man in gleichweiten Gläsern, die mit Weingeist oder reinem Kornbrandewein angefüllt und mit Thierdärmen fest verschlossen sind.

Skelette von kleinern ganzen Thieren, oder von größern Thierköpfen und Füßen, die man besonders deswegen aufstellt um an den Zähnen und Zehen die Kennzeichen der Classen, Gattungen und Arten deutlich wahrzunehmen, werden gemacht, indem man das Cadaver, welches vom gröbsten Fleisch entblößt ist, in Wasser, worin ungelöschter Kalch aufgelößt ist, legt, und in demselben so lange verwesen läßt, bis das noch übrige Fleisch mit einem Messer leicht abgelößt werden kann. Die Knochen werden alsdann, wenn sie recht schön werden sollen, vorher mit einer scharfen

Potaschenlauge durchgepeitzet, ehe sie an der Sonne mit Wasser gebleicht werden.

Auf die Stellung und Figur der Thiere, die man ausstopfet, kömmt alles an, und man wählt darzu entweder die natürlichste oder die auffallendste. Bey den Raubthieren z. B. ist es nicht unschicklich, wenn man ihnen den Rachen aufsperrt, um die Miene der Raubsucht und das scharfe Gebiß deutlich bemerken zu können.

Herr Camper, ein berühmter Anatom in Holland hat auch eine sehr ingeniöse Methode ausgedacht, die Thiere im Tode nach dem Leben darzustellen, ohne ihr Fell durchs Abziehen und Ausstopfen zu verlängern. Er formt den Rumpf ab, gießt ihn von Gips aus und zieht dann das Fell drüber her.

## Das sechs und zwanzigste Kapitel.

### Von der Eintheilung dieser Classe in ihre Ordnungen und Gattungen, und von einigen vorzüglichen Schriften über die Säugethiere.

Ehe wir zur Eintheilung der Classe der Säugethiere selbst schreiten, müssen wir uns erst noch mit einigen Wörtern bekannt machen, die in der ganzen Naturgeschichte sehr oft vorkommen.

Man nennt in der Naturgeschichte ein jedes Ding, das wir bemerken können, oder einen jeden natürlichen Körper ein einzelnes Ding, (ein Individuum).

Wenn mehrere solche einzelne Dinge in ihren wesentlichen Eigenschafften und Theilen eine große Aehnlichkeit unter

unter einander haben, so rechnet man sie zu einer Art (Species). Dabey giebt es nun zuweilen einzelne Körper, die eine große Veränderung in ihren zufälligen Eigenschafften erlitten haben, wodurch sie von den andern Körpern merklich abweichen; diese nennt man **Spielarten, Abänderungen** (Varietäten). So ist z. B. unter der Art Hirsch, der weiße Hirsch, den man zuweilen antrifft, eine Spielart.

Ferner, wenn mehrere Arten natürlicher Körper in gewissen Haupteigenschafften mit einander überein kommen, so machen sie eine **Gattung** *) (Genus) aus. Hierbey stößt freylich der Naturforscher zuweilen auf eine einzelne Art, die von allen übrigen sehr abweicht, er weißt ihr daher allein, als einer einzelnen Gattung ihre bequemste Stelle an. So macht z. B. der Elephant allein eine eigne Gattung aus.

Mehrere ähnliche **Gattungen** geben nun weiter eine **Ordnung**, und zuletzt mehrere ähnliche **Ordnungen** eine **Classe**.

Wenn es sich zuweilen trifft, daß die Ordnungen zu weitläuftig werden, so zertheilt man sie, der Bequemlichkeit halber, wiederum in **Abschnitte, Abtheilungen**, (Sektionen), und wenn eine Gattung zu zahlreich wird, so sondert man ihre Arten in gewisse **Familien** ab, so z. B. bey der großen Mäusegattung; und wenn man bey manchen Arten noch absonderungswürdige und bleibende Verschiedenheiten findet, so bemerkt man diese durch die Abtheilung in gewisse **Racen**, z. B. bey den Pferden.

Diese

*) Nicht Geschlecht, weil dadurch blos Männchen und Weibchen von einander unterschieden werden.

Diese gewöhnliche Eintheilung, welche man sich mit dem bekannten Beyspiele der Ordnung im Soldatenstande, wo die Armee die Classe, die Brigade die Ordnung, das Regiment die Gattung, die Compagnie die Art und jeder Soldat ein Individuum ist, deutlich machen kann, heißt ein **System**, oder eine **Methode**. Die Einrichtung, der Bau eines solchen Systems hängt von den **Kennzeichen** (Charakteren) ab, die man bey der Bestimmung der Classen, Ordnungen, Gattungen, und Arten zum Grunde gelegt hat. Durch diese wird man in den Stand gesetzt, jeden natürlichen Körper von allen andern mit Leichtigkeit und Gewißheit zu unterscheiden. (s. S. 21)

Es giebt aber verschiedene künstliche Systeme, nach welchen die Säugethiere geordnet worden sind.

In den ältesten Zeiten sahe man auf die Verschiedenheit der Füße. **Aristoteles** theilte sie darnach schon: 1) in Thiere mit **ungespaltenem Hufe**, z. B. das Pferd; 2) mit **gespaltenen Füßen** oder zwey Hufen z. B. die Ziege, und 3) mit **gefingerten Füßen** ein, worunter alle übrigen auf dem Erdboden lebenden Thiere gerechnet wurden. Und diese Eintheilung behielten einige neuere z. B. **Klein** *) bey, bestimmten und verbesserten sie nur mehr.

**Klein**, der zu den vierfüßigen Thieren auch die vierfüßigen Amphibien rechnet, macht drey Ordnungen: 1) Thiere mit

*) Er war Sekretair der Stadt Danzig, und ein berühmter Naturforscher. Sein System findet man in dem Buche: J. Theod. Kleins natürliche Ordnung und vermehrte Historie der vierfüßigen Thiere herausgegeben von Gottfr. Reyger. Danzig, 1760.

mit Hufen, 2) haarige Thiere mit Zehen, 3) unbehaarte Thiere mit Zehen, und diese zertheilt er wieder in Familien.

Vollkommener machte diese Entheilung Hallen *). Er theilte die vierfüßigen Thiere in zwey Abschnitte, die er Classen nennt, und jede derselben wieder in verschiedene Gattungen. In der ersten Classe begreift die erste Ordnung die behuften, mit ungespaltenen Klauen; die zweyte, die zweyklauigen; die dritte, die dreyklauigen; die vierte, die vierklauigen, z. B. das Nilpferd; die fünfte, die fünfklauigen, den Elephanten, in sich. Die zweyte Classe beschreibt in der ersten Ordnung die einzehigen, in der zweyten die zweyzehigen u. s. w.; in der sechsten aber die mit Floßfederfüßen versehene, welche sich in Wasser nähren und an trocknen Orten werfen.

Der Ritter v. Linne' nahm sein System, und, wie es scheint, mit glücklicherm Erfolg, aus der verschiedenen Anzahl, Gestalt und Lage der Zähne her.

Herr Professor Blumenbach in Göttingen **) sieht auf alle äußere Merkmale, auf den ganzen Habitus der Thiere zugleich und bestimmt darnach zwölf Ordnungen: 1) Der Mensch mit zwey Händen. 2) Thiere mit vier Händen. Z. E. Affen. 3) Thiere mit langen haakenförmigen Krallen z. B. der Ameisenbär. 4) Säugethiere mit sonderbaren Decken, statt behaarter Haut.

Z. B.

*) s. Prof. Hallens Naturgeschichte der Thiere. Erster Theil. Berlin, 1751.

**) s. Handbuch der Naturgeschichte von D. J. F. Blumenbach. Göttingen 1782. S. 54.

z. B. der Igel. 5) Säugethiere, deren Vorderfüße Flügel bilden; die Fledermäuse. 6) Kleinere Säugethiere, als Hasen, Wieseln, Mäuse. 7) Reißende Thiere, die Menschen anfallen; Hunde, Katzen, Bären. 8) Einhufige Thiere; das Pferd. 9) Thiere mit gespaltenen Klauen, z. B. der Hirsch. 10) Ungeheure dünnbehaarte Thiere mit dicken Füßen, z. B. der Elephant. 11) Die Amphibien dieser Classe mit kurzen Schwimmfüßen, z. B. der Fischotter. 12) Wallfische.

In Herrn Professor Zimmermanns zu Braunschweig geographischer Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere werden die Quadrupeden in folgende vier Ordnungen gebracht; 1) Thiere mit Hufen. 2) Thiere mit Zehen oder Fingern. 3) Thiere mit Flughäuten, deren Füße mit einer Flughaut verbunden sind. 4) Thiere mit Schwimmhäuten; und diese Ordnungen haben dann wieder ihre Unterabtheilungen.

An allen diesen Eintheilungen, von welchen es noch viel mehrere giebt, finden sich aber Mängel und Unvollkommenheiten, die vorzüglich darin bestehen, daß ähnliche Gattungen zertrennt in verschiedene Ordnungen kommen, und unähnliche wiederum in einer Ordnung mit einander verbunden werden. Da aber diese Unvollkommenheiten allen künstlichen Systemen beynahe nothwendig zu seyn scheinen, und wir das System der Natur vielleicht noch lange oder gar nicht finden werden, so wollen wir dem fast allgemein angenommenen und bekannten, dem Linne'ischen folgen, und diese Classe der Thiere darnach ordnen.

Er nimmt sieben Ordnungen an, und vertheilt alle Säugethiere in denselben in 40 Gattungen.

Wir wollen erstlich den allgemeinen Entwurf dieses Systems nach seinen Eintheilungsgründen, der Beschaffenheit der Füße, und vorzüglich der Verschiedenheit der Vorderzähne darlegen, dann zur bessern Uebersicht der ganzen Classe auch die Kennzeichen der Gattungen, welche mehrentheils aus der verschiedenen Bildung der Zähne hergenommen sind, und die Anzahl der bekannten Arten derselben angeben.

Die Säugethiere haben also:

I. endweder wahre Füße, und alsdann

1) gar keine Vorderzähne: Dieß giebt die

zweyte Ordnung der Säugethiere.

2) Oben keine Vorderzähne:

Fünfte Ordnung.

3) Zwey Vorderzähne oben und unten:

Vierte Ordnung.

4) Vier Vorderzähne oben:

Erste Ordnung.

5) Sechs stumpfe Vorderzähne oben:

Sechste Ordnung.

6) meist sechs spitzige Vorderzähne oben:

Dritte Ordnung.

II. oder verwachsene Füße zum Schwimmen, welche den Floßen der Fische ähnlich sind:

Siebente Ordnung.

Die

Die Ordnungen und Gattungen der Säugegethiere mit ihren Kennzeichen sind also folgende:

## I. Ordnung.

### Die Primaten (menschenähnliche Thiere.) Primates.

Sie haben vier Vorderzähne in der obern Kinnlade, die parallell neben einander stehen, einzelne spitzige Eckzähne und stumpfe Backenzähne.

Sie leben in der Monogamie, und das Weibchen hat gewöhnlich nur zwey Säugwarzen an der Brust.

Die Vorderfüße und bey vielen auch die Hinterfüße sind Hände, deren Finger gespalten und meist mit breiten Nägeln versehen sind.

Die Arme werden durch Schlüsselbeine von einander gehalten, daher sie nicht gut darauf gehen können.

Ihre Speisen sind Erd- und Baumfrüchte, und deswegen können sie die Bäume sehr gut besteigen; doch genießen auch einige Fleisch.

Die vier Gattungen, die zu dieser Ordnung vom Linne' gerechnet werden, sind:

#### 1. Der Mensch. Homo.

Er hat vier dicht an einander stehende Schneidezähne in beyden Kinnladen. Die Eckzähne sind unmerklich länger und hinter jedem stehen fünf Backenzähne, welche oben breit, in der Mitte vertieft, und an den Seiten zugerundet sind. Alle Zähne schließen an einander an.

Es

Es giebt nur eine Art, den vernünftigen Menschen, welcher durch seine Vernunft, übrigen Seelenkräfte, durch die meisten körperlichen Eigenschaften, und die eigne Bildung seines Körpers nicht nur gar sehr von allen andern Thieren unterschieden, sondern auch weit über sie erhoben ist. Er allein genießt des Vorzugs der Sprache, geht aufrecht, übertrifft durch die Geschicklichkeit seiner zweyen Hände alle Thiere, und erreicht wahrscheinlich auch das höchste Alter. — Ursprünglich sind die Menschen von weißer Farbe; die mehr oder wenigere vollkommene Weiße aber hängt vom Clima und und der Lebensart ab. Je näher die Menschen dem Aequator kommen, desto mehr fallen sie ins braune; doch sind auch hier die innern Häute und Fußsohlen noch weiß. Selbst die Schwarzen oder Mohren sind an der innern Fläche der Hände und Fußsohlen röthlich. Die schwarze Farbe hat ihren Sitz in dem netzförmigen Schleime unter der Oberhaut, und die Sonnenhitze verursacht sie hauptsächlich. — Die gewöhnliche Größe der Menschen ist 5 Fuß, 4 bis 5 Zoll Pariser Maaß; die kleinste Nation der Eskimos ist 3 Fuß, oder 3 Fuß bis 9 Zoll, und die größte, die Patagonen 5 Fuß 9 Zoll, bis 6 Fuß lang. Im kalten, rauhen Clima wird der Mensch am größten und stärksten, aber der höchste Grad der Kälte unterdrückt wieder sein Wachsthum. Man vertheilt, nach den bemerkten Verschiedenheiten, die Menschen in verschiedene Racen, die vorzüglich das Clima bildet, und deren Unterscheidungsmerkmale man besonders in der Farbe und den Haaren findet.

So hat der Europäer eine weiße Haut und fast immer ins gelblichte fallende Haare; der Asiate eine braune Haut und ein schwarzes Haar; der Afrikaner eine schwarze

 Haut

Haut und ein schwarzes krauses Haar, und der Amerikaner eine kupferfarbene Haut und ein grobes, dichtes, schwarzes Haar.

Näher und am wahrscheinlichsten bestimmt diese Menschenracen Erxleben *) auf folgende Art:

1) Die Bewohner der nordischen Länder vom Polarcirkel gegen den Pol, in beyden Welten, oder die Lappen: sie sind klein, untersetzt, haben einen großen Kopf, ein flaches breites Gesicht, eine spitzige Unterkinnlade, kleine tiefe Augen, eine stumpfe Nase, aufgeblasene Lippen, große Ohren, einen großen Mund, gerade, schwarze, starke Haare, lange Arme, kleine Hände und Füße.

2) Die Tatarn, die in Asien leben, und von dem Imaus bis an die Gränzen der Lappen sich verbreiten, sind von mittler Größe, olivenbraun, haben eine runzliche Stirn, große Augenbraunen, eine kurze dicke Nase, ein spitziges Kinn und dünnen Bart, große, weit von einander stehende Zähne, schwarze, dickere Haare, dicke Hüftbeine und kürzere Schenkel.

3) Die übrigen Asiaten, oder Ostindianer, jenseits des Ganges und unter dem Fluß Amur; auch von mittler Größe, doch schmutzigbraun und steif, mit schwärzlichem Haar, platter Nase und vorwärtsstehenden Zähnen. Hierher gehören die Mogolen, die Javaner, welche doch fast kupferroth werden; die Amboiner, die aber schon heller sind; die Bewohner von Madagaskar, und Siam; ferner die meisten Einwohner der Südländer. Doch haben die Neusee- und Neuholländer lange unterwärts

*) Er war Professor in Göttingen.

wärts gebogene Nasen. Ihr Schädel ist meistens spitzig gewölbt, ihr Hinterhaupt kurz, und die Kinnladen außerordentlich stark.

4) Die Europäer sind fleischig, weiß, haben ein mäßig erhabenes Gesicht, lange, meist blonde Haare und blaue, auch braune wohlgeöffnete Augen von mittler Größe, eine hervorstehende Nase, nebst dünnern Lippen. Doch darf man hiebey nicht an politischen, sondern vielmehr die physischen Gränzen von Europa denken.

5) Die Afrikaner, besonders die Einwohner des südlichen Afrika: sie sind groß, schwarz, mit feiner Haut, schwarzem kräusen wollichten Haar, schwarzen und grünen Augen, überwärts gebogener Nase, aufgeworfenen Lippen, aufgedunsetem Bauch und großen Brüsten.

6) Die Amerikaner (mit Ausschließung der Polarmenschen) sind von kupferrother Farbe, mittler Größe, haben schwarze, gerade, starke Haare, ein plattes Gesicht, kleine Stirn, schwarze Augen, niedergebogene Nase, und große Nasenlöcher.

Von diesen Abänderungen muß man gewisse durch Krankheiten entstandene Veränderungen des Menschen unterscheiden, wohin die Dondos, Albinos, oder Kackerlacken, und die gefleckten Menschen gehören. Auch machen die Riesen von 8 Fuß und drüber, und die Zwerge von 36 Zoll eher Mißgeburten als besondere Abänderungen aus.

Alle diese Abänderungen, die man durch diese angegebenen Unterscheidungsmerkmale als Racen trennt, nähern sich doch immer so sehr, daß man keine gewisse bestimmte

Gränzen zwischen denselben festsetzen, und daher mit der größten Wahrscheinlichkeit behaupten kann, daß alle Menschen von einem Stammvater entstanden sind.

## 2. Der Affe. Simia.

Hier befinden sich vier dicht an einander schließende, gleich lange Vorderzähne, längere von den übrigen abstehende Eckzähne und stumpfe Backenzähne in beyden Kinnladen. Die Füße sind vier Hände mit freyen Fingern. Man beschreibt jetzt 39 Arten in fünf Familien. Z. B.

Der gemeine Affe, (Simia sylvanus L.) der ungeschwänzt ist, und welchen gewöhnlich die Bärenführer bey sich haben. Er wohnt in Aethiopien, Guinea, Arabien und Indien. Er frißt gern Eyer, auch Insekten; ist gelehrig und sanftmüthig; und das Weibchen, das sich auch in der Gefangenschaft vermehrt, trägt 10 Monate.

## 3. Der Maki (oder Faulthieraffe, wegen seines langsamen Ganges). Lemur.

Die Thiere dieser Gattung haben oben vier, und unten sechs Vorderzähne; auf jeder Seite einen einzelnen dicht anschließenden Eckzahn und viele Backenzähne, vier Hände mit fünf freyen Fingern, und vier Säugwarzen an der Brust. Im Gange und der übrigen Lebensart sind die hierher gehörigen Thiere den Affen, und am Kopfe den Füchsen ähnlich. Man giebt neun Arten an; als:

Der Mongus. (Lemur Mongoz. L.) Ein Thier, wie eine Katze groß, doch hochbeinig, das sich leicht zähmen läßt, einen langen Schwanz hat, mehrere Ellen hoch springt, sich von Früchten und süßen Sachen nähret und um Madagaskar herum wohnt.

4. Die

### 4. Die Fledermaus. Vespertilio.

Es sind 22 Arten bekannt.

## II. Ordnung.

## Die Thiere ohne Schneidezähne.
### Bruta.

Es fehlen diesen Thieren die Vorderzähne in beyden Kinnladen und die Backenzähne sind entweder stumpf oder mangeln ebenfalls.

Die Füße haben starke, gespaltene Klauen, bewegen sich aber träge und ungeschickt.

Die meisten ernähren sich aus dem Gewächsreiche und nur einige von kleinen Thieren.

Sie bewohnen in warmen Gegenden, das Wallroß ausgenommen, das trockne Land.

Nur einige wenige nützen dem Menschen.

Die sechs Gattungen sind:

### 5. Der Elephant. Elephas.

Die Eckzähne in der obern Kinnlade stehen hervor, und sind in die Höhe gebogen, in der untern mangeln sie. Die Nase verlängert sich in einen biegsamen Rüßel. Diese Gattung hat nur eine Art.

Der Elephant. (Elephas maximus. L.) Er ist nächst dem Menschen das merkwürdigste Geschöpf. Größe, Stärke, Klugheit, Gelehrigkeit und hohes Alter erheben ihn über alle Thiere. Er wird bis 24 Fuß lang und 15 Fuß hoch; wohnt gesellschafftlich in den heissen Striche von Afrika und Asien in

 großen

großen einsamen Waldungen, die an Sümpfen und Wasser liegen. Er nährt sich von jungen Bäumen, Aesten und Blättern, Reiß, Getraide und Sumpfgras. Dies plumpe Thier geht in einer Stunde 3000 Schritte und braucht seinen Rüßel so geschickt, wie ein Mensch die Hand. Seine Zähne, die das Elfenbein geben, nützen auch uns. Die weißen Elephanten werden fast göttlich verehrt.

## 6. Das Wallroß. Trichechus.

Es stehen einzelne Eckzähne in der obern Kinnlade und vier Backenzähne auf jeder Seite in beyden Kinnladen. Die Hinterfüße sind in einen Fischschwanz verwachsen. Es sind vier Arten bekannt.

Das Wallroß (Trichechus Rosmarus. L.) ist bis 18 Fuß lang. Aus den obern Kinnladen gehen 2 Seitenzähne 20 Zoll lang und 8 Zoll dick. Der Kopf ist dick, länglichtrund, der Hals kurz, der Körper in der Mitte dick. Es wohnt um den Nordpol, in Heerden, frißt Meergras, Fische und Muscheln, geht auf dem Eis lahm, brüllt wie ein Ochs, und heckt 1 bis 2 Junge. Haut, Thran und Zähne werden benutzt.

## 7. Das Faulthier. Bradypus.

Einzelne stumpfe Eckzähne. Hinter jedem Eckzahn fünf stumpfe Backenzähne. Der Körper ist mit langen Haaren bedeckt. Linne' kennt zwey Arten; z. B.

Der Ai. (Bradypus tridactylus. L.) Ein zottiges Thier mit 3 Zehen an einem Fuß, so groß wie ein Fuchs, das so langsam geht, daß es in einem Tage kaum eine Viertelmeile zurücklegt; den Baum, auf den es seine Nahrung sucht, verläßt es nicht eher, als bis die Blätter alle abgezehrt sind. Es kann einen Mo-

Monat hungern, säuft nie, schläft hängend und ruft des Nachts immer seinen Namen. Es wohnt in Südamerika.

## 8. Der Ameisenfresser. Myrmecophaga.

Die Zähne fehlen in beyden Kinnladen, die sich in einen langen Rüssel endigen. Die Zunge ist schmal. Der Leib hat eine lang- und weichhaarige Decke. Diese Gattung hat 4 bis 5 Arten.

Der große Ameisenfresser. (Myrmecophaga jubata L.) Ein Thier von 4 Fuß Größe mit einem Schwanze, der einem Pferdeschweif ähnlich ist, mit welchem es sich gegen den Regen schützet. Die lange Zunge steckt es in einen Ameisenhaufen, läßt sie voll laufen, und zieht sie alsdann ein. In Südamerika.

## 9. Das Schuppenthier. Manis.

Die Zähne fehlen. Die Zunge ist lang und schmal. Der Oberleib ist mit knochenartigen, beweglichen Schuppen bedeckt. Zwey Arten.

Das langgeschwänzte Schuppenthier. (Manis macraura L.) Ein Thier mit schwarzbraunen Schuppen, die in der Gestalt und Lage viel ähnliches mit den Tannenzapfenschuppen haben. Es nährt sich von Ameisen. In Ostindien.

## 10. Das Gürtelthier. Dasypus.

Die Vorderzähne und Eckzähne mangeln. In beyden Kinnladen sind viele kurze, cylindrische Backenzähne. Der Kopf und Körper ist mit einem hornartigen Schilde, das in der Mitte bewegliche Gürtel hat, von oben bedeckt. Man kennt 8 Arten; z. B.

Das Gürtelthier mit drey Gürteln. (Dasypus tricinctus. L.) Ein fußlanges Thier, das gut graben kann, sich von Erdfrüchten ernährt, und stark nach Bisam riecht. In Brasilien im Wasser und auf dem Lande.

## III. Ordnung.

### Die Raubthiere (reissenden Thiere). Ferae.

Sie haben meistens sechs spitzige Vorderzähne in beyden Kinnladen, auf jeder Seite derselben einen langen kegelförmigen, etwas gekrümmten Eckzahn, hinter welchem bey einigen noch kleinere Seitenzähne stehen, und Backenzähne, welche fast alle schmal sind, und eine oder mehrere Spitzen haben.

Die Füße sind mit spitzigen Krallen versehen. Meistens laufen sie damit geschwind; einige klettern auch.

Die meisten halten sich auf der Erde im Trocknen auf, doch graben sich auch einige in die Erde, und andere leben abwechselnd im Wasser und auf dem Lande.

Sie nähren sich fast alle vom Raube anderer Thiere, welche sie entweder mit ihrem scharfen Gebiß oder Krallen fangen; doch genießen auch einige Speisen aus dem Gewächsreiche.

Die zehn Gattungen sind:

#### 11. Die Robbe. Phoca.

In der obern Kinnlade sind sechs und in der untern vier spitzige, ungleich große Vorderzähne. Die einzelnen Eck-

Eckzähne sind lang, spitzig und gekrümmt, und die Backenzähne sind dreyzackig. Die äußern Ohren mangeln, und die Zunge ist gespalten. Zwölf Arten dieser Gattung sind bekannt. Hierher gehört:

Der Seehund (Phoca vitulina. L.) Ein bekanntes Thier, das ein heiseres Bellen hören läßt, und bis 6 Fuß lang wird. Es wohnt in den nordischen Gewässern, liegt gern an der Sonne, und verfolgt vorzüglich die Züge der Heeringe. Es begattet sich im April und bringt 1 bis 2 Junge im Februar. Seine starke Haut dient zu Ueberzügen der Kuffer und Reisetaschen.

## 12. Der Hund. Canis.

Es werden 15 bestimmte und mit den unbestimmtern *) 34 Arten in der Naturgeschichte angegeben.

## 13. Die Katze. Felis.

Diese Gattung hat 18 bekannte Arten unter sich.

## 14. Das Stinkthier. Viverra.

In beyden Kinnladen sind sechs Vorderzähne, doch liegt der, zwischen dem mittelsten und äußersten auf jeder Seite der untern Kinnlade, sich befindende weiter einwärts; längere einzelne Eckzähne, und sechs scharfe und zackige Backenzähne. Die Zunge ist stachlicht, und die Füße haben hervorragende Krallen. Einige neuere zählen 23 Arten zu dieser Gattung, andere mit den weniger bestimmten Arten 29.



*) Unbestimmt: weil ihre Geschichte noch nicht so genau bekannt ist, daß man sie zuverläßig als Arten trennen und angeben könnte.

Das Nasanfrett (Viverra nasua. L.) ist zwey Fuß lang, hat eine bewegliche in einen Rüßel verlängerte Nase, gräbt nach Regenwürmern, und läßt sich leicht zähmen. In Südamerika.

## 15. Der Marder. Mustela.

Hierher rechnet man 20 bestimmte Arten, und mit den unbestimmtern 33.

### *) Der Otter. Lutra.

Linne' rechnet die Thiere dieser Gattung zur vorhergehenden. Doch da sie sehr auffallende Unterscheidungsmerkmale haben, so machet man billig eine eigne Gattung daraus. Hierher zählt man 6 bestimmte und 5 unbestimmte Arten, die man aber von der Anzahl der Arten der nächstvorhergehenden Gattung beym Zusammenzählen abziehen muß.

## 16. Der Bär. Ursus.

Hierunter rechnet Linne' 4 Arten.

## 17. Das Beutelthier. Didelphys.

Oben sind 10 und unten 8 Vorderzähne, die alle klein und an der Spitze abgerundet sind; einzelne Eckzähne, wovon die obern stärker und größer sind, als die untern. Auf jeder Seite sind meist 7 Backenzähne, wovon die vordern dreyeckig und spitzig, und die hintern breit und zackig sind. Die Füße haben fünf Zehen und die hintern sind Hände, woran der abgesonderte Daumen ohne Nägel ist. Die Weibchen haben die Eiter am Bauche gewöhnlich in einem Beutel, der geöffnet und geschlossen werden kann. Man zählt 12 Arten.

Der

Der Apossum. (Didelphys Opossum.) Ein roth-bräunliches Thier, das über jedem Auge einen weissen runden Fleck hat, unter dem Laube der Bäume versteckt lebt, und Vögel hascht. Es hängt sich mit dem Schwanze an, und schleudert sich von einem Baum zum andern. Die 4 bis 5 Jungen steckt es mit den Hinterfüßen in den Beutel. Im heissen Amerika.

18. Der Igel. Erinaceus.

Es sind 5 oder 6 Arten entdeckt.

19. Der Maulwurf. Talpa.

Es werden 6 Arten hierher gerechnet.

20. Die Spitzmaus. Sorex.

Linne' beschreibt 5; die neuern 16 Arten.

## IV. Ordnung.

### Die nagenden Thiere. (Nager.) Glires.

Die Thiere dieser Ordnung haben unten und oben zwey scharfe Vorderzähne; die untern sind allezeit etwas länger, als die obern. Die Eckzähne fehlen ganz und lassen einen zahnlosen Zwischenraum. Die Backenzähne sind mehrentheils stumpf und von verschiedener Anzahl.

Die Füße sind gespalten, mit Krallen besetzt und ihr Gang ist fast immer springend.

Die Oberlippe ist bey ihnen gespalten, und manche haben zwischen den Schultern Schlüsselbeine.

Ihr Aufenthalt ist sehr verschieden, auf, über, unter der Erde und im Wasser.

Ihre

Ihre Nahrung besteht mehrentheils aus Produkten des Gewächsreiches, die sie zernagen, woher ihr Name kömmt.

Sie lieben die Reinlichkeit.

Die sechs Gattungen sind:

## 21. Das Stachelthier. Hystrix.

In jeder Kinnlade stehen zwey schief abgeschnittene Vorderzähne und auf jeder Seite vier Backenzähne. Der Leib ist theils mit harten Haaren, theils mit Stacheln besetzt. Vier Arten.

Das Stachelschwein (Hystrix cristata L.) hat auf dem Nacken und Halse eine grau und weiße Borstenmähne, und den Rücken bedecken lange, Federkielen ähnliche Stacheln, die es aber nicht nach Belieben wegschießen kann. Es lebt in gegrabenen Höhlen in der Erde, und geht des Nachts nach Wurzeln und Obst. In den wärmern Gegenden von Asien, Afrika und Europa. Fleisch und Stacheln werden benutzt.

## *) Die Szavia. Cavia.

Linne macht in seinem Anhange daraus eine eigene Gattung, und rechnet darunter eine Art. Andere nehmen unter diese Gattung 6, und noch andere 10 Arten auf, die er theils unter andere Gattungen vertheilt, theils noch nicht gekannt hat.

## 22. Der Biber. Castor.

Zwey Arten.

## 23. Die Maus. Mus.

Hierher gehören 54 Arten, die man, um sie desto leichter zu unterscheiden, in 6 Familien eintheilt.

24. Das

### 24. Das Eichhorn. Sciurus.

Man zählt hierher 23 Arten.

### 25. Der Hase. Lepus.

Man hat 12 Arten entdeckt, die zwey Familien 1) geschwänzte und 2) ungeschwänzte Hasen ausmachen.

### 26. Das Nachtthier (die katzenartige Fledermaus). Noctilio.

Die untern zwey Vorderzähne haben Zacken. Die Hände sind flach und mit einer Fledermaushaut verwachsen. Der Kopf ist katzenartig, aber die Oberlippe gespalten. Es ist nur eine Art bekannt.

Das amerikanische Nachtthier (Noctilio americanus. L.) ist röthlich und lebt in Amerika von Baumfrüchten.

## V. Ordnung.

### Die wiederkäuenden Thiere. Pecora.

Diese Thiere haben oben keine, unten aber sechs oder acht, von den breiten, abgestumpften Backenzähnen, weit entfernte Vorderzähne. Die Eckzähne fehlen ihnen ebenfalls mehrentheils.

Sie haben gespaltene Klauen, mit welchen sie fast alle sehr geschwind laufen können.

Die Euter liegen zwischen den Hinterfüßen.

Größtentheils haben sie Hörner.

Sie

Sie leben in allen Gegenden der Erde im Trocknen, und steigen nie auf Bäume.

Sie ernähren sich von Gewächsen, die sie mit ihren Vorderzähnen abrupfen und vermöge des Baues ihrer vier Mägen wiederkauen können.

Der Mensch kann fast alles von ihnen nützen.

Die sieben Gattungen sind:

## 27. Das Kameel. Camelus.

Die sechs untere Vorderzähne sind schaufelförmig. Oben befinden sich zwey und unten drey von einander abstehende Eckzähne. In der obern Kinnlade stehen fünf und in der untern vier Backenzähne auf jeder Seite. Die Oberlippe ist gespalten. Die Hörner fehlen. Die Füße sind vorne nur ein wenig zertheilt. Vier Arten.

Das gemeine Kameel. (Camelus Dromedarius. L.) Dies sanftmüthige Thier, das im ganzen Orient das nützlichste Hausthier ist, hat 6 1/2 Schuh Länge, trägt 1200 und mehr Pfund, kann in einem Tage mehr als 18 Meilen gehen, und das Fleisch der Jungen, und Milch und Haare werden benutzt. Es nährt sich von stachlichten Gewächsen und kann 15 Tage dursten, weil in den Zellen des zweyten Magens das Wasser lange vorräthig bleibt.

## 28. Das Bisamthier. Moschus.

In der untern Kinnlade stehen acht Vorderzähne. Die Männchen haben einzelne hervorstehende Eckzähne in der obern. Man beschreibt vier Arten, wovon zweyen die Hörner fehlen.

Das tatarische Bisamthier (Moschus moschiferus. L.) ist dem Reh ähnlich, und hat in der Nabelgegend

gegend einen Bisamsack. Der gute Bisam wird nur bey dem Männchen gefunden. Es lebt einsam in den erhabenen Theilen von Asien, in Sibirien und China, und nähret sich vom Laub der Bäume und von den Moosflechten.

29. Der Hirsch. Cervus.

Zwölf bestimmte und sechs unbestimmte Arten.

*) Die Antilope. Antilope.

Einige Naturforscher rechnen zu dieser neuen Gattung 24 Arten Thiere, welche Linne' theils unter die Ziegen-Hirsch- und Schafgattung gezählt, theils noch nicht gekannt hat. Die hierher gehörigen Thiere haben so wohl etwas vom Hirsch, als der Ziege gemein.

30. Die Ziege. Capra.

Zwölf Arten.

31. Das Schaf. Ovis

Drey Arten.

32. Der Ochs. Bos.

Sieben bestimmte und sechs unbestimmte Arten.

## VI. Ordnung.

### Die Thiere mit einem Pferdegebiß.
### Belluae.

Sie haben in beyden Kinnladen schief abgestumpfte Vorderzähne und Hufe an den Füßen; daher sie nie Bäume besteigen.

Die Eiter liegen zwischen den Hinterbeinen oder am Bauche.

Ihre

Ihre Nahrung nehmen sie vorzüglich aus dem Pflanzenreiche.

Die meisten sind als nützliche Thiere fast über die ganze Erde verbreitet.

Die vier Gattungen sind:

### 33. Das Pferd. Equus.

Man kennt vier Arten, und zwey nützliche Bastartarten von dieser Gattung.

### 34. Das Flußpferd. Hippopotamus.

Diese Gattung, welche nur aus einer Art, dem sogenannten Nilpferde besteht, hat vier Vorderzähne in beyden Kinnladen, wovon die obern paarweise von einander entfernt stehen, und von den untern die mittlern länger sind und hervorragen. Die Eckzähne sind einzeln und die untern sind größer, rückwärts gekrümmt und schief abgestumpft. Die Füße haben einen Huf, der gleichsam in vier Klauen gerändelt ist.

Dies große Thier (Hippopotamus amphibius. L.), das einem Ochsenkopf ähnlichen Kopf hat, wird 17 Fuß lang und 7 Fuß hoch, lebt um die afrikanischen Flüße und schwimmt und geht unter dem Wasser. Es geht des Nachts aus dem Wasser nach Zuckerrohr und Reiß, frißt aber auch Fische. Es lebt in Polygamie und das Weibchen wirft ein Junges. Der Speck ist eßbar.

### 35. Das Schwein. Sus.

Fünf Arten.

### 36. Das Nashorn. Rhinoceros.

Hat oben und unten zwey von einander stehende Vorderzähne. Auf der Nase steht ein doppeltes, selten ein

ein-

einfaches, dichtes, kegelförmiges Horn. Man giebt zwey Arten an. Andere rechnen diese Gattung zur zweyten Ordnung, weil sie mit dem Elephanten und Gürtelthier sehr verwandt ist; allein da die Aehnlichkeit mit dem Schweine eben so groß ist, so bringt sie Linne' in diese Ordnung.

Das Nashorn (Rhinoceros Unicornis. L.) kommt an Größe dem Elephanten bey, nur ist es niedriger. Seine Länge ist bis 12, und seine Höhe bis 7 Fuß. Der Kopf ähnelt einem Schweinskopf, der Hals und Leib ist dick, und der Wanst hängt herab. Die Vorderbeine sind gekrümmt und jeder Fuß hat drey Klauen. Die dicke Haut ist, wie beym Elephanten, schwarzgrau und hat einzelne steife Haare. Es ist träge und friedlich, lebt einsam und gesellschaftlich in den Ländern der alten Welt zwischen den Wendecirkeln, nährt sich von harten strauchartigen Gewächsen und Kräutern, und wälzt sich gern, wie die Schweine, im Morast. Es entflieht einem Pferde, so schnell ist sein Lauf. Das Fleisch wird gegessen und das Horn braucht man zu allerhand Kunstsachen.

### *) Der Tapir. Tapir.

Ist eine eigene Gattung, welche von den Naturforschern noch zu dieser Classe gezählt wird, und besteht nur aus einer einzigen Art. In beyden Kinnladen stehen zehn stumpfe Vorderzähne. An den Vorderfüßen sind vier und an den Hinterfüßen drey stumpfe Klauen.

Ein Thier (Hippopotamus terrestris. L.) von der Größe einer Kuh und von Gestalt, wie ein Schwein, das sich in Südamerika in den Wäldern und um die Flüße herum aufhält. Es frißt Gras, Zuckerrohr und andere Früchte. Es schwimmt gut, und geht auf dem Boden unter dem Wasser hin. Sein Fleisch wird gegessen.

# VII. Ordnung.

## Die säugenden Seethiere.

### Cete. Cetacea.

Sie wurden vor Zeiten unter die Fische gezählt; sie haben aber alle Haupteigenschaften der Säugethiere. Auf dem Scheitel haben sie röhrenförmige **Luftlöcher**, statt der zweyen Vorderfüße **Floßfedern** an der Brust und einen waagerechten Schwanz, welcher zusammengewachsen ist, und die Stelle der Hinterfüße vertritt.

Daß sie nicht zu den Fischen, sondern zu dieser Classe der Thiere gehören, beweißen die vier Herzkammern, ihr rothes warmes Blut, ihre Lungen, die Art ihrer Begattung, das Gebähren lebendiger Jungen, welche sie an ihren Brüsten säugen, ihre Gehörwerkzeuge und ihre beweglichen Augenlieder, ihre wahren Knochen, die sich auch in den vordern Flossen und dem Schwanze befinden.

Es fehlt ihnen der besondere Hals, und einige haben auf dem Rücken ein Stück Fleisch, das man die Rückenflosse nennt.

Sie bewegen sich sehr geschwind im Wasser.

Ihre **Nahrung** besteht aus Würmern und kleinen Fischen, von welchen sie sehr fett werden. In diesem Fett besteht auch ihr großer **Nutzen**, den sie den Menschen leisten.

Die vier Gattungen sind:

### 37. Der Narwall. Monodon.

Hat zwey lange, in dem Oberkiefer sich befindende und aus dem Munde hervorragende, gerade auslaufende, spiralförmig

förmig gewundene Zähne, und eine Luftröhre zum Athem-holen im Scheitel. Man kennt nur eine Art:

(Monodon monoceros. L.) die man mehrentheils nur mit einem Zahne antrifft, weil der andere abgebrochen ist. Er wird 20 bis 60 Schuh lang gefunden. Der Thran ist nicht so übelriechend, als vom Wallfisch. Das geschwinde Thier zieht schaarenweise und ist gewöhnlich ein Vorbote der gemeinen Wallfische. Die Zähne sind dem Elfenbeine gleich.

### 38. Der Wallfisch. Balaena.

Statt der Zähne liegen in der obern Kinnlade hornartige Blätter, und auf dem Kopfe zwey Luftröhren. Es sind 5 Arten bekannt.

Der gemeine Wallfisch (Balaena Mysticetus. L.) ist wahrscheinlich das größte Thier, denn er wird bis 100 Fuß lang. In der obern Kinnlade liegen 700 hornartige Blätter, wovon das mittelste 20 Fuß lang ist, und welche das sogenannte Fischbein sind. Er wohnt am häufigsten um Grönland und Spitzbergen und nährt sich von kleinen Seeschnecken und allerley Seewürmern. Das Weibchen wirft nach 9 bis 10 Monaten 1, selten 2 Junge und säugt sie mit ihrer Milch, die der Kuhmilch gleicht, ein Jahr lang.

### 39. Der Kachelot. Physiter.

In der untern Kinnlade sind viele starke, spitzige Zähne und auf der Schnautze oder nahe am Nacken liegt eine Spritzröhre. Vier Arten.

Der Potfisch (Physiter macrocephalus. L.) wird 60 Fuß lang, hat einen dicken Kopf, auf dem Rücken einen Buckel, in den Blutbehältern des Gehirns findet man den Wallrath (Sperma ceti) als ein milchweißes Oehl, und im Unterleibe in besonders

sondern Beuteln den wohlriechenden Ambra. Er wohnt im europäischen Ocean, und nährt sich von Fischen. Der Speck giebt sehr guten Thran.

### 46. Der Delphin. Delphinus.

Es sind oben und unten in den Kinnladen spitzige Zähne, und oben auf dem Kopfe ist eine Luftröhre. Linne giebt drey Arten an; andere sechs.

Das Meerschwein (der Braunfisch; Delphinus Phocaena. L.) hat einen kugelförmigen Körper, und stumpfen Rüßel, wird 8 Fuß lang, springt bey entstehendem Sturm oft aus dem Wasser, und versammlet sich haufenweise um die Schiffe. Im Europäischen Meere lebt er in Menge. Sein Fleisch ist eine gesunde Kost.

Was die Bücher über diesen Theil der Naturgeschichte anlangt, so bemerken wir derselben nur zwey, wovon das erstere wegen seiner Vollständigkeit und guten Abbildungen dem Liebhaber der Naturgeschichte hinlänglich Gnüge leisten wird:

1) J. C. Dan. Schrebers Säugethiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen. Erlangen, 1774 u. f. gr. 4t. kommt heftweise heraus und wird noch fortgesetzt.

2) Büffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere, übersetzt und vermehrt durch Martini und Otto. Berlin, 1773. u. f. 12 Bände gr. 8.

---

Säuge-

# Säugethiere
## Deutschlands.

# Die Säugethiere Deutschlands
## in besonderer Hinsicht auf
## Thüringen.

Da ich unter den deutschen Säugethieren nur diejenigen, welche sich in den thüringischen Gegenden *) befinden, vorzüglich aus eigner Kenntniß und Erfahrung beschreibe, und die Beschreibung der übrigen, als einiger Fledermäuse- und Mäusearten, des Bibers, des Murmelthiers, des Bären rc. weil ich ihre Geschichte nicht ganz aus der Natur selbst nehmen konnte, aus fremden Quellen z. B. dem vorhin angegebenen vortrefflichen Werke des Hrn. Professor Schrebers geschöpft habe, so glaube ich, daß es nicht unschicklich ist, hier anzugeben, welche Säugethiere ich thüringische nenne, welchen Begriff man alsdann auch auf die Bestimmung der Säugethiere Deutschlands wird anwenden können.

Ich nenne nämlich, **erstens** von denen, die in der Freyheit leben, nicht nur alle diejenigen, welche sich in Thüringen wirklich fortpflanzen, sondern auch diejenigen, welche sich zu gewissen Zeiten aus eignem innern oder äußern Antrieb dahin begeben, eine Zeitlang daselbst aufhalten und ihre Nahrung finden; **zweytens** von den Hausthieren alle diejenigen, welche hiesige Produkte als Nahrungsmittel zu sich nehmen, und dabey schon in ihrer Nachkommenschafft fortleben, thüringische Säugethiere.



*) Mit den Gränzen Deutschlands und der thüringischen Gegend muß man sich in der Geographie bekannt machen.

Von den wilden Thieren gehören also nach dieser Voraussetzung der Luchs und Wolf hierher, weil sie nicht selten unsere Gegenden besuchen, und dieselben nur wegen der großen Verfolgungen, denen sie so gleich, wenn sie unsere Gränzen beschreiten, ausgesetzt sind, nicht zum stäten Wohnplatz wählen können; unter den zahmen aber z. B. die spanischen Seidenhunde, und Schafe, die Seidenhasen, und das Meerschweinchen, weil sie sich nicht nur bey thüringischer Nahrung wohl befinden, sondern auch durch ihre Fortpflanzung das Bürgerrecht im thüringischen Thierstaate erworben haben.

In den Zeiten, da beynahe ganz Thüringen noch ein aneinanderhängender Wald war, und nur einzelne Gegenden durch Menschenhände bebaut wurden, bewohnten es flüchtige Elenthiere, wilde Auerochsen *), grausame Bären, blutdürstige Luchse und reißende Wölfe **), die aber alle, bey

*) Noch im eilften Jahrhundert gab es in den Rheingegenden Elenthiere und Auerochsen. Da nun Thüringen nicht so früh das Glück der Cultur genoß, so mögen sie wohl noch später dasselbe bewohnt haben. s. ein mehreres in Schlözers Briefwechsel T. I. Heft II. pag. 78 folgende. 1776.

**) Die Bären pflanzten sich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Thüringerwalde fort, und der letzte von den im Herzogthum Gotha auf dem wintersteiner Forste erzeugten jungen Bären wurde 1686 auf dem daran gränzenden Ruhler Forste am Berge, der Reifsteig genant, von einem Büchsenmacher, Namens Hans Löfler erschossen. Noch zu Anfange dieses Jahrhunderts zogen die Wölfe in den Wintermonaten heerdenweise durch den Thüringerwald, pflanzten sich auch einzeln in den düstern stillen Gegenden desselben fort, und die Luchse waren gar nicht selten.

bey der zunehmenden Cultur dieses fruchtbaren Erdstrichs dem Pfluge und der gewaffneten Hand des Jägers weichen und andere unbebaute Gegenden zu ihrem Aufenthalte wählen mußten.

Von diesen kehren jetzt nur zuweilen einige wieder zurück, gleichsam, um zu versuchen, ob es nicht möglich sey, von ihrem alten Staate wieder Besitz zu nehmen.

Schon seit einiger Zeit fängt man auch in Thüringen an, auf die Verbesserung der ökonomischen Säugethiere zu denken, und nicht nur den großen Vortheil, den der Kleebau, und die Stallfütterung an einigen Orten verschaffen, einzusehen, sondern auch die Rindviehzucht mit friesischen Ochsen, und Schweizerkühen, und die Schafzucht mit spanischen und englischen Widdern zu veredlen.

---

Die Säugethiere Deutschlands, von welchen diejenigen, die in Thüringen einheimisch sind, mit fortlaufenden eingeschlossenen Ziffern ausgezeichnet worden, sind nun nach der Ordnung unsers angenommenen Systems folgende:

# Erste Ordnung.

## Primaten. *Primates.* *)

Hier werden eine Gattung, und sechs Arten beschrieben **).

### Die erste Gattung.

### Die Fledermaus. Vespertilio.

#### Kennzeichen.

Die Zähne sind fast alle aufgerichtet, spitzig, getrennt, an der Zahl 26 bis 38.

Die Hände sind länger als der Leib, und der Daumen ist sehr kurz.

Die dünne Flughaut, in welche die Arme, Hände, vier Finger und die Füße ohne die Zehen verwebt sind, unterscheiden die Thiere dieser Gattung von allen übrigen Säuge-thie-

*) Um den Raum zu schonen, sehe man die Kennzeichen der Ordnungen vorne in der Uebersicht der ganzen Classe der Säugethiere. S. 128 u. f.

**) Obgleich der Mensch, welcher in diese Ordnung gehört, hier beschrieben werden sollte, so unterlasse ich es doch deswegen, weil man seine Geschichte schon in sehr vielen Büchern aufgezeichnet findet. Unter andern kann man Hrn. Professor Eberts Naturlehre für die Jugend oder Sanders ökonomische Naturgeschichte nachschlagen. (vergl. oben S. 129 u. f.) Einzelne auszeichnende Eigenschafften der physischen und moralischen Natur des Deutschen und Thüringers auszuzeichnen, ist theils sehr schwer, theils hier überflüßig.

thieren. Sie sind die einzigen vierfüßigen Thiere, welche fliegen *); denn die sogenannten fliegenden Eichhörnchen in Rußland, Amerika, und Ostindien thun vermittelst ihrer weiten Haut, mit welcher ihr Körper umhangen ist, nur weite Sprünge.

In ihrer Lebensart nähern sie sich den Spitzmäusen.

Die vier Vorderzähne einiger Arten, die zwey Eiter der Weibchen, welche an der Brust sitzen, die Zeugungswerkzeuge, und der abgesonderte Daumen geben ihnen den Rang in dieser ersten Classe aufgeführt zu werden.

Sie zeugen mehrentheils zwey Junge, und gehen vorzüglich in der Abenddämmerung, und nur zuweilen in der Morgendämmerung ihrer Nahrung eine kurze Zeit nach.

Sie verschlafen bey uns drey Viertheile ihres Lebens.

Man theilt sie in zwey Familien ein.

Erstlich: in ungeschwänzte, welche ausländisch sind, und

Zweytens: in geschwänzte, deren Schwanz in eine Flughaut verwebt ist. Von diesen finden sich in Deutschland 6 und in Thüringen 5 Arten.

(1) 1.

*) Die Fledermäuse sind wahre vierfüßige Thiere, und haben mit den Vögeln nichts als den Flug und die starken fleischigen Brustmuskeln gemein, die ihnen als fliegenden Thieren so nöthig sind.

## (1) 1. Die langöhrige Fledermaus.

Vespertilio auritus. Lin.

Franz. L'Oreillar. Buffon.

Engl. The long-eared Bat. Pennant. *)

### Kennzeichen der Art.

Die Ohren und der Schwanz sind fast so lang als der Leib; die Nase ist einfach.

### Beschreibung.

Diese Fledermaus, welche in den meisten Theilen von Europa, in Deutschland hin und wieder lebt, und in Thüringen nicht selten ist, unterscheidet sich von den andern besonders dadurch, daß ihre Ohren doppelt belappt und weit grösser sind, als der Kopf. Ihre Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 2 Zoll 3 Linien und der Schwanz ist 2 Zoll lang. Die ausgespannten Flügel klaftern 11 1/2 Zoll**), wovon die Breite des Körpers 1 1/2 Zoll ausmacht. Der Kopf ist klein, 9 Linien und die Ohren sind 1 Zoll 6 Linien lang. Sie hat eine einfache, breite, eingedruckte Nase; die Schnauze ist lang und in der Mitte von den weit aufgetriebenen Backen erhaben. Die kleinen Nasenlöcher fangen sich auf einem erhöheten Rande an der Seite mit einer Ritze an, und endigen sich in einer horizontalliegenden runden Oeffnung oben auf der Schnauze. Der Mund steht weit bis zu den Ohren offen. In der obern Kinnlade stehen vorne

*) Buffon ein Franzose, und Pennant ein Engländer; beydes berühmte Naturforscher, die sehr wichtige Werke in dieser Wissenschafft geliefert haben.

**) Pariser Maas: Körper 2 Zoll; Schwanz 1 Zoll 9 Lin.; Breite 10 Z. 3 L.

dere auf jeder Seite, weit von einander entfernt, zwey Vorderzähne, davon der erste lang ist, mit einer kleinen Nebenspitze und der zweyte kaum grösser als die Nebenspitze des erstern ist; darauf folget ein langer eingebogener Eckzahn mit einem spitzigen Ansatz, und zuletzt drey Backenzähne, jeder mit drey großen und zwey kleinen Spitzen. In der untern Kinnlade findet man sechs gereifte, stumpfe Vorderzähne, dann zwey Eckzähne auf jeder Seite, der erste hervorstehend mit zwey Nebenspitzen, der zweyte allein, endlich drey Backenzähne mit einer großen und drey kleinen Spitzen. Die Augen sind mittelmäßig, länglicht, schwarz, und liegen zwischen zwey dicken Augenliedern. Ueber denselben liegt eine Erhöhung, wie eine Blase, die, so wie die Augenlieder, mit schwarzen, steifen Haaren besetzt ist. Die Ohren sind pergamentartig, durchsichtig, eyrund, tief gewölbt, an der inwendigen Seite mit einem Rande versehen, der sich oberhalb auswärts, und nahe am Kopfe wieder schneckenförmig einwärts krümmt, und hier an der Stirne eine spitzige Vorragung macht. Vor dem Gehörgange, welcher drey horizontale Bedeckungen hat, stehet ein 1/2 Zoll langes, perpendikuläres, lanzettenförmiges Blättchen, welches ein eigentlicher Ohrendeckel ist, und doppelte Ohren zu bilden scheint. Sie trägt die Ohren im Fluge und Gehen gerade und vorwärts; sitzend aber in Falten gelegt, und an der Spitze so nach dem Rücken zu gekrümmt, daß sie die Gestalt der Widderhörner bekommen; hierbey aber sind die zwey Ohrendeckel und zwey Vorragungen wie vier Hörner horizontal vorwärts gekehrt. So bald sie etwas hören will, so schlägt sie die großen Ohren vorwärts und die Ohrendeckel zurück. Diese Gehörwerkzeuge sind bey allen Arten, so wie die Schnautze, wachend in stäter Bewegung. Der Kopf verliert

sich

sich im Leibe, welcher, außer daß er kürzer, dem Leibe einer Maus nicht unähnlich ist. Die Brust ist breit und muskulös, und der Unterleib um die Lenden eingezogen. Die Hände laufen außer dem Daumen, der senkrecht in die Höhe steht, drey Linien lang, nach Verhältniß größer, als bey den übrigen Arten ist, und einen scharfen Nagel hat, in vier lange unumwebte Finger, deren mittelster der längste ist, ohne Nägel aus, und die Flughaut hat an der Spitze des zweyten und dritten Fingers eine Kerbe. Die Hinterfüße haben fünf parallelstehende Zehen, an deren äußerstem die Flughaut unmittelbar befestigt ist, mit scharfen weißen Nägeln. Sie braucht sie, um sich an andere Körper einzuhäckeln und dadurch auszuruhen. Auf der Handwurzel der langen Vorderarme, deren Haut sich in eine doppelte Falte dicht zusammen legt, und auf den Hinterfüßen, der Brust und dem Bauch sitzt sie, und rutschet drauf fort, indem sie die Hinterfüße widerstämmt, und die Vorderarme auf einmal vorwärts hebt. Sie kann sehr geschwind laufen, und noch geschwinder klettern. Da sie auf den Vorderarmen, welche den größten Theil ihrer Flughaut einnehmen, sitzet, so kann sie von der Erde nicht leicht auffliegen, sie läuft daher geschwind nach einer Wand, häckelt sich mit ihren Hinterfüßen ein, läßt sich, wenn sie hoch genug geklettert ist, loß, die Luft fängt sich im Fallen unter ihren Flügeln, und so flattert sie denn schwankend in der Luft fort. Sie bedient sich des Schwanzes als Ruder, um ihrem Fluge die nöthige Richtung zu geben. Ihre Flügel bestehen aus einer doppelten dünnen Pergamenthaut, zwischen welcher die Arme, und der gelenkige Schwanz, dessen Spitze etwas vorragt, mit den gehörigen Muskeln, Sehnen und Adern liegen. Diese Flügel sind fett, bleiben daher immer geschmeidig, nehmen kein Wasser

an,

en, sind zusammengelegt dem Kopfe gleich, und die einzel-nen Stücke derselben sind am Rande allzeit ausgeschweift *).

Die Farbe der Ohren und Flügel ist hell aschgrau — der Backen und Schnauze schwärzlicht. Die Grundfarbe der Leibhaare ist schwarz, in der Mitte werden sie gelblicht-weiß, und so bleiben sie auch am ganzen Unterleibe; auf dem Rücken aber endigen sie sich in rauchfarbene Spitzen, daher der Oberleib rauchfahl oder schwarzgrau aussieht. Die Ruthe ist beym Männchen blos und hervorhangend, und das Weibchen unterscheidet sich noch dadurch von ihm, daß es nicht so langgestreckt ist.

Im Affecte geben diese Thiere einen hellpfeiffenden Ton von sich, wie die Spitzmäuse. Ihr Alter ist unbekannt.

Aufenthalt. Ihre Wohnung schlagen sie in Städten und Dörfern in den Ritzen und Klüften der alten steinernen und hölzernen Gebäude, zwischen den Breterverschlägen, hinter den Fensterladen, unter den Dächern, in Schwalbennestern und am liebsten in den Klüften der Leimenwände auf. Im Freyen aber, als in Gebürgen und Gärten, suchen sie die Felsenritzen und hohlen Bäume auf. Diejenigen, die in Gebäuden wohnen, hängen sich bey heißen Mittagen im Sommer an die erwärmten Dachziegeln, und erquicken sich an der Wärme, die sie sehr lieben, schwärmen auch, wenn die Böden dunkel sind, herum und spielen mit einander; andere aber, die dieß nicht haben können, ruhen zu dieser Zeit

*) Diese Beschreibung gilt, im Ganzen genommen, von allen einheimischen Arten von Fledermäusen. Die Abweichungen werden bey jeder Art besonders angegeben werden.

Zeit in ihren Höhlen ebenfalls eingehäckelt, meist paarweise aus. Dunkle Klüfte und Höhlen sind auch die Oerter, worinnen sie ihren abwechselnden Winterschlaf abwarten. Wenn er sie ergreift, hüllen sie sich ganz in ihre Flughaut, wie in einen Mantel ein, so daß nur die Spitze der Schnautze zwischen einer Ritze, welche die vorne zusammengelegten Flügel lassen, durchsieht, und hängen sich in einer Kluft an den Hinterfüßen fest ein. (vergl. Tab. II. Fig. 2.) Sie erstarren bey der ersten starken Kälte, erwachen aber und fliegen herum, so bald warme Witterung eintritt, welches oft im Jänner und Februar geschieht. Sie begeben sich bey wieder einfallender Kälte abermals zur Ruhe, und nur die anhaltende warme Frühlingswitterung erhält sie erst fortdauernd wach. Wenn im Frühjahr ein sehr warmer Tag einfällt, der sie aus ihrem Winterschlafe plötzlich weckt, so sieht man sie gewöhnlich auch am Tage, wie daumelnd, herum fliegen. Sie sind gerne lustig, und gesellschaftlich (und zwar fast alle inländische Arten unter einander); denn sie necken sich nicht nur einander in ihren Höhlen, in welchen oft, wenn sie Raum haben, etliche hundert beysammen wohnen, sondern vergnügen sich auch im Ausfliegen, indem sie sich durch allerhand sonderbare Schwenkungen und Wendungen einander jagen. Diese Art kömmt des Abends später aus ihrem Aufenthalte hervor, als die übrigen, und wenn man in dunkler Nacht noch Fledermäuse herum flattern sieht, so sind sie gewöhnlich von dieser Art.

**Nahrung.** Da diese Fledermaus, wie alle inländische Arten, leichtscheu, und darzu bestimmt ist, den Ueberfluß der Abendinsekten zu vermindern, so geht sie auch in der Abenddämmerung, und nur im Nothfall in der Morgendäm-

dämmerung ihrer Nahrung nach. Diese besteht aus Käfern, Mücken *), Schaben, Fliegen und besonders kleinen Nachtschmetterlingen. Sie findet diese immer so häufig, daß sie in einer halben Stunde sich auf 24 Stunden und länger völlig sättigen kann. Die Fliegen, die sich an Gebäuden angesetzt haben, weiß sie besonders sehr geschickt wegzufangen, weswegen man sie des Abends so oft an die Wände flattern sieht.

Ihr Revier, wo sie jagt, erstreckt sich gewöhnlich nicht über etliche hundert Schritte, wo sie beständig hin und her fliegt, und die zu ihrer Nahrung angewiesenen Insekten wegfängt; welches sie mit allen einheimischen Thieren dieser Gattung gemein hat.

Sie kann, wie alle Fledermäuse lange hungern; denn sie muß nicht nur ihre Nahrung den ganzen Winter hindurch, sondern auch oft etliche Tage im Frühjahr, wenn kalte, windige, und im Sommer, wenn regenhafte Tage einfallen, entbehren **).

**Fortpflanzung.** Diese Thiere, so wie alle Arten der Fledermäuse, leben in Monogamie. Die Begattung geschieht zu Ende des Aprils oder Anfang des Mayes, und zwar so, daß sich das Weibchen irgendwo an einer Dachsparre

*) Deshalb sieht man sie auch sehr häufig über den Teichen schweben.

**) Wenn man kleine Steinchen des Abends, wenn sie herumfliegen, in die Luft wirft, so fliegen sie darnach, weil sie sie für Insekten halten, und machen dabey sehr artige Schwenkungen.

Sparren oder Ziegel mit den Hinterfüßen anhängt, den Schwanz mit seiner Flughaut sehr weit zurückschlägt, das Männchen sich etwas drüber an dem nämlichen Orte einhäkelt und sich mit dem Weibchen, indem dieses den Hintertheil des Leibes nach ihm zu krümmt, begattet. Beyde fallen denn gewöhnlich mit einander bis beynahe auf die Erde in der Betäubung herab *).

Die befruchtete Mutter trägt vier Wochen **) und legt alsdenn ihre zwey Jungen in eine Ritze, die sie entweder schon zubereitet findet, oder sich in Gebäuden mit ihrem scharfen Gebiß in Leimen oder Kalch nagt, bloß hin. Diese hängen sich gleich nach der Geburt mit ihren scharfen Daumennägeln an, und werden von der Mutter, wenn sie in ihrem Bette gestöhrt wird, fliegend, an ihren Brüsten klebend, von einem Orte zum andern getragen, und etliche Wochen gesäugt.

Zur Begattungszeit kämpfen die Männchen so sehr, daß sie oft in der Hitze aus der Luft herabfallen und die Erde berühren ***).

Feinde. Die Eulen vermindern ihre häufige Fruchtbarkeit, und die Katzen fressen sie auch sehr gern. Außer dem

*) Diese Beobachtung kann man in einzeln liegenden großen alten Gebäuden, die hohe Böden mit Klüften haben, in den heißen Mittagsstunden immer machen.

**) So lange verstrich bis ich die Jungen bemerkte, seit der ersten Begattung, die aber beynahe 8 Tage lang immer wiederholt wurde, unterdessen ein immerwährendes Zischen der beyden Gatten, die hinter einer Fensterlade wohnten, Tag und Nacht gehört wurde.

***) Es ist dies also nicht ihre Begattungsart, wie man gewöhnlich glaubt.

den werden sie von einer Art Milbe, Fledermausmilbe genannt (Acarus Vespertilionis), die sich in den Flügelfalten aufhält, von Blasenwürmern, (Vesicarias) und Egelwürmern (Fasciola) geplagt.

Vertilgung. Da diese Fledermäuse in unsern Gegenden, so viel man weiß, beynahe ganz unschädlich sind, so hat man nicht so große Ursache auf ihre Verminderung zu denken, wie in wärmern Ländern, wo andere größere Arten dieser Gattung sich so stark fortpflanzen, daß sie ganze Wolken in der Luft bilden, und auf verschiedene Art so schädlich werden, daß man sie für eine Landplage ansieht. — Auf den Böden, wo man ihre Höhlen weiß, kann man sie am Tage mit einer Ruthe aus denselben jagen, und dann, wenn sie wieder hineinfliegen wollen, mit einem breiten Besen leicht zu Boden schlagen.

Sie fliegen in den kühlen Abenden zu Ende des Augusts und im September, wenn sie Mangel an Nahrung leiden, bey offenen Fenstern auch gern in die Häuser, wo man sie alsdenn leicht fangen kann. Mit der Flinte, die mit klaren Schroten (Dunst) geladen ist, kann man sie aus der Luft schießen, und sie brauchen kaum berührt zu werden, so fallen sie und sind todt.

Sowohl ein sehr kalter als zu schnell in der Witterung abwechselnder Winter ist ihnen tödlich, besonders wenn sie so unvorsichtig gewesen sind, ihre nicht gehörig verwahrte Wohnung der rauhen Morgenluft auszusetzen.

Nutzen. Den größten Nutzen hat die Eule, und durch Zufall die Katze, denn die Arzeneyen, die sonst aus einem verbrannten Thiere dieser Art für das [illegible] und

aus dem scharfen Blute wider Glatzen auf dem Haupte, verfertigt wurden, sind außer Mode *). Außerdem töden sie viele Nachtschmetterlinge, deren Raupen den Gewächsen schaden.

Schaden. Sie nagen Löcher in die Wände, aber nur an solchen Orten, wo vorher eine Kluft ist, in welcher sie sich verbergen können. — Giftig sind sie ganz und gar nicht; ihr Urin und Blut ist nicht einmal so scharf, daß er an verwundeten Orten Entzündungen verursachte, wie man vorgiebt.

Benennungen. Diese Art heißt noch: das Langohr, die großöhrige und die gehörnte Fledermaus, wegen ihrer langen Ohren, die sie wie Bockshörner zurückkrümmen kann, und das Großohr.

## (2) 2. Die gemeine Fledermaus.

Vespertilio murinus. Lin.

La Chauve souris. Buff.

The Common Bat. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind fast so lang als der Kopf, und der Schwanz fast so lang als der Leib.

Von dieser Art finden sich sehr große, und kleine Fledermäuse, die, ob sie gleich obige Kennzeichen der Art völlig mit einander gemein haben, doch in Ansehung der Größe [illegible] gar

*) Heutzutage ist kein Jäger so abergläubisch mehr, daß er das Herz bey Gießung der Flinten- und Büchsenkugeln brauche, um allzeit gewiß damit treffen zu können.

gar sehr von einander unterschieden sind. Ich wage es noch nicht, sie weder als Racen, noch als besondere Arten zu nennen, ob ich gleich fast gänzlich überzeugt bin, daß sie nicht ein und eben dieselbe Art ausmachen. Denn wie bekannt, so pflanzen sich die wilden Thiere und also auch die Fledermäuse nur erst alsdenn fort, wenn man sie für ausgewachsen halten kann; allein ich habe hier von der merklich kleinern Art sowohl als von der größern Junge geschossen. Ferner giebt es auch im Frühjahre, so wie zu allen Jahreszeiten, diese kleinern Fledermäuse, daß sie also weder Junge von der größern Art, da zu dieser Jahrszeit noch keine vorhanden sind, noch Unausgewachsene, da sie nur ein halbes Jahr zur Erreichung ihres vollkommnen Wuchses nöthig haben, seyn können. Die übrigen Unterscheidungsmerkmale, in Ansehung ihres Körperbaues und ihrer Lebensart, werden in folgender getrennten Beschreibung bemerklich.

## A. Das große Mausohr, der Nachtschatten.

### Beschreibung.

Dieß ist die größte Fledermaus in Thüringen und nicht gar selten.

Die Länge ihres Körpers beträgt 3 Z. 8 L., des Schwanzes 2 1/2 Zoll, und die Breite der ausgespannten Flügel 1 Schuh 7 Zoll *), wovon der Körper 2 Zoll einnimmt. Der Kopf ist 1 Z. 3 L.; die Ohren 10 Linien lang.

Der Kopf ist lang, breit; die Schnauze dick, lang, breit; die Nase breit mit halbmondförmigen kleinen Nasen-

*) Par. Maaß: Körper 3 Z. 3 L.; Schwanz 2 Z. 3 L.; Breite 1 Fuß 4 Zoll 11 Linien.

scheren. Zur Seite der Nasenlöcher werden die Backen sehr dick, wie aufgeblasen und durch einen Riefen der Länge nach, wie getheilt. Der Mund öffnet sich weit, bis hinter die Augen. Die Lippen sind dick, die Mundecken weit, faltig, und senken sich etwas herab, wie beym Bullenbeißer. Bis zur Stirn ist das Gesicht fast ganz nackend, und nur auf kleinen schwarzen Wärzchen an der Ober- und Unterlippe und auf den Backen stehen einzelne schwarze Barthaare.

Das Gebiß ist sehr scharf und stark. In der obern Kinnlade ist vorne eine kleine Leere; dann folgen zu beyden Seiten zwey verbundene kleine runde stumpfe Vorderzähne, jeder mit einem kleinen Nebenzäckchen — hierauf, in einiger Entfernung, drey grade Hundszähne, wovon der mitlere sehr klein, die beyden äußern aber lang und stark sind — zuletzt drey spitzige Backenzähne, die in einem scharfen Zickzack an einander hängen, und wovon der letztere kleiner und stumpfer ist, als die übrigen. In der untern Kinnlade stehen 6 kleine oben eingekerbte Schneidezähne — darauf 3 Eckzähne, wovon der erstere sich vorwärts an die Vorderzähne anlegt und stumpf ist, der mittlere, der eine dünne Nebenspitze von gleicher Höhe zur Seite hat, kleiner, spitziger und gerade ist — zuletzt 3 Backenzähne, die mit den großen Eckzähnen gleiche Höhe und fünf Spitzen haben. Die Zunge ist groß, glatt und dick. Die Augen sind groß, schwarzblau, liegen in dicken Augenliedern, und in der Mitte zwischen Nasen und Ohren. Die Ohren sind eyrund, oben abgerundet, auswärts gebogen, mit einem schmalen, lanzettförmigen Blättchen, den dritten Theil des Ohres lang, versehen. Bey zusammengelegten Flügeln, welche nach Verhältniß breiter sind, als an den übrigen Arten, steht die

Hand-

[illegible] der Schnauze gleich.*) Arme, Beine und Zehen sind sehr stark, und die Nägel lang, weiß und sehr spitzig. Der starke Schwanz ist an der Wurzel dick behaart.

Was die Farbe betrifft, so ist der Kopf röthlich — die Achseln schwärzlich — der Grund des übrigen Leibes bläulich, oben heller, als unten — die Spitzen der Haare aber oben hell mausefahl, und unten weiß; daher der Oberleib hell mausefahl, und der Unterleib weiß aussieht.

Das Männchen unterscheidet sich nicht nur durch sein großes, hervorhangendes, kahles Zeugungsglied vom Weibchen, sondern auch durch die Farbe, indem bey jenem das Mausefahle des Oberleibes etwas ins röthliche spielt.

Diese Art Fledermäuse ist sehr beißig und zornig. Sie verfolgt nicht nur die kleinen Fledermäuse, und beißt sie oft so sehr, daß sie zur Erde niederfallen, wenn sie sich in ihr Revier, das sie alle Abend durchfliegt, begeben, oder ihr gar einen Käfer, auf welchen sie Jagd macht, wegzuschnappen wagen, sondern wehrt sich auch grimmig gegen Hunde und Katzen, und zernagt alles, was ihr vorgehalten wird, unter beständigen Zischen und abgebrochenen dumpfigen Tönen. Wenn sie herumfliegt, läßt sie oft einen klatschenden Ton von sich hören, wie man ihn mit der Zunge machen kann. — Sie riecht so stark und unangenehm nach Bisam, wie ein Baummarder, welches vermuthlich von ihrer Nahrung herrühret. Sie fliegt schwer, aber mit mannichfaltigen Schwenkungen, daß man ihr gern zusiehet. — Ihr Alter ist unbekannt.



*) Das Zusammenlegen der Flügel und andere Kennzeichen und Eigenschafften siehe bey der erstern Art, weil sie darinne alle überein stimmen.

Aufenthalt. Diese Fledermäuse lieben die Gesellschaft nicht so sehr, wie die übrigen Arten, und man findet sie daher immer nur paarweise unter den Bretterverschlägen alter einzeln liegender Gebäude, in Gärten in hohlen Birn- und Apfelbäumen, und in Wäldern in hohlen Eichenbäumen. In Gebäuden kann man ihre Wohnung leicht wegen des starken Bisamgeruchs ausspüren. — Ihr Winterschlaf ist unterbrochen.

Nahrung. Sie nähren sich vorzüglich von Aaskäfern, Roßkäfern und Dämmerungsschmetterlingen; im May und Junius von Maykäfern; im Julius und August aber fast allein von dem großen Bisamvogel *), daher vielleicht auch ihr Bisamgeruch. Verzehren sie einen Mistkäfer, wenn sie über oder neben einem hinfliegen, so hört man das Knistern vom Zerbeißen der harten Flügeldecken sehr deutlich.

Fortpflanzung. Sie bringen mehrentheils nur ein Junges zur Welt, das in vier Wochen schon die Größe eines alten kleinen Mauseohrs hat.

Feinde. Die Fledermausmilbe, und eine Art gelber Flöhe, die außer, daß sie nicht springen können, an Größe und Gestalt, den gemeinen Flöhen gleich sind, sind diejenigen Insekten, die sie plagen, und sich von ihnen ernähren; jene von dem Fett ihrer Flügel, in deren Falten sie leben, diese von ihrem Blute.

Fang. Mit Vogeldunst kann man sie leicht, wenn man sie nöthig hat, aus der Luft schießen.

Nutzen.

*) Sphinx Convolvuli, Lin. Weidenschwärmer, Windig, Ligüster.

Nutzen. Sie verzehren viele schädlichen Insekten.

Schaden. Nach gemachten Versuchen fliegen sie nur im höchsten Nothfall, bey kühler Witterung, wenn ihnen ihre eigentliche Nahrung fehlt, nach Fleischseiten.

Benennungen. In Thüringen heißt diese Fledermaus noch: Hexe, Gespenst und weiße Fledermaus, weil ihr Balg von weitem fast ganz weiß aussieht; und anderwärts: Flederratze.

## B. Das kleine Mausohr, die (eigentliche) gemeine Fledermaus.

### Beschreibung.

Dieß ist diejenige Fledermaus, welche einzeln fast in ganz Europa, und in Thüringen sehr zahlreich angetroffen wird, und unter allen am geschicktesten und geschwindesten fliegen kann.

Ihr Körper ist von der Mundspitze bis zur Schwanzwurzel 2 Zoll, 8 Linien, der Schwanz 1 Zoll 9 Linien lang; und die ausgespannten Flügel sind 1 Fuß 2 Zoll *) breit, wovon der Körper 1 Zoll 4 Linien einnimmt. Der Kopf ist 6, die Ohren 5 Linien lang. Die Schnauze ist lang, breit, abgestumpft, und die Nase breit. Der Mund, welcher sich bis zu den Ohren öffnet, ist oben vorne leer; dann folgen zu beyden Seiten zwey einwärtsgekrümmte lange, spitzige, von einander getrennte Vorderzähne; hierauf in einer kleinen Entfernung ein merklich größerer spitziger Eckzahn mit



*) Par. Maaß: Körper 2 Zoll 5 Linien; Schwanz 1 Z. 7 L.; Breite 11 1/2 Z.

einer kleinen Nebenspitze und endlich vier Backenzähne, wovon der erste zwey, die zwey folgenden vier, und der vierte, etwas abstehende, nur drey Spitzen hat. Die äussern Spitzen, die im Zickzack an einander hängen, sind grösser, als die innern. In der untern Kinnlade stehen vorne 6 kleine breite, gereifte, stumpfe Vorderzähne; dann auf jeder Seite ein auswärts gekehrter spitziger Eckzahn, nebst zwey dreyeckigen Seitenzähnen; zuletzt auf jeder Seite drey breite Backenzähne mit fünf ungleichen Spitzen.

Die Augen sind sehr klein, schwarz, liegen blos und erhaben, nahe an den Ohren. Die Ohren sind kahl, häutig, eyförmig, nach der Aussenseite bis zur Mundöffnung übergekrümmt, und vor der Gehöröffnung mit einem über 2 Linien langen, schmalen, spitzigen Blättchen oder Deckel versehen. Die zusammengelegten Arme stehen dem Kopf gleich. Der Schwanz ist oberhalb bis in die Mitte mit Haaren besetzt und ganz in die Flughaut verwebt.

Die Farbe des Thieres überhaupt ist hellaschgrau oder mausefahl. Sie wechselt aber folgendermaßen am Körper ab. Schnautze, Ohren, Füße und Flughaut sind schwärzlich, und die scharfen Nägel der Finger weiß. Die Haare des übrigen Oberleibes sind im Grunde rauchfarben, und an den Spitzen weißgelb; und am ganzen Unterleibe haben sie obige Grundfarbe und weiße Spitzen.

Beyde Geschlechter unterscheiden sich merklich von einander. Das Männchen ist etwas länger und schlanker als das Weibchen, dahingegen das Weibchen breiter ist, und immer etwas längere Ohren hat. Weiter ist das Weibchen allezeit auf dem Rücken dunkler aschgrau ins schwärzliche fallend und das Männchen heller ins bräunliche spielend.

Man

Man entdeckt den Aufenthalt dieser Thiere sehr leicht, weil sie unablässig, wo sie in Gesellschaft wohnen, einen zischenden Ton von sich geben. — Im Sommer haben sie einen widrigen Bisamgeruch. — Ihr Alter ist unbekannt.

Aufenthalt. Sie wohnen ebenfalls in den Ritzen alter Gebäude, und vorzüglich da, wo zwey Wände, die zusammenstoßen eine Kluft lassen. Im Walde suchen sie die hohlen Bäume, hohlen Wurzeln, verfallene Bergwerksstollen, und andere Erdklüfte auf.

Es leben viele Familien zusammen verträglich an einem Orte, und vertreiben sich am Tage, wenn sie nicht schlafen, die Zeit, indem sie mit einander spielen, sich necken, jagen, oder ein zischendes Concert halten.

Sie liegen eben so wenig, wie die vorige Art den ganzen Winter hindurch, dem Hamster gleich, in einer ununterbrochenen Betäubung, sondern erwachen auch in den Wintermonaten, sobald warme Tage eintreten.

Nahrung. Da der Winterschlaf dieser Fledermäuse noch unterbrochener ist, als beym Langohr, indem sie jede gelinde Witterung aufwecket, so ist es nöthig zu dieser Jahrszeit, wo es gewöhnlich noch sehr wenige Insekten giebt, von welchen sie sich nähren können, an Orten, wo sie sich aufhalten, die Speisekammern zuzuhalten, weil sie sehr leicht das fette Fleisch durch ihren scharfen Geruch ausmachen, Löcher in den Speck und Schinken fressen, und wohl gar ihren Winterschlaf, wenn sie die Kälte auf ihrem Raube ergreift, in diesen fetten Höhlen vollends endigen. Sie lieben alle Fettigkeiten, und besuchen daher zuweilen solche Oerter, wo Talg, Schmeer, Butter, Oel, Käse u. d. gl.

auf

aufbewahrt wird. Man hat sogar Beyspiele, daß die Mutter Löcher in den Speck gefressen, und ihre Jungen darinnen zur Welt gebracht haben. Sie sind besonders diejenigen Fledermäuse, die im May so große Niederlagen unter den Maykäfern anrichten, und viele Nachtfalter und Abendschmetterlinge wegfangen. Sonst besteht ihre gewöhnliche Nahrung aus Fliegen, die sie, wie die vorige Art, an den Wänden der Häuser wegfangen.

Fortpflanzung. Sie begatten sich zu Ende des Aprils oder Anfang des Mayes, und das Weibchen legt nach 3 Wochen auf ein unzubereitetes hartes Lager ihre zwey Jungen hin, die sie 3 Wochen säuget, und alsdenn allein ausflattern und ihrer Nahrung nachjagen läßt. Die Jungen haben das erste Jahr eine dunklere Farbe als die Alten. — Diese Art begattet sich des Jahrs zweymal.

Feinde. Ihre Feinde sind die Eulen, Katzen, und Wieseln. Von der Fledermausmilbe, und von einer Art gelber Flöhe, werden sie sehr geplagt; ja die Menge der letztern Insekten verursacht ihnen oft den Tod.

Vertilgung. Diese Art ist eben so leicht zu fangen, wie die vorige. Da sie sehr gern nach dem Licht fliegt, so kann man sie an solchen Orten, wo sie sich aufhält, durch die Helligkeit eines Lichts, das man in ein Fenster stellt, in ein geöffnetes Zimmer locken. — Sie läßt sich auch beym Mondenschein mit einer mit Dunst geladenen Flinte leicht aus der Luft schiessen. — Sollte sich ein ungebetener Gast von ihnen in einen Schornstein oder in eine Speisekammer wagen, so darf man ihm nur an die Fleischstangen statt des Fleisches mit Mehl bepuderte Kletten hängen. Diese sieht er für

Schmetterlinge an, fliegt lieber nach ihnen, als nach dem Fleisch und bleibt an den Stacheln derselben hängen.

Das bekannte giftige Vertilgungsmittel, wo man eine Speckschwarte mit Arsenik bestreut, oder mit in Oel aufgelöstem Arsenik bestreicht, und an solche Orte hinhängt, wo man diese Fledermaus des Abends am öftersten herausfliegen sieht, ist verwerflich, weil diese Thiere mit ihrem giftigen Speichel den Speck in Schornsteinen und Fleischkammern, wenn sie sich gleich nach der vergifteten Mahlzeit dahin begeben sollten, schädlich machen können.

Nutzen. Man läßt diese, so wie überhaupt alle Arten von Fledermäusen in unserer Gegend, gern leben, wenn man sie nicht zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Naturgeschichte nöthig hat; denn ihr Nutzen in der Natur ist sehr groß, indem sie nicht allein einigen Raubthieren und Raubvögeln zur Speise dienen, sondern auch viele schädliche Käfer und Nachtschmetterlinge vertilgen.

Wenn sie sich zuweilen im Winter in Kellern sehen lassen, so kann man nach sichern Beobachtungen den Schluß machen, daß es kälter werde; denn bey der Abnahme der Wärme der äußern Luft, nimmt die Wärme in den Kellern zu, und macht, daß das kalte Blut dieser Thiere erwärmt wird, und geschwinder fließt. Eben so sollen sie schönes Wetter anzeigen, wenn sie des Abends häufig herum fliegen.

Schaden. Ihr Schaden, den sie zufälligerweise in Schornsteinen und Fleischkammern thun, ist nur zufällig, kann leicht verhindert werden, und kommt gar nicht in Betracht gegen den großen Nutzen, den sie leisten.

3. Die

## (8.) 3. Die (große) Speckmaus.

### Vespertilio noctula.

### La Noctule. Buff.

### The Great Bat. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind kürzer als der Kopf.

#### Beschreibung.

Diese große europäische Fledermaus ist in Thüringen eben keine Seltenheit.

Die Länge ihres Körpers beträgt 3 Zoll, des Schwanzes 2 Zoll und die Breite der ausgespannten Flügel 1 Schuh 4 Zoll *), wovon der Körper 1 1/2 Zoll einnimmt. Der Kopf ist 1 Zoll und die Ohren sind 8 Linien lang.

Der Kopf ist breit und flach; die Schnauze dicker, kürzer und breiter, und die Stirn weniger erhaben, als an der vorigen Art. Die halbmondförmigen Nasenlöcher liegen auf einer Erhabenheit, und neben denselben wird die Schnauze so dick, daß sie aufgeblasen scheint. Diese ist auch, bis zu den Ohren, das Kinn mit eingeschlossen, kahl, mit einzelnen schwarzen und braunen Borstenhaaren besetzt, von denen einige längere an der Stirne weg auf 10 Wärzchen stehen. Die Unterlippe hat in der Mitte eine kleine Furche. Im Oberkiefer liegen in einiger Entfernung vier Vorderzähne, auf jeder Seite ein großer gebogener mit einem sehr viel kleinern (eigentlich 2 Vorderzähne, jeder mit einer großen und kleinen Nebenspitze); dann ein großer einwärts gebogener Eckzahn, der inwendig platt ist, und endlich drey im Zickzack

liegende

*) Par. Maas: Körper 2 Z. 8 L., Schwanz 1 Z. 9 L. Breite 1 Fuß 2 Z. 3 L.

liegende, weniger gezackte Backenzähne. Im Unterkiefer waren 6 kleine breite hinter einander geschobene Schneidezähne; dann ein Eckzahn, der kürzer und stumpfer, als der obere ist, und 12 Backenzähne, wovon die zwey vordern einspitzig und eigentliche Reißzähne, die übrigen aber scharf gezackt und größer sind, als die obern. Der Mund öffnet sich weit, doch aber nicht bis zu den Ohren, wie bey den andern Fledermäusen. Die Zunge ist lang, dick und glatt. Die Augen sind mittelmäßig, schwarz, liegen in einer Vertiefung hinter der aufgeblaßenen Oberlippe in dicken Augenliedern, und stehen weit von einander. Die Ohren sind kurz, breit, oben abgerundet, nach außen umgebogen, halbdurchsichtig und mit einem 2 Linien langen Ohrendeckel versehen, der gewöhnlich oben breit, halbmondförmig abgerundet ist, zuweilen aber auch etwas spitziger zuläuft. *) Am untern Theil des innern Randes, nahe bey dem Auge befindet sich eine kleine Ausschweifung, wie ein abgerundetes Läppchen; der äußere Ohrlappe aber hat seine gehörige Bildung und läuft bis zum Mundwinkel herab. Der Hals ist viel deutlicher

*) Dieß letztere gerade wie bey der folgenden Art. Ich fand nämlich in einem Scheitholzhaufen ein Männchen mit abgerundeten, und ein Weibchen mit etwas spitzigern Ohrendeckel zusammensitzend, und schloß daher auf diese Abänderung, weil diese Art gewöhnlich nur paarweise lebt. Dieses Weibchen, das ich noch ausgestopft besitze, hat fast ganz die nämlichen Ohren der folgenden Art, und ist also nur von jener durch die hier angegebene Größe verschieden. Daher die Benennung. Wenn mir die gar zu auffallende Verschiedenheit der Größe zwischen dieser und der folgenden Art nicht im Wege stände, so würde ich dieß Weibchen für eine Bastardart, die aus der Vermischung dieser beyden Arten entstanden sey, halten.

licher zu bemerken, als an den übrigen Arten, und der läng-
lichte Körper hat mehr die Form einer Maus. Seine
Schwanz und Beine sind stark, und letztere kürzer, als an
dem Nachtschwärmer, daher auch die Flügel schmäler sind.
Die Schwanzspitze ragt ein klein wenig vor der Flughaut
hervor, welche inwendig bis zum Ellenbogengelenke, und
am Schwanze inwendig und auswendig bis zum ersten Ge-
lenke behaart ist. Bey zusammengelegten Flügeln steht das
Handgelenke der Schnauze gleich.

Der Pelz ist schmutzig braun, graubraun oder hell um-
brafarbig, oben dunkler als unten, ohne eine andere Grund-
farbe. Schnauze, Kinn, Flughaut, Beine und Füße sind
glänzend schwarz — die Ohren etwas heller — die Nä-
gel weiß.

Das Männchen hat eine sehr lange fast kahle Ruthe,
und ist schlanker gebaut, als das Weibchen.

Sie haben einen unangenehmen süßlichen Geruch. —
Ihre Stimme ist starkpfeifend — ihr Alter unbekannt.

Aufenthalt. Die Speckmäuse sind nicht so gesellig,
als die übrigen Fledermäuse. Sie halten sich mehrentheils
nur Paar und Paar in einer Höhle allein auf, und wählen
dazu nicht sowohl Klüfte in Felsen und Gebäuden, als viel-
mehr zusammengelegten Holzhaufen in Wäldern, Höhlen in
Feld- und Waldbäumen, und zwar da, wo Teiche in der
Nähe sind. Sie scheinen einen festern Winterschlaf zu ha-
ben, als die vorigen Arten, da man sie selten eher, als in
den warmen Frühlingstagen herum flattern sieht.

Nahrung. Ihre vorzüglichste Nahrung machen Mük-
ken, Schnaaken und Dämmerungsschmetterlinge aus. Man
sieht

sieht sie, um erstere zu bekommen, beständig über den Teichen schweben. Nur das Ohngefähr macht sie in Speisekammern durch das Benagen fetter Sachen schädlich.

**Fortpflanzung.** Sie pflanzen sich eben so, wie die übrigen Arten, fort. Die Jungen haben im ersten Jahre eine dunklere Farbe, und einen dickern Kopf, als wenn sie älter werden.

**Feinde.** Der Uhu allein wagt sich an diese beißigen Thiere. Sie sind überall mit kleinen weißen durchsichtigen Läusen, wie Bücherläuse groß und gestaltet, besäet.

**Vertilgung.** Man muß sie mit Vogeldunst aus der Luft schießen. Außerdem bekommt man sie nur durchs Ohngefähr in seine Gewalt, indem man sie am Tage irgendwo angehängt und schlafend findet.

**Nutzen.** Diese Fledermaus ist ein sehr nützliches Thier, da sie sehr viele Dämmerungsvögel, die als Raupen den Gewächsen schädlich sind, und viele Mücken, die Menschen und Vieh plagen, vertilget.

**Schaden.** Sie ist fast ganz unschädlich; denn nur der Zufall macht, daß sie zuweilen in Feldmühlen an Fettigkeiten sich vergreift.

**Benennungen.** Sie heißt noch: große Fledermaus, Fledermaus mit dem Mäusekopf, die nächtliche Fledermaus.

## (4.) 4. Die Zwergfledermaus (die kleine Speckmaus. *)

Vespertilio pipistrellus. Erxleben.
La Pipistrelle Buff.

Kenn-

*) Auch diese Fledermaus hat die Kennzeichen der Art, und fast den ganzen Körperbau, die Größe und Farbe ausgenommen, mit der (großen) Speckmaus gemein.

### Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind so lang, als der Kopf; die Farbe ist dunkel.

### Beschreibung.

Diese Fledermaus wird in Frankreich und im Casselischen und sehr häufig in Thüringen angetroffen. Ihre Länge beträgt beynahe 1 Zoll 10 Linien, des Schwanzes 1 Zoll 7 Linien, und die Breite 9 Zoll *).

Der Kopf ist klein; die Schnauze kurz, und mit einzelnen längern und kürzern weichen Barthaaren besetzt. Die längern stehen in die Höhe gerichtet über der Nase an der Stirn hin. Die Nase ist breit und die halbmondförmigen Nasenlöcher stehen auf erhabenen Rändern. Die Oberlippe ist an den Seiten bis zu den Augen dick aufgeworfen. Das Gebiß ist fast das des Nachtschattens. In der obern Kinnlade ist vorne ein leerer Raum, zu dessen Seiten zwey spitzige Vorderzähne, oder vielmehr nur einer mit einer Nebenspitze stehen. Dann folgen auf jeder Seite ein einwärts gebogener großer Eckzahn und drey Backenzähne, wovon jeder auswärts zwey scharfe Spitzen, und inwendig tiefer zwey stumpfere hat. In der untern Kinnlade stehen vorne 6 Schneidezähne, auf jeder Seite ein kurzer auswärts gebogener scharfer Eckzahn, und 3 Backenzähne, die fünfspitzig sind. Die Zunge ist rund und dick. Die Augen sind klein, schwarz, liegen in dicken Augenliedern, und unter den dicken Stirnhaaren, wie bey der Spitzmaus, verborgen. Die Ohren sind fast so lang, als der Kopf, nämlich 4 Linien, oval, auswendig in der Mitte merklich ausgeschweift, gegen über auf

*) Par. Maaß: 1 Zoll 8 Linien; Schwanz 1 Zoll 6 Lin. Breite 8 Z. 2 L.

auf der inwendigen Seite in einer abgerundeten Ecke etwas umgebogen, haben 3 Näthe, und einen schmalen, oben abgerundeten, Ohrendeckel, der fast bis in die Mitte des Ohres, an den Anfang der Ausschweifung reicht. Beine und Zehen sind kurz. Die Flughaut läßt die dünne Schwanzspitze unbedeckt, und ist am Schwanze bis den Fußzehen gegen über oben und unten mit Haaren bewachsen. Die Ruthe des Männchens ist haarig.

Die Farbe ist dunkel. Der Grund schwarz. Männchen und **Weibchen** unterscheiden sich aber sehr merklich in dieser Rücksicht von einander. Das Männchen nämlich ist auf dem Rücken bräunlich schwarz, fast kaffebraun, und das Weibchen blaulich schwarz. Am Unterleibe sind beyde Geschlechter etwas blässer, als auf dem Rücken. Die undurchsichtigen Ohren, Schnauze, Beine und Flughaut sind sehr dunkel schwarzbraun und glänzend, die zusammengelegte Flughaut kohlschwarz. — Sie fliegen sehr geschwind und niedrig, und geben einen leisen heisern Ton von sich.

**Aufenthalt.** Sie halten sich vorzüglich in Wäldern in hohlen Bäumen, und in Gebäuden, die daselbst, und im Felde einzeln liegen, zwischen den Breterverschlägen paarweiße auf. Ihr Winterschlaf dauert nicht so lange, als bey den andern Arten, und sie können auch mehr Kälte und Regen vertragen; daher man sie oft, wenn die andern zu schlafen gezwungen sind, herum flattern sieht.

**Nahrung.** Ihre Nahrung besteht aus kleinen Käfern, die des Abends herum fliegen, und aus Mücken.

**Fortpflanzung.** Sie pflanzen sich, wie die andern Arten fort.

Feinde. Die Eulen stellen ihnen nach.

Vertilgung. Man erlegt sie des Abends mit der Vogelflinte und Dunst.

Nutzen. Sie töden schädliche Insekten, und zeigen im August und September, wenn sie des Abends häufig herum schwärmen, schönes Wetter an.

Schaden. Sie sind unschädlich, wenn man das Zernagen alter morscher Breter in ihrem Aufenthalte ausnimmt.

Benennung. Der Zwerg.

## 5. Die blasse Fledermaus.

Vespertilio serotinus. Buffon.

La Serotine Buff.

(Tab. II. Fig. 1.)

### Kennzeichen der Art.

Die kurzen breiten Ohren haben einen kleinen rundlichen Ohrdeckel.

### Beschreibung.

Diese Fledermaus, welche in Frankreich zuerst entdeckt worden ist, wird hin und wieder in Deutschland angetroffen.

Ihre Schnautze ist länglicht, und der Mund enthält 4 Vorderzähne oben, und 6 unten. Die Ohren sind kurz und breit mit einem kleinen Ausschnitte auswendig unterhalb der Abrundung. Der Ohrdeckel ist klein und rundlich. Der Rücken hat eine lichtbräunliche Farbe, und ist mit rothfahl überlaufen. Der Bauch spielt aus dem hellgrauen ins gelbliche. Die Flughaut ist schwärzlich. Die Länge des Körpers

pers ist fast 3 Zoll, und der Schwanz halb so lang als der Leib.

Aufenthalt, Fortpflanzung, Nahrung u. s. f. ist noch nicht bekannt genug.

Sie heißt auch der Spätling.

## (5.) 6. Die Fledermaus mit der Hufeisennase.

Vespertilio Ferrum equinum. Erxl.

Le Fer à cheval. Buff.

The Horse - Shoe Bat. Penn.

(Tab. II. Fig. 2.)

### Kennzeichen der Art.

Sie hat eine besonders spitzige Nase, und kurze spizzige Ohren.

Ich trenne diese Art, so wie die gemeine Fledermaus, in zwey verschiedene Sorten, die sehr merklich von einander abweichen.

### A. Die große Hufeisennase.

#### Beschreibung.

Diese Fledermaus, welche Frankreich und Deutschland bewohnt und in Thüringen sehr gemein ist, bekommt, wegen ihrer wunderbar gebildeten Nase, ein gar besonderes Ansehen.

Die Länge des Körpers ist 2 Zoll, des Schwanzes 1 Zoll 2 Linien — die Breite der ausgespannten Flügel 11 Zoll*), davon der Körper 1 1/4 Zoll beträgt — der Kopf ist 9 Linien,

 und

*) Par. Maaß: Körper 1 Z. 11 L.; Schwanz 1 Z. 1 L. Breite 9 Z. 10 L.

und die Ohren sind 8 Linien lang. Der Mund hat in der Ober= und Unterlippe eine kleine Kerbe, öffnet sich sehr weit, und enthält in der obern Kinnlade vorne einen leeren Raum dann zur Seite einen großen spitzigen Eckzahn mit einem kleinern neben sich, und vier Backenzähne, wovon jeder 3 Spitzen hat, die nach innen zu einen hohlen Schneckengang bilden. In der untern Kinnlade liegen vorne 6 kleine Vorderzähne dicht an einander; zu deren Seite stehen 3 Eckzähne, wovon der mittlere kleiner ist, und dann 3 Backenzähne, jeder mit 4 Spitzen. Die Zunge ist fleischig und rund. Die obere Kinnlade hat äußerlich eine horizontale Lage bis zu den Augen. Die Nase bildet gleich über dem Munde ein häutiges Hufeisen, dessen Oeffnung rückwärts ist, oder, wenn man lieber will, zwey halbe Monde, die vorne an der Mundspitze in einer Kerbe zusammen stoßen. In der Oeffnung dieses Hufeisens liegen die eyrunden kleinen Nasenlöcher; hinter denselben eine kleine Muschel horizontal; hierauf erhebt sich an des Hufeisens Ende ein kleiner zusammengedrückter Sattel oder Hühnerkamm, dessen hinteres Ende wieder etwas einwärts gebogen herunter geht, zu beyden Seiten eine kleine Höhle bildet, wovon die obern Enden wiederum in einer schiefliegenden Stirnbinde zusammenlaufen; und endlich steht über dieser in der Mitte zwischen den Ohren noch eine dreyeckige Pyramide. Die halben Monde, oder die zwey Theile des Hufeisens scheinen in der Mitte durch eine Nath getheilt, die Spitzen derselben senken sich etwas, und schließen an das hintere Ende des Sattels mit einer kleinen Ausbeugung an. Alles dieses besteht aus einer hellaschgrauen, mit sehr einzelnen, langen, weißen Haaren besetzten, Haut. Dieser wunderbare Nasenbau, womit die Natur diese Fledermaus ausgezeichnet, hat

hat vermuthlich noch einen ganz eignen Zweck, der aber nicht bekannt ist. Um den äußern Rand des Hufeisens herum, stehen auf 10 Warzen einzelne lange, weiße Barthaare, und am Rande der untern Lippe auf 4 Wärzchen ebenfalls. Die kleinen schwarzen Augen liegen zur Seite der Stirnbinde, und ihre Augenlieder haben dicke weiße Ränder. Wenn das Thier das untere Augenlied in die Höhe zieht, so erscheint ein Ritz mit einer dünnen Haut, durch welche man das Auge erkennen kann *). Am innern Augenwinkel geht eine kleine Höhlung in den Kopf, und am äußern öffnen sich die Ohren. Diese sind kahl, häutig, weit offen, laufen am Ende spitzig aus, und haben unten zur Seite einen Einschnitt, der den untern Theil gleichsam in einen Ohrdeckel verwandelt, der dieser Art sonst fehlen würde. Die Hinterfüße haben, wie gewöhnlich, fünf Zehen, die gleich lang sind, einzelne harte Härchen, und sehr scharfe, glänzende, weiße Krallen haben; vermittelst derselben können sie sich nicht nur an die innern Dachziegeln, sondern auch an die glätteste Wand anhängen. Das Achselgelenke der zusammengelegten Flügel ragt über dem Kopf hervor. Der Schwanz endigt sich mit der Haut und ist sehr dünn und kahl.

Die Farbe der Füße und Flügel ist schwärzlich, der Nase und Ohren aber hellaschgrau, doch an den Spitzen der letztern bräunlich. Im Grunde sind die Haare am ganzen



*) Vielleicht verdunkelt sich diese Fledermaus, die mehr als die andern Arten am Tage auf den Böden herumfliegt, das Tageslicht dadurch, daß sie das untere Augenlied in die Höhe hebt, und durch die dünne Haut derselben sieht. Wenn das Auge geschlossen ist, so glaubt man sie hätte auf jeder Seite zwey Augen, weil man zwey Ritzen bemerkt.

Leibe weißlich, und endigen sich am Oberleibe in rothgraue, oder hellbräunliche, am Unterleibe aber in schmutzig gelbweiße Spitzen; daher die Rückenfarbe rothgrau oder hellbräunlich, und die Bauchfarbe gelblichweiß ist. Die hervorhangende Ruthe des Männchens ist nicht kahl, wie an den übrigen Arten, und das Geburtsglied des Weibchens ist wegen seiner dreyeckigen Gestalt merkwürdig. Das Weibchen hat dem Anschein nach vier Zitzen, zwey an der Brust, und zwey vor dem Geburtsgliede am Bauche *).

Wegen ihrer langen Flügel kann diese Fledermaus sehr schnell fliegen, und leichter als die übrigen vom Boden sich in die Höhe schwingen, indem sie ihre lange Finger von sich streckt, dadurch die Flughaut ausspannt, sich auf die Füße richtet, und auf diese Art sich in die Luft schwinget. — Sie giebt bey ihren Spielen, und wenn sie in Noth ist, einen hellzischenden Laut von sich. — Wie alt sie wird, weiß man nicht.

**Aufenthalt.** Sie liebt die Gesellschaft der langöhrigen Fledermaus und des kleinen Mauseöhrs, und wird noch häufiger, wie jene zwey Arten, bey uns und in dieser Gesellschaft angetroffen, aber in Thüringen selten im Walde und Gärten, denn sie schlägt ihre Wohnung lieber in Gebäuden hinter Breterverschlägen und zwischen den Klüften der Leimenwände auf.

Ihr Winterschlaf ist sehr unterbrochen, und man sieht sie daheros im Winter bey gelinder Witterung herum

flat-

*) Diese zwey untern habe ich allzeit so welk und kahl gefunden, als wenn die Jungen an denselben, wie an den obern, gesogen hätten.

flattern, und sich lustig machen, wenn die andern gleich noch völlig todt sind. Im Frühjahr ist sie zuerst wach, und scheut die Kälte nicht so sehr, wie die andern Arten.

**Nahrung.** Da ihr Gebiß sich von den andern Arten unterscheidet, ihr Winterschlaf nicht so fest, und ihr Geruch auch sehr fein zu seyn scheinet, so mögen ihnen wohl auch außer der gewöhnlichen Fledermäusekost, noch andere Nahrungsmittel von der weisen Natur angewiesen seyn, die aber noch nicht völlig bekannt sind. So viel ist gewiß, daß sie Spinnen aufsuchen, stets über den Teichen schweben, wie die Schwalben, mit den Kopf ins Wasser tauchen und die Larven der Mücken und des Uferaases wegfangen, *) niemals aber in Feuermauern am Speck angetroffen werden.

**Fortpflanzung.** Die Begattung geschieht auf eben die Art, und zu eben der Zeit, wie bey den übrigen Fledermäusen. Die Mutter gebiert nach 3 wochenlanger Schwangerschaft gewöhnlich zwey Jungen, die sie in einer Ritzen, besonders in einer Leimenwand hinlegt. Diese können sich gleich nach der Geburt anhängen, weswegen auch die Vertiefung, wo sie liegen, oft sehr flach ist.

**Feinde.** Den Eulen, Wieseln und Katzen dienen sie zur Speise, und letztern sind sie eine besondere Delikatesse. Große und kleine **Holzböcke** plagen sie gar sehr, und halten an ihnen Winterschlaf.

**Vertilgung.** Man fängt sie, wie die langöhrige Fledermaus, und zwar noch leichter. Man darf nur auf



*) Vielleicht ist zu diesem Eintauchen des Kopfs ihnen ihr wunderbarer Nasenbau nothwendig.

einem Boden, auf welchem Fledermäuse verspürt werden; im warmen Tagen an den niedrigen Dachziegeln suchen, wo besonders die Männchen fast den ganzen Tag hängen und schlafen; bey einer geringen Berührung mit einem Besen fallen sie zur Erde und sind tod. Sie lassen sich auch schießen.

Nutzen. Sie vertilgen manche schädliche Insekten.

Schaden. Sie nagen Löcher in die alten Leimenwände; allein deswegen ist ihre Vertilgung nicht nothwendig.

Benennungen. Ihre Namen sind: Hufeisennase, Wundernase, Maske.

## B. Die kleine Hufeisennase.

### Beschreibung.

Die Länge des Körpers beträgt 1 Z. 8 L.; des Schwanzes 1 Z.; die ausgespannten Flügel klaftern 9 Zoll *).

Die Grundfarbe der Haare ist weißlich, und Ohren, Kopf und Rücken sehen hellaschgrau, der Bauch aber schmuzzig weiß aus.

Dem Weibchen fehlen über dem Geburtsglied allzeit die zwey Säugewarzen, die man an der vorigen Sorte bemerkt.

Uebrigens kömmt diese Art, die horizontalere Lage der hintern häutigen Theile der Nase etwa ausgenommen, in allen Stücken mit der vorigen überein. Sie liebt eben den Auf-

*) Par. Maaß: Körper 1 Zoll 7 Linien; Schwanz 11 Linien; Breite 8 Zoll 1 Linie.

Aufenthalt, wird häufig in jener Gesellschaft angetroffen, pflanzt sich eben so fort, doch allezeit mit ihres Gleichen, und nicht mit der größern Art gepaart.

Ich habe beyde Sorten viele Jahre her in Menge beobachtet, zu allen Jahrszeiten in der Größe und Farbe, und als Männchen und Weibchen verschieden gefunden. Man könnte sie also wohl ohne zu irren, als Arten, so wie das große und kleine Wiesel, trennen, da weder das Alter, noch der Unterschied der beyden Geschlechter diese Verschiedenheit verursachen kann, und zum Kennzeichen der Art bey ersterer die rothgraue und bey dieser die hellaschgraue Rückenfarbe machen.

---

## Zweyte Ordnung.

### Thiere ohne Schneidezähne. *Bruta.*

Die Thiere dieser ganzen Ordnung werden nicht in Deutschland angetroffen, weil sie theils wärmere Gegenden besuchen, theils, wie das Wallroß, im Meere sich aufhalten.

Dritte

# Dritte Ordnung.

## Raubthiere. *Ferae.*

Die Vorderfüße der Thiere dieser Ordnung sind mehrentheils größer, als die Hinterfüße, und bilden daher eine größere Vorder= als Hinterfährte.

Es fallen ihnen, so wie den wiederkäuenden Thieren, die Vorderzähne in ihrer Jugend aus, erst die obern und dann die untern.

Hierher gehören 8 Gattungen und 23 Arten.

## Die zweyte Gattung.

## Der Hund. Canis.

### Kennzeichen.

In der obern und untern Kinnlade stehen 6 ungleich lange Vorderzähne, wovon einige tief gefurcht sind.

Die Eckzähne stehen einzeln, sind lang, spitzig und gekrümmt.

Die Backenzähne sind zackig, und 6 bis 7 auf jeder Seite.

An den gespaltenen Füßen sind vorne 5, und hinten 4 mit unbeweglichen Nägeln versehene Zehen.

Die Fährten dieser Thiere sind einander sehr ähnlich; sie laufen geschwind, besteigen aber die Bäume nicht.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Fleisch, daher sie auch heißhungrig und reissend sind. Das Weibchen hat mehrentheils 10 Säugwarzen, 4 an der Brust und 6 am Bauche; die an der Brust fehlen dem Männchen. Dieses hat eine höckerigte Ruthe, wodurch bey der Vermischung ein Zusammenhängen verursacht wird.

Im

Im dritten und vierten Monate fangen sie an die Vorderzähne, die sie mit auf die Welt gebracht haben, zu verliehren.

Von dieser Thiergattung kennen wir in Deutschland und Thüringen 3 Arten.

## (6) 1. Der (eigentliche) Hund.

Canis Familiaris. Lin.
Le Chien. Buff.
The Dog. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Den krummen in die Höhe und mehrentheils nach der linken Seite zu gebogenen Schwanz nimmt man als das Hauptunterscheidungsmerkmahl des Hundes an,

### Beschreibung.

Der Hund ist seit langen Zeiten auf der ganzen Erde, wie der Mensch, ausgebreitet, und es ist daher schwer zu bestimmen, welches sein eigentliches Vaterland ist, wo er sonst allein als wildes Thier gewohnt, und dann von da sich allenthalben fortgepflanzt hat. Man nimmt dafür Ostindien an, weil er daselbst in den ältesten Zeiten bekannt, und von da nach Afrika und Europa verhandelt wurde. Noch schwerer aber ist zu bestimmen, ob er nur einen Stammvater hat, wofür man den Schäferhund hält, und ob dann die Abänderungen bloß den verschiedenen Himmelsstrichen und Nahrungsmitteln zuzuschreiben sind, oder ob nicht vielmehr wegen der großen Verschiedenheiten und Abweichungen in der körperlichen Bildung mehrere Arten unter den Hunden angenommen werden müssen, durch deren Vermischung alsdenn die verschiedenen Racen leichter erklärt werden können. Neuere behaup-

behaupten sehr wahrscheinlich, daß die Hunde keine eigentliche ursprüngliche Thierart ausmächten, sondern daß der Wolf, Schakal *) und Fuchs ihre Stammväter, und durch diese verschiedene Vermischung, durch Nahrung und Klima die mannichfaltigen Hunderacen entstanden wären.

Die äußere Gestalt dieses Thieres ist folgende.

Der Kopf steht horizontal, ist immer länglicht, hat einen flachen vorwärts abhängigen Scheitel, an dessen Hintertheile meist eine scharfe Erhöhung der Länge nach fühlbar ist. Die Schnauze, von den Augen angerechnet, macht ohngefähr die Hälfte des Kopfes aus. Die Unterlippe wird an dem nackten und gezähnelten Seitenrande von der obern bedeckt. Die Nase ragt über der untern Kinnlade hervor, ist chagrinartig und immer feucht. Die Nasenlöcher sind halbmondförmig und auswärts umgebogen. An den Seiten des Mundes befinden sich fünf oder sechs Reihen borstenartiger Haare. In beyden Kinnladen stehen sechs Vorderzähne parallel und senkrecht, wovon einige an einer oder beyden Seiten eingekerbt sind, die äußersten in der obern Kinnlade nicht genau an die innern schließen, und die äußersten in der untern Zäckchen zur Seite haben. Die gekrümmten längern Hundezähne stehen einzeln. In der obern Kinnlade sind auf jeder Seite sechs und in der untern meist sieben Backenzähne, wovon die vordern schmal und einspitzig und die hintern breit und vielspitzig sind. Ueberhaupt hat der Hund gewöhnlich 42 Zähne. Die Zunge ist lang, etwas flach und glatt. Die Augen stehen ein wenig schief, und am

*) Canis aureus, auch Goldwolf. Er ist wie ein Spitz gestaltet, und hat die Größe zwischen dem Wolf und Fuchs. Er wird in Asien häufig angetroffen.

am innern Augenwinkel bemerkt man eine kleine Nickhaut. Die Ohren sind zugespitzt, bald hängend, bald aufgerichtet, der obere Rand der Gehöröffnung ist umgebogen, der hintere Rand zweyfach und der vordere dreyfach. Im Gesichte sind sieben mit harten Haaren besetzte Warzen. Der Hals ist rund, beynahe so lang als der Kopf, der Leib fast rund, und, so weit als die Brust geht, stark und hinten dünner. Das Weibchen hat an jeder Seite 5, selten nur 4 Brüste, nämlich an jeder Seite der Brust zwey und des Bauchs drey. Die hintern Beine sind etwas höher, als die vordern. Vollkommene Zehen haben sie eigentlich nur vier, der fünfte ist ein unvollkommener Daumen an dem Hintertheile der Füße. Die Ferse sieht man höher an den Beinen, als eine kahle Zehe ohne Klaue. Den Schwanz (Ruthe) tragen alle Hunde mehr oder weniger in die Höhe, und mehr oder weniger krumm gebogen. Ihr ganzer Körper ist dicht mit Haaren besetzt, wovon die auf den Rücken härter, als die übrigen sind.

Die Farbe ist, wie bey allen zahmen Thieren, sehr verschieden, und in den Haaren der Haut lassen sich 15 Näthe deutlich unterscheiden, eine auf jeder Seite hinter dem kleinern Augenwinkel, eine auf jeder Seite in einem halben Cirkel um das Ohr herum, eine auf jeder Seite von dem Ohr an mit verschiedenen Biegungen an dem Halse herunter bis zu dem obern Ende des Brustbeins, wo sie von beyden Seiten in einem Winkel zusammenstößt, eine, die von dem obern Ende des Brustbeins über dasselbe herunter bis zu der untersten Spitze läuft, eine auf jeder Seite des Bauchs zwischen dem Nabel und den Weichen, eine überzwerg auf jeder Seite am After, eine hinten an jedem Beine, bis an die Ferse. Man bemerkt diese Näthe besonders sehr deutlich

lich an den kurzhaarigen Hunden, und diese Thiere unterscheiden sich dadurch sehr merklich von den andern, die zu dieser Gattung gehören, vom Fuchs und Wolf.

Die Stimme ist bey den meisten knurrend, bellend und heulend, bey einigen bloß heulend, und bey andern, z. B. den Isländischen, bloß leise murrend. Sie geben dadurch ihre Leidenschafften zu erkennen, und es ist wunderbar, daß viele Hunde den hellscheinenden Vollmond, fürchterliche Gestalten, blasende Instrumente, das Geläute der Glocken rc. verabscheuen, und dieß durch gräßliches Heulen zu erkennen geben. *)

Ihr zunehmendes Alter kann man einigermaßen daran erkennen, daß ihre Haare dunkler, stumpf und ungleich, und im hohen Alter an der Schnauze, auf der Stirn und um die Augen grauer, und die Zähne schwarz, stumpf und ungleich werden, und im Alter ausfallen. Sie überleben zuweilen zwanzig Jahre, und werden im Alter gern blind und taub.

Wir führen hier folgende jetzt bey uns einheimische Hauptracen, die man reine nennen kann, an, deren Bildung merklich von einander abweicht, und denselben wird man die Spielarten, welche durch die mannichfaltige Vermischung entstehen, und die man in einfache, doppelte und dreyfache u. s. w. Blendlinge eintheilen kann, leicht unterordnen können, so wie wir es von den bekanntesten thun wollen **). Die Ausbreitung jeder Race in ihren Varietäts

*) Ihre Eigenschafften der Seele siehe Nutzen.

**) Sonst macht man auch folgende 4 Abtheilungen unter den Hunden: 1) Hunde mit langem Kopf und dicker Schnauze. a) Bauernhund, b) grosser

zeichen aber genau anzugeben, ist unmöglich, da sie aus so vielen Ursachen so mannichfaltig ausfallen müssen.

1) Der Haushund, Heidehund, Spitz, Pommer. Canis domesticus. L. Chien loup. Buff. Pomerian Dog. Penn. Die Größe ist verschieden, doch ist er allzeit größer, als ein Fuchs. Der Kopf ist lang, die Stirne platt, die Ohren sind klein und gerade in die Höhe stehend, die Schnauze ist gestreckt, spitzig, nicht sehr gekrümmt, die Füße sind stark, der Schwanz ist aufgerichtet, vorwärts und zwar nach der linken Seite sehr krumm gebogen; die Haare sind am Leibe kurz, an dem Bauche, der Kehle, den Schenkeln und dem Schwanze lang. Hierher gehört auch

a) der kurz- und steifhaarige Spitz, Fix, mit etwas wolligem Schwanze, mit einer weißen Kehle, sonst meist fuchsroth von Farbe.

b) Der Fuchsspitz, Wißbader Spitz. Man sagt, daß er von der vorigen Art und dem Fuchs herstamme. Er hat einen runden Kopf, eine hohe Stirne, sehr spitzige Schnauze und sehr lebhafte Augen. Das Gesicht ist schwärzlich, und der übrige Körper fuchsroth. Der Körper ist sehr wollig und mit einzelnen Stachelhaaren besetzt, und der Schwanz

ser dänischer, c) Jagdhund, d) Spürhund, e) Hühnerhund, f) Dachs, g) Pudel. 2) Mit langer enger Schnauze. a) der Spitzhund, b) Windhund. 3) Mit rundem Kopf, runder Schnauze, stumpfer Nase, hangenden Lefzen. a) Bullenbeißer, b) Mops, c) Dogge. 4) Mit rundem Kopf, länglicher Schnauze und langen Haaren. (die kleinste Race) a) Kleine Pudel, b) Seidenhund, c) Englischer kleiner Wasserhund, d) Bologneser, e) Löwenhündchen.

Schwanz ist ein ordentlicher Fuchsschwanz, doch trägt er ihn gekrümmt, wie ein Spitz. Er übertrifft kaum die Größe eines Fuchses, ist selten und falsch.

c) Der gemeine Schäferhund, Bauernhund, (Haushund), Hofhund (Chien de Berger. Buff. Shepherds Dog. Penn.), welcher eine lange, etwas dickere Schnauze als der Spitz und kleine Ohren hat, die zur Hälfte steif und oben umgebogen sind. Die Haare an der Kehle, Hals, Bauch, Schenkeln, und Schwanz sind länger als an den andern Theilen des Leibes. Von dieser Art zieht sich der Jäger in Thüringen, die sogenannten Saufinder. Er wählt darzu die schwarzen oder braunen, und gewöhnt sie zu ihrem Geschäfte, indem er ihnen Schweiß von wilden Schweinen zu fressen (zum Genuß) giebt, sie auf zahme Schweine hetzt und sie anbellen läßt. Von Natur sind diese Hunde auch gut zu Aufsuchung der Dachse, wenn solche des Nachts im freyen Felde ihre Nahrung suchen. Man zieht auch aus ihnen Trüffelsucher.

Ueberhaupt ist diese Race von Hunden sehr gelehrig und nützlich; besonders zeichnen sich die kleinen Spitze durch ihre Klugheit und Geschicklichkeit aus.

Zu Haushunden nimmt man dunkelfarbene, damit sie nicht von Dieben, und zu Hirtenhunden hellfarbene, damit sie nicht vom Wolf erkannt werden.

d) Der Wolfshund. (Chien Loup.) Seine Benennung hat er von den Ohren und langen Haaren, wodurch er dem Wolf gleicht. Die Schnauze ist lang und spitzig; der Kopf lang; der Körper und die Beine wohl proportionirt,

der Schwanz lang und vorwärts gekrümmt. Die Haare sind auf dem Kopf, an den Füßen und Ohren kurz, über dem ganzen Leib und vornämlich auf dem Schwanze seidenartig. Die ganz weißen sind die schönsten Hunde dieser Art. Die Fuhrleute haben sie gern um sich.

2) Der Bullenbeißer, Bärenhund, Bärenbeißer, Wachthund. Canis molossus. Dogue. Buff. Bull Dog. Penn. Er ist der Statur nach größer als ein Wolf; hat eine dicke, kurze, aufgeworfene und glatte Schnauze, eine stumpfe Nase, dicke herunterhängende Wangen, ein geiferndes Maul, und kleine herabhängende Ohren. Der Kopf ist dick und breit, die Stirne platt, der Hals lang und dick, die Brust breit, der Schwanz in die Höhe stehend und vorwärts umgebogen. Die Lefzen, die äußersten Haare der Schnauze, und die äußersten Theile der Ohren sind meist schwarz, die übrigen Haare erdsgelb, blaßgelb, blaßfahl, glatt, kurz, etwas länger am Schwanz und an den Dickbeinen. Die Schenkel sind voll starker Muskeln, so wie überhaupt der ganze Hund starkleibig ist. Er bellt dumpfig und kurz; sonst ist er zahm und gutherzig, aber an Ketten angelegt und angehetzt für Fremde fürchterlich. Seine Stärke ist außerordentlich, deshalb muß er Güter und Häuser hüten. Bey der Jagd nützt er als Hetzhund, da er Hirsche und Schweine an den Ohren zu fangen, zu halten, und zu würgen Kräfte genug hat. Auch zum Stiergefechte wird er gebraucht. Man giebt ihn auf Meistereyen, läßt ihn da mit Aas füttern, wodurch er stark, gesetzt, und muthig wird. Der Jäger zieht sich von ihm, dem Windhunde und dänischen Hunde nützliche Bastarden zur Hetze auf.

a) Der englische Hund, Dog, Kammerhund (Canis mastivus. Dogue de forte race. Buff. Mastiff. Penn.) stammt von diesem und dem gemeinen Bauernhunde ab. Man findet ihn drey Fuß hoch. Der Unterschied von dem Bullenbeißer beruht hauptsächlich auf der Größe, worin er jenen weit übertrifft; sonst hat er eine etwas längere Schnauze, und die Farbe ist mehr abwechselnd. Man richtet ihn eben so wie jenen auf wilde Schweine und Hirsche ab, sie bey den Ohren fest zu halten, ohne sie zu beschädigen.

b) Der Metzcher- oder Fleischerhund. (Matin. Buff.) Er ist kleiner, hat eine längere gerade auslaufende, nicht so stumpfe Schnauze, und nicht so lappige Oberlippen. Die Ohren sind mittelmäßig, mehrentheils halbhängend, der Leib hinten dünner, die Haare glatt und die Farbe gewöhnlich braun oder schwarz. Man haut ihm gern den horizontalen Schwanz ab; doch giebt es auch Arten, die mit Stumpfschwänzen gebohren werden.

c) Der Saufinder, Saubeller, kommt in Ansehung der Gestalt mit dem vorigen überein, hat aber ein langes rauhes Haar, gewöhnlich schwarz von Farbe. Man unterrichtet ihn an zahmen Schweinen oder auf der Saujagd an angeschossenen Sauen, und dadurch daß man ihm die Fährte zeigt, und abriechen läßt. Wenn diese Hunde die Sau gefunden haben, so geben sie durch das Anschlagen ein Zeichen von sich, alsdenn wird diese gewöhnlich mit größern Hunden gehetzt. Man kann also auch zu dieser Absicht kleinere Hunde brauchen. (s. oben n. 1. c.)

d) Der Saurüde hat einen starken Kopf mit ziemlich flacher Stirn; die Schnauze ist hinten dick und vorne spitzig,

die Beine sind hoch, und der Leib läuft nach hinten dünne zu. Er ist lang und rauchhaarig am ganzen Leibe, und von brauner oder schwarzer Farbe. Er wird, wie die Metzgerhunde gewöhnt, wenn der Saufinder das Schwein angemeldet hat, sich demselben an die Ohren zu hängen, und es festzuhalten.

e) Der **Mops**, Steindogge. (Canis Fricator L. Doguin. Buff. Pug Dog. Penn.) Er ist nicht leicht über zwey Fuß lang und vom Bullenbeißer und andern kleinen Hunden entstanden. Der Kopf ist rund und etwas platt, die Schnauze mehrentheils schwarz, kurz und aufgeworfen, abgestumpft, die Lefzen sind dünner und kürzer, als am Bärenbeißer, die Ohren herabhängend; das Haar ist glatt, kurz, gelblicht oder schwarz, wie bey seinem Stammvater, dem er auch außerdem in der Leibesgestalt ähnelt. Man schneidet ihm die Ohren gewöhnlich ab, um ihm noch ein mopsmäßigeres Ansehen zu geben. Er hat einen sanfmüthigen Charakter; pflanzt sich nicht häufig fort, und wird in Thüringen nur noch einzeln als Schooßhund angetroffen.

3) **Der Jagdhund.** Canis Sagax. L. Der Kopf ist rund, stark, breit, der Hinterkopf mehrentheils eingefurcht, oder hat eine deutliche Erhöhung (Kamm). Die Schnauze ist eben so lang, aber stärker als am Bauernhunde. Die Ohren sind dick, breit und hängen lang herunter (sind gut behangen). Der Leib ist lang gestreckt und mäßig stark. Die Beine sind fleischig, und die Afterzehen haben Klauen. Der Schwanz ist von der Wurzel an dick und läuft spitzig zu, steht in die Höhe gerichtet, und beugt sich etwas vorwärts. Das Haar ist bald schlicht, bald zottig, und die Farbe ist verschieden.

Die

Die Jäger unterscheiden dreyerley Jagdhunde:

A) Den deutschen, welcher mittelmäßig lange Ohren hat, haarig, flüchtig und leicht von Leibe ist.

B) Den pohlnischen, welcher stärker und schwerer ist, und längere Ohren hat. Beyde Arten sind von Farbe roth, braun, braunroth, gelb, wolfsgrau, und nur selten schwarz.

C) Den englischen und französischen, der das Mittel zwischen jenen beyden hält, und weiß ist mit schwarzen, braunen, gelben oder rothen Flecken; also den getiegerten Jagdhund.

Diese Hunde, welche eine große Stärke besitzen, schnell laufen, und besonders einen ungemein feinen Geruch haben, werden zum Spüren, Aufsuchen, Aufjagen und Verfolgen des Wildes gebraucht. Es gehören also unter diese Race alle diejenigen Hunde, die bey den gewöhnlichen Jagden ganz unentbehrlich sind, und ohne welchen der Jäger nicht Jäger seyn kann. Sie sind in Ansehung ihrer Größe verschieden, und nach diesen und andern vorzüglichen Eigenschaften wird ihr Gebrauch bestimmt. Vorzüglich sieht man bey der Wahl dieser Hunde zu einem Geschäffte darnach, daß man junge Hunde eben darzu abrichtet, wozu ihre Eltern abgerichtet waren, weil ihnen eine vorzügliche Fähigkeit zu solchen Verrichtungen angebohren zu seyn scheint.

a) Der Leithund, Spürhund. Dieser muß eine starke Brust, einen untersetzten Körper, nicht zu hohe Füße haben, und von mittelmäßiger Größe seyn. Der Kopf darf kurz, die Schnauze aber nicht gar zu spitzig seyn, weil er eine dicke und breite Nase haben muß, in welcher das Häut-

 chen,

chen, welches zum Riechen bestimmt ist, mehr Platz einnimmt, vermittelst dessen er die Fährten der Thiere desto deutlicher riechen (wittern) kann. Seine Bestimmung besteht darinne, den Aufenthalt des Wildes auszuspüren. Den Namen Leithund hat er daher erhalten, weil er während seiner Arbeit an einem langen Riemen, der das Hängeseil heißt, geführet oder geleitet wird. Man liebt die gelben Leithunde. Sie bleiben beständig in einem trockenen Hundestalle, der gegen die Sonne zu gebaut ist, an einer Kette liegen, und bekommen des Tages dreymal Brod mit Milch, oder guter Fleischbrühe, abgebrühtes Roggen- oder Hafergeschrot, zuweilen etwas frisches Wildpret, und gutes Hirschblut. Den jungen Leithund läßt man fleißig aufgebrochene Thiere beriechen und berupfen. Das Abrichten desselben; das sogenannte Arbeiten geschieht im Junius *), und man nennt diese Zeit die Behängzeit. Der Jäger zieht des Morgens vor Sonnenaufgang, wenn das Wildpret etliche Stunden ins Holz zurück ist, mit dem Leithunde, der an ein Seil angebunden ist, längst dem Holze hin, und lehrt ihn die Fährten aufsuchen (anfallen.) Kann er dieses und er ist ein Jahr alt, so nimmt er ihn mit auf die Viehweiden und lehrt ihn hier die Hirschfährte von denen des Viehes unterscheiden, damit er auch durch eine ganze Heerde hindurch, den Hirsch ausspüren kann. Ist ein Hund faul, so muntert er ihn dadurch zu seiner Arbeit auf, daß er in ein Gebüsch einen gefällten Hirsch verbirgt, welchem er in eine Klaue ein Stückchen Wildpret, das stark mit Blut (Schweiß) bestrichen ist, steckt, alsdenn eine andere Klaue in Schweiß

ein-

*) Nicht im May, weil das Wild häret, und also der Hund auf die Fährte leicht verdorben werden würde.

einlauscht, und damit auf 100 Schritte eine Spur bis zum Hirsche macht; ihn auf dieselbe führt, und mit Liebkosen den Bissen aus der Schaale heraus holen und genießen läßt. Man sucht gern dem Winde entgegen die Fährte, weil sonst der Hund die Witterung des Wildes bekömmt, und sie übergeht. Hat der Jäger eine ganze Gegend mit dem Leithund umzogen, alle Ein- und Ausgänge eingeschlossen, und findet keine Fährte vom Wild wiederum heraus, welches an der graden Anzahl der Wiedergänge*) erkannt wird, so ist das Wild bestätigt**), und der Jäger steckt zum Zeichen der glücklich vollendeten Arbeit ein Eichen- oder Buchenreiß (einen Bruch) auf seinen Hut, wenn er mit seinem Hunde nach Hause zieht.

b) Der Schweißhund. (Canis Scoticus. Blood Hound. Penn.) nächst dem Leithunde der wichtigste und nützlichste Jagdhund, welcher dem Schweiß verwundeter Thiere nachgeht, und anzeigt, wo sich dieselben befinden. Es kann ein mittelmäßiger großer Jagdhund seyn, nur ist ihm auch eine breite Nase nöthig. Er wird zu seiner Verrichtung abgerichtet, indem man ihm oft Schweiß vorhält, und ihn an solche Orte führet, wo man dergleichen hingebracht hat. Diejenigen, welche von einem dänischen Hunde und einem Jagdhunde erzeugt worden, und von rothbrauner Farbe sind, werden für die besten gehalten. Sonst braucht man auch dazu die Dachs- und Hirtenhunde, welche leicht nach dem Schweiße gehn. Ein geübter und guter Schweißhund, jagt, wenn er gesundes Wildpret antrifft, dasselbe erst weg, sucht alsdann die Fährte des angeschossenen Thieres wieder auf, um es nun ungehinderter verfolgen zu können.



*) Des Aus- und Eingehens.

**) s. oben Bestätigungsjagd S. 114.

c) Der Hünerhund, vorstehender Hund, Bodenhund, Wachtelhund. Darzu wählt man in Thüringen mehrentheils gefleckte Jagdhunde von mittelmäßiger Größe und guter Nase. Der Schwanz wird ihnen abgestutzt. Man dreßirt sie gewöhnlich im zweyten Jahre; sie können aber auch noch im dritten Jahre abgerichtet werden. Die hartnäckigen und ungelehrigen werden meistens die besten. An Rebhünern selbst, die ihnen vorgelegt werden; lehrt sie der Jäger dieses Federwildpret aufsuchen, vor dasselbe hintreten (es zu stehen), daß er es entweder im Sitzen vor ihnen, oder im Flug, wenn er ihnen zuruft, es aufzujagen, schießen kann. Sie müssen es ihm auch unverletzt überliefern. Diejenigen, welche par force abgerichtet werden, werden besser. Die schwach dreßirten haben keinen guten Appell und werden meistens zum Aufsuchen, die gut dreßirten aber zum Vorstehen gebraucht.

d) Der Wasserhund. Dieser kann auch zugleich Hünerhund seyn. Man richtet ihn eben so, wie jenen ab. Die rauchhaarigen Jagdhunde sind die besten darzu.

e) Der Parforce- oder Laufhund. (Canis venaticus. Chien courant. Buff. Hound. Penn.) Man wählt darzu einen französischen oder englischen großen Jagdhund, welcher einen länglichen Kopf, breite Stirn, langbehangene Ohren, hohe Hüften, dicke Lenden, grade Kniee hat, und einen hellen Laut von sich giebt (laut anschlägt.) Er muß so grausam seyn, und in Gesellschafft von mehrern seines Gleichen einen Hirsch auf der Fährte so lange verfolgen, bis er ermüdet zur Erde hinstürzt.

f) Der Stöberhund. Der oben (n. c) beschriebene Hünerhund ist gewöhnlich in Thüringen auch Stöberhund.

Er

Er muß Hasen, Rebhüner, Schnepfen und andere Vögel 10 bis 20 Schritte vor dem Jäger aufsuchen und auftreiben, damit er sie schießen, oder durch Windhunde hetzen kann. Wann der Jäger einen eignen Stöberhund haben will, so nimmt er einen Bastarden von einem kleinen Jagdhunde und Dachshunde, der sich sehr gut in dieses Geschäffte finden lernt, und dieß ist denn der eigentliche Stöberhund.

Wie wir gesehen haben, so giebt es unter dieser Abtheilung Hunde, welche mehrere Jagdgeschicklichkeiten zusammen in sich vereinigen, und zu verschiedenen Verrichtungen zugleich gebraucht werden können; allein man kann sich auch freilich nicht allezeit mit Gewißheit auf sie verlassen.

Sie werden alle in einem Alter von 10 Monaten zu ihrem Geschäffte angewiesen, und man kann sie leicht mit bloßem Brod und guter Brühe ernähren.

4) Der große Pudel, Wasserhund, Barbet, ungarischer Wasserhund. Canis aquaticus L. Grand Barbet Buff. Water Dog. Penn. Er ist der gelehrigste und treueste Hund; lernt allerhand lustige Handlungen verrichten, und läßt sich auch eben so, wie der Hünerhund, zur Jagd abrichten. Besonders geht er gern und zwar aus natürlichem Triebe ins Wasser, und ist daher zur Jagd der Wasservögel sehr geschickt. Zu diesem Gebrauch pflegt man ihn zu scheeren, den Schwanz zu stutzen, einen großen Bart und die Augenbraunen stehen zu lassen, damit er desto besser schwimmen kann. Er lernt auch Trüffeln suchen. Was seine Gestalt anbetrifft, so ist er von mittelmäßiger Größe, der Kopf ist dick und rund, die Schnauze kurz und stumpf, die

Ohren breit und herabhängend, der Leib dick und kurz, der Schwanz fast horizontal herabhängend, die Beine kurz und stämmig, das Haar krauß und wollig. Er wird alle Jahre geschoren, und sein Haar wird von Hutmachern und Strumpfwirkern benutzt. Hierher gehört:

a) Der kleine Budel, Zwergbudel, (Petit Barbet. Buff.) welcher dem Budel durchgängig gleichet, aber kleiner ist, und eine weniger dicke Schnauze hat. Das Haar an den Ohren ist überaus lang und gerade herunterhängend.

5) Der spanische Wachtelhund, langbehaarte Bologneser, Seidenhund, Seidenbudel. Canis extrarius. L. Epagneul. Buff. Der Kopf ist stark und rund, und die Ohren breit, hängend und mit langen Haaren versehen, die Brust stark, die Schenkel kurz und der Schwanz in die Höhe stehend. Das Haar ist etwas gerollt, lang und sanft anzufühlen, gewöhnlich weiß, und nur selten braun oder schwarz. Er ist gutherzig und scheinet jetzt in Thüringen den Mops aus den vornehmen Häusern zu vertreiben. Seine weichen Haare geben gute Hüte und Strümpfe. Hierher gehört auch:

a) Der kleine spanische Wachtelhund. Er ist nur kleiner, als die vorhergehende Art.

b) Der Bouffe stammt vom großen spanischen Wachtelhund und vom Budel ab. Er hat Figur des Körpers, Haar und Farbe von seinen Eltern geerbt, und mehrentheils an den Ohren schwarze oder braune Flecken.

c) Der kurzhaarige Bologneser (Canis melitensis. Lin. Gredin. Buff. Kings Charles Dog. Penn.). Der Kopf ist klein und rund, die Schnauze kurz, das Ohr lang, der Schwanz

Schwanz aufwärts gekrümmt, und das Haar wellenförmig, lang, schwarz und gefleckt.

d) Die Pyrame (Pyrame. Buff.) ist klein, und hat bey ähnlicher Gestalt feuerfarbene Flecken auf schwarzem Grunde. Ist diese Art Hunde ganz schwarz, so nennt man sie gewöhnlich englische Wachtelhunde, weil sie aus England stammen.

e) Der angorische Hund, Bologneserhündchen, Maltheserhündchen, spanisches Hündchen, Schooßhündchen. (Canis melitaeus. L. Bichon. Buff. Shock. Penn.) ist von ungemein kleiner Statur. Er stammt vom kleinen Pudel und kleinen spanischen Wachtelhunde ab. Den runden Kopf und die stumpfe Schnauze scheint er vom kleinen Pudel, und die langen glatten Haare, womit der Körper und sonderlich das Gesicht besetzt ist, von dem spanischen Wachtelhunde zu haben. Man macht aus ihm, indem man selben Hinterleib schiert, einen Löwenhund. Er wird von der Größe eines Eichhörnchens angetroffen. Man wäscht ihn nämlich in der Jugend mit Brandewein, daß ihm die Haut zusammen schrumpft; giebt ihm sein Futter spärlich, und zwingt dadurch seinen Wuchs in solche enge Gränzen. Durch Begattung mit Pudeln, Spitzen, Möpsen u. a. m. entstehen viele Arten von Schooßhündchen.

f) Das eigentliche Löwenhündchen. (Chien Lion. Buff.) Es scheint aus einer ähnlichen Vermischung, wie das Bologneserhündchen entstanden zu seyn, doch muß noch ein kurzhaariger Hund zu seinem Daseyn beygetragen haben. Es unterscheidet sich von dem Bologneser nur dadurch, daß der Hintertheil des Körpers, außer der zottigen Schwanzspitze

spitze, dünn oder vielmehr kurzbehaart ist. Das lange Haar am Hals, das einer Löwenmähne nicht unähnlich sieht, und der starke Haarbüschel am Schwanz haben ihm diese Benennung verschafft.

6) Der eigentliche Hünerhund, gemeiner Hünerhund, Wachtelhund. Canis avicularius. L. Braque. Buff. Spaniel. Penn. Er wird in Thüringen nur einzeln angetroffen, und seine Geschäffte versieht ein gewöhnlicher Jagdhund. (s. n. 3. c.) Von diesem unterscheidet er sich durch seinen dickern Kopf, kürzere und stärkere Schnauze, kürzere und schmälere Ohren, und kürzern, fleischigern und geraden Schwanz. Er wird mit einem abgestumpften Schwanz geboren, und dieser stirbt ihm oft noch so weit ab, daß man kaum die Wurzel desselben bemerkt. Er hat kurze Haare, und ist meist mit braunen Flecken getiegert.

7) Der große dänische Hund. Grand Danois. Buff. Danish Dog. Penn. Er hat die Gestalt fast völlig, wie der Schäfer- und Bauernhund, (n. 1. c.) nur sind Körper und Ohren größer. Seine Farbe ist mehrentheils fahl, grau und schwarz. Die Bastarde, welche man von ihm und dem Windhunde, oder dem gemeinen Jagdhunde erlangt, geben gute brauchbare Hunde zur Jagd, und man richtet von ihnen die Biber- und Fischotterhunde wegen ihres scharfen Gebisses zum Anpacken ab.

a) Der kleine dänische Hund soll nur eine Abart von obigem seyn. Man trifft ihn am meisten schwarz an. Von diesem leitet man den türkischen Hund, dem die Haare fehlen, ab.

Auch die Roqvets (les roquets) stammen von den kleinen dänischen Hunden ab, haben aber die kurze Schnauze vom Mops.

8) Der

8) Der gemeine Windhund, Wind. Canis grajus. L. Levrièr. Buff. Common Greyhound. Penn. Er ist der schönste Hund; alle Theile des Körpers sind dünner und schlanker, als an andern. Der Kopf ist gewölbt, lang und zugespitzt; die Schnauze schmal; die Lefzen sind kurz, die Ohren schmal, dünne, aufgerichtet, und nur an den obern Enden umgebogen; der Hals ist lang, der Rücken gebogen, der Bauch enge; die Schenkel sind hoch und mager; der Schwanz ist glatt, lang und herunterhängend, das Haar bald glatt, bald schlicht. Ursprünglich kommen diese Hunde aus der Levante. Sie laufen am schnellsten und bellen nicht viel. Es giebt vielerley Arten derselben, die in Unterabtheilungen gebracht werden müssen. Die größten braucht man bey der Jagd zu Hetzhunden auf Sauen und Hirsche. Zum Jagen und Hetzen der Hasen und Füchse wählt man aber diejenigen, die von mittler Größe sind, denn jene sind zu schwer im Laufen und zu hoch, diese Thiere zu fangen (wegzunehmen). Die Alten müssen die Jungen im Herbste selbst anführen, und sie lernen ihre Kunst durch Uebung. Durch die Vermischung mit andern Hunden bekömmt man verschiedene Bastarden, die der Liebhaber der Jagd gut nutzen kann. Denjenigen Windhunden, die man zur Jagd brauchen will, löst man gleich nach ihrer Geburt die innere Afterklauen an den Vorderfüßen, und die kleinen obern Ballen ab, denn jene hindern sie im Laufen, und diese werden bald wund, dahero sie sich bey dem Jagen wegen des Schmerzes, den ihnen das Anstreichen verursachet, schonen. Sie werden nicht unter einem Jahre zu ihrer Bestimmung angewiesen, und derjenige, der darzu gewöhnt ist, den gefangenen Hasen herbeyzutragen, heißt der Ritter.

a) Das

a) das Windspiel, englische Windspiel, der kleine Windhund, (Levron. Buff. Italian Greyhound. Penn.) ist der kleinste Hund dieser Art; welcher zur Jagd gänzlich untauglich ist, und nur wegen seiner Schönheit als Schooshund ernährt wird. Er hat einen kleinen und langen Kopf, einen sehr schlanken Hals, und kurze Haare. Die Farbe ist meist gelblicht. Er ist aus England zu uns gekommen, ist außerordentlich gefräßig, und hat die gute Eigenschaft als Schooshund, daß sich in seinen kurzen Haare die Flöhe nicht gut aufhalten können.

b) der zottige Windhund (Canis leporarius hirsutus.) ist nur durch seine langen und krausen Haare vom gemeinen Windhund unterschieden, sonst hat er seine Größe und Stärke.

c) Der Curshund, Pürschhund, ist ein Abkömmling des Windhundes und des Dänischen Hundes. Er hat einen langen Kopf, eine platte Stirn, eine stärkere Schnauze als der Windhund, kleine halbhängende Ohren, lange und fleischige Beine, und einen längern und schlankern Leib, als der Dänische Hund und nähert sich dadurch mehr dem Windhunde. Das Haar um dem Hals, unter dem Bauch, und am Schwanze ist oft etwas länger, als das übrige, und die Farbe ist verschieden. Er wird vom Jäger gebraucht, sowohl das angeschossene und verwundete Wild zu verfolgen und einzuholen, als auch das unversehrte zu hetzen und zu fangen.

d) Der türkische nackte Hund. (Canis aegyptius. L. Chien turc. Buff. Nacked dog. Penn.) Er heißt auch barbarischer Hund. Die hohen Füße und der schlanke hinten

sehr dünne Leib giebt ihm das Ansehen des kleinen Windspiels; allein der Kopf ist dicker und die Schnauze kürzer. Außer den Bartborsten sieht man fast keine Haare, und die Farbe ist braun, aschgrau, schwärzlich, oder auch fleischfarbig. Die große Hitze der heißen Länder soll alle Keime der Haare vertilgt haben.

8) Der Dachshund, Dachskriecher, Dachsschliefer, Dachswürger, Dachsfinder. Canis Vertagus. L. Basset. Buff. Turnspit. Penn. Bey der Biber- Dachs- Fischotter- und Kaninchenjagd ist er sehr brauchbar. Es ist ein kleiner Hund und hat einen dicken Kopf, eine lange starke Schnauze, hängende Ohren, einen langgestreckten Körper, dessen Rücken etwas ausgehöhlt ist, kurze Beine und ein glattes Haar. Seine Haut ist mehrentheils schwarz, oder braun mit rothen Flecken auf der Brust, über den Augen und unten an den Füßen. Zur Jagd wählt man die mittelmäßig großen und krummbeinigen, weil sie in enge Höhlen kriechen müssen. Man unterrichtet sie durch Anhetzen an Katzen, und durch Einlassung in die Höhlen vorgemeldeter Thiere mit einem ältern Hund, der seine Kunst versteht. Hat man einen Dachs ausgegraben, so kann man ihm die Zähne ausbrechen, in eine breterne Röhre, die mit Erde beschüttet ist, fahren lassen, aus welcher ihn der junge Dachshund herausholen muß. Auf die Füchse macht man sie hitzig, indem man ihnen erstlich gekochtes Fuchsfleisch, dem der üble Geruch ein wenig benommen ist, und dann rohes, zu fressen vorlegt, und zum Fischotterfang gewöhnt man sie so, daß man ihnen, wenn man sie sehr hungrig hat werden lassen, erstlich das Futter in flaches Wasser setzt, und alsdann in tieferes, daß sie dazu schwimmen müssen. Ihr Naturell lehrt sie auch schon von selbst in die Höhlen der Thiere kriechen.

Man hat von diesen kleinen Jagdhunden vorzüglich zwey Arten,

a) den krummbeinigen Dachshund (Basset à jambes torses. Buff.), dessen Vorderschenkel auswärts gekrümmt sind, und

b) den geradeschenklichten Dachshund (Basset à jambes droites Buff.), dessen Schenkel gerade und natürlich gebildet sind.

c) Der zottige Dachshund unterscheidet sich von dem gemeinen, blos durch sein längeres kraußes Haar.

Es giebt auch verschiedene Bastarden vom Dachshunde, die sich durch den langgestreckten Leib und die kurzen Beine kenntlich machen.

Aufenthalt. Der Aufenthalt der Hunde richtet sich nach ihrer Bestimmung. Sie lieben die Reinlichkeit, und wollen daher den Ort, den man ihnen zum Aufenthalte anweiset, immer reinlich gehalten haben.

Wenn sie ruhen, so sitzen sie entweder auf beyden Hinterfüßen, oder legen dieselbe auswärts, und die Vorderfüße vorwärts so, daß sie den Kopf darzwischen legen können. In der Wärme oder Sonne strecken sie alle viere von sich und legen sich auf die Seite, im Kühlen aber und des Nachts ziehen sie alle viere an sich, krümmen den Rücken und stecken die Schnauze zwischen die Hinterbeine. Sie schlafen sehr leise, aber unruhig, haben oft böse Träume, brummen und bellen daher im Schlafe, wie wenn sie es mit einem Gegner zu thun hätten.

Nah-

Nahrung. Da der Hund zu den fleischfressenden Thieren gehört, so ist seine natürliche und liebste Nahrung Fleisch, welches er frisch und noch lieber halb verfault verzehrt. Aus dem Pflanzenreiche genießt er alle von Menschen zubereitete Vegetabilien, und besonders die mehligen Speisen sehr gern. Inzwischen ist es am besten, wenn man ihm, um ihn gesund und stark zu erhalten, nur die Ueberbleibsel von Fleisch, Knochen, gute Brühe und Brod oder auch letzteres nur allein, und zwar zu bestimmten Zeiten giebt. Als Arzeney, vorzüglich wenn er purgiren oder vomiren will, welches er nöthig hat, da seine Haut gar wenig zum Schwitzen geneigt, dem Druck veränderlicher Witterung merklich ausgesetzt ist, welches in den edlern Theilen unangenehme Empfindungen verursacht, frißt er einige stachlichte Kräuterarten, um aber die spitzigen Splitter von Knochen, die ihm im Magen und den Gedärmen unangenehme Empfindungen machen und Schaden können, einzuhüllen, Quecken; und anderes Halmengras, das er auch im Winter unter dem Schnee hervorsucht. Die Landleute halten diese Erscheinung für eine Anzeige der Veränderung des Wetters, welches man aber schon aus den Mienen, die er bey dieser Kost macht, für das, was es ist, erkennen muß. *). Er säuft wenig und wegen seiner langen Zunge, die er vorne etwas umbiegt, schwer; man setzt ihm nichts als klares frisches Wasser vor. Seinen beizenden Unrath, dessen er sich mit Zwange entledigt, legt er gern auf kahle Plätze, und den



*) Der Hund verdaut das Queckengras nicht, sondern giebt es ganz unversehrt von sich, und man findet allzeit in den Exkrementen, wenn er es gefressen hat, die feinsten und spitzigsten Knochensplitter fest mit demselben umwickelt.

Harn läßt das Männchen mit einem aufgehabenen Hinterbeine an erhabene Orte. Wenn sich einige von ihnen zum erstenmal sehen, so scheinen sie sich dadurch zu begrüßen, daß sie mit freundlichen Mienen unzähligemal auf einen Platz pißen.

Fortpflanzung. Die Begattung (das Laufen, Belaufen) des Hundes ist überhaupt genommen an keine gewisse Zeit gebunden, doch geschieht sie mehrentheils des Jahrs zweymal, und zwar im Sommer oder Winter. Wer gute Hunde ziehen will, nimmt darzu einen kurzen, untersetzten Hund (Räber) und eine gestreckte Hündin (Betze, Luppe). Die Hündin reitzt den Hund, der sich zu jeder Jahrszeit willig finden läßt, zu diesem Geschäfte der Liebe, und der Hund wittert ihr Verlangen auf allen Schritten, die sie gegangen ist, und folgt ihr beständig nach. Die Hitze dauert 10 bis 14 Tage, und sie ergiebt sich ihm mehrentheils nicht vor dem siebenten, nachdem einen oder zwey Tage vorhero ihre Geburtstheile die Spuren eines Blutflußes haben bemerken lassen. Sie läßt auch mehrere Hunde und von verschiedenen Racen zu, woher eben die vielen Ausartungen entstehen, hängt mit dem größten, die sie vorzüglich liebt, am längsten zusammen, trägt 9 bis 10 Wochen oder 63 Tage, wird als Jagdhündin in den letzten Wochen nicht auf die Jagd geführt, und wirft 3 bis 12 Junge (Wölfe). Diese sind 10 bis 12 Tage blind, und werden von der Mutter allein sorgfältig gepfleget, gesäuget und ernähret. Sie leckt, erwärmt, vertheidigt und trägt sie an der Haut des Halses von einem bequemen Orte zum andern. Die Jungen von einer Hündin, die zum erstenmal gebohren hat, nimmt man weg, weil sie mehrentheils nicht groß werden, und die Mutter

selbst

selbst durch die Säugung entkräftet, und in ihrem Wachsthum gestöhrt wird. Uebrigens werden derjenigen Hündin, von welcher man eine gute Nachzucht zu hoffen hat, gewöhnlich nur einige, welche die gesundesten und muntersten sind, gelassen, welche sie wenigstens zwey Monate säugen muß, und denen, wenn sie durch die Muttermilch ihren Hunger nicht hinlänglich stillen kann, zuweilen Kuhmilch, oder in Milch eingeweichtes Brod vorgesetzt wird. Sie bleiben aufs höchste 6 Monate bey ihr.

Man zieht sonderlich diejenigen, die im Frühling gebohren sind, auf, weil sie im Sommer einen bessern Wuchs erhalten, und besser ihrer Bestimmung gemäß unterrichtet werden können, als diejenigen, welche im Spätsommer, Herbst oder Winter zur Welt kommen, und man hält sie gern und glücklich zu dem Geschäffte an, welches ihre Eltern trieben, weil sie sich darzu weit geschickter und williger finden lassen, als zu einem andern. Die jungen Jagdhunde zieht man lieber mit Brod und Suppe, als bey Fleischern, Schäfern und Feldmeistern mit Fleisch und Aas auf, weil sie von letzterm unsauber werden, den Geruch verlieren, und nicht lange dauern.

Sie können schon nach dem zehnten Monate ihr Geschlecht fortpflanzen, aber man läßt es ihnen nicht eher als nach dem ersten Jahre zu.

**Krankheiten.** Unter den Hausthieren sind die Hunde vorzüglich vielen Krankheiten unterworfen, da sie nicht nur viele unangemeßene Nahrungmittel genießen, sondern auch überhaupt eine ihnen ganz unangemeßene Lebensart führen

 müssen

müssen. Wir wollen hier die vorzüglichsten mit ihren besten Heilungsmitteln angeben.

1) Verschiedene Arten von Fiebern. Sie entstehen aus verschiedenen Ursachen, und äußern sich, mehrentheils auf folgende Art: der Hund ist frostig, hat kalte Ohren, Nasen, und bleiche Lefzen, thut ängstlich, hängt den Kopf zur Erde nieder, und verliert die Freßlust. Die Natur hilft sich mehrentheils selbst, wenn ein Durchfall entsteht, und wenn dieß nicht geschieht, so giebt man ihm Rhabarber mit ein wenig Salz vermischt in einer Pflaume als Purganz ein, und die Krankheit hebt sich gewöhnlich.

2) Die Bräune, der Halsgeschwulst. Diese Krankheit stammt von schleuniger Abwechselung der Kälte und Hitze und von Wassermangel her, wodurch Stockung der Säfte und des Bluts in den kleinsten Adern entsteht. Das Zäpfchen im Hals und die Luftröhre entzündet sich, und der ganze Hals schwillt an. Man legt dem kranken Hunde äußerlich ein Kißchen mit zertheilenden Kräutern auf, reibt ihm das Maul mit Salbey aus, und schüttet ihm Eßig, mit etwas Schießpulver vermischt, ein.

3) Die Raude, welche, wenn sie nicht angeerbt ist, von Erkältung, Unreinigkeit und schlechtem Wasser, sonderlich bey fetten und müßigen Hunden entsteht, und durch die dadurch verursachte Schärfe und Erhitzung des Geblüts in kleinen Bläschen und Geschwüren zuerst hinter den Blättern und Knien sich zeigt, und dann oft den ganzen Körper einnimmt, ist eine ansteckende Krankheit, und wird durch verschiedene Salben geheilet. Eine vorzügliche ist diese: Man nimmt zwey Händevoll wilde Kresse, zwey Händevoll Alantkraut, eben so viel Mengelwurz und Goldwurz, siedet diese

Spe=

Species in Essig und Lauge, thut zwey Pfund Seife darzu, und bestreicht damit den raudigen Hund.

4) Die Gicht. Diese Krankheit zeigt sich, wenn einige Glieder steif, unbeweglich werden, und aufschwellen. Die Stuben- und Schooshunde sind ihr oft ausgesetzt. Wenn Hunde bey Podagristen schlafen, oder ihnen die Füße zur Linderung der Schmerzen lecken müssen, so fallen sie auch mehrentheils in diese Krankheit. Kaltes Bad widersteht ihr zuweilen.

5) **Die Tollheit oder Wuth.** Die Hunde werden vorzüglich im Alter damit befallen, und zwar entweder im Sommer bey allzu großer Hitze, oder im Winter bey allzu großer Kälte, vornämlich wenn sie sich aus der Kälte sogleich an warme Orte legen. *) Die Jäger unterscheiden zweyerley Arten: 1) die hitzige oder die reissende, und 2) die laufende Wuth. Die erstere ist die allergefährlichste; was einem solchen kranken Hunde begegnet, beißt und vergiftet er, es sey Mensch, Hund, oder ein anderes Thier. Seine, wie Glas, glänzenden Augen sind etwas gebrochen, er trägt den Schwanz in die Höhe, und schäumt nur wenig. Die



*) Man hat die Bemerkung gemacht, daß in Gegenden, wo eine trocknende Luft herrscht, die Hunde eher toll werden, als in Gegenden, wo es feucht ist. Denn die Hunde, welche in der Hitze mit offenem Munde und vorhängender Zunge laufen, treffen in letztern Gegenden mehr Feuchtigkeit an, welche ihre Zunge immer naß, ja bisweilen in der größten Sonnenhitze so naß erhält, daß das Wasser in häufigen Tropfen auf die Erde fällt, welches man in erstern Gegenden nicht sieht. Diese Feuchtigket erhält ihr Geblüt durch die abgekühlte Zunge, und Lunge in der gehörigen Temperatur.

mit der letztern Art behafteten Hunde laufen beständig, meilenweit von einem Orte zum andern mit niedergesenktem Kopfe und Augen, die von einer Entzündung roth sind, lassen die blaue Zunge heraus und den Schwanz herunter und eingezogen hängen, schäumen stark, suchen die Hunde auf und beißen sie, aber nicht leicht die Menschen. Diejenigen Hunde, welche sie blutend beißen, werden auch toll. Beyde Aeußerungen der Tollheit lassen sich durch Merkmale vermuthen, auf die jeder Liebhaber der Hunde aufmerksam seyn muß, um die traurigsten Folgen dieser Krankheit zu verhindern. Sie meldet sich nämlich an durch ungewöhnliche Schläfrigkeit und Traurigkeit, durch beständiges Aufsuchen warmer Oerter, als Oefen u. d. g., durch öfteres Hinschleichen nach dem Futter ohne zu fressen, durch Murren, wenn Menschen und Thiere ihnen zu nahe kommen, oder sie beunruhigen. Wie gefährlich es also sey, Schooshündchen zu halten, und wie behutsam man mit ihnen umgehen müsse, wird man daraus abnehmen können, weil man diese Vorboten der Wuth leicht als eine gleichgültige Unpäßlichkeit ansehen, und dadurch sich das allergrößte Unglück zuziehen kann.

Man hat diesem Uebel von langen Zeiten her vorzubeugen geglaubt, indem man den Hunden, wenn sie drey Vierteljahr alt waren, die weißliche Sehne, die unter ihrer Zunge liegt, und der **Tollwurm** genennt wird, herausschnitt, und man sagte, daß sie dadurch entweder gar nicht toll würden, oder doch, wenn sie ja die Wuth bekämen, nicht bißen, sondern stille lägen, bis sie stürben. Allein man verursacht leider! diesen Schmerz den Hunden ohne Nutzen, und hat die traurigsten Beweiße von der Trüglichkeit dieses Vorbeugungsmittels. Die vorzüglichsten Arzeneymittel, die man

jetzo

jetzo bey Menschen, welche so unglücklich gewesen sind, von einem wüthenden Hunde gebissen zu werden; mit dem besten Erfolg braucht, sind, der eigentliche Maywurmkäfer *), als Maywurmslatwerge, und die Wurzeln der Tollkirschstaude (Belladonna), die gepülvert in gewissen Dosen von einem geschickten Arzte gegeben werden müssen. **)

6) **Triefende und entzündete Augen.** Eine gewöhnliche Krankheit der Hunde, die man dadurch hebt, wenn man ihnen bloßes Wasser von faulen borsdorfer Aepfeln, oder Rosenwasser, in welchem ein wenig Bleyzucker zerrieben ist, auf die Augen legt.

7) **Der Durchfall.** Diesem sind die Jagdhunde oft unterworfen, wenn sie sich nach einer großen Erhitzung erkälten. Man unterscheidet diese Krankheit vom bloßen dünnen Leibe dadurch, daß die Exkremente sehr flüßig, und mit allerhand fremden Materien abgehen. Bohnenmehl mit Siegelerde vermischt zu einem Brey gekocht, und den Hunden nüchtern zu fressen vorgesetzt, curirt diese Krankheit, welche, wie die Ruhr, ansteckt.



*) Meloë majalis. L. Er hat abgekürzte Flügeldecken, ist grünlich schwarz, mit blaulich rothen Flügeldecken, und Einschnitten am Hinterleibe. Er giebt bey der geringsten Berührung ein Oel aus seinen Beinen, dem die Heilkraft eben zugeschrieben wird.

**) Ist der Hund getödtet, und man will wissen, ob er toll war, so giebt man folgendes Zeichen als zuverläßig an, daß man ein Stück Braten in den Rachen des toden Hundes herumreibe, selbiges einem ausgehungerten Thiere vorwerfe; läßt dieses den Braten liegen und läuft mit Schrecken davon, so war das erlegte Thier wüthend.

8) Die Verstopfung. Dieses Uebel erkennt man an den vielen unnatürlichen Bewegungen der Hunde, um den Unrath von sich zu geben, und es ist besonders bey jungen Hunden gewöhnlich. Man purgirt sie. (s. n. 1.) *)

9) Der Krebs. Diese Krankheit fängt mit einem Geschwulst hinter den Ohren an, aus welchem eine stickende Materie fließt, die immer weiter um sich frißt. Mit dem besten Erfolg brennt man den angegriffenen Theil mit einem glühenden Eisen.

10) Der Kropf, Halsgeschwulst rührt von einer stockenden Feuchtigkeit her, die eine widernatürliche Ausdehnung der Haut verursacht, so daß die Hunde weder fressen noch saufen können. Man zertheilt diesen Geschwulst, indem man den Hunden warme Umschläge von in Eßig dick gekochten Linsen um den Hals leget.

11) Wunden. Diejenigen, welche die Hunde belekken können, heilen von selbst sehr bald, und die andern behandelt man, wie an den Menschen.

Feinde. Die Hunde werden von den Wespen, Fliegen, Bremsen, Stechfliegen und Mücken gar sehr verfolgt, und die Stechfliegen setzen sich vorzüglich gern in grossen Gesellschafften an die Ohren, saugen das Blut aus, und verur-

*) Mit Clystiren gleich zu helfen ist schädlich. Man giebt den Kräften, womit sich die Natur immer selbst hilft, durch diesen unnatürlichen Weg der Hülfe, eine ganz schiefe Richtung, und man muß alsdenn, wie bey den Menschen, die durch dieses Mittel verwöhnt sind, bey jedem kleinen kränklichen Zufall sich desselben bedienen.

verursachen dadurch Entzündung dieser Theile und Grind. Wenn man die Hunde mit Wasser bestreicht, worin bittere Mandeln und Wermuth zerrieben sind, so sind sie vor diesen Verfolgungen sicher.

Die **Kühmilben** *), die auch **Hundezecken**, **Hundeläuse** genennet werden, fressen sich besonders den jungen Hunden, die nicht reinlich gehalten werden, in die Haut ein, und verursachen Grind. Desgleichen plagen die **Hundemilben** **) und **Hundeflöhe**, die etwas heller aussehen, als diejenigen, welche die Menschen heimsuchen, diese Thiere gar sehr. Man schwemmt zur Vertilgung dieser drey Feinde, die Hunde im Seifenwasser, siedet grüne Nußschalen in Wasser ab, und bestreicht sie nach dem Bade damit, und sie weichen von ihnen.

Der **Bandwurm** ***), den man den Hundebandwurm nennt, wird bey den Hunden häufig angetroffen. Das Nufferische Specificum, welches aus Farrenkrautwurzeln mit Honig und Scammonium, von jedem gleichviel, bereitet, und den Hunden nach einer Suppe gegeben wird, soll den Wurm töden und abführen. Oft werden sie auch vom Spul- und Springwurm (Ascaris) geplagt.

**Nutzen.** Wegen der Menge vorzüglicher Eigenschaften und der großen Nutzbarkeit, wodurch die Hunde dem ganzen

*) Acarus ricinus. L. Sie sehen gelblicht aus.
**) Acarus reduvius. L. Sie sind grauröthlich.
***) Taenia canina. L. Der Hundewurm. Er ist schmal und besteht aus langen Gelenken. Man findet eigentlich dreyerley Arten im Hunde, den Kettenbandwurm, den kürbiskernigen, und den zackengliedrigen.

ganzen Menschengeschlechte wichtig werden, hat man sie von den ältesten Zeiten her ihrer natürlichen Wildheit entrißen, oder wie andere wollen, sich dieselben durch die Begattung der gezähmten wilden Thiere ihres Geschlechts zu verschaffen gesucht, und ihnen unter den zahmen Hausthieren einen vorzüglichen Platz angewiesen. In ihnen vereinigen sich auf eine sehr nützliche Art Schönheit, Stärke, Geschwindigkeit und eine Menge anderer Eigenschafften und Fähigkeiten, die wir an andern Thieren zerstreut bewundern. Besonders zeichnen sie sich durch ihre Gelehrigkeit, und die Feinheit ihrer äußerlichen Sinne aus. Außerdem sind sie gerne um die Menschen, und sind denselben bewundernswürdig getreu. Sie lassen für ihre Herrn das Leben, und wenn sie auch barbarisch von ihnen behandelt werden. Sie wissen sie durch ihre Hauptsinne Gehör und Geruch von 1000 Personen zu unterscheiden, verstehen ihren Wink und ihre Mienen, und suchen sie, wenn sie sie verlohren haben, in der Entfernung einer Tagereise wieder auf. Sie unterwerfen sich willig den härtesten Züchtigungen, vergessen die Beleidigungen sehr bald, und gedenken der Wohlthaten lange. Sie hassen alle Faulheit, und suchen sich dahero immer was zu schaffen zu machen. Sie sind wachsam und beschützen Häuser, Güter und Heerden. Keine Heerde, kleines oder grosses Vieh kann ohne sie in Ordnung erhalten werden. Sie lassen sich zu allerhand künstlichen und lustigen Handlungen abrichten, als den Bratspieß und Schleifstein zu drehen, zu tanzen, zu trommeln u. s. f. Sie ziehen kleine Schlitten, und Karren, und werden daher in Kamtschatka im Winter, wie die Pferde gebraucht. Vier Hunde ziehen drey erwachsene Personen und 60 Pfund Gepäcke sehr behende fort, und ihre gewöhnliche Ladung ist 240 Pfund. Auch in Frankreich

pflegt

pflegt man sie an manchen Orten an den Wagen zu spannen, um Waaren fortzubringen. Sie suchen Trüffeln und zeigen den Ort, wo sie dieselben durch ihren feinen Geruch spüren, dem Trüffeljäger durch Kratzen an. Den größten Nutzen aber leisten sie bey der **Jagd** anderer Thiere. *). In Norwegen gewöhnt man sie zum **Vogelfang**, und zum Klettern auf solche steile Anhöhen, wohin ihnen kein Mensch folgen kann. Es hält mancher Pachter oft 16 solcher **Vogelhunde**. Sie sind klein, lang und geschmeidig und haben kurze Füße. Diese Jagd trägt solchen Pächtern oft das meiste ein. Auch zum **Fischfang** lassen sie sich abrichten. Ja man würde ein Buch schreiben können, wenn der ganze Umfang ihres Nutzens, den sie durch ihre vorzügliche Seelen- und Leibeskräfte leisten, beschrieben werden sollte.

Auch durch den Tod werden sie den Menschen noch nützlich.

Ihr **Fleisch** ist sehr schmackhaft, und in Grönland, Ostindien, China und auf der Goldküste hält man ganze Heerden, die man mästet, schlachtet und ißt.

Das **Fett**, sonderlich von verschnittenen, wenn es gut ausgelassen worden ist, schmeckt wie Gänsefett, heilt innerliche Gebrechen, und hilft, so wie ein genossener Braten von ihnen, den Schwindsüchtigen.

Die **Haut** liefert weiß gegerbt gute Handschuhe und Unterfutter unter Masken, und rothgegerbt Schuhe und Stiefeln.

Die Kamtschadalen bereiten die **Hundefelle** auf eine besondere Art zu, und machen aus diesem Pelzwerke die prächtigsten Staats- und Festtagskleider. Auch bey den Chinesen

*) s. die Racen der Hunde.

nesen stehen sie in Ansehen, und diese kaufen daher von den Russen oft das Stück für einen Rubel. Man beschlägt auch bey uns Stühle damit, macht Kissen, Tobacksbeutel und Mützen davon, und der Kürschner verarbeitet die Felle der Budel als Unterfutter, und zu Müffen und Handschuhen. Strümpfe von Fellen und Haaren kaufen die Podagristen und die Haare einiger als der Budel, geben feine Hüte, Strümpfe und Salleisten an manchen Tüchern.

In Oertern, wo vieler Saffian bereitet wird, als in Frankreich und der Levante hält man viele Hunde blos um ihres scharfen Kothes willen, den man sammlet, und damit, auf die Fleischseite gelegt, das Haar der Felle wegbeizet.

Und wie viel ist die Arzeneykunde der Zergliederung dieser Thiere schuldig? An lebendig zergliederten Hunden lernen mehrentheils junge Aerzte den innern thierischen Bau, den Mechanismus des Athemholens, die Circulation des Bluts, die Reizbarkeit der Nerven u. d. g. kennen.

Die Arzneymittel von den Hunden der Speichel, das Gehirn, die Leber, die Galle, das Blut, das Haar, das Herz und der weiße Koth, weißer Enzian (Album graecum. Merde de Chien.) genannt, sind ziemlich aus der Mode gekommen, doch braucht man letztern noch mit gutem Erfolg zur Reinigung der Wunden von bösartigen Geschwüren. Bey Colikschmerzen, die von Erkältung herrühren, bindet man junge Hunde auf den Unterleib. Bösartige Flechsen und Engbrüstigkeit hat man glücklich damit vertrieben, indem man junge Hunde mit ins Bett genommen hat. Sie bekommen diese Krankheit, und die Kranken genesen. Eben so sind Lähmungen der Arme geheilt worden, indem man einen

Hund

Hund auf dem leidenden Arm schlafen ließ. Die Schmerze des Podagras sollen durch das Lecken der Füße gelinde werden, und oft den Hund kontrakt machen. Eben dasselb heilet auch Wunden und Geschwüre.

Manchen Kindbetterinnen und stillenden Müttern, le sten junge Hunde, die noch blind sind, gute Dienste, indem s ihnen entweder den zu großen Ueberfluß von Milch aussau gen, oder die zu tiefliegenden Brustwarzen in die Höhe zi hen und verbessern. Neuerlich hat man auch den Magen saft der Hunde, so wie aller Raubthiere, für äußerliche Kreb schäden und andere faulen Geschwüre gar sehr angepriesen.

Schaden. Man würde den Hunden gar keine schäd lichen Eigenschafften zuschreiben können, ob sie gleich oft i Zorn, wo sie die Haare sträupen und mit den Augen fun keln, unschuldige Menschen und Thiere anfallen, wenn s nicht so leicht mit der fürchterlichen Krankheit der Hund wuth befallen würden *).

Oft beschuldigt man auch mit Unrecht die Katzen, da sie die Vögel in der Schneuß ausnähmen, da es d Bauernhunde und Spitze eben so gern und oft thun.

## (7) 2. Der Wolf.

Canis Lupus. Lin.
Le Loup. Buff.
The Wolf. Penn.
(Tab. III.)

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist langhaarig, und das Thier trägt i bald hängend, bald zieht es ihn zwischen die Hinterbeine.

T

*) s. Krankheiten. S. 215.

## Beschreibung.

Dieß Raubthier, das in allen Welttheilen und fast unter allen Zonen in Wäldern wohnet, wird in Deutschland immer seltner, und ist in Thüringen fast gänzlich ausgerottet. Nur selten kömmt es aus den östreichischen, mährischen, böhmischen und fränkischen Wäldern herauf und durchstreift in harten und anhaltenden Wintern die dicksten Gegenden des Thüringer Waldes *). Unsere Jäger halten es daher für ein Zugsäugethier, wie die Zugvögel.

Man könnte den Wolf billig einen wilden Hund nennen, so sehr ist er demselben in seinem innern und äußern Körperbau ähnlich. Er hat beynahe die völlige Gestalt des grossen Fleischerhundes, doch einen stärkern und gestrecktern Leib, einen größern Kopf, und kleinere, aber stämmigere Füße. Auch in den Kinnladen und in den Muskeln des kurzen Halses und der Beine besitzt er eine größere Stärke, so daß er Ochsen und Pferde niederzureißen im Stande ist.

Die Länge seines Körpers ist ohngefähr 3 Fuß 11 1/2 Zoll und die Höhe 2 Fuß 10 Zoll **). Der Kopf ist länglicht, stark, hat eine flache und breite Stirn und eine lange, aber stumpfe Schnauze. Der Rachen ist beynahe bis an die Ohren gespalten. Die Zunge ist lang und rauch. Er hat, wie die Hunde, sechs Vorderzähne in beiden Kinnladen, vier einzelne große Eckzähne (Fänge) und auf jeder Seite

*) In den waldigen und gebirgigen Gegenden von Niederöstreich, Steyermark, Kärnten und Salzburg werden sie noch am häufigsten angetroffen.

**) Par. Ms. Körper 3 Fuß 6 Zoll; Höhe 2 Fuß 6 Zoll; Schwanz 1 Fuß 6 Zoll.

Seite sechs zackige Backenzähne. Doch sind sie in der Bildung von den Hundezähnen unterschieden. Die beyden äussern Vorderzähne in der obern Kinnlade haben nämlich nur eine Spitze, und sind gegen die nebenstehenden schief abgeschnitten, und die nämlichen in der untern Kinnlade haben an der Seite nach den Eckzähnen zu ein Zäckchen, die beyden folgenden in der obern und untern sind ebenfals damit versehen, die beyden mittelsten aber haben an beyden Seiten eins. Jeder von diesen Zähnen hat auf der innern Fläche fast ringsumher eine erhabene Einfassung, die in der untern Kinnlade weniger stark ist. Die Eckzähne sind etwas auswärts gebogen, und an der vordern sowohl, als an der hintern Seite mit einer stumpfen Schneide versehen. Der vorderste Backenzahn ist klein, rundlich und stumpf, der zweyte breitlicher, und die folgenden spitziger, breiter und stärker, als beym Hund. Die Augäpfel und Augenlieder sind abwärts gesenkt, und die Augen stehen also schiefer, als beym Hund, sind klein, funkeln im Dunkeln, und sind wegen ihres schelen Blicks schauerlich anzusehen. Die Ohren sind kurz, spitzig und stehen aufgerichtet. Der Hals ist kurz und stark; die übrige Proportion des Leibes, wie beym Hunde. Den lang und dick behaarten Schwanz (Ruthe, Standarte), welcher 1 Fuß 10 Zoll lang ist, trägt er entweder grade herabhängend, oder die Spitze (Blume) zwischen die Beine eingezogen. Seine derben Füße sind mit graden stumpfen Nägeln (Klauen) besetzt. Im Gange (Trabe) ist er plump, langsam und schüchtern wegen der vielen Verfolgungen, denen er von Menschen ausgesetzt ist.

Das Haar ist ziemlich lang, am Halse steif aufrecht stehend, und wechselt im Sommer und Winter die Farbe.

Im Sommer ist es auf den Rücken röthgrau, im Winter aber gelblichtbraun mit grau und schwarz gemischt und am Bauche immer schmutzig weiß oder weißgrau. Der Schwanz hat gleiche Farbe. Die Vorderfüße sind gelbbräunlich mit einem weißen Streif auf der innern und einem schwarzen auf der obern Seite, welcher bis an den eigentlichen Fuß reicht, und die Hinterfüße auf der auswendigen Seite bräunlich und auf der inwendigen weißgrau gezeichnet.

Sein Geruch ist, wie sein Gesicht und Gehör, sehr scharf. Seine größte Stärke besitzt er in den vordern Theilen des Körpers, in den Hals und Kinnbackenmuskeln. Er läuft mit einem Hammel, den er im Munde trägt, ohne diesen die Erde berühren zu lassen, ziemlich schnell davon. Er bellt nicht, sondern heult gräßlich, wie ein Hund.

Von Natur ist er ungeschickt und furchtsam, aber die Noth macht ihn verschlagen und beherzt. In den Wildnissen der gemäßigtern Himmelsstriche Europens geht das Männchen in Gesellschaft seiner Gattin oder eine Gesellschaft von mehrern (Rotte), wenn es nöthig ist, zusammen auf den Raub aus.

Die **Wölfin** hat einen spitzigern Kopf und dünnern Schwanz, ist niedriger und schwächer. Beyde, Männchen und Weibchen haben einen allen Thieren unausstehlich widrigen Geruch.

Ihr Alter dauert 15 bis 18 Jahre.

**Aufenthalt.** Der Aufenthalt dieser Raubthiere ist unbeständig, wegen ihrer Nahrung. Vorzüglich lieben sie düstere Wälder, Dickigte, Brüche mit morastigen und trocknen Stellen, in welchen sie sich am Tage verbergen. Hier

ist

ist es auch, wo sie sich begatten, und die Mutter ihre Jungen gebiert.

Nahrung. Der Wolf ist unter den Raubthieren vorzüglich dasjenige, welches mit vieler Mühe und weiten Reisen seine Nahrung sich verschaffen muß, und die Erlangung derselben hängt immer von einem ohngefähren Zufall ab. Der Mensch verbirgt mit äußerster Sorgfalt immer alle diejenigen Thiere vor ihm, von deren Raub er sich nähren muß, und diejenigen, welche nicht unter menschlicher Aufsicht stehen, machen ihm immer die größte Mühe, sie in den dicksten und größten Wäldern aufzusuchen und sich ihrer zu bemächtigen. Besonders geht es ihm im Winter zuweilen sehr kümmerlich, wo ihn aber auch bey großem Hunger seine sonstige Furchtsamkeit verläßt und Kühnheit an ihre Stelle tritt. Des Tages über hält sich der gefräßige und unersättliche Wolf im Frühjahr in den dicksten Gehölze und im Sommer, wo möglich in hohen Getraide auf, und geht gewöhnlich nur, wie die Diebe, des Nachts auf den Raub aus. Er verfährt dabey sehr behutsam, und nimmt die besten Maasregeln, um sein Leben nicht in Gefahr zu sezzen. Er geht nie aus seinem Hinterhalte hervor, ohne vorher zu wittern und zu horchen, und soll sich, wenn er nur mit dem Fuße an etwas anstößt, vor Unwillen Geräusch gemacht zu haben, in denselben beißen. Er scheut gespannte Stricke, Thüren und Thore und springt lieber über Hecken und Mauern. Er hat den stärksten Geruch (Witterung) und wittert über eine Viertelstunde weit, sehr genau, was für eine Art des Raubes ihm zu Theil werden wird; und ist ihm dieser nach seinem Gaumen, so sind die andern Thiere, welche ihm auf dieser Jagd begegnen, vor seinem Morden

 sicher.

sicher. Im größten Hunger greift er Menschen an, und hat er einmal ihr süßes Fleisch gekostet, so lauert er beständig auf diese Nahrung, schleicht in die Dörfer, raubt Kinder, und gräbt sogar die todten Leichnamme aus. Im Hunger fällt er auch in Gesellschaft wilde Schweine, Pferde und und erwachsenes Rindvieh an, besonders, wenn sie des Nachts auf der Weide bleiben, auch jagt er auf diese Art Hirsche, vorzüglich trächtiges Rothwildpret, ja sogar Bäre. Mit seinem Weibchen allein ermüdet er listig das schnelle Reh und den jungen Hirsch, wobey zu bewundern ist, daß man, wenn Schnee liegt, findet, daß das Weibchen gerade in die Fußstapfen des Männchens getreten ist, daß man also glaubt, nur ein Wolf habe diese Spur gemacht. Im Winter, wenn der Hunger zu groß ist, und sie Paar und Paar nichts erjagen können, versammlet sich zuweilen eine ganze Gesellschaft Wölfe durch ein gräßliches Geheul zu einer förmlichen, künstlichen Jagd. Sie vertheilen sich auf die Wege (Wechsel), welche das Wild, das sie fangen wollen, gewöhnlich zu gehen pfleget, und jagen es dann einer dem andern zu, um es desto leichter zu ermüden und zu erhaschen. Lämmer, Frischlinge und Gänse sind die Lieblingsspeisen des Wolfes. Trifft er letztere auf der Weide an, so würgt er einige, legt ihre Hälse kreuzweiß über einander, faßt sie daran mit seinem Rachen, und läuft so mit ihnen davon. Die Schaafe stiehlt er aus den Horden und Ställen. Er ist oft so dreiste, daß er sich bey trüber, neblichter, regenhafter und schneyender Witterung an die an Schaf- und Viehställen liegende Hecken schleicht, und sich unter den Schwellen durchgräbt. In den Ställen würgt er dann alles, ist in diesem Geschäfte oft so emsig, daß er auch die Schüsse und alles Klingeln, das ihm sonst so sehr zu wider ist, nicht scheut; und ist er einmal

mal in einen Hof eingebrochen, so wagt er alles, um einen Hund, ein Schaf, Schwein, eine Ziege, oder ein Stück Federvieh mit fortzuschleppen. Hasen, Kaninchen, Ratzen, Hamster, Maulwürfe, Mäuse und Waldvögel erlauscht er sehr listig. In Ermangelung lebendiges Viehes stillt er auch seinen Hunger mit ausgeworfenen Eingeweiden und mit Luder, und in der äußersten Noth fällt der Stärkere den Schwächern selbst an. Seinen Raub weiß er sehr künstlich aus der Haut, ohne große Verletzung derselben, auszuschälen. Nach genoßener Mahlzeit wälzt er sich. Er purgirt sich auch zuweilen, wie die Hunde mit Gras, oder schafft sich die Knochensplitter auf diese Art aus dem Magen und den Gedärmen. Noch ist zu bemerken, daß die Wölfin nicht leicht in der Nähe ihrer Jungen raubt, damit diese unentdeckt bleiben.

Fortpflanzung. Die Zeit der Begattung (Ranzzeit, Rollzeit) beginnt zu Ende des Decembers und dauert bis in die Mitte des Hornungs; doch bleibt jedes Paar nur 14 Tage hitzig. Zwey und drey Wölfe kämpfen oft grimmig um ein Weibchen. Bey ihrer Begattung hängen sie, wie die Hunde, wegen des knochenartigen Wulstes an ihrer Ruthe zusammen. Das Weibchen ist des Jahrs nur einmal und zwar 2 1/2 Monat oder 11 Wochen trächtig, und wirft (wölft) alsdann in einsamen düstern Wäldern in einem selbstgegrabenen Loch unter den Baumwurzeln, oder unter einem Felsen, oder in einem alten vergrößerten Dachs- oder Fuchsbau auf ein von Moos bereitetes Lager, ihrem Alter nach, 3 bis 9 Junge, welche einer gewöhnlichen falschen Sage nach, mehrentheils weiblichen Geschlechts seyn sollen. Die Jungen werden blind gebohren, bleiben in diesem Zustande 10 Tage, die Mutter

säugt sie 5 bis 6 Wochen und verbirgt sie, bis sie laufen können, sehr sorgfältig vor dem Vater und ihres Gleichen, welche sie sonst auffreßen würden. Sie trägt sie auch, wie die Füchsin, wenn sie die Witterung von Menschen in ihrer Abwesenheit merkt, am Halse von einem Orte zum andern. Sie soll ihnen Anfangs ihre Nahrung vorspeyen, oder wenigstens vorkauen, bis sie rohes Fleisch und lebendige Thiere, die sie ihnen vorträgt, um damit zu spielen, und sie selbst zu töden, verdauen können. In diesem Zeitpunkte, sagt man, führe sie erst dem Vater zu ihrem Lager, und zeige ihm seine Kinder, welche er sie dann zärtlich zu lieben, und treulich zu beschützen pflege; doch überläßt er die Nahrungssorgen für dieselben der Mutter allein. Die jungen Wölfe sind von weißlichrother Farbe, und bleiben bey der Mutter, bis sie sich wieder begattet. Sie sind nach 2 Jahren fast gänzlich ausgewachsen und zur Fortpflanzung fähig. Wenn man junge Wölfe noch blind bekommt, so kann man sie durch eine Hündin säugen lassen; sie lassen sich aber demohngeachtet schwer zähmen und werden allzeit mit zunehmendem Alter wieder mißtrauisch und wild. In Persien lehrt man sie in ihrer Jugend tanzen und mit einer großen Anzahl Menschen kämpfen, und giebt alsdenn mit solchen abgerichteten Wölfen dem Volke ein Schauspiel. Ein solcher Wolf soll oft mit 500 Thalern bezahlt werden. Mit Hunden zeugen sie fruchtbare Bastarden, die als Schweißhunde gut zu gebrauchen sind.

Krankheiten. Die Wölfe werden, wie die Hunde mit der Raude und Tollheit, auch in der Wildniß, befallen, und ihr Biß in der Wuth ist ohne Rettung tödlich. Der Jäger kennt einen wüthenden Wolf an der hin und her wankenden unregelmäßigen Fährte.

Feinde. Alle Hunde haben eine natürliche Abneigung gegen den Wolf, und diejenigen, die sich stark genug fühlen, greifen ihn auch muthig an. Besonders scheint der starke Bauernhund seine angebohrne Feindseligkeit gegen ihn am mehresten an Tag zu legen, indem er bey seinem Anblick die Haare in die Höhe sträubt, und ihn muthig verfolgt. Siegt er, so läßt er seine Beute den Raben und andern Wölfen. Siegt aber der Wolf, so frißt er seinen Raub auf. Die Wölfe fressen sich auch einander selbst auf; und ein kranker oder verwundeter verschafft seinen gesunden Kammeraden allzeit eine herrliche Mahlzeit. Von den gelben Hundeflöhen werden sie sehr geplagt. Die Nattern, welche man sonst in ihnen gefunden zu haben vorgab, sind nichts anders als große Spulwürmer; auch Bandwürmer findet man in ihnen.

Jagd. Die Jäger spüren das Daseyn eines Wolfes an der Fährte (Tab. XIV. Fig. 1.), welche mehr lang als breit, und einer großen englischen Hundefährte nicht ähnlich ist, nur daß die zwey mittlern Zehen enger zusammen und die zwey äußern besser abstehen, und überhaupt besser geformt sind, als bey der englischen Dogge, die gemeiniglich mit offenen Klauen geht. Seine Ballen sind auch weit stärker, breiter, weiter von den Zehen abstehend, und drüken die Gestalt eines Herzens mit drey sichtbaren Grübchen im Boden ab. Er schreitet weit regelmäßiger und fester, als irgend ein großer Hund in einer Linie fort (schnürt), wanket niemals in seinem Gange, sondern setzet allzeit, wenn er gehet, den Hinterfuß gerade in die Vorderfährte, und wenn er trabet, die Hinterfährte allzeit drey Finger breit von der vordern ab, und diese ist weit größer als jene. Wenn ihn

die Jäger gespürt haben, und seinen Aufenthalt wissen, so wird er eingelappt und auf diese Art in Gruben, die mit Baumästen oder Stroh bedeckt sind, gefangen. Man stellt ihm auch große eiserne Wolfsfallen, eine Art großer Schwanenhälse auf. Er muß aber vorher, ehe eine solche Falle aufgestellt wird, mit in Gänsefett gebratener Rehleber gekirrt und alsdenn die aufgestellte Falle, und der Braten, der an ihr befestigt ist, mit Genist von einem Ameisenhaufen bestreut werden. Man sprenget ihn auch in Thüringen in einem Treibjagen durch Trommel- und Pfeiffenschall und Schreckschüsse in Netze und schlägt ihn darinnen todt, oder, wenn keine Netze da sind, so stellen sich da, wo er vorbey traben muß, Schützen an, und erlegen ihn mit der Flinte. Ein Hund, welcher nicht darauf abgerichtet ist, geht ihn nicht leicht an, und die Wunden, die er ihm reißt, heilen auch schwer. In seiner Gefangenschafft, ist er so zahm, daß man ihn ohne Gegenwehr tödten kann. (s. S. 107)

Nutzen. Dieß Raubthier ist wohl bestimmt in Wildnißen das Ebenmaas unter dem Wild und den schädlichen Thierarten, die der Mensch daselbst nicht nutzen kann, zu erhalten.

Sein Balg giebt ein gutes Pelzwerk, welches keine Insekten besuchen. Man braucht ihn zu Wildschuren, Muffen, und andern Kleidungen, zu Pferdedecken, Decken vor die Stubenthüren, und ein Stück kostet oft 5 bis 6 Rthlr. Je weißer das Haar ist, desto schöner und kostbarer sind die Bälge. Sie werden aus Rußland, Pohlen, Frankreich, Virginien und andern Ländern zu uns gebracht.

Das

Das Leder weißgahr gegerbet, giebt Handschuhe und andere Sachen.

Der Zähne bedient sich, in Stiele eingefaßt, der Mahler, Goldschmidt, Kupferstecher, Vergolder und Buchbinder zur Glättung und Polirung ihrer Arbeiten. Man faßt sie auch mit Silber ein für Kinder, um durch das Beissen auf dieselben das Durchbrechen der Zähne zu erleichtern, welches aber andere Zähne und Steine auch bewirken.

In der Medicin brauchte man sonst Fleisch, Gedärme, Lunge, Herz, Galle, Magen und Knochen. Getrockneter pulverisirter Wolfsleber bedienen sich die Jäger noch immer, und wie sie sagen, mit gutem Erfolg für trocknen Husten, und frischaufgelegtes Fett für böse Augen. Sonst soll auch dieß letztere fürs Podagra helfen, und das Blut für die Colik.

Sein stinkender Athem macht, daß man sein grobes Fleisch nicht ißt; ja die Hunde wollen es gebraten nicht fressen. Doch genießen es die Kalmukken, Tungusen, und die ärmsten Lappländer.

Wenn man über seinen Koth Wasser schüttet, und die Schafe damit betröpfelt, so sollen sie in wolfreichen Gegenden vor seinen Anfällen sicher seyn.

Noch einen kleinen Nutzen stiften die jungen Wölfe, indem sie, ehe sie noch stark genug sind, selbst zu jagen, die Felder vom Aas reinigen.

**Schaden und Mittel dagegen.** Der Schaden, den diese Raubthiere stiften, ergiebt sich aus ihrer Nahrung.

Den Menschen fallen sie nur in dem größten Hunger an *). Der Wanderer ist in den größten Wildnißen vor ihnen gesichert, wenn er Feuer aufschlagen, oder sonst einen klirrenden Schall hervorbringen kann. Der Reuter braucht nur etwas rauschendes, eine Kette, einen Strick, oder ein Strohseil hinter sich her zu schleppen, so flieht der Wolf. Ist er gesättigt, so verjagt ihn auch jeder Hund. Auch scheuet er sich vor einem Seil, das über eine Hecke gezogen ist, über welche er seines Raubes halber springen muß.

**Benennung.** Nach dem lateinischen Namen der Art: Canis lupus, nennt man ihn auch: Wolfshund.

### (8) 3. Der Fuchs.

Canis Vulpes. Lin.
Le Renard. Buff.
The Fox. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist gerade und seine Spitze weiß.

#### Beschreibung.

Der Fuchs, welcher sich in allen Welttheilen verbreitet hat, wird in Thüringen häufig gefunden. Er ist eines der schlauesten, aber auch boshaftesten Thiere. Er raubt eben so fürchterlich, wie der Wolf, braucht aber nicht so viel Kräfte

*) Doch hat man gesehen, daß sie auf den Schlachtfeldern die flachverscharrten Leichnamme ausgegraben, und verzehrt haben. Von diesen Wölfen, die das Menschenfleisch einmal gekostet haben, sagt man, daß sie alsdenn die Menschen, und den Schäfer eher als die Heerde anfielen. Sie haben in Deutschland den Namen Währwölfe, vor denen man sich wahren und hüten soll.

Kräfte anzuwenden, seine Raubsicht zu befriedigen, da er mit mehr Klugheit zu Werke geht.

Die Länge seines Körpers beträgt etwas über 2 Fuß; die Höhe 1 Fuß 2 Zoll und der Schwanz ist 1 Fuß 4 Zoll lang. *) Sein ganzes äußeres Ansehen gleicht einem mittelmäßigen Schäferhunde, oder einem Windspiele, wenn man sich kürzere Beine hinzudenkt. Ueberhaupt ist der Bau seines Körpers schlank. Der breite Kopf hat eine platte Stirn, und läuft in einer langen Schnauze spitzig aus. Der Mund hat ein sehr scharfes Gebiß. Die sechs obern Vorderzähne sind größer und spitziger, als die untern. Die zwey obern größern gekrümmten Hundezähne (Fänge) stehen von den Vorderzähnen etwas ab, um den zwey untern Platz zu machen. Oben befinden sich auf jeder Seite sechs und unten sieben Backenzähne, wovon die letztern nur wahre stumpfe Mühlzähne sind, die vordern aber dreyeckig und scharf zugespitzt sind. Einem skeletirten Kopfe sieht man die List und die Schalkhaftigkeit des Thieres deutlich an. Die Zunge ist lang, schmal und rauh. Die Nase ist, wie bey einem Hunde, eingekerbt und wittert weit. Die Augen liegen, wie beym Wolf, schief herab, sind blaulicht und funkeln. Die Ohren stehen aufrecht, immer gespitzt. Der übrige Körperbau ist, wie beym Hunde, und der Bauch läuft, wie bey einem Windhunde, von der erhabenen Brust an schmal zu. Der Schwanz (Standarte, Stange, Ruthe, Lunde) ist dick, mit weichen Haaren besetzt, zottig, liegt beym Gehen auf der Erde auf und wird nur beym Laufen ausgestreckt.

Die

*) Par. Ms. Körper 1 Fuß 10 Zoll; Höhe 1 Fuß; Schwanz 1 Fuß 1 Zoll.

Die Farbe des Kopfes, der Schultern bis zur Hälfte des Rückens ist rostfarbig, oder dunkelroth mit gelbem Grunde, und der übrige Theil des Rückens bis zur Schwanzspitze (Blume) ist noch überdieß mit weiß überlaufen, welches die weißen Spitzen der Haare verursachen. Die Seiten laufen nach dem Bauche zu weiß aus. Lippen, Backen, Kehle und ein Streif an den Beinen herab sind weißlicht. Die Haare der Brust und des Bauchs haben einen blauen Grund und nur die Spitzen sind weiß, daher diese Theile ins aschgraue fallen. Die Schwanzspitze ist weiß. Die röthlichen Vorderfüße enthalten vier Zehen, welche, so wie die Ohrspitzen, schwarz gezeichnet sind, und die Hinterfüße fünfe. Sie sind alle mit unbeweglich langen Nägeln versehen. Ein alter Fuchs wird von Jahr zu Jahr grauer, die Brust wird weißer und die Haare um die Spitze seines Zeugungsgliedes (Ruthe) werden endlich ganz weiß.

Die Füchsin oder Betze ist etwas schlanker gewachsen, als der Fuchs, ihre Kehle fällt von Jugend auf mehr ins weiße, und ihr Kopf ist spitziger; übrigens ist sie ihm vollkommen gleich.

Die Stimme der Füchse ist kurz klessend, doch schreyen sie auch, wie ein Pfau, und zwar, wie man sagt, wenn sich das Wetter ändert, und heulen und knurren, wenn sie böse oder in Gefahr sind. Sonst lassen sich die Alten zur Zeit ihrer Begattung hören, und die Jungen, wenn sie hungrig sind, und jene mit der Nahrung zu lange zögern. Noch ist zu bemerken, daß am Obertheil des Schwanzes ohngefähr 2 1/2 Zoll von der Wurzel sich eine Drüse (Viole, Fuchsblume) in Gestalt eines Leichtdorns mit einer kleinen Oeffnung befindet, welche eine geronnene Fettigkeit enthält, welche

welche so angenehm, wie Viole riecht, und die borstenartigen Haare, welche um dieselbe stehen, hochgelb färbet. Der Fuchs beißt nach dieser Drüse, wenn er verwundet wird; es sey, daß der Geruch und Geschmack dieser Fettigkeit schmerzlindernd ist, oder daß er durch diesen Balsam seine Wunde heilen will. Er wird 14 Jahre alt.

Aufenthalt. Der Füchse gewöhnlicher Aufenthalt sind Höhlen in der Erde, die sie sich entweder selbst graben, oder den Dachsen abjagen. Eine solche Wohnung nennt der Jäger einen Bau. Der Umfang desselben hält bisweilen 50 Fuß, die Tiefe 3 bis 6 Fuß, und hat gewöhnlich folgende Einrichtung. Alle äußern Oeffnungen gehen in langen Gängen (Röhren) fort, die sich innerhalb vielmal durchkreuzen, und auf diese Art Gemeinschafft mit einander haben. In diesen Gängen aber sucht das Thier seine Sicherheit und Bequemlichkeit nicht, sondern dazu hat es besondere unterirdische Wohnungen und Verschanzungen angelegt, die man Kammern und Kessel nennt, wo es bey Ungewittern, Stürmen, bey den Angriffen seiner Feinde hinflüchtet, sich daselbst mit der größten Heftigkeit vertheidiget, und wo die Mutter ihre Jungen gebiert. Die Kammern, deren Anzahl, je nachdem der Bau groß oder klein ist, verschieden ist, liegen vor den Kesseln, und jede hat mehrentheils 3 Fuß im Durchmesser, ist mehr oval als rund, und hat wiederum durch eine Röhre, welche mitten durchgeht, mit der nächsten Kammer Gemeinschafft. In einer solchen bereitet sich gewöhnlich die Mutter ihr Wochenbett. An der letzten Kammer befindet sich dann eine überaus enge Röhre, welche etwa drey bis vierthalb Fuß lang ist, meist erst senkrecht in die Erde geht und dann wiederum in einem Bogen aufwärts steigt,

und

und zum Kessel führet. Es befinden sich in einem Bau höchstens zwey solcher runden Plätze, welche etwa 2 1/2 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite haben, und ohne fernern Ausgang sind. Sie sind die letzten Zufluchtsörter und die Schlafgemächer des Fuches. Zuweilen findet man auch nur ein Röhre, welche vom Eingang bis zum Ausgang, ohne eine besondere erweiterte Wohnung inwendig zu enthalten, gerade durchläuft (eine Fluchtröhre.)

Diese Wohnungen nun trifft man mehrentheils in dikken Hölzern, selten im platten Felde, wo Feldhölzer in der Nähe sind, und welche von Jägern **Nothbaue** genennt werden, an, und die Füchse machen in Ansehung des Bodens, wenn er nur nicht gar zu steinig ist, keine Auswahl.

Außer der Begattungszeit, und wenn sie Junge haben, halten sie sich nicht gern in ihrem Bau auf, sondern verbergen sich lieber in dickem Gebüsch und im Schilfe trockener und gefrorner Teiche. Die Sonnenwärme lieben sie gar sehr, und man findet sie oft vor ihrem Bau auf einem alten Stock oder auf einem Steine sich sonnen. Sie reteriren sich auch im Nothfall, wenn sie in der Verfolgung ihren Bau nicht erreichen können, auf die Bäume, wenn sie schief genug sind, um Anlauf nehmen zu können.

Im Winter halten sie sich ihrer Nahrung halber gern um die Dörfer auf, weil im hohen Walde der Schnee zu tief liegt.

**Nahrung.** Die vorzüglichsten Nahrungsmittel des Fuchses sind lebendige Thiere. Im Sommer schleicht er bey Tage um die Dörfer in dem Getraide herum, und stielt dem armen Landmann sein Hühnchen vor seinen Augen weg. Im

Win-

Winter ist er zwar nicht so dreiste; aber wenn er sich des Nachts in einen Hof schleichen kann, so würgt er alles Hausgeflügel, wie es ihm aufstößt, und wie es scheint, in der Meynung, daß es ihm, wenn es nur erst tod wäre, doch zu Theil werden müßte. Er trägt auch wirklich, wenn er nicht gestört wird, ein Stück seiner gemachten Beute nach dem andern in einen nahen Busch, oder verbirgt es im Getraide, Gras und unter dem Moose, und trägt es von da alsdenn in seinen Bau. Noch begieriger aber ist er auf das wilde Geflügel und junge kleine Wildpret. Er sucht die Nester der Vögel auf der Erde und in niedrigem Gebüsche auf, raubt die jungen Vögel und Eyer aus denselben, geht, wie der Vogelsteller, durch die ganze Schneide, die er entdeckt hat, und nimmt die Vögel aus. Er fängt fast den ganzen Sommer hindurch junge Rehe, Hasen, Auerhüner Birkhüner, Haselhüner, Feldhüner, Wachteln, Lerchen u. d. g., und beschleicht auch von diesen Vögeln die alten. Er hat einen außerordentlich feinen Geruch, und versteht geschickter, als eine Katze, dem Winde entgegen, auf dem Bauche an ein Thier zu kriechen, und dasselbe durch einen schnellen geschickten Sprung zu fangen, so daß das flüchtige Rebhuhn oft noch in der Luft von ihm ergriffen wird. Gelingt ihm zuweilen ein solcher Sprung nicht, so soll er, wie die Jäger sagen, langsam und beschämt auf seiner Spur zurück gehen, und gleichsam alle Schritte zählen, um zu sehen, um wie viel er sich versprungen habe. Das meiste Wildpret fängt er auf der Lauer und durch List. Sieht er z. B. einen Hasen längst einer Hecke herkommen, so legt er sich dicht an dieselbe auf die Erde nieder, und verfehlt selten, wenn ihm dieser zum Sprung kommt, seinen Fang. Er kennt die Stellen ganz genau, wo sich das Wild seiner

ner

ner Natur nach hinlagert, und durchschleicht ganz langsam und bedächtlich jede Gegend aus Besorgniß ein Stück zu übergehen oder aufzujagen, so daß auf diese Art ihm nach und nach alle im Läger sitzenden Hasen und alle brütenden Feld- und Waldhühner zu Theil werden. Merkwürdig ist dabey, daß er aus Furcht entdeckt zu werden, niemals in den nahen Bezirke seines Aufenthalts raubt, daher das Sprüchwort entstanden ist: **Der Fuchs jagt niemals auf seinem Bau.** Im harten Winter fängt er auch in Gesellschaft alte Rehe, wenn diese nämlich bey tiefliegendem Schnee, der durch Thauwetter oder die Sonnenwärme eine harte Rinde bekommen hat, in ihrem schnellen Laufe aufgehalten werden. Der Fuchs frißt auch Bienennester aus, und gräbt den Erdhummeln des Honigs wegen nach. Er bedient sich dabey seines Schwanzes zu Wegtreibung der Bienen und Hummeln, und diejenigen, welche sich an seinen Körper setzen, sucht er durch Reiben an Steinen und Bäumen und Wälzen auf der Erde zu töden. Den Igel, sein herrlichstes Gericht, sucht er, wenn sich dieser in sein stachlichtes Gewand gehüllet hat, durch Bepissen zur Aufwickelung zu bewegen, und dadurch betäubt muß dieser wirklich seinem Mörder zur Beute werden. Er geht in Waldbächen auch den Krebsen nach. Hierbey mag sich vielleicht einmal ein Krebs an seinen zottigen Schwanz gehängt haben, woraus man ihn hat beschuldigen wollen, daß er um Krebse zu fangen, seinen Schwanz blos ins Wasser hienge, in welchen sich dann alle Krebse in der Gegend anklemmten, und ihm dieses Leckermahl bereiteten. Er muß übrigens, wenn es an kleinen Wildpret in seinem Reviere mangelt, sich auf die Mäuse- Wasserratten- Maulwurfs- Frosch- und Krötenjagd legen, oder mit Aas vorlieb nehmen (ludern). Er zieht den Feldmäusen ordentlich nach,

und

und man trifft ihn, wenn sich dieselben in Jahren, wo es viel Eicheln, Buchekern und Tannensaamen giebt, in die Wälder begeben, auch in Wäldern, und wenn sie im Felde bleiben, auch im Felde, an. Er frißt im Nothfall auch Schnecken, Heuschrecken, Ringelnattern, Feld- und Gartenfrüchte, und im Winter Menschenkoth. Die Weintrauben liebt er gar sehr. Vor seinem Baue und in demselben findet man gewöhnlich die Spuren seiner Raubbegierde in den Skeletten und Knochen der erwürgten Thiere; denn seinen Raub verzehrt er, wenn er nicht ganz sicher ist, mehrentheils in demselben. Die Zeit über, da er sich nicht im Bau aufhält, vergräbt er auch den Ueberfluß von seinen Nahrungsmitteln, indem er mit Hülfe seiner Pfoten und Schnauze ein Loch in die Erde macht, die Beute hinein legt, und sie sorgfältig mit Erde und Moos bedeckt. Hierbey verfährt er so behutsam, daß er, um sicher zu seyn, allzeit erst ehe er den Raub vergräbt, nach allen Gegenden wittert und sich umsieht; dieß nach Endigung seiner Arbeit abermals, und in einiger Entfernung zum letztenmal thut.

**Fortpflanzung.** Der Fuchs und die Füchsin bleiben da, wo sie ungestöhrt leben können, mehrentheils das ganze Jahr beysammen. Die Zeit der Begattung (Ranzzeit, Rollzeit) ist im Februar, und die Füchsin wird nur einmal des Jahres läufisch. Sie ruft alsdenn ihren Gatten mit einer heisern Stimme, womit sie auch ihre Jungen um sich zu locken pfleget, zum Genuß der Liebe. Zuweilen antworten ihr in eben der Sprache noch ein oder zwey andere Männchen statt ihres eigentlichen Mannes, den sie rufte, und kriechen mit ihr, wenn sie der Tag bey ihren Liebesangelegenheiten übereilt, in den Bau, in welchem man daher zuweilen den Gat-

ten nebst zweyen Nebenbuhlern bey ihr ruhig antrifft. Sie hängen in der Vermischung wegen der wulstigen Ruthe zusammen. Das Weibchen ist 60 Tage oder 9 Wochen schwanger, und gebiert (wirft) gewöhnlich zu Anfang des Mayes in der Kammer eines frischangelegten oder neu aufgegrabenen tiefen Baues auf ein von Moos und zuweilen von ihrer eigenen Wolle zubereitetes Bett 3 bis 9 Junge. Diese kommen blind zur Welt, und bleiben in diesem Zustande vierzehn Tage. Wenn sie einen Monat alt sind, so führt sie die Mutter vor den Eingang des Baues und säugt sie an der Sonne. Um diese Zeit fangen auch Vater und Mutter an für ihre Jungen auf den Raub auszugehen, und tragen ihnen junges Wildpret und Federvieh zu. Unterdessen lagern sich bey schönem Wetter die jungen Füchse vor den Bau, sönnen sich, und spielen mit einander oder mit der lebendigen Beute, die ihnen von ihren Eltern ist herbey gebracht worden. Haben sie sich lange genug mit einem solchen lebendigen Thiere, z. B. einem Rebhuhn, vergnüget, so töden sie es, und ein jeder reißt ein Stück ab, trägt es in einen Winkel, und läßt es sich von den andern unter beständigen Knurren, wie die Hunde, nicht nehmen. Die Füchsin liebt ihre Jungen zärtlicher als der Fuchs, denn sie bringt ihnen weit mehr Nahrung, und trägt sie auch, wenn sie Menschen oder Hunde, die bey ihrem Bau gewesen sind, wittert, am Halse fort, entweder in einen andern leeren Bau, oder in dickes Gebüsche oder ins Getraide.

Die Jungen sind, wenn sie im Junius ausgegraben werden, dick, plump, wollig, wie junge Hunde und weißgelb. Im dritten Monate (um Jacobi) laufen sie schon mit

den

den alten zu Felde, machen lustige Sprünge nach den Heuschrecken, schnellen die erhaschten Feldmäuse in die Luft, und fangen sie mit dem Munde wieder auf. Im Herbste, wenn sie die Alten abjagen, müssen sie sich eigene Baue aufsuchen oder graben. Sie sind im funfzehnten Monate völlig ausgewachsen, begatten sich aber nicht immer schon im ersten Jahre. Sie lassen sich einigermaßen zähmen, verlieren aber ihre Wildheit nicht ganz. Man feilt ihnen, Schaden zu verhüten, die Zähne aus, und sie machen in Gesellschafft der Katzen und Hunde lächerliche Possen. Es ist auch versucht worden, alte Füchse zahm zu machen, allein diese behalten stets ihre Fuchsstücke an sich. Sehr selten fallen weiße Füchse. Nicht leicht paaren sich die zahmen Füchse mit den Hunden; doch hat man Beyspiele, daß sie sogar fruchtbare Bastarden mit ihnen gezeugt haben.

**Krankheiten.** Die Füchse sind vielen Krankheiten ausgesetzt, mit denen die Hunde befallen werden. Auch sie bekommen die Wuth, und das Weibchen wird besonders zur Heckzeit raudig und behält gewöhnlich dieß Uebel bis in October. Bittere Mandeln verursachen ihnen Zuckungen und den Tod.

**Feinde.** Die größte Verfolgung haben sie von den Hunden auszustehen, und die größte Plage von den Flöhen. Die Jäger behaupten für gewiß, daß sie, um sich der letztern Feinde zu entledigen, den Mund voll Moos nähmen, rücklings ins Wasser giengen, nach und nach den ganzen Leib bis zur Mundspitze in dasselbe tauchten, und wenn sich dann die Flöhe alle in das Moos geflüchtet hätten, dasselbe den Fluthen Preis gäben. Die Krähen und Raben

verathen sie durch ein beständig wiederholtes Geschrey, wobey sie über ihnen herum fliegen, und warnen dadurch auch andere Thiere, sich vor ihnen zu retten. Der **Bandwurm**, **Blasenwurm** (Vesicaria), **Spulwurm**, sind ihnen oft peinlich.

**Jagd.** Es wird dem Fuchse wegen seines großen Schadens, den er als Raubthier der Wildbahn verursacht, von den Jägern Sommer und Winter nachgestellt; sie müssen aber wegen seiner List und feinen Sinneswerkzeuge sehr behutsam zu Werke gehen. Die Redensart: Schlau wie ein Fuchs, ist jedermann bekannt, aber niemand kann die Wahrheit derselben besser einsehen, als die Jäger, die ihn in allen seinen Handlungen beobachten. Alle seine Schritte sind mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit gezählt. Er ist stets auf der Lauer, und äugelt und horchet ohn Unterlaß, wittert alle Fallstricke, die ihm gelegt werden, und nimmt mit einem Worte alle nur mögliche Maasregeln zu seiner Sicherheit. Wenn man ihn im dicksten Gebüsche im Walde glaubt, so liegt er in einer Hecke am Dorfe und lauert auf die Hüner, und wenn man ihn kaum im Felde spürt, so liegt er bey näherer Untersuchung schon wieder im Walde verborgen.

Im Junius besucht der Jäger die Baue, die er in seinem angewiesenen Reviere weiß, alle, und sieht ob die Fährten von alten, oder von jungen Füchsen, die vor denselben spielen, zu spüren sind.

Die Fährte des Fuchses ist einer Hundefährte (Tab. XIV. Fig. 2.) nicht unähnlich. Der Fuß ist länglicht, die Klauen sind vorne hinaus zusammen gezwungen, und man spürt

spürt beynahe gar keine Ballen. Wenn er geschlossen trabet, so schnürt er ganz gerade, d. h. er setzt den Hinterfuß (Lauft) der kleiner ist, als der vordere, allzeit gerade in die vordere Fährte, und die Spuren gehen in einer geraden Linie fort. Nur in der Flucht greift er aus einander. Er ist also in seinem Gange dem Wolf ähnlich.

Wenn die frischen Fährten in einen Bau führen, so wird der Fuchs entweder in Netzen gefangen oder gegraben. Um ihn zu fangen, belegt man die gangbaren Röhren mit kleinen viereckigen Decknetzen, die im Quadrat etwa 3 Ellen halten, von dünnem festem Bindfaden sind, und an jeder Ecke eine Bleykugel haben. Wenn ein Dachshund den Fuchs stark treibt, so fährt derselbe schnell zur Röhre heraus, das Netz giebt nach, die Kugeln umschlagen sich und er verwickelt sich darinnen. Wenn er auf diese Art sich nicht fangen läßt, so wird er in unfelsigem Boden gegraben. Man schickt nämlich zwey oder mehrere Dachshunde in den Bau, verstopft einige Röhren, wenn er mehrere hat, und bedeckt die andern mit einem Garne, oder stellt einen Jägerhund oder Schützen mit einer Flinte davor. So bald der Fuchs die Hunde wittert, so begiebt er sich sogleich in eine Kammer und erwartet den Angriff. Bemerkt ihn hier der erste Dachshund, so zeigt er es durch Bellen an, und der Fuchs muß sich bald, indem die andern Hunde herbeyeilen, in eine andere Kammer zurückziehen. [illegible] die Hunde [illegible], so ist er besetzt, und hat dann keinen andern Zufluchtsort mehr, als den Kessel, in welchen er sich auch durch die enge Röhre begeben muß. Zu diesem können ihm die Hunde nicht leicht wegen des engen und krummen Weges, der zu demselben führt, folgen, der Jäger muß



sich

sich also mit dem Ohr auf die Erde legen, den Ort genau bemerken, wo die Hunde liegen und bellen, und ihnen durch Aufgraben zu Hülfe kommen. Ist erst die Röhre abgestochen, so suchen sie die Hunde durch Wühlen zu erweitern und zu dem Kessel zu gelangen, unterdessen er mehrentheils so stille liegt, daß Jäger und Hunde nichts von ihm bemerken. Die Hunde würgen ihn dann entweder selbst ab, oder der Jäger ergreift ihn mit einer eisernen Zange und schlägt ihn tod. Sonst behielt man sie lebendig und veranstaltete die grausame Lust des Fuchsprellens, wo in einem eingeschlossenen Bezirke Herrn und Damen die Füchse mit langen Netzen, (Prellnetzen) oder mit einem starken Tuche, welches die Prelle hieß, und worüber sie passiren mußten, in die Höhe schleuderten, und wieder auffiengen, bis sie starben.

Noch auf eine andere etwas grausamere Art kann man sich des Fuchses im Bau bemächtigen. Man verstopft nämlich alle Röhren bis auf eine einzige, die dem Winde entgegen liegt, sehr fest. In diese steckt man einen Fuß tief ein Stückchen Tuch, das mit Schwefel überzogen ist, zündet es an, wirft Blätter und anderes Gemische darauf, damit ein großer Dampf entsteht, welchen der Wind in den Bau treibt. Ist der Bau voller Dampf, welches man daran erkennt, wenn derselbe ohngeachtet des entgegengesetzten Windes wieder herausquillt, so verstopft man auch diese Röhre. Den folgenden Tag wird man den erstickten Fuchs bey der Oeffnung des Baues dicht am Eingang einer Röhre hingestreckt finden.

Im Winter wird er, wenn ihn die Kreisser, die bey einem frischgelegten Schnee jederzeit das Revier, bey welchem

chem sie angestellt sind, umgehen müssen, an der Fährte in einer gewissen Gegend gespürt haben, entweder eingelappt, oder geklappert, (s. oben S. 110.) oder im freyen Felde mit Hunden gejagt, wobey er sich oft glücklich der Verfolgung seiner Feinde mit Lassung seines übelriechenden Harns entledigt, welchen Geruch die meisten Hunde verabscheuen, sich zurückziehen und den Fuchs nicht packen; erhaschen sie ihn aber, so wehrt er sich tapfer. Der Jäger kann ihn auch auf dem Anstand schießen, wenn er sich unter dem Winde an diejenigen Wege (Wechsel) hinstellt, die der Fuchs gewöhnlich nimmt, wenn er sie eine Zeitlang sicher gegangen ist. Wiederum legt man ihm auch zu dieser Jahrszeit Aas, oder eine andere Lockspeise, z. B. eine gebratene Katze hin, und erschießt ihn dabey aus einer Hütte. Er wird auch mit eisernen Fallen, den sogenannten Schwanenhälsen, und Tellerfallen, die man bedeckt, und mit einer Witterung belegt, gefangen. Eine vortrefliche Witterung, mit welcher man den Fuchs auf dem Anstand schiessen oder in das Fuchseisen locken kann, ist folgende. Man nehme ein Pfund frisches Schweinefett, und lasse solches in einem neuen Topf schmelzen. Alsdenn werfe man drey zerschnittene Zwiebeln hinein, und, wenn diese braun gebraten sind, ein Stückchen Campher eines kleinen Fingers lang. Sobald der Campher zergangen ist, lege man kleine Stückchen Brod in der Größe der Haselnüsse in diese Masse, und, wenn diese röthlich werden, thue man endlich zwey Löffel Honig hinzu. Wenn alles dieß zusammen einigemal aufgekocht hat, so nehme man die Stückchen Brod heraus, und bediene sich derselben folgendermaßen. Man nehme ein Hammelgekröse, tunke es in diese Mischung und bestreiche es damit, und schleppe es hinter sich her bis zum Anstand, oder dem gelegten Eisen,

und lasse von Zeit zu Zeit ein Stückchen von dem gebratenen Brod fallen. An das Eisen muß die Witterung gut befestiget werden, sonst weiß sie der schlaue Fuchs geschickt wegzubringen, ohne sich zu fangen. Diese Masse kann man lange in einem wohlverwahrten Topfe aufbehalten. In den Fallen beißt er sich oft das Bein, oder den Schwanz, mit welchem er sich gefangen hat, los, und entgeht so verstümmelt den Nachstellungen des Jägers und seinem Tode. Wenn man ihn wegen felsigen Bodens nicht ausgraben kann, und eine Falle vor die Röhre legt, um ihn zu fangen, so bleibt er 6 bis 9 Tage in derselben und hungert, ehe er sich der Gefahr aussetzt, gefangen zu werden. Weswegen man ihn alsdenn allzeit wie sceletirt bekömmt. Auch niedrige Netze stellt man ihm auf und jagt ihn in dieselbe; und reizt ihn nicht nur durch das ungewöhnliche Geschrey eines Hasen, sondern auch einer Drossel und Maus. (s. Jagd.)

Nutzen. Der nützliche Beytrag, den die Füchse zur Erhaltung des Gleichgewichts in der Natur thun, besteht in Ausrottung der oft so sehr sich vermehrenden schädlichen Feldmäusearten.

Das Fleisch benutzt der Jäger bey der Abrichtung der Hunde, welche Füchse jagen und fangen sollen. Von den Ostjacken, Grönländern, Tungusen, Kalmucken und Tschuwaschen wird es ohne Eckel genossen, und wer es nicht weiß, wird auch von uns ohne Bedenken, einen gut zubereiteten Fuchsbraten für Hasenbraten verzehren.

Vom ersten May bis ersten September braucht nur der Hutmacher die Fuchshaare, die übrigen Monate aber und besonders im Winter, verarbeitet der Kürschner den Balg

zu

zu Pelzen, Müssen und Mützen. Die Fuchsbälge der alten Füchse mit schönen weißen Kehlen sind dem Kürschner sehr angenehm, und er bezahlt sie theuer, weil er diese Kehlen zu Verbremungen und Pelzfutter verbraucht. Der Schwanz wird im Winter zur Erwärmung des Halses getragen, und bey Verfertigung der rauhen Handschuhe genützt; auch bestreicht man den Elektrophor, aus welchem man Funken locken will, mit demselben.

In der Apotheke hat man die Lunge, die Zunge und das Fett desselben; und die Jäger und Waldleute sind immer mit getrockneter Fuchslunge versehen, mit welcher sie sich und ihren Nebenmenschen in der Schwindsucht und andern Brustkrankheiten helfen wollen. Das Fell soll auch in Umschlägen, oder in Stiefeln gefüttert beym Podagra, schmerzlindernd seyn.

Die Perser bestreichen die Hände mit Fuchsfett, damit sie ihnen nicht erfrieren.

**Schaden.** Der Schaden, den dieses Thier stiftet, ergiebt sich aus seiner Nahrung. Wo viele Füchse sind, findet man in kurzer Zeit keine Hasen und Feldhüner mehr.

**Varietäten.** In Thüringen kennt man außer diesem beschriebenen gemeinen Fuchs, (vulgaris) der auch Birkfuchs, Waldfuchs und Feldfuchs (Hundfuchs) heißt, zwey Spielarten:

a) **Den Brandfuchs,** (Canis Alopex. L. Charbonnier. Buff.) Rothfuchs, Feldfuchs. Sein vorzüglichstes Kennzeichen soll die schwarze Schwanzspitze seyn. Er ist mehrentheils kleiner, seine Haare sind röther, als beym Birkfuchs

und mehr mit schwarz überlaufen. Der ganze Unterleib ist mehr aschgrau oder schwärzlich, als weiß, welches die dunkeln Spitzen der weißlichen Haare verursachen, und auf der Brust befindet sich meist ein weißer Punkt. Bey uns nennen die Jäger junge Füchse von 1 bis 3 Jahren Brandfüchse, deren Kehle besonders noch blaulicht ist, und nicht die weiße blendende Farbe der alten hat; sie mögen übrigens eine weiße oder schwarze Schwanzspitze haben. Ich kann ebenfals keine andern, als die Brandfüchse der Jäger annehmen, da ich sehr viele Füchse gesehen habe, deren Schwanzspitze schwarz war, und welche sonst kein Unterscheidungszeichen vor den andern gemeinen Füchsen hatten und wiederum viele, welche obige Kennzeichen des Brandfuches und eine weiße Schwanzspitze hatten. Ueberhaupt ist die Farbe der Füchse sehr verschieden; alle aber Brandfüchse und Birkfüchse, und wie sie sonst gezeichnet seyn mögen, begatten sich unter einander. Es werden in Thüringen oft beyde Geschlechter ein Brandfuchs und Birkfuchs, als Männchen und Weibchen, aus einem Baue ausgegraben.

b) Den Kreuzfuchs (crucigera). Er hat weißgelbe Haare und einen schwarzen Streif vom Maul an über den Rücken, bis zum Schwanz, und einen andern quer über die Schultern über die beyden Vorderfüße. Man findet diese Spielart und eine andere, deren ganzer Körper mit schwarzen Haaren vermischt ist, und von weiten ganz schwarz aussieht, nur selten in Thüringen.

Die

# Die dritte Gattung.

## Die Katze. Felis.

### Kennzeichen.

In beyden Kinnladen befinden sich sechs gleiche spitzige Vorderzähne.

Die Eckzähne sind einzeln, lang und keilförmig.

Auf jeder Seite stehen drey zackige Backenzähne. Die Zunge ist rauh mit rückwärts gekehrten Spitzen.

An den Vorderfüßen befinden sich 5, an den Hinterfüßen 4 Zehen, welche mit krummen spitzigen, zu ihrem Raube dienlichen Krallen bewaffnet sind, die in häutigen Scheiden liegen, um durch das beständige Gehen nicht abgenutzt zu werden; ihre Fährte ist daher rund, und bey ihrem natürlichen Gange geschränkt, d. h. die Fußstapfen liegen in einer krummen Linie, wie ein Zickzack hinter einander; der Hinterfuß tritt aber allzeit in die Vorderspur.

Der Kopf ist fast rund, und nicht so vorwärts gestreckt, als bey der vorigen Gattung. Die Nasenlöcher sind klein. Die untere Lippe kürzer als die obere. Der Mund ist mit steifen Barthaaren besetzt. Die Augen blitzen im Dunkeln und haben einzelne lange Haare zur Seite. Die Ohren sind zugespitzt. Der Schwanz ist fast immer lang.

Die Thiere dieser Gattung sind meist alle grausame fürchterliche Raubthiere.

Die Weibchen haben 8 Säugewarzen.

Es giebt bey uns nur 2 Arten.

### (9.) 1. Die Katze.

Felis catus. Lin.
Le Chat. Buff.
The Cat. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist lang und geringelt, der Rücken hat der Länge nach, und die Seiten haben der Quere nach, laufende Streifen.

#### Beschreibung.

Der Kopf dieser Thiere ist rund, das Gesicht platt, die Schnauze kurz und abgerundet. Das Maul klein, die Nase vorne, wo sie kahl ist, dreyeckig, in der Mitte durch eine senkrechte Furche getheilt. Um die Lippen stehen 5 Reihen Barthaare, um das Maul vor Verletzung zu bewahren, wenn sie auf ihren Raub zufahren, oder durch enge Löcher schlüpfen, und um die Bisse der Ratten und Wieseln abzuhalten. In jeder Kinnlade sind 6 spitzige Vorderzähne, wovon die untern kleiner als die obern sind, auf jeder Seite in beyden Kinnladen ein spitziger Eckzahn, und 3 spitzige fast kegelförmige Backenzähne. Die Ohren sind zugespitzt, inwendig kahl, aufgerichtet, gerade vorwärts geöffnet, und vor- und rückwärts beweglich. Die Augen stehen weit vor, sind grünlichgelb. Der Stern liegt horizontal, schmälert sich in der Hellung sehr, und erweitert sich, ihren Bedürfnissen gemäß, nur in der Dunkelheit, wo er wie Feuer blitzt und ihnen bey ihrem Rauben vielleicht den Weg erhellet. Wahrscheinlicherweise verursacht dieß eine elektrische Materie, die im Auge befindlich ist. Die Backen sind dick. Der Hals stark und rund. Der Körper lang und etwas gewölbt,

wölbt, wird aber im Springen, so wie der lange Schwanz ausgestreckt. Der Schwanz ist kürzer als der Leib, gegen die Spitze hin dünner, mit großer Federkraft zum Springen versehen, und steht gewöhnlich aufwärts. Die Füße sind kurz und stark.

Der Balg hat verschiedene Haarnäthe: eine von dem innern Winkel jedes Auges nach der äußern Spitze der Nase; eine ungepaarte quer über die Nase hinüber; eine ungepaarte über die Mitte der Brust und den Bauch längs hinunter, welche von einer andern zwischen den Vorderbeinen übers Kreuz durchschnitten wird; eine auf jedem Vorderbeine vom Ellbogen bis an den Fuß, und eine von der Ferse an, bis zum Auftritte. In ihren Handlungen zeigen sie Klugheit und verrichten sie alle mit einer besondern Leichtigkeit. Sie unterscheiden sich in ihrem natürlichen und freyen Zustande durch ihren dicken Schwanz und durch die langen Streifen, die ihnen quer über den Rücken gerade, und nach den Seiten zu gewunden, laufen.

Das Weibchen ist allzeit schlanker, hat eine spitzigere Schnauze und nicht die dicken Backen des Männchens. Diese Thiere haben die Gewohnheit ihren stinkenden Koth einzuscharren. Ihr Mauen, Schnurren, Schreyen und Zischen kennt jedermann. Sie mauen, wenn sie etwas verlangen, schnurren *, wenn sie ruhen, zischen, wenn sie zornig sind, und die Affekten, welche bey der Brunst abwechseln, drücken sie durch alle die obigen und noch andere übellautende Töne aus.

*) Dieß Schnurren oder Spinnen, welches zu ihren Eigenheiten gehört, wird durch ein Paar besondere, zarte, gespannte Häutchen in ihrem Kehlknopfe bewirkt.

aus. Sie können ein Alter von 18 Jahren erreichen. Es giebt 2 Racen.

a) Die zahme Katze.
Felis catus domesticus. Lin.
Le Chat domestique. Buff.
The domestic Cat. Penn.

## Beschreibung.

Die Hauskatze stammt aus der Wildniß, und ist, wie der Hund, durch die häusliche Erziehung, den gewohnten Umgang mit Menschen zahm und ein Hausthier geworden. Sie ist jetzt beynahe auf der ganzen Erde, die kältesten Zonen ausgenommen, verbreitet *).

Ihre Größe ist verschieden, je nachdem ihre Nahrung und Wartung verschieden ist. Gewöhnlich ist ihre ganze Größe, 1 3/4 Fuß, ihr Schwanz 1 1/2 Fuß lang und ihre Höhe fast 1 Fuß. **).

Ihrer Bestimmung nach, sollte sie des Tages schlafen, und des Nachts wachen, allein in der menschlichen Gesellschafft wird ihr diese Ordnung gestöhrt. Sie ruhet sitzend auf den Hinterfüßen, und schlägt den Schwanz um die vordern, oder liegend auf allen vieren, und biegt die Vorderfüße ein. Ihr Schlaf ist leise und kurz. Gesicht und Gehör, ist, wie bekannt, an ihr sehr fein, und sie mußte diese Eigenschafften haben, wenn sie den Endzweck des Schöpfers erfüllen, und in den dunkelsten Winkeln, unsere und ihre Feinde, die Mäuse und Ratten ausspähen und vertilgen sollte. Desto schlechter aber

*) Nach Amerika wurde sie erst durch die Spanier gebracht.

**) Par. Ms. Körper 1 1/2 Fuß; Schwanz 1 Fuß 3 Zoll; Höhe 9 Zoll 6 Linien.

aber ist ihr Geruch, durch welchen sie ihren Raub nicht, wi
andere Raubthiere, ausspüren kann. Ihr Gang ist sehr leis
und geschieht mit eingezogenen Krallen. Flieht sie vor etwa
so kehrt sie die Augen herabwärts. Im Laufen und Sprin
gen ist sie schnell und leicht, worzu ihr der lange Schwan
sehr dienlich ist; kann aber nicht lange ausdauern. Sie kan
sehr geschickt klettern, springt von einem Baume zum ander
und geht über die schmälsten Latten und Stangen. Stür
sie, indem sie unvorsichtig einen Raub erhaschen will, vo
einem hohen Baum oder Haus, oder wird sie leichtferti
von hohen Orten herabgeschleudert, so fällt sie sich selten tod
sondern steht, da sie während dem Fallen mit gebogenem Rü
ken beständig einen halben Cirkel in der Luft beschreib
wenn sie auf die Erde kömmt, auf allen vier vorgehaltene
Beinen, schüttelt sich einigemal, und läuft mehrentheils un
beschädigt davon. Der Schwanz kömmt ihr hierbey sehr z
statten, steht gerade in die Höhe und vertritt die Stelle de
Ruders.

Ihre schöne Gestalt, Reinlichkeit und schmeichelnd
Wesen macht, daß man sie als Hausthier liebt, ob sie glei
die Treuherzigkeit und Gelehrigkeit des Hundes nicht besitz
Ihr Naturell, daß sich so oft in Falschheit, Tücke und G
näschigkeit äußert, bleibt immer dasselbe, und zeigt sich, wen
sie von ohngefähr in die Wildniß kommt, wieder in sein
ganzen Stärke.

Ein merkwürdiges Phänomen zeigt sich bey ihr meh
als an andern Säugethieren. Wenn man ihr im Dunkeln m
der trocknen Hand vom Schwanz nach dem Kopfe zu über d
Rücken hinfährt, so fahren viele Funken mit einem Kniste

an

aus ihren Haaren *). Sie pflegt sich auch, wenn sie sich verunreiniget hat, mit ihren Vorderpfoten zu kämmen und zu waschen, welches von manchen Personen für ein Zeichen der Veränderung des Wetters gehalten wird.

Die Farbe ist, wie bey den meisten Hausthieren, verschieden. Es giebt weiße, schwarze, braune, aschgraue, gelbe, graugestreifte und schäckige Katzen. Derjenige Kater, der drey verschiedene Farben hat, wird für vorzüglich schön gehalten, und ist eine Seltenheit, so wie der ganz blaue **).

Aufenthalt. Ob die zahmen Katzen gleich zu den Hausthieren gezählt werden, so sind sie es im Grunde nur halb. Denn sie halten sich nur zu denjenigen Herrn, und in denjenigen Häusern auf, wo es ihnen am besten gefällt, und die meisten gewöhnen sich mehr an ein oder mehrere Häuser, als an die Bewohner derselben. Zu bewundern ist, daß man diese Thiere 1 bis 2 Meilen weit von sich entfernen kann, und demohnerachtet finden sie ihren alten Wohnort wieder auf, wo sie sich wohl befanden.

Nahrung. Da es fleischfressende Thiere sind, so ist ihre liebste Nahrung Fleisch, doch genießen sie auch sonstige Men-

*) Aus diesen elektrischen Ausdünstungen läßt sich auch wohl die Antipathie mancher Personen mit diesen Thieren erklären, die oft, wenn sie ihnen nahe sind, Aengstlichkeit und Ohnmacht bekommen, ohne sie zu sehen.

**) Katzen, welche eine vorzüglich abstechende und in die Augen fallende Mischung schöner Farben haben, nennt man spanische; ganz aschgraue ins bläulich schielende, Cartheuserkatzen; Katzen mit schwarzen Streifen auf einem hellern Grunde, welche auf dem Rükken grade, auf den Schenkeln gekrümmt sind, Cyperkatzen u. s. f.

Menschenkost. Wegen ihrer kurzen und schlecht geordneten Zähne, suchen sie gerne die zarteste Fleischnahrung auf. Zu ihrem Tranke mögen sie gern Milch, und saufen sehr oft, mit der Zunge leckend, wie die Hunde. Wegen ihrer grossen Feindschafft, die sie gegen das Mäusegeschlecht haben, kann man sie beynahe in keiner Haushaltung entbehren. Den Gärten werden sie nützlich, weil sie den Feldmäusen, Reitmäusen und Maulwürfen auflauern. Da sie aber die Natur mit Leichtigkeit und scharfen Klauen versehen hat, so können sie auch die Bäume besteigen, nehmen da den unschuldigen Vögeln die Nester aus, und die Taubenschläge müssen vor ihnen wohl verwahret werden. Den Schneidenweg (Schneusenweg), den sie einmal mit Vortheil gegangen sind, verlernen sie so leicht nicht wieder.

Sie jagen auch junge Hasen; daher an manchen Orten das Jagdgesetz noch gültig ist, daß den Katzen die Ohren entweder gestutzt oder geschlitzt werden müssen, weil sie die Nässe des Grases und Gebüsches, welche ihnen ihre empfindliche Ohren befeuchtet, und ein Kitzeln darin verursacht, von dieser Jagd zurückhält. So sehr sie auch das Wasser scheuen, so gehen sie doch den Fischen und Fröschen an seichten Bächen nach. Ihren Raub festzuhalten, kommt ihnen ihre rauhe Zunge sehr zu statten. Bey großem Hunger (hiervon hat man Beyspiele) fallen sie unwehrsame Kinder und Leichen an.

Die Art, ihre Beute zu erlangen, ist bekannt genug; sie schleichen nämlich an dieselbe mit niedergebogenem, gestrecktem Leibe, liegen dann still, wedeln mit dem Schwanze, zielen und suchen sie durch einen Sprung mit ihren Klauen zu erhaschen. Gelingt der Sprung nicht, so ist die Maus oder das verfolgte Thier von ihren Verfolgern befreyet.

Sie kauen langsam und schwer, und schütteln den Kopf, so oft sie etwas feuchtes nehmen.

Den Geruch einiger Kräuter, als der Katzenmünze, des Baldrians und vorzüglich des Marumverums lieben sie so sehr, daß sie sich vor Vergnügen auf denselben wälzen, sie zerbeißen und ausscharren. Hingegen verabscheuen sie den Geruch der Raute so sehr, daß sie nichts fressen, was damit bestrichen ist, und auch dadurch von Taubenschlagen und andern Orten, wo sie schaden verursachen, abgehalten werden können.

**Fortpflanzung.** Bey der Begattung (dem Rammeln) welche niemals vor menschlichen Augen geschieht, sind sie sehr hitzig, und verrichten sie in verschiedener Lage auf dem Rücken und Bauch, wobey der Kater die Kitze in den Nakken beißt. Den Anfang machen sie zu Ende des Hornungs und beyde Geschlechter geben ihre Begierden durch ein fürchterliches, dem Weinen der kleinen Kinder ähnliches, Geschrey zuerkennen. Ein Kater belegt oft mehrere Kitzen. Diese versammeln sich alle in einen Kreis um ihn herum, wedeln mit ihren Schwänzen und stimmen das unangenehme Concert an, das man in Winternächten so oft hört. Er dirigirt mit seiner gröbern Stimme das Concert, wird aber, wenn er ihnen nach Endigung dieser Musik nicht immer zu Willen ist, mit fürchterlichen Bissen fortgejagt. Er ist zu dieser Zeit, welche bey der ersten Begattung 2 bis 3 Wochen dauert, halb wüthend, und schweift weit umher seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, kömmt aber auch oft in Kämpfen mit seines Gleichen stark verwundet nach Hause. Die zahmen Katzen begatten sich des Jahrs gewöhnlich zweymal, und wo sie Gelegenheit haben, auch mit den wilden. Die Mutter trägt 8 1/2 Wochen, oder gewöhnlich 55 Tage, und wählt, wenn sie

sie werfen will, den ersten besten Platz, wo sie weich liegen kann, legt da 3 bis 12 blinde Junge hin, trägt sie, wenn sie Menschen und Thiere bey ihnen bemerkt, und besonders vor ihrem Gatten, der zuweilen den grausamen Appetit bekommt, seine Kinder zu fressen, am Halse von einem Orte zum andern, und säugt sie eine lange, aber unbestimmte Zeit. Wenn sie Mißgeburten zur Welt bringt, so frißt sie sie gewöhnlich gleich auf. Die Jungen sind 9 Tage blind, und in ihrer Jugend poßierliche und lustige Thierchen, lernen allerhand Künste, als aufwarten tanzen, durch den Reif springen ꝛc. und können im ersten Jahre schon wieder ihres Gleichen zeugen. Zur Zucht wählt man gern die Maykatzen, weil sie einen schönen großen Wuchs erhalten, und diejenigen, welche schwarze Pfoten haben. Sie sind ohngefähr im achtzehnten Monate ausgewachsen.

**Krankheiten.** Da die Katzen als Hausthiere nicht allemal die Speisen genießen, die ihrer Natur angemessen sind, so sind sie auch vielerley Krankheiten ausgesetzt. Die fürchterlichste darunter ist die **Tollheit**, mit welcher sie eben, wie die Hunde, zuweilen befallen werden.

**Feinde.** Die Feinde der Katzen sind die **Hunde**, und die **Flöhe**, ketten- und zackengliederige, kugelgliedrige und liniirte, **Bandwürmer**, welche sie sehr plagen.

**Nutzen.** Aus der **Nahrung** der Katzen sieht man, daß eine gute Mausekatze ein vorzüglich nützliches Thier in einer Haushaltung ist *). Sie töden aber nicht allein Haus-

 mäuse

*) Wie nothwendig die Katze in der Oekonomie, und und zur Erhaltung des Gleichgewichts in der Natur ist, ergiebt sich aus folgender Anekdote. Vor ohngefähr 30 Jahren gab der König von Neapel auf der Ins

mäuse und Ratten, sondern auch Wieseln, Feldmäuse, Wasserratten und Maulwürfe und sind besonders auf den Schiffen ganz unentbehrlich. Sie fressen auch schädliche Raupen und Schmetterlinge.

Das **Katzenfleisch** ist eßbar, und soll so süß wie Kaninchenfleisch schmecken, nur darf das Gehirn nicht gegessen werden, welches giftig ist.

Der **Balg** ist gut zu Unterlagen, bey Geschwülsten und man braucht ihn auch zu Aufschlägen der Kleider, als Futter, zu Wintermützen für die Landleute und zu Müffen. Bey den Chinesern ist er ein vorzügliches Pelzwerk, welches sie von den Russen kaufen. Die **elektrische Kraft** der Katzenbälge hat man in neuern Zeiten sehr gut anzuwenden gewußt, indem man dieselbe cylinderförmig aufspannt, und an der Elektrisirmaschine statt des Glascylinders oder der Glasscheibe braucht, oder auch einen Cylinder von Flanell damit reiben läßt.

Das **Fett** wird von den Wundärzten als zertheilend gerühmt, sonst braucht man eben nichts mehr von ihnen in der Medicin.

Ihre **Gedärme** geben Saiten zu musikalischen Instrumenten.

Scha-

Insel Placida den Befehl, daß alle Katzen abgeschafft würden, um die Fasanerey in bessern und sichern Stand zu erhalten. Zwey Jahre lang bemerkte man keinen großen Nachtheil dieses Befehls; allein nach dieser Zeit nahmen die Mäuse von aller Art so überhand, daß sich die Einwohner ihrer gar nicht erwehren konnten, indem sie ihnen alle Nahrungsmittel aufzehrten, die Orgeln zernagten, und die Leichen und Kinder in den Wiegen nicht sicher liegen konnten. Der Befehl mußte also wieder zurückgenommen werden.

**Schaden.** So nützlich die Katzen in einem Hause sind, so schädlich werden sie, wenn man sie verwöhnt oder ihrer zu viel hält. Sie verunreinigen mit ihrem übelriechenden Harn das ganze Haus. Sie legen sich, da sie die Wärme lieben, gern auf den Feuerheerd und in den Ofen, hängen leicht glühende Kohlen an sich, und tragen sie an feuerfangende Oerter; ja sie gehen sogar nach brennenden Talglichtern. Wenn man sie einsperrt, so fangen sie nicht nur keine Mäuse, sondern werden auch oft, wenn sich kleine schlafende Kinder an solchen Orten befinden, dadurch Mörder, daß sie sich denselben auf den warmen Hals legen und sie ersticken, oder sie durch ihren Biß töden, wenigstens ihnen die Augen leicht auskratzen, und sie so, wie auch alte schlafende Personen, übel zurichten können. Aus den Schlafzimmern wären sie also vorzüglich zu verbannen, und wenn sie auch nur zur Trägheit und Nachläßigkeit im Mäusefangen verwöhnt würden. Sie blos zum Zeitvertreib und Spielen zugebrauchen, ist auch gefährlich, da man Beyspiele hat, daß sie auch beym Scherz so erzürnt wurden, daß sie die bekanntesten Personen bissen, und durch ihren, in der Wuth zu Gift werdenden, Speichel tödlich verwundeten. Sie werden auch wie die Hunde toll, und sind dann so sehr als diese zu fürchten. Sie mit zu Bette zu nehmen, ist nicht nur aus obigen Gründen nachtheilig, sondern auch deswegen, weil ihr Athem und ihre Ausdünstung der Lunge so schädlich seyn soll, daß man sagt, die Schwindsucht entstünde daraus.

Man hat auch Ursache, sie bey schweren Gewittern von sich zu entfernen, weil sie in einem Hause, welches der Blitzstrahl trifft, sehr leicht durch Anziehung der Blitzmaterie schädlich werden können, daher ihre Unruhe und Aengstlichkeit bey starken und nahen Gewittern.

Man beschuldiget sie auch, daß sie die Pest aus einem Hause ins andere trügen.

Daß man die Speisekammern und Küchen vor diesen näschigen Thieren, so wie die Taubenschläge und Fischbehälter, sehr wohl verwahren muß, versteht sich von selbst.

### b) Die wilde Katze.

Felis Catus sylvestris f. ferus. Lin.
Le Chat sauvage. Buff.
The wild Cat. Penn.

#### Beschreibung.

Im Thüringerwalde trifft man diese Art Raubthiere einzeln an, sonst bewohnen sie ganz Europa, (die kältesten Gegenden ausgenommen) und das nördliche Asien und Afrika. Charakter und Naturel haben sie völlig mit den zahmen Katzen, da sie die Stammältern derselben sind, gemein, und lassen sich daher auch leicht, und wenn sie auch alt sind, zähmen.

Ein etwas weniger plattgedruckter Kopf, längerer Hals, überall gleich dicker Schwanz, sehr feines langes Haar mit einzelnen steifen Haaren vermischt, steifere Ohren, um ein Drittheil kürzere Gedärme, und vorzüglich Größe und Farbe machen zwischen beyden Racen den auffallendsten Unterschied. Sie sind gewöhnlich noch einmal so groß und drüber, als jene. Ich sah eine sehr große, die folgendes Maaß hatte. Die Länge von der Spitze des Mauls bis hinter die Ohren betrug 6 1/2 Zoll, von den Ohren bis zu den Schulterblättern 3 1/2 Zoll, von da bis zum Schwanze 2 Fuß, und die Länge des Schwanzes war 1 Fuß 1 1/2 Zoll.

Folg-

Folglich enthielt die Länge derselben ohngefähr 3 Fuß, ih Höhe 1 1/4 Fuß *) und ihre Schwere 16 Pfund.

Um das Maul herum war eine schwärzliche Einfaßun die Barthaare waren röthlich. Ueber der Nase bis zur Hä te der Stirn war sie bräunlich, der Kopf grau, mit zw schwarzen Streifen, einem vor und einem hinter den Ohre Eben so der Hals. Der Rücken hatte graubraunen Gru mit schwarzen Binden, die an den Seiten blässer wurd und sich nach und nach am Unterleibe schlängelnd verlohre Auf dem Halse und Rücken stoßen die schwarzen Binden z sammen, so daß über dem Oberleib ein schwarzer Strich h zu laufen schien. Zwischen Brust und Hals war ein schmu zig weißer Flecken. Die Seitenhaare waren weißlich m gelblichen Spitzen, so wie der Bauch. Der dicke stump röthliche Schwanz hatte drey scharf ausgezeichnete, schwar Ringe und eine schwärzliche Spitze. Die Beine waren gel lich mit schwarz melirt und endigten sich in schwärzlic Pfoten.

Alle Männchen und besonders die Weibchen haben nic die nämliche Größe. Und auch die Farbe ist verschieden, daß einige statt röthlichem Grund, grauen haben und sta der schwarzen Streifen, schwarze Flecken; sonderlich si die Weibchen mehrentheils von Farbe grau.

Dadurch unterscheiden sie sich von den zahmen au merklich, daß die Haare 2 bis 3 Zoll lang und die Pfot inwendig allzeit ganz schwarz sind.



*) Par. Mß. Körper 2 1/2 Fuß; Schwanz fast 1 Fu Höhe 1 Fuß 2 Zoll.

Am Schwanze haben sie in einer Drüse eine stinkende ölichte Feuchtigkeit.

Gesicht und Gehör sind vorzüglich scharf.

Aufenthalt. Sie bewohnen gern die dicken Wälder, Felsenritzen, hohlen Eichen und suchen die leeren Dachs- und Fuchsbaue zu ihren Winterquartieren auf. Man findet sie auch nicht selten im Winter in Teichen, die zugefroren sind, im Rohr, oder in Löchern unter dem Ufer.

Nahrung. An dem Federwildpret thun diese Katzen in einem Forste großen Schaden. Junge und alte Vögel, sonderlich Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Rebhühner müssen unter ihren Krallen sterben, ja sie wissen die Vögel sogar aus den Baumhöhlen zu ziehen. Von einem Baume herab, welchen sie mit der größten Leichtigkeit und Geschwindigkeit besteigen, erhaschen sie durch einen Sprung eine vorbeywandernde Maus. Sie erlegen junge Rehe, Hasen, Kaninchen, und sind in dieser Rücksicht allemal der Wildbahn schädlicher als die Füchse. In morastigen Orten, an großen Seeen, Teichen und Flüssen gehen sie im Schilfe nicht allein der Brut der Wasservögel, Enten und Taucher nach, sondern suchen auch die Fische auf, die bey Ablaßung solcher Gewässer sich verschlagen. Sie fangen mit großer Behendigkeit Hamster, Maulwürfe und Feldmäuse. Im Winter besuchen sie die Dörfer, um Hühner, Tauben u. d. g. zu rauben.

Fortpflanzung. Ihre Begattung (Rammeln) geschieht zu Ende des Jänners und im Februar mit eben dem Mauen und auf die nämliche Weise, wie von den zahmen Katzen; denn an ihnen hat man vorzüglich bemerkt, daß der

Kater

Kater (Baumrutter) die Katze in dem Nacken mit den Zähnen festpackt, sie sich dann unter ihm herum mit dem Rücken auf die Erde drehet und so befruchten läßt. Merkwürdig ist, daß sie ihm beym Loslassen mit einer Pfote ins Gesicht schlägt *). Sie geht 9 Wochen dick und bringt 4, 5 bis 6 blinde Jungen in hohlen Bäumen, Felsenklüften oder, wo es seyn kann, in alten Fuchs- und Dachshöhlen zur Welt. So lange die Jungen noch nicht geschwind genug die Bäume erklettern können, werden sie von der Mutter mit Vögeln, Mäusen und Maulwürfen sorgfältig ernährt, wovon die Spuren in Skeleten vor den Höhlen, worin sie liegen, gefunden werden. Wenn sie auslaufen können, so spielen sie zusammen auf den Bäumen herum, und machen allerley poßierliche Sprünge, und hören sie alsdenn nur das geringste Geräusch, gleich liegen sie auf den Aesten der Länge nach hingestreckt, lauschen und glauben sich so verborgen genug. Eben so die Alten.

Es verwildern auch zuweilen zahme Katzen wiederum, und begatten sich in Wäldern mit den wilden, daher sich die Verschiedenheit in der Farbe der wilden Katzen erklären läßt, da man nicht allein röthliche, sondern auch schwarzgraue und graugesprengte antrifft.

**Jagd.** Ihre Fährte (Tab. XIV. Fig. 3.) ist der zahmen Katzenfährte gleich, nur etwas größer und ein weitläufiges Zickzack (geschränkt), wenn sie nicht springen. Vom Fuchstritt ist sie durch ihre Runde zu unterscheiden. Wenn sie auf einen Baum bemerkt werden, so sind sie leicht herab zu schießen, indem sie gewöhnlich auf einem Ast hingestreckt



*) Solche Auftritte sieht man auch bey sehr vielen Vögeln.

gestreckt stille liegen. Doch muß der Jäger gut schießen können, weil man Beyspiele hat, daß sie ihm bey einem Fehlschuß oder einer leichten Verwundung auf den Kopf gesprungen sind und ihn schändlich zugerichtet haben.

Eben so kömmt beym Hetzen kein Hund ohne blutenden Kopf oder hinkende Beine von ihnen weg, und auch nur gute Hunde gehen sie an.

Befinden sie sich in hohlen Bäumen, so haut man sie entweder aus, oder besetzt die Oeffnung und den Absprung, wo möglich, mit Eisen. Auch vor andern Höhlen, in denen sie sich aufhalten, legt man Tellereisen, oder stellt Hasennetze auf, und räuchert sie heraus.

Wenn sie sich in Erdhöhlen befinden, so läßt man sie durch einen Dachshund herausjagen, und da sie sich sogleich auf die Bäume begeben, (bäumen) so kann man sie leicht schießen.

Im Winter kann man sie auch bey hingelegtem Aas, nach welchem sie gehen, erlegen.

**Nutzen.** Auch als Raubthiere haben die wilden Katzen einigen Nutzen, da sie die **Mäuse** und **Maulwürfe**, Schlangen und andere schädlichen Thiere vermindern, denn sie finden ein Vergnügen daran, alle schwachen Thiere zu tödten, ob sie sie gleich nicht genießen.

Ihr dicker **Balg** giebt gutes Unterfutter, Mützengebräme, und nutzt wegen seiner großen Elektricität beym Elektrophor und der Elektrisirmaschine. Als Unterfutter zu Brusttüchern von feisten Personen getragen, soll er zehren, und in gichterischen Zufällen, bey Geschwulst und

Flüssen angelegt, heilend seyn. Er kömmt besonders aus Pohlen, Frankreich, Moskau, Spanien und Holland.

Ihr Fett, das roh einen unangenehmen und durchdringenden Geruch hat, soll eine zertheilende Kraft in der Gicht, bey Verrenkungen, und Stockungen in den Junkturen bey Menschen und Vieh besitzen, auch zur Heilung der Wunden dienen. Am besten benutzt man es, wenn man es schmilzt, und als Oehl in Lampen verbrennt, da es alsdenn keinen üblen Geruch mehr hat, länger und heller als Lein- und Rüböhl brennt. Eine einzige Katze giebt oft 3 Kannen Fett.

Das Fleisch soll auch gesund und wohlschmeckend seyn, und wird besonders in Asien und Afrika gegessen.

Aus den Knochen der Beine (Läufte) macht man Wachtelpfeiffen.

Schaden. Dieß Thier schadet der Wildbahn gar sehr, indem es die jungen Rehe, Hasen, und alles Federwildprét erschleicht, tödet und verzehret.

## (10) 2. Der Luchs.

Felis Lynx. Lin.
Le Loup-cervier. Buff.
The Lynx. Penn.
(Tab. IV.)

### Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind lang und zugespitzt, und auf den Spizzen derselben steht ein Büschel grader Haare in die Höhe. — Der Schwanz ist kurz.

Be-

## Beschreibung.

Dieß fürchterlich kühne und einzige getiegerte Säugethier, das in der kalten Zone aller 3 Welttheile lebt, pflanzt sich jetzo nur noch selten in Deutschland fort *) sondern streicht vielmehr wie ein Zugthier zur Zeit seiner Begattung herum und kömmt aus benachbarten südlichen und nördlichen Wildnissen in die großen und dichten Wälder Böhmens im berauner, keurimer, rakonitzer und budweiser Kreise, nach dem Harz und Thüringerwalde, und verweilet hier des guten Raubes halber so lange, als es vor den Nachstellungen der Jäger sicher ist.

Sein äußerliches Ansehen hat mit der Katze sehr vieles gemein, nur daß es größer, stärker, hochbeiniger und kurzschwänziger ist. Die Größe vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 3 1/2 Fuß; der Schwanz hat 8 1/2 Zoll; die Höhe ist 2 1/2 Fuß **).

Der Kopf, der auf dem Halse breit aufsitzt, ist einem Katzenkopfe sehr ähnlich; nur ist die Schnauze, die sonst dick, schwarz und mit einem Schnurrbarte versehen ist, gestreckter, welches auch besonders der nähere Stand der Augen an den Ohren verursacht. Er ist 7 Zoll lang. Die Zunge ist stachlicht. In beyden Kinnladen befinden sich sechs kleine Vorderzähne, wovon die vier innern paarweiße stehen, und

*) Man trifft sie noch am häufigsten in den oberschlesischen Wäldern, in Niederöstreich und Steyermark an. Im Winter 1789 wurden zwey Luchse auf dem Thüringer Walde geschossen und verfolgt, und die Jäger vermutheten nicht unwahrscheinlich aus dem großen Wildmangel, gefundenen Wildaase und den Fährten, daß sich ein Paar das ganze Jahr hindurch in einer Felsenkluft aufgehalten, und Junge daselbst gebracht habe.

**) Par. Ms.: Körper 3 Fuß 2 Zoll; Schwanz 7 Zoll; Höhe 2 Fuß 2 Zoll.

und kleiner sind, als die beyden äußersten; einzelne anderthalb Zoll lange Eckzähne (Fänge), und auf jeder Seite drey große so scharf gezackte und ausgeschnittene Backenzähne, daß die Zacken und Einschnitte oben und unten genau in einander passen. Die Augen sind rund, enthalten beynahe einen Zoll im Durchschnitt, und haben eine hochgewölbte grüngelbe Hornhaut, der rothe Folie untergelegt zu seyn scheint, und zur Seiten an den Schläfen, und statt der Augenbraunen einige größere und kleinere weiße Borstenhaare. Des Nachts blitzen sie wie Feuer, und ihr Blick überhaupt ist sehr scharf und schalkhaft freundlich, so wie die ganze Gesichtsbildung. Die Ohren sind weit, mittelmäßig lang, dreyeckig, zugespitzt, wie Sammt glänzend, und an den Spitzen mit einem, in die Höhe stehenden, zwey Zoll langen Büschel steifer Haare besetzt, die das Thier von allen andern unterscheiden. Der Hals ist stark; der Leib dick und läuft grade aus; der Schwanz (Ruthe) kurz, abgestumpft, gleich dick, und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen. Die Beine (Läufte) sind hoch, stark; die Pfoten plump, vierthalb Zoll breit, mit großen 1, 1/2 Zoll langen scharfen, weißen Krallen (Waffen) bewaffnet.

Der ganze Balg überhaupt ist langhaarig, dicht, gelinde, und seidenartig anzufühlen; doch hat der Unterleib besonders feine Haare, die 2 1/2 Zoll lang sind. Das Haar ist im Gesichte braun, und nach dem Halse laufen auf dem Oberkopfe kaum merkliche schwarzbraune Streifen hin. Die Backen sind hellkastanienbraun. Die Schnauze ist schwarz, und die langen, starken Barthaare, welche an der Oberlippe hin auf 3 Reihen schwarzer Wärzchen sitzen, sind weiß. Das untere Augenlied ist weiß, so wie das obere nach dem großen Augenwinkel zu, und beyde sind schwarz gerändelt. Drey glänzend schwarze Streifen,

wo-

wovon der obere vom äußern Augenwinkel und der untere vom Winkel der Oberlippe anfängt, laufen in schräger Richtung, wie ein flaches lateinisches S über die Backen bis unter die Ohren, wo sie sich in einen großen schwarzen Flekken vereinigen, und mit den über ihm stehenden braunen und den unter ihm stehenden weißgelben langen Haaren einen großen Backenbart bilden, der bis zum Kinn reicht, und dem Thiere, da er das ganze Gesicht in horizontaler Lage einfaßt, ein ganz eigenes Ansehen giebt. Die Ohren sind in der Mitte weißgrau, mit einem breiten glänzend schwarzen Rande, der hochbraun kantirt ist, und die 1 1/2 Zoll langen Haarbüschel derselben bestehen aus schwarzen Stachelhaaren, die mit einigen weißen vermischt sind, und sich oben etwas spreitzen. Vom Kopfe bis zur Hälfte des Schwanzes ist der ganze Oberleib rothbraun, der obere Rückenstreif am dunkelsten, weil hier der Länge nach abgebrochene, schmale, schwärzliche Streifen laufen. Die Stachelhaare, die auf dem ganzen Oberleibe ausgestreut sind, haben weiße oder schwarze Spitzen. Nach den Seiten herab verlauft sich die braune Rückenfarbe in weiß, und Braun und Weiß bilden undeutliche Flecken und Streifen, die sich nach dem Unterleibe schlängeln, wie bey den wilden Katzen. Die gleichgefärbten Weichen und Hinterschenkel haben reihenweise schwarzbraune Punkte; das übrige Hinterbein aber ist roth mit weiß überlaufen. Die Vorderbeine sind röthlich ebenfalls mit weiß überlaufen, und haben unordentliche gestellte schwarzbraune Punkte, die nach den Zehen zu immer kleiner werden. Die Kehle ist weißgelb. Die Brust und Unterbeine sind weiß und gelb, gewässert, mit schwarzen Flecken, welche sich an den Vorderbeinen in der Gegend des Ellbogens und der Kniekehle in glänzend schwarze Streifen verwandeln. Der

übrige

übrige Unterleib ist weiß mit großen schwarzbraunen Flecken. Der Schwanz, mit gelblichem Grund, hat undeutliche rothbraune Ringel, und die 3 1/2 Zoll lange Schwanzspitze ist glänzend schwarz *). Die Näthe des Balges sind: eine von dem hintern Ohrenwinkel nach der Schulter; eine andere von

*) Nach dieser Beschreibung eines deutschen Luchses ist, deucht mir, bis zur größten Wahrscheinlichkeit klar, daß der Rothluchs (Felis rufa) des sel. Professor Güldenstädts in Petersburg, und des Hrn. Pennants (Baycat) welcher in dem Innern der Provinz Neujork in Amerika wohnt, keine eigne Luchsart ausmacht, sondern nur eine Abänderung eines und eben desselben Thieres ist. Wir finden hier an unserm Exemplare das Hauptunterscheidungsmerkmal, das diese Männer angegeben, die schwarzen Backenstreifen und die Binden an den Vorderbeinen, und die ganze Beschreibung paßt fast wörtlich auf die des Rothluchses, wenn wir die kleine Verschiedenheit in der Farbe des Schwanzes ausnehmen, wo sich am Rothluchs dieser Theil nur in einer breiten schwarzen Binde endigt. Wer aber weiß, wie viel Clima und besonders das Alter ꝛc. zur Farbe der Thiere beyträgt (s. Beschreibung des Fuchses, der wilden Katze, des Dachses), der wird deshalb gewiß diese beyden Thiere nicht als eigene Arten trennen. Unsere Beschreibung ist von einem alten Luchse genommen, der im Jahre 1773. in Gothaischen Antheile des Thüringerwaldes auf dem Tambacher Forste geschossen wurde, wo er sich ein ganzes Jahr hindurch aufhielte, und seine Wohnung in einer Felsenkluft aufgeschlagen hatte. Ein anderer, der im December 1788 in eben derselben Gegend eingekreißt wurde, hatte eben dieselbe Bildung und Zeichnung, und der letzte, der im Februar 1789 erlegt wurde, wich nur darinn, weil er noch jung war, von obiger Beschreibung ab, daß die unordentlich zerstreuten braunen Flecken in der Seite deutlicher, die schwarzen Backen-

von dem After nach der Ferse, und eine doppelte von da nach der Fußsohle hinunter.

Die Stimme dieser Thiere ist scharfklingend und heulend, wie ein Hund, und ihr unverkürztes Lebensziel dauert bis 15 Jahre.

Das **Weibchen** unterscheidet sich vom Männchen durch einen schmälern Kopf, kleinern Körper, weniger schalkhaftes Gesicht, weniger schönen und bleichern Balg, indem die weißen Stachelhaare nicht so sichtbar und die Flecken und Streifen nicht so ausgezeichnet, sondern mehr vertrieben sind, und in einander laufen, endlich noch durch die acht Saugwarzen.

**Aufenthalt.** Ihren Aufenthalt (Lager) haben der Luchs und die Luchsin, die in ihrer Heimath beständig zusammen leben, in den dicksten einsamsten Wäldern. Sie suchen gern die Steinklüfte und Felsenritzen zu ihrer Wohnung auf. Am Tage setzen sie sich, wo sie sicher sind, auf die Felsenspitzen oder abgestumpfte Baumstämme hin und sonnen sich. Nur bey der heftigsten Verfolgung und bey ihrem Spielen besteigen sie rauhe und schiefstehende Bäume, und können

sich

kenstreifen undeutlicher, und das Braune und Weiße in den Seiten nicht so schön vertrieben war.

Gewöhnlich wird die Farbe des Luchses (Felis Lynx) so beschrieben, daß sein sanfter und langhaariger Pelz aschfarb bräunlichgelb gefärbt, und mit dunkeln Flecken gezeichnet sey, die mehr oder weniger bey den verschiedenen Individuen sichtbar wären. In Siberien, westlich des Irbisch giebts weiße Lüchse, die mit feinen schwarzen Flecken geziert sind. Sie heißen Irbis und ihr Pelzwerk ist kostbar.

sich der Länge nach, wie die Katzen, auf einen Ast hinlegen, daß man sie kaum bemerkt. Zu uns kommen sie in den letzten Wintermonaten, durchstreifen von Osten nach Westen zu unsere düstern waldigen Gegenden, und wohnen in Felsenritzen, alten Bergwerksstollen, und Fuchs- und Dachsbauen. Nur selten können sie des Sommers über mehr bey uns bleiben.

Nahrung. Der Wildbahn thun diese grausamen Thiere großen Schaden. Ihre eigentliche Nahrung besteht aus dem Raube (Riß) des Rothwildprets. Sie gehen des Abends und Morgens in der Dämmerung demselben nach, und der Fang geschieht gerade, wie bey der Katze. Sie lauschen entweder auf dem Strunke eines Baumes, oder hinter einem Busch, auf dem Bauche liegend, wie schlafend, unter dem Winde an den Wildgängen (Wechseln), die sie genau ausspüren, und springen, wenn sie sich einem Hirsche oder Rehe, das vorbeygeht, nahe genug glauben, durch drey bis vier Sprünge, deren jeder aber 12 bis 14 Fuß mißt, nach demselben hin, fassen es im Genicke, halten sich mit den tief eingeschlagenen Klauen in dem Rücken fest, und zerbeissen ihm mit ihren scharfen Zähnen die Halsflechsen, daß das Thier in einigen Minuten tod zur Erde nieder stürzt. Erreichen sie ihren Raub mit diesen Paar Sprüngen nicht, so verfolgen sie ihn nicht weiter, sondern legen sich abermals auf die Lauer, und suchen mit dem Fange eines andern Thieres glücklicher zu seyn. Haben sie ihn aber glücklich ergriffen und getödet, so tragen sie ihn entweder an einen sichern Ort, oder saugen ihm, wenn ihnen die Mordstätte sicher genug scheint, auf der Stelle das Blut aus, fressen ohngefähr 3 bis 4 Pfund zu ihrer Sättigung von den edlern Einge-

weiden*), dem Halse, Dünnen und den Keulen, als den schmackhaftesten Theilen, und bedecken oder verscharren das übrige Aas. Wenn der Luchs den folgenden Tag kein neues Thier erlauern kann, so kehrt er wieder zurück, und zehrt von dem, was er übrig gelassen hat. Allein selten ist ihm dieses Fleisch länger, als drey Tage, frisch genug, es müßte denn in den härtesten Wintermonaten, und beym größten Mangel an Wild seyn; sonst thut er lieber weite Reisen, um neue Beute zu machen. Im Thüringerwalde kennt er, so weit als man ihn hat beobachten können, kein anderes Nahrungsmittel unter den wilden Thieren, als Rothwildpret, Hasen, Birkhüner, Auerhüner und Haselhüner; an andern Orten soll er aber auch wilde Schweine fangen, und letztere sollen sich zuweilen ihres Mörders dadurch entledigen, daß sie mit ihm durch dichte Gebüsche rennen, und ihn vom Rücken abstreifen. Er fällt auch zuweilen die Heerden an, und raubt Schafe**), Ziegen und Kälber. Im Winter soll er oft gar so dreiste seyn, daß er in Walddörfern die Ställe untergräbt, und das kleinere Hausvieh erwürget. — Es folgen ihm gern die kleinern Raubthiere, als Füchse, Marder u. d. g. nach, weil sie immer von seinem Raube noch etwas finden.

Fort-

*) Daß sie den Hirnschädel öffneten, und das Gehirn ausfräßen, ist ungegründet.

**) Der Luchs, welcher sich im Jahr 1772 auf dem Thüringerwalde aufhielt, würgte einmal in einer Nacht etliche 30 Stücke Schafe in einer Heerde. Der Schäfer gab fälschlich diese That einem großen Hunde schuld, wofür er des Nachts den Luchs angesehen hatte; allein die Jäger spürten den wahren Mörder bald hernach aus.

**Fortpflanzung.** Die Begattung (Ranzen, Brunften, Begehren) dieser Raubthiere geschieht zu Ende des Jänners und Anfang des Hornungs. Die Lüchsin bringt dann nach 2 1/2 Monate zu Ende des Aprils oder Anfang des Mayes am liebsten in einer Felsenkluft, sonst auch in einer selbstgegrabenen oder gefundenen Höhle, oder hinter einem dicken mit Moos und hohem Heidegras bewachsenen Gebüsche auf einem, mit Laub, Moos und Genisse, weich gemachten Lager ihre zwey bis drey, selten vier Junge. Diese sind 9 Tage blind und anfangs weiß von Farbe. Sie spielen, wie die jungen Katzen vor dem Lager, und die Mutter lehrt sie an lebendigem Raube, der jetzo meist aus Geflügel besteht, rauben und töden.

In der Tatarey zieht man die Jungen des schönen weißen und schwarzgefleckten Luchses mit Milch und Fleisch auf, und richtet sie zur Jagd ab, wie die Hunde.

**Jagd.** Der Luchs verräth dem Jäger sein Daseyn auf verschiedene Art. Wenn Schnee liegt, so spürt er ihn an seiner **Fährte**, (Tab. XIV. Fig. 4.) die ohne sichtbare Krallen (Waffen), der Katzenfährte ähnlich, nur von dickern Ballen, runder und größer ist, indem sie gewöhnlich 3 1/2 Zoll Breite, oder die Größe einer Jagdhundsfährte hat. Er setzt sie im Gehen (Trabe) in Zickzack (schränkt), in der Flucht aber auseinander, wie alles Wild. Weiter kann er ihn dadurch vermuthen, wenn das Rothwild auf seinem Forste ganz scheu ist, daß es etliche hundert Schritte vor ihm flüchtig wird, und immer unstät ist. Endlich verrathen ihn auch die Jagdhunde, wenn sie vergrabenes Rothwildpret finden. Wenn er sich einmal an einem bestimmten Orte aufhält (steckt), so ist er auch besser zu kreisen, d. i. zu umziehen, als der

Wolf, weil er eher und fester hält, und wird mit dem kleinen Jagdzeuge, als halben Tüchern, Wolfs- und Rehgarnen eingestellt. Er läßt sich alsdenn entweder, wenn die Treiber mit Geschrey und Trommeln Lerm machen, in die aufgestellten Netze treiben, oder besteigt, wenn ihm die Hunde zu nahe kommen, einen Baum (bäumt), von welchem er leicht geschossen werden kann. Die Hunde, die ihm angehetzet werden, richtet er oft schändlich zu, und die Wunden von seinen Zähnen und Krallen heilen schwer.

Man legt ihm auch etliche verdeckte, an Ketten befestigte, Tellereisen ohne alle Körrung und Witterung, denn er achtet keine, da er besser sieht, als riecht, um den frischgefangenen Raub, den er vergraben hat, herum, weil er mehrentheils den folgenden Tag diese Ueberbleibsel noch einmal besucht, und etwas davon genießet.

Der Fang in der großen Luchsfalle, welches eine Art von hölzerner Schnellfalle ist, an deren Zunge ein Stück frisches Fleisch gebunden wird, ist trüglich. Eben so wenig darf ihn der Jäger mit der Flinte wegen seines scharfen Gesichts und seiner Schlauigkeit zu hinterschleichen hoffen.

Daß er dem Pfeifen der Droßel, oder dem Schreyen des Hasen, welche Töne der Jäger nachahmet, (dem Reizen) nachgienge, wodurch er leicht geschossen werden könnte, davon hat man in Thüringen keine Erfahrung machen können.

Oft hat er in der Wuth den Jäger, der ihn nicht stark verwundet hatte, angegriffen.

**Nutzen.** Das Fleisch des Luchses wird in einigen nördlichen Gegenden gegessen.

Der

Der Balg gehört unter die vorzüglichen schönen und kostbaren Pelzwerke. Er kömmt aus Natolien, Spanien, Polen, Schweden, und vorzüglich aus Archangel und wird zu Müffen, und Bebrämungen der Winterkleider gebraucht. Das Stück kostet 10 bis 15 Rthl.; er ist besonders sehr weich, und warm, hat aber den Fehler, daß die Haare spröde und brüchig sind. In der Türkey kostet eine, mit diesem Pelzwerk gefütterte, Weste oft 300 Rthl.

Er soll auch Eichhörnchen, Wieseln, Marder, und wilde Katzen töden.

Die Alten brauchten die Krallen in der Medicin gegen die fallende Sucht, ließen sie in Gold und Silber einfassen, und hiengen sie gegen den Krampf an den Hals, und glaubten sogar, sein Urin, den er sorgfältig verscharre, verwandele sich in einen Stein, den sie Lynkur nannten, und sey das beste Mittel wider die Steinkrankheit, gegen welche sie auch noch das Fett und die steinartige Masse, die man zuweilen in seiner Blase findet, brauchten.

Schaden. Der Luchs ist das schädlichste Thier für die Wildbahn des Rothwilds, und fängt auch Hasen, Schweine, und Federwildpret. Die Schafe fällt er auf dem Felde in den Horden an, und der Hunger soll ihn oft so dreiste machen, daß er die Hühner und Gänse von den Bauerhöfen wegholt, und sich, wie der Wolf, durch Graben einen Weg in die Ställe nach den Ziegen, Kälbern und Schafen zu verschaffen sucht.

Benennungen. Dieser Luchs heißt auch, gemeiner Luchs, Luchskatze, Hirschluchs, Hirschwolf, weil er der Hirsche größter Feind ist, und die Jäger nehmen zwey Abänderungen an: 1) Katzenluchse oder Luchskatzen. Diese

sollen einen weichen, gelinden, lichtgelben Balg mit rothen Flecken und weißem Bauche haben, niedriger, kurz und dick seyn, und sich in gebürgigen und felsenreichen Gegenden aufhalten. 2) Kälberluchse. Diese sollen nicht schön, und reichhaarig; sondern wie neugebohrne Kälber falbig, ziegelroth, mit weißen Flecken, schlank und hochbeinig seyn, und sich in ebenen Wäldern aufhalten. Die Kürschner hingegen nennen unsern Luchs, **Kalbluchs**, zum Unterschied von dem persischen, den sie **Katzenluchs** heißen, weil er kleiner und schöner ist, indem er einen weißen Balg mit schwarzen Flecken hat.

---

## Die vierte Gattung.

## Der Marder. Mustela.

### Kennzeichen.

In der obern **Kinnlade** stehen sechs aufrechte, spizzige, abgesonderte **Vorderzähne**; in der untern aber sechs stumpfe, dicht an einander stehende, von welchen zwey einwärts gekehrt sind.

**Zehen** an jedem **Fuß** 5, mit unbeweglichen spitzigen **Klauen**.

Die Thiere dieser Gattung haben einen kleinen, platten Kopf, leben im Trocknen, klettern gut, schlüpfen durch enge Wege, **wohnen in Höhlen, nähren** sich von frischem Fleisch, Eyern und Obstfrüchten, die sie des Nachts aufsuchen. — Ihr Gang ist hüpfend. — Sechs Arten.

## (11) 1. Der Steinmarder.

Mustela Foina. Erxleb.
La Fouine. Buff.
The Martin. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Kehle und der Hals sind unten weiß.

### Beschreibung.

Der Steinmarder verträgt, so wie der mit ihm so nah verwandte Baummarder das Clima von ganz Europa, die kältesten Zonen ausgenommen, und beyde Arten sind in Thüringen nicht einzeln.

Man könnte ihn in Ansehung seiner Zeichnung an der Kehle und Hals, seines sittlichen Betragens, Nahrung, Aufenthalts, und seines üblen Geruchs halber, den seine Bisamdrüschen und Ausdünstungen verursachen, mit Recht das größte Wiesel nennen. An Größe gleicht er einer mittelmäßigen Katze. Seine gewöhnliche Länge von der Schnauze bis zum Schwanz ist nämlich 1 Fuß und 8 bis 9 Zoll; der Schwanz hält 10 bis 12 Zoll und die Höhe des Thieres ist 9 Zoll *).

Der Kopf ist rund, oben etwas platt, kurz zugespitzt, dem Kopfe eines kurzschnauzigen Spitzhundes ähnlich. Die schwarze feuchte Nase ragt etwas über der Lefze hervor. Er hat ein scharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden sich sechs zugerundete Vorderzähne, wovon der erste auf jeder Seite etwas länger ist; dann folgt, nach einem klei-



*) Par. Ms. Körper 1 Fuß 7 Zoll; Schwanz 10 Zoll; Höhe 8 Zoll.

nen Zwischenraum, ein langer etwas gekrümmter inwendig eckiger Eckzahn, und zuletzt fünf Backenzähne, wovon der erste sehr klein und stumpf ist, die zwey folgenden größer und dreyeckig sind, der dritte drey Zacken hat, und der letzte ein eigentlicher runder, eingekerbter Backenzahn ist. In der untern Kinnlade stehen vorne sechs kleinere, breite, oben eingekerbte Vorderzähne, von welchen der zwischen den äußersten und mittelsten sich befindliche etwas einwärts liegt, dann ein Eckzahn, der kleiner ist, als die obern, und zuletzt sechs Backenzähne auf jeder Seite, von welchen die zwey letztern wahre Backenzähne sind, der vorletzte als der größte 3 Zakken und einen runden Ansatz hat, der erste sehr klein und stumpf und die andern dreyeckig und spitzig sind. Die Zunge ist lang und mit glatten zurückstehenden Warzen besetzt. Das Maul hat von steifen schwarzen Haaren einen Bart, wie die Katzen. Die blaulichen Augen stehen weit von einander, schief, näher nach der Schnauze als nach den Ohren zu, blizzen im Finstern und haben etliche steife schwarze Haare am obern Augenliede. Die Ohren sind kurz breit und zugerundet. Sein Hals ist im Verhältniß des langen Leibes kurz und beynahe von der Dicke des Kopfs. Der Leib ist schmäler als an einer Katze, schlank und mit doppelten Haaren, kürzern wolligen, und längern steifen überzogen. Der Schwanz ist zottig und grade ausgestreckt. Die Beine sind niedrig und die vordern Füße länger und größer als die hintern. Sie enthalten fünf Zehen, welche mit einer behaarten Haut halb verwachsen und mit kurzen scharfen Klauen besetzt sind. An jeder Seite des äußersten Mastdarms, am Rande des Afters, öffnen sich zwey eyrunde Bläschen oder Drüßchen, die eine übelriechende Feuchtigkeit in sich enthalten.

Was

Was seine Farbe betrifft, so ist er überhaupt grauröthlich ins schwarze auslaufend, und weiß an Kehle und Unterhals. Sonst sind, die Theile einzeln betrachtet, die steifen kurzen Haare am Kopfe röthlich, die wolligen und die Wurzeln der längern am Halse und auf dem Rücken schmutzig weiß, die Mitte der letztern aber röthlich aschgrau, und die Spitze schwarz. Das Ende des Rückens, der Schwanz und die Beine sind völlig schwarz, da auf dem Rücken, wegen der dünner stehenden steifen Haare, die weißliche Farbe der Wolle stark durchschimmert. Der Bauch hat eben die Grundfarbe, aber die Spitzen der Haare sind mehr braun als schwarz. Die weiße Kehle ist nicht immer rein, sondern zuweilen mit einem oder einem doppelten röthlichen Flecken gezeichnet. Eine deutliche Nath liegt in der Haut von dem Schaambeine an, vorwärts, und eine weniger deutliche befindet sich hinten an jedem Vorderbeine.

Das Weibchen ist schlanker und niedriger gebaut, als das Männchen, und hat vier Säugwarzen, die am Bauche liegen.

Der Marder ist ein munteres, listiges, geschicktes und sehr flüchtiges Thier. Sein Gang ist beynahe ein beständiges leichtes Springen mit erhabenem Rücken und Schwanz. Er schlüpft vermöge seiner biegsamen Gliedmaßen und seines schlanken Körpers, durch die engsten Löcher, geht über die schmälsten Stangen und Hölzer, erklettert die steilsten Dächer, ja ist vermögend an einer geraden Wand, wenn sie ein wenig rauh ist, wie an einem Baume in die Höhe zu laufen. Seine halb verwachsenen Zehen machen ihn zu einem sehr geschickten Schwimmer. Die Nase und die Augen sind seine vorzüglichsten Sinneswerkzeuge, daher er auch in einer grossen

sen Entfernung schon seinen Raub bemerkt. Wenn er aus Furcht oder Verfolgung genöthiget ist, von einer großen Anhöhe herabzuspringen, so stürzt er sich niemals tod, sondern steht wie eine Katze, gleich auf allen vier Beinen, schüttelt sich, als wenn er dadurch seine erschütterten Glieder wieder in vorigen Stand setzte, und läuft unbeschädigt davon. Die elektrische Materie hat bey starken Gewittern einen so mächtigen Einfluß auf ihn, daß er wie rasend herum läuft, und sich an solchen Orten, wo er häufig ist, aus Angst in Gesellschafft zusammen zieht, und ein großes Lermen verursacht. Seine Stimme, die er in der Noth, oder im Spiel mit seines Gleichen, hören läßt, ist ein helles, kurz abgebrochenes Geschrey, und zur Begattungszeit darneben noch ein dumpfes Murksen. Sein Lebensziel erstreckt sich nicht über 12 Jahre.

Aufenthalt. Die Steinmarder wählen zu ihrem Aufenthalte Höhlen, und sonst verborgene Oerter. Sie wohnen daher in Felsenklüften, Steinritzen, und besonders in alten Stadtmauern, woher auch ihr Name entsprungen, in alten Thürmen, alten Kirchen und alten steinernen Gebäuden, unter den Dächern, in Holzstößen, in Winkeln und Klüften, auf den Heuböden, in den Ställen und Scheunen, zwischen Häusern und andern Gebäuden. Am Tage lauschen sie kaum aus ihrem düstern Hinterhalte hervor, weil sie das Licht, und wie ihrer bösen Thaten bewußt, das Angesicht der Menschen scheuen. Wenn sie schlafen, so bedecken sie ihre kostbaren Augen mit ihrem dicken Schwanz. Sie gehen im Winter gewöhnlich von 9 bis 10 und von 1 bis 4 Uhr des Nachts auf ihren Raub aus.

**Nahrung.** Der Hausmarder ist ein grausames und besonders ein blutdürstiges Raubthier. Er richtet in den Tauben- und Hühnerhäusern, in welche er des Nachts sehr listig zu kommen weiß, die größten Niederlagen an, erwürgt alles, was er findet, und verursacht durch seine stinkenden Ausdünstungen und bisamartig riechenden Excrementen, die er allzeit zurückläßt, daß, ohne eine besondere Reinigung und Ausräucherung, keine Taube und Henne ihre Wohnung wieder bezieht. Das junge Hausgeflügel, Enten, Gänse, Hühner u. s. f. trägt er allzeit fort in einen Winkel, rupft es und zehrt es gänzlich auf, dem alten aber beißt er im Sommer, wenn er Nahrung im Ueberfluß hat, gemeiniglich nur die Köpfe ab, frißt diese, saugt dem übrigen Körper blos das Blut aus, und läßt ihn liegen; im Winter und und Frühjahr aber nimmt er auch die ganzen Vögel mit sich in seine Höhle. Er raubt auch den Hühnern und Vögeln die Eyer weg. In Gärten sucht er auf den Bäumen und in den Hecken die Vogelnester auf, nimmt sie aus und erlauscht die alten Vögel im Schlaf. Auch die jungen Enten, die sich mitten auf einem Teiche in ihrem Häuschen sicher glauben, schützt ihr flüßiges Element, daß fast jedem andern vierfüßigen Raubthiere den Weg zu dieser ruhigen Wohnung abschneidet, für seiner Raubsucht nicht. Sobald ihm sein guter Geruch dieselben verräth, so rudert er bey Mondenschein mit vieler Geschicklichkeit dahin, metzelt alles, was Leben hat, darnieder und trägt es einzeln durch das Wasser im Munde nach seiner Höhle.

Allein nicht immer kann er sich mit solchen köstlichen Nahrungmitteln sättigen, sondern muß sich im Sommer mit Heckenfröschen, und im Winter vorzüglich mit

Mäu-

Mäusen und Ratten, die er in Häusern und Gärten fängt, begnügen lassen *).

Sauerkirschen, Herzkirschen, Pflaumen und Ebereschenbeere sind seine Leckerbissen.

Fortpflanzung. Zur Zeit der Begattung, welche in den Hornung fällt, pflegen sie durch ihr Kämpfen und Schreyen, in der Gegend, wo sie sich aufhalten, sehr viel Geräusch zu machen. Man sieht daher in diesem Monate oft mehrere Männchen auf einem Dachforste oder einer Mauer beym Mondenschein mit gräßlichen Schreyen und Beisen hinter einem Weibchen herjagen. Die Mutter gebiert nach 9 Wochen, gewöhnlich im April drey, vier, und nur höchst selten fünf Junge, worzu sie in eine Kluft ein Lager von Heu, Federn und ihren eigenen Haaren verfertiget hat. Sie wirft auch des Jahrs zweymal, wenn sie früh ihre ersten Jungen einbüßet. Die Jungen sind 14 Tage blind, und werden von ihr so lange gesäuget und ernähret, bis sie sich ihren Unterhalt selbst verschaffen können. Dieß letztere geschieht gewöhnlich erst nach drey Monaten. Wenn sie aber einen Monat alt sind, so gehen sie schon aus ihrem Lager hervor und machen, wo sie sicher sind, im Sonnenschein, solche poßierliche Sprünge, Wendungen und Geberden, als kein anderes junges wildes Thier thut. Die Mutter bettet sich auch mit ihren Jungen, wenn sie sich unsicher glaubt, weiter. Die jungen Marder lassen sich zähmen, und man ernährt sie anfangs mit Milch und Brod, dann mit Brod und Fleisch, und bricht ihnen zur Verhütung des Schadens die Zähne aus.

Sie

*) Er geht sogar im Winter in Dörfern, wie ein Hund, unter die Fenster und trägt die weggeworfenen Knochen zusammen.

Sie lernen fast alles fressen, was man ihnen vorlegt; nur verabscheuen sie Sallat und andere Kräuter. Honig fressen sie, so wie den Hanfsaamen, sehr gern. Sie sind im zweyten Jahre vollkommen ausgewachsen. Es sollen zuweilen ganz weiße Junge mit rothen Augen, wie bey den Mäusen, fallen.

Feinde. Die Zwirnwürmer (Filaria), Madenwürmer (Ascaris).

Jagd. Die Spur (Tab. XIV. Fig. 6.) des Marders hat die Größe der Katzenspur, nur ist sie wegen der länglichten Ballen, und längern Mittelzehen etwas länger. Da der Marder fast jederzeit hüpft, so findet man sie nur selten gangmäßig hinter einander, sondern das meistemal zwey und zwey zusammen gesetzt, so daß nur die Spur des rechten Vorder- und Hinterfußes etwas vorsteht. Er setzt nämlich hinten, wie vorne auf, und da er mit den Hinterfüßen allzeit in die Vorderfährte tritt, so scheinen auch alle vier Füße nur die Spur von zweyen auszudrücken.

Seinen Aufenthalt und den Weg, auf welchem er einmal sicher und glücklich Beute gemacht hat, ändert er nicht leicht. Daher findet er auch hier mehrentheils seinen Tod. Der Jäger stellt nämlich auf diesem bekannten Weg, den das Thier durch seine Fährte, die es im Winter in Schnee macht, selbst verräth, und zwar, wenn es seyn kann, an den Ausgang eines Winkels, den es durchwandern muß, eine Tellerfalle, die sorgfältig durch Kräuter von aller Menschenwitterung gereiniget ist, auf, und es kommt hier mehrentheils, wenn es nicht so lange Zeit hat, seine gefangene Pfote abzubeißen, in seine Hände. Wenn er aber sein Daseyn nur durch sein Rauben bemerkt, und seinen gewöhnlichen

lichen Weg nicht weiß, so belegt er diese Falle mit gebackenem Obst, das in Honig abgekocht ist, oder mit einer Witterung, die aus ungesalzener Butter, oder Gänsefett, Allfranken-schalen, Fenchel, Marumverum, Baldriankraut und Campher besteht; und der Geruch dieser Lockspeisen treibt ihn blindlings in die Falle.

Sonst wird er auch durch Jagdhunde, durch Klopfen und Lärmen mit Trommeln und Stöcken aus den Gebäuden, wo er gespürt worden ist, getrieben, und entweder auf den Dächern oder auf nahe stehenden Bäumen, wo er hinflüchtet, erschossen. Der Jäger stellt ihm, seines vortreflichen Balges halber, besonders im Winter nach.

**Nutzen.** Durch diesen Balg, der ein kostbares Pelzwerk ist, und häufig und gut vorzüglich aus Schweden kommt, wird er den Menschen auch nützlich; denn sein Fleisch, das an manchen Orten gegessen wird, wird in Thüringen, als Aas, weggeworfen. Der nach Bisam riechende Koth, der seinen Geruch von der, in den zwey Afterdrüsen sich absondernden Feuchtigkeit, erhält, wird zur Verfälschung des Bisams und als Räucherwerk gebraucht, und wurde vor Alters, so wie die Galle in der Medicin benutzt.

Der Nutzen, den der Marder in der Schöpfung stiften soll, besteht wohl in der Verminderung des Ueberflußes der so stark sich vermehrenden schädlichen Mäusearten.

**Schaden.** Der Hausmarder stellt vorzüglich dem zahmen Federvieh, und dessen Eyern nach. Dem kleinen wilden Geflügel ist er ebenfalls nachtheilig, und leeret auch manche Obstbäume ab.

Beriem

Benennung. Er wird auch Haus- und Dachmarder, und von einigen so gar fälschlich Feld- und Buchmarder genennt.

(12) 2. Der Baummarder.
Mustela Martes. Lin.
La Marte. Buff.
The Pine Martin. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Kehle und der untere Theil des Halses ist gelb, und die glänzenden Haare sind schön kastanienbraun.

### Beschreibung.

Der Baummarder ist dem Steinmarder beynahe vollkommen gleich; doch unterscheidet er sich vorzüglich in folgenden Stücken:

1) Er ist merklich größer. Die Länge seines Körpers beträgt nämlich 2, und des Schwanzes 1 Fuß*).

2) Sein Kopf ist kürzer und stärker. Daher er auch ein wilderes Ansehen hat, als der Steinmarder. Dabey sind die Ohren sehr kurz und abgerundet, die Augen funkelnd und weit hervorstehend.

3) Die Beine sind höher. Seine Höhe beträgt dahero zehn Zoll.

4) Die Kehle ist dottergelb, und der übrige Körper, außer den schwarzen Beinen und Schwanze, von schön kastanienbrauner Farbe. Die Haare sind auch glänzender, län-

*) Par. Ms.: Körper 1 Fuß 8 Zoll; Schwanz 11 Zoll.

länger, feiner, weicher, zärter und dichter, und fallen nicht so leicht aus, als am Hausmarder, und der Schwanz ist viel zottiger. Sonst ist die nähere Beschreibung der Farbe folgende: Der Kopf ist an der Schnauze dunkelbraun, wird um die Nase herum fahler, und verliert sich gegen die Stirn und Backen hin ins bräunliche. Ein gleichfarbiger schmaler Streif läuft unter den Ohren weg, die auswendig braun, und weiß eingesäumt sind. Auf der Oberlippe unter dem Mundwinkel, vor und über den Augen, stehen viele dunkle lange Baarthaare. Die Kehle und der Unterhals bis zwischen die Vorderbeine ist gelb, bey den alten hoch, bey den jungen matt. Die Wollhaare des Rückens haben vorne eine weißgraue, hinten und an den Seiten eine gelblichte Farbe, die Stachelhaare aber machen ihn schön kastanienbraun. Der Bauch ist etwas matter, als der Rücken, und zwischen den Hinterbeinen steht beym Männchen ein brandgelber mit dunkelbraun umgebener Fleck. Der Schwanz und die Beine sind dunkelbraun ins schwarze auslaufend. Der schöne tief kastanienbraune Rücken des Männchens, ist beym Weibchen blässer. Endlich

5) so ist er auch in Ansehung seiner Triebe von jenem unterschieden. Er lebt bloß im dichten Walde auf den Bäumen und geht fast gar nicht in die Häuser. Er beläuft sich beynahe einen Monat früher, ob er gleich mehr der üblen Witterung ausgesetzt ist, als der Steinmarder, und sucht sich freye Wohnungen auf den Bäumen auf, da hingegen jener sich bloß in finstern Winkeln aufhält, und das Tageslicht scheuet. Zuletzt ist er auch wilder, flüchtiger und grausamer in Verfolgung seines Raubes.

Dieß

Dieß sind die Kennzeichen, die diese beyden Thiere von einander unterscheiden *). Sonst kommen sie in Ansehung ihres äußern und innern Körperbaues, in der Anzahl und Figur der Zähne, in ihren Geberden, Stellungen und Gang, in der Natur des Haares, und in dem Geruch der Excremente völlig mit einander überein.

Aufenthalt. Diese Marder halten sich in Eichen- Buchen- und sonderlich in finstern Tannen- und Fichtenwäldern auf. Sie bewohnen allda die hohlen Bäume, oder die wilden Tauben- Raben- Raubvögel- und Eichhörnchensnester, welche sie erweitern, oder die Ritzen in felsigen Bergen. Sie bereiten sich mehr als eine Wohnung und wechseln mit derselben, sobald sie sich nur im geringsten unsicher glauben.

Nah-

*) Nach diesen so unbedeutend scheinenden Unterscheidungsmerkmalen möchte man vielleicht diese beyden Thiere, nicht als Arten, sondern als bloße Racen unterscheiden wollen. Allein zugeschweigen, daß nur bloß die Zähmung und das verschiedene Klima von einerley bestimmten Thierarten eigentliche Racen bildet, so ist es wohl so gut, als ausgemacht, daß sich diese beyden Thierarten niemals unter einander begatten, ob sie gleich noch so nahe zusammen leben. Erfahrungen müßten hier entscheiden, allein diese entscheiden noch bis jetzt für unsere Meynung. Nach vieljährigen Beobachtungen, die an Orten gemacht werden, wo in einem Bezirke von 1000 Schritten, Stein- und Baummarder zusammen wohnen, hat man noch nicht einmal bemerkt, daß in der Begattungszeit, da doch diese Thiere sehr geil sind, und zu dieser Zeit die ganze Marderrepublik in Aufruhr und Krieg geräth, sie sich einander nur nachgelaufen wären, viel weniger Junge mit einander gezeugt hätten.

Nahrung. Die vorzüglichste Nahrung des Baummarders ist, wie bey dem Hausmarder, ebenfalls Mäuse, als Erdmäuse und andere schädliche Feldmäuse, welchen letztern er auch, wie der Iltis am Wasser, wenn sie trinken, nachgeht. Außerdem ist er ein geschworner Feind der Eichhörnchen. Diese verfolgt er, wie im Fluge, von einem Baum zum andern, bis sie ermüdet sich ihm ergeben müssen. Eben dieser Verfolgung ist die listige und schnelle Haselmaus von ihm ausgesetzt. Sonst sucht er die großen und kleinen Vogelnester auf den Bäumen und Erdboden im Walde auf und trägt Eyer und Junge davon. Er erschleicht auch die alten Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner, Rebhühner, Fasanen, und andere große und kleine Vögel auf der Erde und auf den Bäumen, wenn sie schlafen. Eben so erlauscht er junge Hasen im Schlaf. Wenn er den Weg zur Schneide (Schneuß) erst einmal ausgemacht und sie glücklich ausgeplündert hat, so plündert er sie täglich. Einen Ebereschenbaum können etliche in kurzer Zeit ableeren, und wenn sie diese Nahrung haben, vergessen sie ganz, daß sie Raubthiere sind, so gut schmeckt sie ihnen. Sie trachten auch dem Honig sehr nach, und graben daher die Hummelnester auf. Von dem häufigen Genuß desselben soll ihr Balg Flecken bekommen, die von Jäger und Kürschner mit den Namen der Honigflecken belegt werden. Außerdem soll auch Hanfsaamen eine Delikatesse für sie seyn.

Fortpflanzung. Die Mutter gebiert mehrentheils in einem erweiterten und mit Moos weich ausgefüttertem Eichhörnchens- oder wilden Taubenneste, selten aber in einem hohlen Baume oder Felsenritzen ihre drey bis vier Junge. Sie wird in der letzten Hälfte des Jänners oder der ersten

Hälfte

Hälfte des Hornungs belegt, und trägt 9 Wochen, also bis zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils. Mütterlich sorgt sie für ihre Jungen, und raubt aus Besorgniß entdeckt zu werden, wie der Fuchs, nicht leicht nahe in der Gegend, wo ihre Jungen liegen. Diese machen sich nach sechs Wochen schon durch poßierliche Sprünge und Neckereyen auf den Bäumen lustig, und sind vorzüglich diejenigen Marder, welche die Jäger wegen ihres muntern Temperaments zähmen. Sie sind auch leichter zu erziehen, als die Hausmarder, da ihnen das Kriechen in den Winkeln der Häuser nicht wie jenen angebohren ist. Sie sind unermüdet im Spielen mit Hunden und Katzen, werden nicht leicht böse, wenn man sie nur ruhig fressen und schlafen läßt, und sind unter allen wilden Thieren, die man zum Vergnügen zähmt, die artigsten und angenehmsten. Sie sind im Stande zuweilen einen ganzen Tag hindurch zu schlafen, und ein andermal auch wieder eben so lange zu wachen. Im Schlafe legen sie sich, wie die Hunde, kugelrund zusammen.

Jagd. Diesen Thieren wird wegen ihres kostbaren Balges besonders im Winter von den Jägern nachgestellt, und sie verrathen sich durch ihre Fährte im Schnee, auf welchem Baume, oder in welcher Gegend sie sich aufhalten. Sie liegen dann meistentheils in einem Neste auf einem Baume, und wenn der Jäger, ohne daß sie ihn von weiten gewahr werden, nahe zu ihnen kömmt, so bleiben sie in ihrem Neste ganz stille liegen. Wenn er keine Flinte bey sich hat, und nur ein Kleidungsstück auf einen Stock neben den Baum stellt, so kann er sicher nach Hause gehen, das Gewehr holen, und bey seiner Rückkunft werden sie noch eben so stille, mit unverwendetem Blicke nach dem Stocke

mit der Kleidung sehend, liegen, und erschossen werden können. Wenn man sie mit einer kleinen Kugel erlegen kann, so schießt man sie nicht gern mit Schroten, die den vortreflichen Balg zerlöchern. Wenn sie Hunde hören, die ihnen nachsetzen, wenn sie sich auf der Erde befinden, so gehen sie ungestöhrt weiter fort, und fliehen nicht eher, bis diese ihnen ganz nahe sind, da sie dann erst auf einen Baum springen, sich auf einen Ast legen, und sie vorüber laufen sehen.

Außerdem werden sie mit Schwanehälsen und Tellerfallen, die man mit gebackenen Pflaumen, oder einem Stück Fleisch belegt, oder in Schlagbäumen, die man in ihre Gänge, entweder in die Höhe zwischen Bäume, oder auf den Erdboden aufstellt, und an deren Stellholz man einen Vogel bindet, gefangen. Sie in ein Garn, womit man eine Gegend umstellt, zu jagen, ist mißlich, und macht zu viel Mühe.

Nutzen. Der Balg dieses Marders ist eines der schönsten Rauchwerke, das gefärbt und ungefärbt, zu Frauenszimmermuffen, Palatinen, und andern Gebrämen gebraucht wird; Schade, daß er zuweilen bloße Flecken hat, welche die Jäger, wie schon oben ist erwähnt worden, dem Höniglekken zuschreiben. Der kleinste Theil des Felles, welcher sich längst dem Rücken bis zum Schwanzende erstreckt, wird für sehr kostbar gehalten. Auf den Gebürgen um Zobelberg in Mittelkrain giebt es sehr viele Märder, deren Felle man dem Zobel gleichhält.

Der Galle schreibt man die Kraft zu, daß sie mit Fenchelwasser vermischt, die Flecken an den Augen wegnehme, wenn man sie auf dieselben lege.

Der

Der Baummarder wird ferner den Wäldern nützlich, daß er die dem Saamen und jungen Holzungen so schädlichen **Eichhörnchen, Haselmäuse, und große und kleine Feldmäuse in Menge vertilget.** Weiter s. Nutzen des Feldmarders.

**Schaden.** Er tödet Auerhühner, Birkhühner und andere nützlichen Vögel, plündert ihre Nester, und erschleicht die jungen Waldhasen. Besonders wird er den Schneiden schädlich, die man nicht anders vor ihm sichern kann, wenn er einmal den Weg weiß, als daß man auf seinen Gang in die Höhe zwischen etlichen Bäumen einen Schlagbaum oder eine Schnellfalle mit einem angebundenen Vogel aufstellt.

**Nahmen und Verschiedenheiten.** Dieser Baummarder heißt auch Edelmarder, wegen seines guten Balges, Gold= Wald= Buch= Büchen= Busch= Fichten= Kiefer= Tannen= Birken= Espen= Vieh= Licht= und Feldmarder.

Mit dieser letzten Benennung wollen einige Jäger noch eine besondere Art bezeichnen, die sie auch den **Wildmarder** nennen. Er soll merklich größer, dunkelbräuner am Körper und gelber an der Brust seyn. Dabey soll er ganz allein und abgesondert in den Feldhölzern leben, sehr wild und scheu seyn, sich in hohlen Bäumen und Höhlen in der Erde aufhalten, und einen ganz vorzüglich schönen Balg haben. Man sieht leicht ein, daß hier ein alter Baummarder beschrieben wird, dem sein sicherer und ungewöhnlicher Aufenthalt diese Eigenschafften verschafft hat.

## (13) 3. Der Iltis.

Mustela Putorius. Lin.

Le Putois. Buff.

The Polecat. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Haare sind schwarzbraun; der Mund und der Rand der Ohren ist weiß.

### Beschreibung.

Dieses Raubthier, welches sich nicht so weit nach Norden erstreckt, wie der Marder und in Thüringen nicht selten ist, ist hier unter dem Namen Ratze bekannt. In seinen Sitten und in seiner Bildung ist es dem Marder ähnlich, nur kleiner, hat einen proportionirtern Kopf mit einer spitzigern Schnauze, einen kürzern Schwanz, dünnere, dunkelkastanienbraune Stachelhaare mit gelblichem Grund, und ganz gespaltene Füße. Seine Länge ist bis zum Schwanze 1 Fuß und 6 bis 8 Zoll; der Schwanz ist 7 Zoll lang und die Höhe beträgt 5 Zoll *). Der Kopf hat fast die Gestalt des Fuchskopfes, und die Breite desselben zwischen den Ohren bildet mit der Schnauzenspitze ein regelmäßig gleichseitiges Dreyeck. Die schwärzliche und trockene Nase und die Nasenlöcher sind vom Fuchs, so wie sein Gesicht ganz das listige Ansehen desselben hat. Der Mund hat äußerlich einen schwarzbraunen Katzenbart, und innerlich ein scharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden sich sechs rund und kurz zugespitzte Vorderzähne, von welchen der vordere auf jeder Seite der größte ist; dann folgt ein großer gekrümmter und abgestumpfter Eckzahn, und zuletzt vier Backenzähne, davon

*) Par. Ms. Körper 1 Fuß 5 Zoll; Schwanz 6 Zoll.

davon der vordere kaum merklich, und einzackig, der zweyte grösser und einzackig, der dritte der größte, breit und zweyzackig und der vierte ein gereifter wahrer Backenzahn ist. In der untern Kinnlade findet man sechs stumpfe vorwärtsliegende Vorderzähne, einen kürzern und krümmern Eckzahn als oben, und fünf Backenzähne, wovon der vordere sehr klein und stumpf, die zwey folgenden dreyeckig und einspitzig, der vierte zweyspitzig mit einem stumpfen Ansatze, und der fünfte sehr klein und rund ist. Zusammen 34; also 2 Zähne weniger als der Steinmarder. Die Zunge ist lang mit hinterwärts gekehrten Wärzchen. Die Augen sind groß, hervorstehend, dunkelbraun, und scharfsehend, und die Ohren kurz, breit und abgerundet. Der Hals ist stark und lang und der Rücken breit und etwas eingedruckt. Es hat kurze Füße und getrennte Zehen, die mit scharfen weißen Nägeln bewaffnet sind. Der Schwanz ist dickbehaart, büschlich, und grade ausgestreckt.

Der ganze Leib ist mit einem feinen Pelz von doppelten Haaren überzogen. Die kurzen Haare sind dicht, wollig und weiß oder lichtgelb, und die einzelnen längern an der Wurzel graulicht, und an der Spitze aus dem kaffebraunen ins glänzend schwarze auslaufend. Von weitem scheint es also im Winter auf dem ganzen Rücken schwarz zu seyn, im Sommer aber, wenn die längern Haare abgestoßen sind und ausfallen, und der gelblichte Grund mehr vorschimmert, einen gefleckten Balg zu haben. Sonst ist — die Theile einzeln betrachtet — der Mund, das Kinn, und der Rand der Ohren weiß oder weißgelb, und über den Augen bis zum Ohren läuft, der Breite nach, bis zum Backen herab ein weißer Streif. Der übrige Kopf hat bis zum Schenkel borstenar-

tige Haare und ist rothgrau. Am Oberhals scheinen die gel: lichten Wollhaare mehr durch, als auf dem Rücken, wo die stachlichen schwarzbraunen Haare nach dem Schwanze zu immer dichter stehen. Der Unterhals, die Brust, die Füße und der Schwanz sind ganz schwarz und unter dem Bauch läuft ein bräunlicher undeutlicher Streif nach dem Af: ter hin. Unter dem Schwanze hat das Thier zwey Drüs: chen, welche eine Feuchtigkeit in sich enthalten, die einen eckelsüßen Honiggeruch von sich giebt.

Sein gewöhnlicher Gang ist springend; es ist sehr be: hende, immer in Bewegung und durchsucht alles. Sein Geruch und Gesicht ist sehr fein, und in Aufsuchung und Erschleichung seines Raubes ist es listig. Gegen alles Geklirre und Wetzen mit eisernen Instrumenten hat es einen natürlichen Abscheu.

In der Begattungszeit ist sein Laut ein Knurren, und in der Gefangenschafft und zum Zorn gereitzt ein Kneffen, wie ein junger Hund. Es lebt 10 Jahre.

Das Weibchen sieht dem Männchen völlig gleich, aus: genommen, daß Mund und Ohren ganz weiß sind, und hat am Bauche vier Säugwarzen.

Aufenthalt. Der Iltis lebt in Wäldern, Feldern und Häusern. In Häusern hat er seinen Aufenthalt auf nie: drigen Böden, in Scheunen, und besonders gern in Holz: hausen. In den Wäldern wohnt er in hohlen Bäumen, und in der Erde in alten Fuchsbauen, unter den Wurzeln der Bäume, in Löchern, die er findet, oder sich selbst gräbt, oder unter zusammengefallenen Holzhaufen. In Feldern sucht er an Teichen und Flüßen die hölzernen Verschläge

der

der Ufer auf und verbirgt sich dahinter, oder gräbt selbst Höhlen in die Dämme, und hier hält er sich seiner Nahrung halber vorzüglich gern auf. Sonst trifft man ihn auch in dicken Hecken und Dornbüschen zwischen den Wurzeln und alten Stöcken eingegraben, und in verlassenen Hamsterbauen an. Er untergräbt auch oftmals die Scheunen, Ställe und Keller und wirft große Haufen, wie ein Hamster auf, woher von sein Name Hausunk herrührt. An solchen Orten verräth er sein Daseyn durch den üblen Geruch, den sein Harn und seine Exkremente von sich geben. Im Winter zieht er sich meist nach den Städten und Dörfern und besonders nach den Feldmühlen. Er klettert nicht mit so viel Geschick und Geschwindigkeit auf die Gebäude, wie der Marder, und besteigt nur selten die Bäume (bäumt).

Nahrung. Der Ratze ist beynahe eben so gefräßig und räuberisch, aber nicht so kühn, wie der Marder. Er geht eben so, wie dieser, vorzüglich des Nachts auf den Raub aus, und würgt Gänse, Enten, Hühner und Tauben, trägt sie fort und verzehrt sie ganz. Kömmt er in ein Hühner- oder Taubenhaus, so mordet er nicht, wie der grausamere Marder, alles darnieder, sondern ergreift den ersten besten Einwohner, würgt ihn, packt ihn im Genicke an, und eilt mit ihm nach seinem Schlupfwinkel hin. Hühner- und andere Vogeleyer trägt er unbeschädigt zu ganzen Haufen in seine Wohnung zusammen. Mäusefleisch liebt er im Sommer nicht sehr, und nur im Nothfall, und im Winter macht er Jagd auf Maulwürfe, Hamster, Ratten, Wassermäuse, Feld- und Hausmäuse; dafür hascht er lieber Frösche, und sammelt sich davon einen großen Vorrath in seiner Höhle, wie man beym Nachgraben findet. Er frißt auch Gartenschnecken

und Heuschrecken. Im Sommer streift er in den Feldern und Hölzern umher, um die Nester der Vögel, die auf der Erde nisten, als der Lerchen, wilden Enten, Wachteln, Fasanen, Auerhühner, Birkhühner, Haselhühner und Rebhühner aufzusuchen und zu plündern. Er gräbt sich auch in die Ställe und erwürgt die Kaninchen, durchnaget die Bienenstöcke oder wirft sie um, um das Honig zu genießen. Er geht auch fischen, besonders im Winter. Er entfernt sich dabey oft eine halbe Stunde weit von seiner Wohnung, und erlauert an den Bächen auf dem Eise und unter dem Eise, wie der Fischotter, die Fische, sonderlich die Forellen. In Hungersnoth nimmt er auch mit bloßen Mäusen, die unter dem Ufer wohnen, oder dahin kommen, um zu trinken, vorlieb.

Fortpflanzung. Der Trieb zur Begattung tritt bey diesen Thieren in der zweyten Hälfte des Februars ein, und bricht bey den Männchen, deren zuweilen etliche bey einem Weibchen zusammentreffen, in einem fürchterlichen Schreyen und Beißen aus. Das Weibchen trägt zwey Monate und wirft im April in seiner Höhle, am liebsten aber in Holz- und Reißighaufen in einem Neste von Stroh, Heu, oder Moos gewöhnlich vier, höchst selten sechs blinde Junge, die es sorgfältig säuget, ernähret und beschützet. Es ist oft dreiste genug bey einem ungewöhnlichen Geräusche vor seinem Schlupfwinkel, wo die Jungen liegen, hervorzugehen, und sich gegen seinen Feind zur Wehre zu stellen. Um nicht entdeckt zu werden, trägt die Mutter die Losung ihrer Jungen weit von ihrem Lager weg, so wie auch die Alten selbst, wo möglich, sich ihres gräulich stinkenden Unraths nicht in der Nähe ihres gewöhnlichen Aufenthalts entledigen. Die

Jun-

Jungen lassen sich zahm machen, und wenn man ihnen die Eckzähne bricht, und immer hinlängliche Nahrung reicht, thun sie am Hausgeflügel keinen Schaden *).

**Feinde.** Man findet Blasenwürmer, Egelwürmer (Fasciola) in ihnen.

**Fang.** Man fängt die Ratzen in Tellerfallen, die man in ihre Gänge legt, und da sie nicht so vorsichtig, wie die Marder sind, nicht den feinen Geruch haben und durch alle Löcher und Ritzen kriechen, so fängt man sie auch um desto leichter. Hierinne beissen sie sich gern das gefangene Bein ab, und zwar ohngescheut, so daß man zusehen kann, oder verscharren sich, wo sie können, mit der ganzen Falle, unter die Erde.

In Feldern und Wäldern geht man ihrer Fährte nach; (Tab. XIV. Fig. 7.) welche sich entweder in zwey Paar Spuren neben einander ausdrückt, wovon das hintere Paar näher zusam-

*) Ein Frauenzimmer in unserer Gegend durch die schöne Farbe und das artige Betragen der kleinen jungen Ratzen gereitzt, deren sie vier in einem Reißighaufen fand, nahm zwey Junge von denselben, und legte sie ihrer säugenden Katze an. Diese säugte und ernährte sie sorgfältig. Sie wuchsen und liefen mit ihrer Pflegemutter lange Zeit ohne Schaden zu thun, umher. Nach Verfluß eines halben Jahres aber wirkte ihr mörderischer Naturtrieb auf einmal so stark in ihnen, daß sie in einer Nacht aus Scherz das ganze Hühnerhaus schlachteten. Die unschuldigen Ratzen (denn man hätte ihnen nur die Zähne ausbrechen und sie nicht so frey herum laufen lassen sollen) wurden gleich des andern Morgens, da ihr Verbrechen bekannt wurde, beym Frühstück zum Tode verurtheilet und ersäufet.

zusammen steht und kleiner ist, als das andere, oder in einem Paar, das vorne und neben einander steht, und zwey einzelne Nachtritte von den Hinterfüßen hat, und eine ähnliche Figur mit der Hasenfährte macht. Diese Fährte führt gewöhnlich zu ihrem Aufenthalte, aus welchem man sie, wenn er erhaben ist, jagt und erschießt, oder, wenn er in der Erde ist, gräbt. Hier trifft man sie oft, mit einem Kranze von todten Fröschen umlegt, an, welches einen sonderbaren Anblick gewähret.

Die gewöhnlichen Iltisfallen werden aus Bretern gemacht. Man schlägt drey Breter, wie einen Kasten viereckig zusammen, so daß eins der Boden wird und die zwey übrigen die Seitenbreter abgeben. Höhe und Breite derselben ist ein Fuß. Oben wird eine Leiste, drey Zoll breit, quer herüber genagelt, welche die Seitenbreter zusammen hält, und woran die Deckbreter stoßen, die auf beyden Seiten, so lang, als der Kasten ist, reichen müssen. Diese sind entweder oben auf der Leiste durch Riemen befestiget, oder an den Seitenbretern mit Zapfen so eingepaßt, daß sie sich leicht auf und nieder bewegen, und vorne sind die Vorfallsbreter winkelrecht an ihnen befestiget, die den Kasten schließen, wenn inwendig die Zunge, welche mit Hühnereingeweiden, einem Ey, oder Vogel belegt, und mit zwey Leinen, die durch die Fallbeckel gezogen und am Stellholz befestiget sind, wie eine Mäusefalle aufgestellt ist, berührt wird. Eine solche Falle setzt man auf ihre gewöhnlichen Gänge hin.

Sie werden auch in Schlagbäumen, wie die Marder, und in Drathschleifen, zwischen welchen an einem Gäbelchen ein Vogel hängt, gefangen.

Man

Man umstellt auch ihre Höhlen, die man durch die Fährten im Schnee bemerkt, mit einem Iltisgarne, das die Gestalt des Hasennetzes mit engern Maschen hat. Man sucht sie alsdenn durch verschiedene Mittel, durch Hunde und dergleichen aus diesen Höhlen in das Garn zu stöbern, und todt zu schlagen.

Endlich, da man bemerkt hat, daß diese Raubthiere einen natürlichen Abscheu gegen das Wetzen eiserner Instrumente auf Steinen haben, und auf solche Personen, die in der Gegend ihres Aufenthalts eine solche Handlung vornehmen, mit einem Katzenbuckel, funkelnden Augen, fletschenden Zähnen und gräßlichem Zischen und Knurren in voller Wuth losgehen, so kann man sich derselben auch auf diese Art bemächtigen, daß man sie durch Wetzen eines Messers auf einem Stein aus ihren Winkeln herauslockt, und erschießet, oder todschläget.

Wenn sie von Hunden angefallen werden, so suchen sie sich gegen diese Feinde nicht nur durch heftiges Beißen mit gräßlichem Geschrey, sondern auch durch Bepissen ins Gesicht zu vertheidigen.

Nutzen. Als nützliche Raubthiere vertilgen sie die häufigen Feld- und Wassermäuse, Schnecken und Heuschrecken.

Ihr Fleisch, ob es gleich den Geschmack des Schwarzwildprets haben soll, und von dem Tschuwaschen gegessen wird, ist nur für den Liebhaber eßbar, und die Hunde verachten es sogar.

Der Balg verschafft, vier Wochen vor und nach Weihnachten, ein gutes Pelzwerk, indem sich die Haare nicht so leicht abtragen, wie der Füchse und Marder ihre, und auch

sein

sein Leder dicker ist. Doch wird er wegen seines übeln Geruchs, den er lange behält, wenn das Thier erzürnt oder in der Begattungszeit geschossen oder gefangen wird, seiner Güte ohngeachtet, nur als schlechtes Gebräme an die Mützen, Handschuhe und Müffe der Landleute, und selten zu Palatinen und Kleiderfutter gebraucht. Ein Hasenbalg ist jetzt theurer, als ein Iltisbalg. Die schwarzen langen Haare, sonderlich des Schwanzes geben die besten Mahlerpinsel.

In der Medicin brauchte man sonst das pulverisirte Blut, als ein schweißtreibendes Mittel, das Fett in gichterischen Anfällen und Steinschmerzen, und das Fleisch wider den Schlangenbiß.

Der gezähmte Iltis wird, wie das Frettchen, auch gebraucht, die Kaninchen aus ihren Bauen zu jagen.

Schaden. Der Schaden, den dieß Thier anrichtet, ist groß. Es ist ein gefährlicher Feind des Hausgeflügels, und der Feld- und Waldvögel, die auf der Erde nisten. Die Kaninchen tödet es, die Bienenstöcke ruinirt es, und die Forellenbäche fischt es aus.

Benennungen. Es ist nur eine Art bekannt, welche in Thüringen Ratze, anderwärts aber Iltis, Eltis, Ilk, Ulk, Elske, Elbthier, Ellenkatze, Stinkthier, Stänker, Stänkerratz, stinkende Wiesel, Teufelskind, Hausunk, Unke, Illing, Buntsing und Molling, auch Iltismarder heißt, und manchmal in der Farbe eine Abänderung, nämlich den braunen Ratz giebt, dessen Stachelhaare anstatt fast schwarz zu seyn, dunkelbraun sind. Es ist dieß mehrentheils ein sehr alter Iltis.

## (14) 4. Das Frett.

Mustela Furo. Lin.

Le Furet Putois. Buff.

The Ferret. Penn.

(Tab. V.)

### Kennzeichen der Art.

Die Haare des Körpers sind weißlichgelb, und der Stern im Auge roth.

### Beschreibung.

Dieses Thier wird in Deutschland, und auch in Thüringen wegen seines Nutzens, als ein zahmes Hausthier, erzogen. Seine Größe beträgt 1 Fuß 4 Zoll, und der Schwanz ist etwas über die Hälfte des Leibes lang *). Die größte Aehnlichkeit hat es mit dem Iltis, außer daß der Leib gestreckter, schlanker, der Kopf schmäler, und die Schnauze spitziger ist. Es hat, wie der Iltis, 34 Zähne. Die Augen sind groß, trübe, und blaß- oder hellroth; die Ohren weit, rund und aufrecht; die Füße niedrig, und mit weissen Krallen versehen. Die Farbe ist im Grunde blaßgelb, und oben mit weiß überlaufen; doch leidet sie auch Abänderungen, so wie bey den andern Hausthieren, und es soll auch Frette, besonders männliche, geben, deren längere Rückenhaare, wie am Iltis, an den Spitzen kastanienbraun sind, und die am Kopfe weiße Zeichnung haben, und schäckige.

Das Weibchen ist merklich kleiner, als das Männchen.

Es ist ein gelehriges, aber zorniges Thier, hat ein lebhaftes und feuriges Auge, große Leichtigkeit in seinen Bewegungen, viele Stärke, lernt aber seinen Herrn schwer- ken-

*) Par. Ms.: Körper 1 Fuß 2 Zoll; Schwanz 7 Zoll.

kennen, schläft oft und tief, und riecht, besonders im Affecte, stark nach Bisam. Es murrt, und lebet 12 bis 14 Jahre.

**Aufenthalt.** Sein ursprüngliches Vaterland ist Afrika; es wird aber jetzt in allen gemäßigten Ländern von Europa, wo es wilde Kaninchen giebt, gefunden. Man hält es in Tonnen und Kisten, worin man ihm ein Lager von Werg bereitet.

**Nahrung.** Wenn es zahm ist, füttert man es mit Semmel, Brod, Kleye und Milch, und es frißt sehr viel; denn es schläft entweder oder frißt. Man giebt ihm aber auch zuweilen einige Kaninchen und Vögel Preiß, welchen es das Blut aussauget, und kurz darauf sehr böse wird. In der Wildniß soll es kleine vierfüßige Thiere, Fische, Vögel, Schlangen und Honig, verzehren. Es faßt seinen Raub gewöhnlich beym Halse, und weiß ihm das Blut sehr geschickt auszusaugen.

**Fortpflanzung.** Das Frett begattet sich bey uns zweymal im Jahre. Das Weibchen sucht in der Brunst sehr begierig die Gesellschafft des Männchens, trägt 6 Wochen, und bringt 5 bis 9 blinde Jungen zur Welt, die es zuweilen gleich wieder verzehrt. Die Jungen öffnen die Augen erst nach 3 Wochen. Es soll sich auch mit dem Iltis vermischen, und eine braunhärige Bastardart hervorbringen.

**Nutzen.** Bey uns schränkt sich der Nutzen dieser Thiere bloß auf die Kaninchenjagd ein, da man sie in den Bau dieser unterirdischen Bewohner mit einem Schellchen am Halse, um diesen eine desto größere Furcht einzujagen, schicket, und letztere in vorgestellte Netze laufen läßt. Sie sind die natürlichen Feinde derselben, und diese werden daher

auch

auch bey ihrem nahen Anblick mit einer solchen Furcht befallen, daß sie sich gleich, ohne auf Rettung zu denken, ergeben. Man versieht auch diejenigen, von welchen man weiß, daß sie die Kaninchen gern in ihren Höhlen fressen, mit Maulkörben.

In Frankreich hat man sie gewöhnt, die Vogelnester mit ihnen ausnehmen zu können.

Schaden. Sie fangen allerhand nützliche Thiere, und saugen ihnen das Blut aus.

Nahmen. Furett, Frettels, Frettchen, wilde Wiesel, weiße Wiesel, Kaninchenwiesel, Kaninchenjäger (Frettmarder.)

## (15) 5. Das (große) Wiesel.

Mustela Erminea. Lin.
Le Roselet ou L'Hermine. Buff.
The Stoat or the Ermine. Penn.
(Tab. VI.)

### Kennzeichen der Art.

Die Schwanzspitze ist jederzeit schwarz.

### Beschreibung.

Der Bau dieses schädlichen Thieres, das sich vorzüglich über den kalten und gemäßigten Theil der Erde verbreitet hat, ist geschmeidig und schlank; der dicke Kopf und lange Hals verunstaltet aber seine übrige Schönheit. Sein Gesicht hat außerordentlich muntere Züge, so wie sein ganzes Betragen munter und keck ist. Die größte Größe des Kör-

 pers

pers betragt 1 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 6 Zoll, und die Höhe 2 1/2 Zoll *).

Der zwey Zoll lange Kopf ist so dick, als der Leib, und läuft erst kurz vor dem Mund spitzig zu. Der obere Kiefer ragt über dem untern hervor. Die Nase ist stumpf und gefurcht; der Mund weit offen und mit einem nach der Seite herabhängenden Knebelbarte besetzt. In beyden Kinnladen stehen vorne sechs Vorderzähne, wovon die obern keilförmig, die untern aber breite Schneidezähne sind, deren zweyter ganz inwendig außer der Reihe liegt. Vier Eckzähne, wovon die untern zwey besonders sehr lang und eingekrümmt sind. Oben vier Backenzähne auf jeder Seite. Die vordern zwey sind sehr klein, einspitzig und dreyeckig, der zweyte ist groß und bildet eine lange scharfe Wand, und der vierte ist ein kleiner runder wahrer Backenzahn. In der untern Kinnlade stehen fünf Backenzähne, wovon die zwey vordern klein sind und vorwärts liegen, der dritte gerade und spitzig, der vierte lang und scharfkantig, und der fünfte ein wahrer Backenzahn ist. Die Zunge ist glatt und gefurcht. Die Augen sind klein, schwarz, funkelnd, stehen weit vorne im Gesicht, und sind sowohl vor dem innern Augenwinkel, als über dem obern Augenliede mit langen Bartborsten versehen. Die fast glatten Ohrlappen sind kurz, breit, abgerundet, durch eine auswärtsliegende Falte gleichsam verdoppelt und fest am Kopf anliegend. Die Ohren, deren innere Höhle sehr weit, und mit einigen sehr merklichen Hervorragungen versehen ist, stehen weit van den Augen ab und etwas niedriger. Der Hals ist lang, proportionirter im Verhältniß gegen den Körper,

*) Pat. Ms.: Länge des Körpers etwas über 1 Fuß; Schwanz 5 Zoll.

ser, als am Marder, kaum dünner, als der Kopf und Leib, und erhebt sich vorwärts unmerklich. Der Leib ist von einerley Dicke, läuft grade aus, und steht nur bey den Hinterschenkeln etwas erhabener. Durch dieß Verhältniß des Halses gegen den Kopf ist das Thier im Stande durch alle Klüfte und Ritzen zu schlüpfen, durch welche es den Kopf durchpressen kann. Den abgestumpften Schwanz trägt es, wenn es ruhig geht, grade aus, in der Flucht aber auswärts gewölbt. Die Beine sind kurz, die Füße fünfzehig, scharfnägelicht, und der Daumen an den Hinterfüßen ist kurz und versteckt. Die unter dem After liegende Bisamdrüschen verbreiten ihren unangenehmen Geruch sehr weit.

Die Haare des Körpers sind kürzer, als beym Marder und Iltis, und nur der Schwanz endigt sich in einen langen Haarbüschel. Die Farbe ist bey diesem Wiesel sehr verschieden. Die gewöhnlichste der obern Fläche des Körpers bis zu den Füßen ist die dunkelbraune, graubraune, leberfarbene oder karmelete, die sich in den drey Sommermonaten, wenn sich die Stachelhaare verlieren, und die Haarspitzen abgestoßen sind, ins hellbraune, röthliche oder fuchsrothe verwandelt. Der Grund ist röthlich weiß. Der Unterleib ist gelb oder weiß; die vordern Fußzehen, und das Kinn sind allzeit weiß; die Ohrkanten und Hinterfüße aber nicht immer. Beynahe die ganze äußerste Hälfte des Schwanzes ist schwarz. Der Kopf hat immer eine dunkelere Farbe, als der Rücken, die Schnauze ist schwärzlich, und der Bart gelb, weiß und schwarz.

Eine andere große Verschiedenheit in der Farbe macht die weiße Wiesel. Sie wird Sommer und Winter ohne merkliche Veränderung, wenn wir nicht das gelblichte des abge-

nutzten Balges in den heißesten Sommertagen so nennen wollen, schneeweiß gefunden, hat nur die schwarze Schwanzspitze und ist zuweilen am Kopfe, Brust und Schnauze mit einem schwärzlichen Strich oder Punkt gezeichnet.

Diese beyden Hauptvarietäten, welche in nichts, als in der Farbe, von einander abweichen, begatten sich nun unter einander, und daraus entsteht denn die große Mannigfaltigkeit in Rücksicht der Farbe der Wieseln. Man findet nämlich Wieseln, die außer einem braunen Streif über dem Rücken und der schwarzen Schwanzspitze ganz weiß sind; (s. Tab. VI.) andere deren Rücken hellfuchsroth, und der ganze Unterleib, die Kehle zuweilen ausgenommen, hochschwefelgelb ist; wieder andere, deren dunkler Oberleib von dem hellen Unterleibe durch einen schwefelgelben Streif geschieden ist; noch andere, welche am Kopf etliche schwärzliche oder braune Striche in Gestalt eines Kreuzes, und am Ende des Rückens einen Streif von eben der Farbe haben, und sonst weiß sind; und zuletzt auch geschäckte *).

Die

*) Die Farbe ist wie bey den Eichhörnchen verschieden. Man merke hier wohl, daß dieß Sommer- und Winterfarbe der Wiesel ist, und daß wenigstens in Thüringen die große Verwandelung der Farbe aus dem braunen ins weiße, so wie bey allen hiesigen Thieren, also auch bey den Wieseln nicht statt findet. Die schwarzen Eichhörnchen sind Sommer und Winter schwarz, und die braunen Sommer und Winter braun, und eben so sind zu allen Jahrszeiten die braunen Wiesel braun und die weißen weiß, wenn man die kleinen Abweichungen die in der Härung vor sich gehen, abrechnet. Da diese Thiere vor dem Thüringerwalde nicht selten sind, so kann man diese Beobachtungen beständig machen. Es ist bey uns nichts ungewöhnliches,

Die Weibchen scheinen einen etwas schlankern Körperbau, dünnern, spitzigern Kopf zu haben, und sind auf jeder Seite des Bauches mit 5 Säugwarzen versehen.

Das Naturel dieser Thiere ist munter, furchtsam und grausam. Alle ihre Handlungen verrichten sie mit ungemeiner Schnelligkeit und Gewandheit. Sie ersteigen die Bäume so geschickt, wie die Eichhörnchen, und können geraden Wänden hinauf laufen. Durch alle Ritzen, welche ihrem Kopfe nicht zu enge sind, können sie kriechen. Sie schwimmen mit großer Leichtigkeit über Bäche und Flüße, die ihnen auf ihren Wegen aufstoßen. Sie spielen gern entweder allein mit lebendigem Raube, indem sie ihn loslassen und wieder fangen, oder mit ihres Gleichen, indem sie sich aus einer Höhle in die andere, oder von einem niedrigen Baume z. B. Weidenbaume zum andern jagen, und machen Männchen, wie die Hasen. Mit den Raben leben sie in Antipathie, und werden von ihnen, wenn sie sich sehen lassen, mit großem Geschrey verfolgt. Sie quicksen fast wie die Spitzmäuse. Ihr Leben soll nicht länger als 6 Jahre dauern.

Aufenthalt. Die Wiesel halten sich in Wäldern und Feldern auf. In Wäldern findet man sie ohne Unterschie-



liches, daß die Ackerleute im Frühjahr und Sommer ganze Nester von lauter weißen jungen Wieseln, wenn sie weiße Eltern haben, und von gemischter Farbe, wenn die Eltern von verschiedener Couleur sind, ausackern, und es begegnen dem, der in Thüringerwald an den Waldbächen, die sich durch Wiesen schlängeln hingeht, Sommer und Winter rothe, braune, weiße und nach den oben angegebenen Farben gezeichnete Wieseln.

Mutter verläßt sie unter 4 Monaten nicht. Sie trägt dieselben bey bemerkter Gefahr von einem Orte zum andern, und lehrt ihnen an lebendigen kleinen Thieren, welches mehrentheils Mäuse sind, ihren Raub fangen und tödten. Die Jungen vertreiben sich lange die Zeit mit einer lebendigen Maus, die ihnen ihre Mutter gebracht hat, ehe sie ihr den tödlichen Biß versetzen, und man findet fast immer eine oder etliche Mäuse, wenn man ein Nest mit jungen Wieseln zerstöhrt, welche noch leben und ihre Freyheit wieder erlangen. Wenn sie den Stöhrungen der Menschen, Hunde oder Katzen nicht ausgesetzt sind, und z. B. in den hohlen Aesten eines alten Baumes liegen, so lassen sie sich die Wartung ihrer Mutter so lange gefallen, bis sie ihr fast an Größe gleich sind, und nehmen nur zuweilen kleine Spaziergänge und Spiele auf ihrem Baume oder in ihrer Nachbarschaft vor. Sie lassen sich zähmen.

**Feinde.** Ihre größten Verfolger sind die wilde und zahme Katze und unter den Hunden vorzüglich der Spitz.

**Fang.** Ein Hauswirth kann diese unangenehmen Gäste, die zuweilen im Winter seinen Taubenschlag und Hühnerhaus besuchen, an der Fährte spüren (Tab. XIV. Fig. 5. a.), welche sich in der Flucht in zwey und zwey Fußstapfen neben einander, wie beym Marder, oder in ihrem springenden Gange in drey schwachen Spuren ausdrückt, wovon eine fast in der Mitte nachstehet, und mit den vordern zweyen gleichsam ein Dreyeck bildet. Die Hunde entdecken ihren Aufenthalt leicht wegen ihres und ihrer Excremente Gestankes. Man hetzt ihnen auch dieselbe an; allein es müssen gute Hunde seyn, die sie angehen sollen, so heftig beißen sie um sich. Vor ihre Schlupfwinkel legt man ihnen Fallen

und

und Schlingen. Die Wieselfalle kirrt man mit gewelktem Obst, das in Honig gekocht ist, und die Schnellfalle mit einem Ey oder Vogel. Wenn man den Ort ihres Aufenthalts weiß, so können sie auch mit der Flinte, besonders zur Zeit der Begattung, wo sie beständig vor ihren Höhlen spielen, erlegt werden.

Will man ihre Vertilgung blos ihres Schadens halben, so darf man nur ein Ey nehmen, dasselbe mit Gift, als Quecksilbersublimat füllen, und an den Ort legen, wo man sie gespürt hat, oder man verstopft auch, wenn man ihren Erdbau weiß, alle Ein- und Ausgänge außer einem, der am höchsten liegt, und ersäuft sie mit Wasser, das man hineinschüttet.

Nutzen. In der Natur tragen sie als Raubthiere sehr viel bey, das Gleichgewicht unter den Mäusen und Maulwürfen bey ihrer zu starken Vermehrung zu erhalten. In Norwegen kriechen sie den schlafenden Bären in die Ohren, beißen sich fest ein, daß sie nicht abgeworfen werden können; diese fangen alsdenn an wie wüthend herum zu laufen, und stürzen zuletzt, abgemattet und schwach zur Erde hin, und sterben.

Der Balg der Rothbraunen wird kaum zu Unterfutter benutzt, desto kostbarer aber ist der Balg der weißen. Allein von den thüringischen und deutschen weißen Wieseln bekommt ihn der Kürschner nur selten zu seiner Bearbeitung als Pelzwerk, indem er von den Landleuten zur Vertreibung des Geschwulstes, besonders an den Eitern der Kühe, und bey schwindenden Gliedern, wie man sagt, mit dem besten Erfolg gebraucht wird. Die mehresten und besten Hermelinfelle kom-

der Holzart in den Gegenden, wo Flüsse und Bäche durchlaufen, und Wiesen oder leere Haiden in der Nähe sind *). Sie wohnen da in den trocknen Ufern, in hohlen Bäumen, in Felsen- Stein- und Erdklüften, und auf den Wiesen und Haiden in Maulwurfsbauen. Im Felde findet man sie ebenfalls mehr an den Ufern der Flüsse. Sie lieben vorzüglich die Ufer, welche mit hohlen Weidenbäumen besetzt sind, und schlagen in jenen sowohl, als in diesen ihre Wohnung auf. Doch findet man sie auch in den Wiesen und Rainen der Aecker, wo sie die Maulwürfe und Erdwölfe aus ihren Höhlen vertreiben, und sich dieselben nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Eine solche Wohnung hat denn wenigstens vier Eingänge, die in der Mitte zu einem erweiterten Platze führen, der mit Moos, Gras und andern Genisse ausgefüttert, und das Schlafgemach ist. Man trifft sie auch in alten Mauern, Steinhaufen, und in den hohlen Stämmen und Aesten der einzelnen Feldobstbäume an. Im Winter besuchen sie zuweilen die Wohnungen der Menschen, und halten sich in Scheunen, Ställen und Kellern auf, seltner aber im Sommer, die Gebäude müßten denn alt seyn und einzeln im Felde und Walde liegen.

Nahrung. Diese Thiere nähren sich vorzüglich von denn verschiedenen großen und kleinen Mäusearten. Der Erdwolf, Maulwurf und die Wanderratten haben einen großen Feind an ihnen; sie suchen nicht allein ihre Nester auf und verzehren die Jungen, sondern fangen auch die Alten. Sie sind große Liebhaber von Eyern, und saufen sie daher den Haus- Auer- Birk- Hasel- und Rebhühnern, Fasanen, Tauben und vielen andern Vögeln aus. Sie erklettern in dieser

*) Doch vorzüglich in Birkenwäldern.

ser Absicht die Vogelnester auf den Bäumen und Sträuchern und klimmen sehr geschickt von einem zum andern springen. Allein sie begnügen sich nicht allein mit den Eyern; sondern rauben auch die Jungen; ja sie erschleichen die alten Vögel, als Hühner, Tauben, Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Auerhühner, Birkhühner u. d. g. im Schlaf, fassen und töden sie im Genicke und saugen ihnen das Blut aus. Junge und alte Hasen und Kaninchen, ja sogar junge Rehe werden von ihnen im Schlaf angefallen. Sie beißen sich im Genicke ein, das Thier läuft, wie wüthend, mit ihnen davon, bis es ermüdet hinsinken muß; der kleine Feind durchfrißt ihm die Halsflechsen und tödet es auf diese Art *). Die Beute, die ihnen nicht zu schwer ist, tragen sie in ihre Wohnung. An stillen einsamen Orten gehen sie am Tage, so wie des Nachts ihrem Raube nach; an unsichern aber vorzüglich in der Abend- und Morgendämmerung, und beym Mondenschein die ganze Nacht hindurch.

Fortpflanzung. Es scheint, als wenn sie, wider die Regel der Raubthiere, paarweise lebten; denn man findet in einem gewissen Distrikte fast nur immer ein Männchen und ein Weibchen. Die Zeit der Begattung (Ranzen, Laufen) ist im März. Die Mutter trägt ohngefähr 5 Wochen, und bringt im April und Anfang des Mayes drey bis acht Junge zur Welt. Sie bereitet sich in einem hohlen Baume, in einer leeren Maulwurfs- oder Erdwolfswohnung, oder in einer andern Kluft ein Wochenbett von Wolle, Federn, Moos und Gras. Die Jungen sind 9 Tage blind und die

[illegible]

*) Vor etlichen Jahren sahe ein Förster auf dem Thüringerwalde einen [illegible] mit einem jungen Rehe.

Mutter verläßt sie unter 4 Monaten nicht. Sie trägt dieselben bey bemerkter Gefahr von einem Orte zum andern, und lehrt ihnen an lebendigen kleinen Thieren, welches mehrentheils Mäuse sind, ihren Raub fangen und tödten. Die Jungen vertreiben sich lange die Zeit mit einer lebendigen Maus, die ihnen ihre Mutter gebracht hat, ehe sie ihr den tödlichen Biß versetzen, und man findet fast immer eine oder etliche Mäuse, wenn man ein Nest mit jungen Wieseln zerstöhrt, welche noch leben und ihre Freyheit wieder erlangen. Wenn sie den Stöhrungen der Menschen, Hunde oder Katzen nicht ausgesetzt sind, und z. B. in den hohlen Aesten eines alten Baumes liegen, so lassen sie sich die Wartung ihrer Mutter so lange gefallen, bis sie ihr fast an Größe gleich sind, und nehmen nur zuweilen kleine Spaziergänge und Spiele auf ihrem Baume oder in ihrer Nachbarschaft vor. Sie lassen sich zähmen.

**Feinde.** Ihre größten Verfolger sind die wilde und zahme Katze und unter den Hunden vorzüglich der Spitz.

**Fang.** Ein Hauswirth kann diese unangenehmen Gäste, die zuweilen im Winter seinen Taubenschlag und Hühnerhaus besuchen, an der Fährte spüren (Tab. XIV. Fig. 5. a.), welche sich in der Flucht in zwey und zwey Fußstapfen neben einander, wie beym Marder, oder in ihrem springenden Gange in drey sichtbaren Spuren ausdrückt, wovon eine fast in der Mitte nachstehet, und mit den vordern zweyen gleichsam ein Dreyeck bildet. Die Hunde entdecken ihren Aufenthalt leicht wegen ihres und ihrer Excremente Bisamgeruchs. Man hetzt ihnen auch dieselbe an; allein es müssen gute Hunde seyn, die sie angehen sollen, so heftig beißen sie um sich. Vor ihre Schlupfwinkel legt man ihnen Fallen

und

und Schlingen. Die Tellerfallen ködert man mit gewelktem Obst, das in Honig gekocht ist, und die Schnellfallen mit einem Ey oder Vogel. Wenn man den Ort ihres Aufenthalts weiß, so können sie auch mit der Flinte, besonders zur Zeit der Begattung, wo sie beständig vor ihren Höhlen spielen, erlegt werden.

Will man ihre Vertilgung bloß ihres Schadens halben, so darf man nur ein Ey nehmen, dasselbe mit Gift, als Quecksilbersublimat füllen, und an den Ort legen, wo man sie gespürt hat, oder man verstopft auch, wenn man ihren Erdbau weiß, alle Ein- und Ausgänge außer einem, der am höchsten liegt, und ersäuft sie mit Wasser, das man hineinschüttet.

Nutzen. In der Natur tragen sie als Raubthiere sehr viel dazu bey, das Gleichgewicht unter den Mäusen und Mauswürfen bey ihrer zu starken Vermehrung zu erhalten. In Norwegen kriechen sie den schlafenden Bären in die Ohren, beißen sich fest ein, daß sie nicht abgeworfen werden können; diese fangen alsdenn an wie wüthend herum zu laufen, und stürzen zuletzt, abgemattet und schwach zur Erde hin, und sterben.

Der Balg der rothbraunen wird kaum zu Unterfutter benutzt, desto kostbarer aber ist der Balg der weißen. Allein von den thüringischen und deutschen weißen Wieseln bekommt ihn der Kürschner nur selten zu seiner Bearbeitung als Pelzwerk, indem er von den Landleuten zur Vertreibung des Geschwulstes, besonders an den Eitern der Kühe, und bey schwindenden Gliedern, wie man sagt, mit dem besten Erfolg gebraucht wird. Die mehresten und besten Hermelinfelle kommen,

men aus Rußland, Sibirien, Norwegen, Lappland, und dem hintersten Litthauen, und der Zimmer kostet 24 bis 30 Thaler. Je größer, weißer, dichter von Haaren und feiner vom Leder sie sind, desto höher ist ihr Werth. Sie werden zu Unterfutter, Müffen, Aufschlägen und Pelzen verarbeitet, und unter letztern sind die kostbarsten diejenigen, welche aus Hermelinschwänzen zusammengesetzt sind. Schade, daß dieß Pelzwerk mit der Zeit ins gelbliche verschießt.

Ein sonderbares sympathetisches Arzeneymittel sind diese weißen Felle den Tataren um Ust-Kemtschuk wider alle Krankheiten. Der Kam oder Priester trägt ein solches Fell, das metallene Augen hat, bey dem Kranken um den Hals und trommelt dabey beständig sehr heftig. Dieß allein hält man schon für hinlänglich den Kranken zu heilen.

Das Fell gebrauchen die Thüringerwaldbewohner zur Erweichung der Geschwüre und Vertreibung der Geschwülste.

Schaden. Dieser ergiebt sich aus ihrer Nahrung.

## Verschiedenheiten und Namen.

1) Das gemeine rothe Wiesel, graue, braune Wiesel, Feld- und Waldwiesel.

2) Das (thüringische) Hermelinwiesel, weiße Wiesel, (Hermelinmarder) das seine Farbe Sommer und Winter behält.

Aus diesen Hauptvarietäten entstehen noch mehrere Abänderungen in der Farbe, die aus jenen zusammengesetzt sind, worunter vorzüglich

3) das Schäckchen, schäckige Wiesel, noch merkwürdig ist.

## (16) 6. Das Hermännchen. *)

Mustela vulgaris. Lin.

La Belette. Buff.

The common Weesel. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist mit dem Oberleibe einfarbig und ohne Haarbüschel.

### Beschreibung.

Die Gestalt dieses Thieres, das sich auf eben dem Erdstrich verbreitet hat, wie das vorhergehende, und in Thüringen ebenfalls nicht selten ist, unterscheidet sich von jenem bloß in Ansehung der Größe, und Form und Kürze des Schwanzes merklich. Seine Länge beträgt 7 Zoll. Der Schwanz hält 1 3/4 Zoll und die Höhe 1 1/2 Zoll. **)

Der halbzolllange Kopf hat mit dem Hals und Leibe fast einerley Dicke und ist breitgedruckt. Der Mund hat dasselbe scharfe Gebiß, wie das vorhergehende Wiesel. Die Ohren, welche kurz, breit, abgerundet und nach außen zu am Rande umgebogen sind, stehen tief, in der Mitte des Kopfes und weit entfernt von den kleinen schwarzen blitzenden Augen. Der Hals ist lang und dick, und steht mehr in die Höhe, als bey dem großen Wiesel. Der Leib läuft grade aus. Der Schwanz

*) Ich gebe dem kleinen Wiesel diesen thüringischen Namen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß durch die Benennungen groß und klein, wenn verschiedene Arten damit bezeichnet werden, in der Naturgeschichte gar zu leicht Verwirrung entsteht.

**) Par. Ms. Körper 6 Zoll 3 Linien; Schwanz 1 Zoll 7 Linien; Höhe 1 Zoll 5 Linien.

Schwanz ist kurz, und wird von der Wurzel an immer spiz-
ziger ohne einen merklichen Haarbüschel. Die Beine sind kurz und dünne; die Füßchen zart mit scharfen Nägeln bewaffnet. Unter dem After befinden sich zwey Drüschen, die keinen so unangenehmen, aber einen viel stärkern Bisamgeruch von sich geben, als bey dem großen Wiesel.

Der ganze Oberleib mit den Beinen und Füßen hat eine graubraune Farbe, die im Sommer etwas heller oder röther wird. Die Grundfarbe ist röthlich aschgrau. Vom Rande des Oberkiefers an bis zu den Hinterschenkeln ist der Unterleib schneeweiß, und zwar an dem Halse und Brust breiter, als am Bauche. Hinter jedem Mundwinkel steht ein kleiner eyrunder Flecken im weißen, der die Farbe des Rückens hat, und dergleichen Punkte finden sich auch oft am Bauche. Die Barthaare, die am Rande der obern Kinnlade und vor und über den Augen stehen, sind gemischt weiß und braun. *)

Das Weibchen scheint durch nichts merklich vom Männchen unterschieden zu seyn. Es hat acht Säugwarzen.

Diese Thierchen sind sehr munter und flüchtig. Bey ihrem schnellen Laufe ist der Kopf beständig in Bewegung nach allen Seiten hin. Sie klettern und schwimmen geschickt, durchkriechen und durchsuchen alle Winkel und Löcher, die ihnen aufstoßen. In der Angst lassen sie einen heisern, quickenden Ton von sich hören. Sie sollen das Alter der vorhergehenden Art erreichen.

Auf-

*) Ganz weiße Hermännchen werden meines Wissens niemals in Thüringen angetroffen.

Aufenthalt. Sie halten sich mehr und lieber in Gebäuden auf, als die großen Wiesel. Man findet sie daher mehrentheils in den Ritzen der alten Mauern, auf den Böden zwischen den Wänden, in Kellern, Scheunen und Ställen. Doch werden sie auch nahe an Dörfern und Städten in Steinhausen, Steinbrüchen, unter hohlen Ufern, unter hohlliegenden Baumwurzeln, in hohlen Baumstämmen, und in Gärten in den Maulwurfshöhlen angetroffen. Im Winter begeben sie sich mehrentheils alle nach den Wohnungen der Menschen, und es ist merkwürdig, daß sie alsdenn gern die Abzüge der Häuser beziehen, vielleicht weil sie sich hier am sichersten glauben.

Nahrung. Dieses kleine Wiesel ist fast eben so raubsüchtig, als das große. Es ist ein vorzüglich gefährlicher Feind für die alten und jungen Tauben und die Küchlein. Die jungen Tauben, Hühner und andere Vögel trägt es mit sich fort, wenn es dieselben todgebissen hat, den alten saugt es mehrentheils nur bloß das Blut aus, und läßt sie alsdenn liegen. Es scheint als wenn dieß Raubthier die große Halsschlagader sehr genau zu treffen wüßte, denn man findet an einer von ihm getödeten Taube weder Quetschung noch Wunde, außer den vier Löchelchen von den Eckzähnen, die kaum merklich sind. Es säuft nicht allein den Hühnern und Tauben, sondern auch allen Vögeln, zu deren Nest es gelangen kann, die Eyer aus. Die kleinern trägt es einzeln fort in seine Höhle, und von den größern sättiget es sich auf der Stelle. Haus- Wald- und Feldmäuse, Wasserratten, Maulwürfe, Wander- und Hausrattenköpfe sind seine vorzüglichsten Speisen. Die Maulwürfe und Wasserratten sucht es, vermöge seines feinen Geruchs, in ihren Löchern auf und

tödet

über sie, daher es auch oft in den aufgestellten Maulwurfs-fallen gefangen wird. Es soll auch die Bruchschlangen (Blind-schleichen) Eidechsen und Frösche gern fressen. Es geht vorzüglich des Nachts seinem Raube nach.

Fortpflanzung. Sie begatten sich in der letzten Hälfte des Märzmonates. Die Wieselmutter trägt ohngefähr 5 Wochen, und bringt auf einem Bette, das sie sich aus Heu, Laub, Moos und andern weichen Materialien verfertiget, in einem unzugänglichen Winkel ihre blinden Jungen zur Welt, deren mehrentheils fünfe sind. Sie trägt dieselben am Halse, wenn sie Gefahr ahndet, aus einem Winkel in den andern, säugt sie lange, und ernährt sie alsdenn noch etliche Monate mit Haus- Wald- und Feldmäusen, die sie ihnen lebendig bringt. Sie sehen mehr grau, als roth aus, und können gezähmt werden *).

Feinde. Die Katzen und Hunde verfolgen diese Thiere.

Fang. Ihre Fährte (Tab. XIV. Fig. 5. b.) machen sie der vorhergehenden Art vollkommen gleich, nur kleiner. Man fängt sie in den kleinen eisernen Mäusefallen mit Bie-geln, an welche man eine Maus, einen Vogel, oder eine abgekochte gewelkte Pflaume heftet. Sie sind auf ihren Raub so erbittert, daß man sie oft mit einer Maus im Munde fängt, welche sie ohngeachtet ihres Schmerzes nicht fahren lassen, sondern bis in Tod fest halten.

Da

*) Die alten sagten, die Mütter gebähren sie aus dem Munde, weil sie, wenn man sie zur Heckzeit am Tage laufen sieht, entweder ein Junges oder eine Maus im Munde tragen.

Da sie außer ihrer Begattungszeit selten am Tage ausgehen, so kann man sie auch nur während derselben mit der Flinte erlauern.

Nutzen. Den größten Nutzen leisten sie in Vertilgung der verschiedenen Mäusearten und der Maulwürfe. Außerdem wird nur ihr Fleisch von den Mexikanern genossen, und den Balg benutzt kaum der Kürschner zu Unterfutter; sonst wird nichts von ihnen gebraucht.

Schaden. Den Schaden, welchen sie stiften, sieht man aus ihren Nahrungsmitteln, die sie brauchen; doch überwiegt ihn ihr Nutzen, der eben daraus erkannt wird, sehr weit. Um sie von den Hühnernestern abzuhalten, empfiehlt man Raute um dieselben zu legen.

Sie sollen auch die Kühe in die Eiter beißen, und dadurch einen giftigen Geschwulst an diesen Theilen verursachen.

Namen. Dieses Wiesel heißt noch: das kleine Wiesel, Haus- und Speicherwiesel.

---

## Die fünfte Gattung.

### Der Otter. Lutra.

#### Kennzeichen.

Oben und unten sechs Vorderzähne.
Seitenzähne an jeder Seite einen, gekrümmt, eckig.
Backenzähne oben und unten fünf, spitzig und zackig.

Füße

Füße mit Zehen, die mit einer Schwimmhaut verbunden sind, und unbewegliche Krallen haben. Ueberhaupt unterscheiden die Lebensart, Nahrung, welche aus Fischen besteht, besonders die Schwimmfüße und Falte des Weibchens unter dem Geschlechtsgliede, die Arten dieser Gattung hinlänglich von den Thieren der vorhergehenden. Sie leben am Wasser, schwimmen auch unter demselben, können aber nur kurze Zeit des Athems halber darinnen aushalten. Ihre Fährten werden wegen der Schwimmhaut zwischen den Zehen sehr merklich.

## (17) 1. Der Fischotter.

Lutra vulgaris. Erxleben.

La Loutre. Buff.

The Otter. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Er hat einen Schwanz, der halb so lang als der Körper ist.

### Beschreibung.

Dieß Thier, das sich in den nördlichen und gemäßigten Gegenden der ganzen Erde einzeln aufhält, wird in Thüringen an den Flüßen und Teichen nicht selten angetroffen, besonders an Waldflüßen, die ihren Lauf durch felsige Gegenden nehmen. Es gleichet der Gestalt nach einer Wasserratte. Seine ganze Größe beträgt 2 Fuß 8 Zoll; des Schwanzes 1 Fuß 4 Zoll und die Höhe 1 Fuß 2 Zoll *). Der Kopf ist klein, breit und flach. Die Schnauze breit und kurz; die Oeffnung des Mauls klein; die Lefzen dick, mit starken Muskeln,

*) Par. Ms.: Körper 2 Fuß 3 Zoll; Schwanz Hälfte des Körpers; Höhe 1 Fuß 1/2 Zoll.

keln, bestimmt, das Maul beym Untertauchen fest zu verschließen; der untere Kinnbacken schmäler und kürzer, als der obern; die Nase stumpf, breit, nicht an die Spitze der Schnauze reichend, und das Gebiß dem Marder ähnlich. Es befinden sich nämlich 6 Vorderzähne in beyden Kinnbacken, wovon derjenige, der zwischen dem mittelsten und äußersten auf jeder Seite in der untern Kinnlade steht, weiter einwärts liegt; dann folgen zwey längere gekrümmte und nach innen zu eckige Eckzähne und fünf spitzige Backenzähne in beyden Kinnladen auf jeder Seite, von denen die vordern drey in der obern Kinnlade einfach und klein sind, der lange und breite vierte an der auswendigen Seite drey ungleiche Zacken hat, und der fünfte etwas kleiner, breit, in der Mitte vertieft und mit vier Ecken versehen ist. Die drey vordern in der untern Kinnlade sind ebenfalls einfach, aber größer als die, welche ihnen in der obern entsprechen; der vierte ist lang, breit, in drey äußere und eine innere Zacke getheilt, und der letztere merklich kleiner und oben fast platt. Es ist merkwürdig, daß die Ränder der Pfannen, in welchen sich die Köpfe der untern Kinnlade bewegen, diese so einschließen, daß sich die Kinnlade nicht vorwärts herausbewegt, und als Skelet herausfallen, sondern nur auf und nieder und nach den Seiten bewegt werden kann. Der Mund ist mit drey zolllangen grauen Borstenhaaren besetzt. Die Augen sind klein, braun und nahe an die Ecken des Mundes gestellt, auch mit einzelnen Fühlhaaren versehen. Die Ohren sind kurz, rund und stehen niedriger, als die Augen. Den Kopf trägt es niedergesenkt. Der Hals ist kurz und so stark, daß er einen Theil des Kopfes auszumachen scheint; der Leib langgestreckt und dick, wie bey einem Dachs und der Schwanz, (Ruthe) welchen es schief nach sich zieht, ist am

Leibe dick und läuft allmählich spitziger aus. Die dicken, kurzen Beine haben fünf scharfbewaffnete, mit einer Schwimmhaut eingefaßte, gleiche Zehen ohne Daumen, von denen, die an den Vorderfüßen unbehaart sind. Die Klauen sind an den Vorderfüßen länger und spitziger, an den Hinterfüßen aber kürzer und stumpfer.

Die Haare sind theils kurz und so weich, wie Seide, theils lang und harsch. Sie sind im Grunde grau, und weiß, und auf dem Oberleib an den Spitzen kastanien- oder dunkelbraun, an den Beinen lichtkaffebraun, an dem Unterleibe oder an der Kehle, Brust und Bauch bleiben sie graulich. Im Winter wird die Couleur dunkler als sie im Sommer ist, und im Alter gelblichter und der Kopf grau. An der Nase und unter dem Kinn befinden sich noch überdieß einige lichte Flecken. Außerdem stehen die Haare dichte, glänzen, nehmen nur bey Verwundungen und den Tod des Thiers Wasser an, und sitzen in einer Haut, die so fest ist, daß auch kein Hund, wenn er gleich das Fleisch und die Knochen des Thieres mit seinen Zähnen zermalmet hat, einen Riß in dieselbe zu beißen im Stande ist. Der Balg ist ohne große Näthe, außer daß von dem Haarwirbel auf der Spitze der Nase eine Theilung nach der Mitte der Stirne, und eine auf jeder Seite von da nach den Augen hinläuft.

Seine Electricität ist außerordentlich, und übertrifft fast den Balg der wilden Katze. Daher auch die Jäger das Thier, wenn es des Nachts durch das Wasser schwimmt, an seinem leuchtenden Körper entdecken können.

Das **Weibchen** unterscheidet sich von Männchen durch den schlankern Bau und die hellere Farbe, hat vier Brüste

am

am Unterleibe und unter dem Geschlechtsglied eine Falte, welche die Gestalt eines Sacks hat.

Dieses Thier ist vor allen andern sehr menschenscheu, indem es schon in einer Entfernung von 1000 Schritten, wenn es jemanden mit seinem scharfen Gesicht und Geruch bemerkt, mit der größten Schnelligkeit in seine Höhle schlüpft; übrigens ist es wild, boshaft und listig und es vertheidigt sich kein Thier mit mehr Herzhaftigkeit, es hat aber auch keins einen schädlichern Biß als der Fischotter. Er kann auch außerhalb des Wassers schnell genug laufen. Sechszehn Jahre sind sein höchstes Alter.

Aufenthalt. Ihre Wohnungen schlagen die Fischottern unter der Erde an den Ufern der Flüße und zwar gern an Forellenbächen in felsigen Gegenden auf. Sie graben sich ihre Höhlen, (Bau, Burg) nicht selbst, sondern erweitern und bauen nur, natürliche, vom Wasser ausgeschwemmte Löcher unter den Ufern oder unter den Wurzeln der Bäume aus. Besonders halten sie sich gern unter den ausgemauerten Fluthbetten auf. Diese Wohnung machen sie sich durch Wühlen und Abbeißen der Wurzeln, wo es nöthig ist, unter dem Wasser nach der Oberfläche der Erde zu, um trocken liegen zu können, mit, oder ohne Luftloch, bequem. Ein solcher Bau ist niemals über 4 bis 5 Fuß tief, und da sie sich bald in dieser bald in jener Gegend aufhalten, je nachdem sie einen großen oder kleinen Vorrath von Fischen antreffen, so haben sie auch allenthalben Wohnungen, wo sie schlafen können. An Teichen wohnen sie, wenn sie nicht einen weiten Umfang haben, selten, um nicht entdeckt zu werden, und in kleinen Gewässern halten sie sich nicht lange auf, weil sie sie bald ausgezehrt haben. Leben sie in Gegenden,

wo es leere Dachs- und Fuchshöhlen giebt, so suchen und wählen sie dieselben zu ihrem Aufenthalte, und sollten sie 600 Schritte weit vom Wasser entfernt seyn. Der Ort ihres Aufenthalts riecht allzeit widrig nach dem Ueberbleibseln von Fischen, die sie nicht verzehren können.

Nahrung. Die Fischottern nähren sich vom Wasserraube, von Fischen, Krebsen, Fröschen und Wassermäusen, und man behauptet wohl ohne Grund, daß sie auch im Nothfall Baumrinde und Gras fräßen. Vielleicht fressen sie letzteres, wie mehrere Raubthiere, blos aus Muthwillen oder als Arzneymittel zur Reinigung ihres Magens und um die mit verschluckten Gräten in dasselbe einzuwickeln, damit dieselben die Gedärme nicht verletzen. Sie schwimmen (fischen) dem Strom oder Wind entgegen, und bleiben so lange unter dem Wasser, als ihr Odem dauert, worauf sie sich mit dem Kopfe wieder übers Wasser erheben, um neuen Odem zu schöpfen, und die Witterung von Menschen und ihren Feinden, den Hunden zu vernehmen. Denn sie können nicht lange unter dem Wasser bleiben, da ihnen die eyförmige Höhle der Amphibien zwischen den Herzkammern fehlet. Sie durchfischen wohl 3 Stunden weit von ihrer Wohnung einen Fluß stromaufwärts, und besuchen in dem Umfang einer Meile alle Flüsse und Teiche, indem sie den Zu- und Abflüßen desselben nachgehen, und haben hier unter den Ufern im Nothfall ihre gewisse Retirade. Einen Teich, sonderlich, einen Satzteich können sie in kurzer Zeit gänzlich ausleeren. Forellen und Krebse sind ihre liebste Speise. Daß die Krebse einen großen Feind an ihnen haben, sieht man an ihrem Unrath (Losung), der immer Krebsschalen enthält. Sie entledigen sich desselben außerhalb des Wassers, weil sich ver-

vermuthlich die Fische durch den Geruch desselben gereizt, vor ihren Feinden verbergen würden, und er wird also von ihnen auf die, aus dem Wasser hervorragende, Stücke und Steine gelegt. Hier lauern sie auch oft den Fischen auf und tauchen alsdenn, wenn sie einen bemerken, so geschwinde, wie die Enten ins Wasser. Sie können sich auf der Oberfläche des Wassers liegend erhalten und steigen nur in die Tiefe, wenn sie ihren Raub gewahr werden. Sobald die Fische ihren Feind bemerken, fliehen sie sogleich unter das Ufer oder unter einen Stein, welches sie eben thun sollen; denn wenn sie nicht von selbst dahin fliehen, wenn sie diese Raubthiere erblicken, so nöthigen sie dieselben darzu, indem sie mit ihrem dicken Schwanz etlichemal ins Wasser schlagen, daß die Fische diese Zufluchtsörter suchen und ihnen zu Theil werden müssen. Die kleinen Fische verzehren sie im Wasser mit herausgestrecktem Kopfe ganz, die großen aber fassen sie mit ihrem scharfen Gebiß bey der Brust und tragen sie aufs feste Land, fressen nur das Fleisch, und lassen den Kopf und Rückgrat liegen. Den Winter über suchen sie auf dem Eiß die aufgeeißten Löcher auf, schwimmen unter demselben ihrer Nahrung nach und wissen sehr gut das folgende Eißloch, wenn es nicht über 100 Schritt weit entfernt ist, oder dasjenige, wo sie hineingegangen sind, wieder zu treffen. Sie gehen an solche Orte, wo selten Menschen hinkommen, bey Tag und Nacht auf den Fang aus, an andern Orten aber vorzüglich des Nachts beym Mondenschein *).

**Fortpflanzung.** Die Begattungszeit (Ranzzeit) fällt gewöhnlich in Hornung, wo ein Gatte den andern des



*) Daß sie bey Fischmangel Lämmer auf der Weide angehen sollten, ist eine Fabel.

Außerdem bemächtigt man sich derselben noch mit einem, besonders dazu gestrickten, sackförmigen Garn, das man in das Wasser legt, an denjenigen Ort, wo man weiß, daß sich einer befindet. Man stellt dasselbe auf, so daß eine Person an einer Leine hält. Der Otter wird alsdenn durch einen Otterhund aus seinem Bau oder aus dem Wasser hineingetrieben, und wenn er in den Sack kömmt, durch die Leine herausgezogen und todtgeschossen.

Man umstellt auch ihren Bau mit dem Fischotterneze s. Einleitung S. 111.

Man gräbt sie auch aus und fängt sie mit Zangen, indem man ihren Eingang im Wasser verstopft.

In kleinen Wassern und Bächen kann man sie leicht todschlagen und schießen, wenn sie die Hunde auffagen. Den Hunden machen sie wegen ihres scharfen Gebißes und dicken Balges viel zu schaffen, und ein sehr hitzig verfolgter Fischotter greift sogar Menschen an.

Nutzen. An großen fischreichen Flüssen überwiegt der Schaden, den sie an Fischen thun, den Nutzen, daß sie zuweilen auch eine Wasserratte fangen, sehr weit.

Ihr Fleisch ist unschmackhaft, zähe, und schwer zu verdauen. Man muß es erst durch gute Zubereitung schmackhaft machen, es wird also auch nur in Pasteten und kleingehackt genossen. Dieß geschieht besonders von den Katholiken in der Fastenzeit, wo es, da sich diese Thiere von Fischen nähren, statt Fische gespeißt werden darf. Die Carthäusermönche, welche nach ihrem Gelübde gar kein anderes Fleisch, als Fische essen dürfen, bezahlen es sehr theuer, das Pfund für 3 und 4 Groschen. Sie wiegen oft 40 Pfund schwer.

Der

Der Balg, der Sommer und Winter seine Güte behält, da sie sich nur im Herbste unmerklich hären, ist wegen seines schönen Glanzes, der lange dauert, und sich durch keine Witterung wegwischen läßt, ein sehr kostbares Rauchwerk. Die Kürschner machen Müffe, Strümpfe und Schuhe daraus und verbrauchen ihn auch zu Mützengebrämen und sonst zu vielerley Verbrämungen. Die feinen Haare geben Hüthe, die für besser gehalten werden als die Castorhüte. Aus den Schwanzhaaren werden Pinsel verfertiget. In Thüringen wird ein gewöhnlicher Balg mit 12 Rthl. und ein großer mit 16 Rthl. vom Kürschner bezahlt. Die Bälge der Fischottern, welche an kleinen Flüssen sich aufhalten, sollen einen großen Vorzug vor denjenigen haben, welche an großen Flüssen und Seen wohnen. Aus Virginien und Canada kommen die besten, und heißen wegen ihres schönen Glanzes Spiegelottern.

In der Arzeney wird jetzt weder ihr Balg noch ihr Blut, Fett, Lunge, Leber und Testikeln mehr genutzt.

**Schaden.** Für die Satzteiche und Forellenbäche ist die Fischotter ein schädliches Thier.

**Benennungen und Verschiedenheiten.** Der gemeine Fischotter wird auch noch Flußotter, Landotter, Otter schlechthin und Fischdieb (Fischottermarder) genannt.

In Thüringen kennt man nur eine Art; obgleich in Deutschland zwey Arten eine kleine und große angetroffen werden. Man muß sich aber wohl vorsehen, daß man nicht die Jungen oder sehr Alten, die in der Größe und auch oft in der Farbe Abweichungen machen, für besondere Arten hält.

Nachts durch einen geraden starken anhaltenden Ton, der dem lauten Pfeiffen eines Menschen gleicht, zu sich lockt (pfeift). Das Weibchen trägt 9 Wochen und bringt im May, 2 bis 4 Junge, gemeiniglich in einem Bau am Ufer des Wassers unter alten Bäumen oder starken Wurzeln.

Die Junge sind 9 Tage blind, und werden vor 8 Wochen nicht zum Fischfang von der Mutter ausgeführt. Sie sind in zwey Jahren völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung tüchtig. Ihre Farbe ist in der Jugend beynahe ganz schwarz, und wird von Jahren zu Jahren heller oder gelblicher. Sie sind sehr schwer aufzubringen, sind aber ihrer Wildheit ohngeachtet einer solchen Zähmung fähig, daß man sie zur Fischjagd abrichten kann; hier kann man ihre wunderbare Wendungen bey ihren Räubereyen in einem großen Kübel oder Wassertroge, worein man etliche Fische setzet, und ihnen die Jagd derselben lehret, beobachten *). Man giebt ihnen Milch und Brod, Zugemüse und Fische zur Speise bey ihrer Zähmung, und sie gewöhnen sich alles zu fressen, was der Mensch genießt. Ja man hat sogar die Bemerkung gemacht, daß, wenn man nicht ihren Apetit nach Fischen unterhält, ihnen zuletzt dafür eckelt **).

Jagd. Der Jäger spürt diese Raubthiere im Sommer durch ihre Losung, die gerade, wie Fische riecht, und durch

*) In Schweden ist es nichts ungewöhnliches, sich von Fischottern die Fische fangen und ins Netz treiben zu lassen.

**) Man hat an einigen Orten den abscheulichen Wahn, zu glauben, sie würden zähmer, wenn sie Menschenmilch sögen, und läßt ihnen daher armen Weibern die Brüste reichen. Schändlich ist es, um eines kleinen Vergnügens halber, die Menschheit zu entehren.

durch das Ueberbleibsel ihres Fraßes am Ufer, und im Winter durch die **Losung** und **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 8.) zu gleich. Letztere ist der Dachsfährte in Ansehung der Größe und Gestalt beynahe völlig gleich, nur daß die Ballen nicht so stark zu sehen sind. Man kann sie sehr leicht von allen andern unterscheiden, da der Fuß wie ein Gänsefuß gestaltet ist, indem die Klauen mit einer starken Haut verbunden sind. Sie setzen zwey und zwey Tritte etwas schief neben einander und schleppen in etwas tiefen Schnee den Schwanz nach. Sie werden erlauscht und erlegt, wenn sie sich auf Stämme, die übers Wasser hängen, oder auf Stöcke, Steine und Sandbänke, die in demselben stehen, in die Sonne legen, indem sich der Schütze so mit seinem Gewehr anstellt, daß ihm der Wind von ihnen entgegen wehet. Auch werden sie an den Eißlöchern geschossen.

Man fängt sie aber vorzüglich mit starken **Tellereisen**, welche man vor ihrem Bau, oder an den Orten, wo sie aus- und einsteigen, entweder unter das Wasser oder unter Schnee und Sand verbirgt und an einer Kette befestigt, die an einem Baum gebunden oder mit einem Gewichte von 50 bis 60 Pfund beschwert wird, und ins Wasser reichet, damit sie sich gleich nachdem sie sich gefangen haben, ins Wasser stürzen und ersaufen, und die Eisen nicht beschädigen oder sich losbeißen. In der letzten Absicht stellt man auch gern zwey Eisen neben einander, damit sie nämlich, wenn sie sich in dem einen fingen und sich losbeißen wollen, darüber in das andere gerathen. Man kann die Eisen mit wilder Katzenmünze, Baldrianwurzel, Biebergeil u. d. g. (als Witterung) bestreichen.

Außerdem bemächtigt man sich derselben noch mit einem, besonders dazu gestrickten, sackförmigen Garn, das man in das Wasser legt, an denjenigen Ort, wo man weiß, daß sich einer befindet. Man stellt dasselbe auf, so daß eine Person an einer Leine hält. Der Otter wird alsdenn durch einen Otterhund aus seinem Bau oder aus dem Wasser hineingetrieben, und wenn er in den Sack kömmt, durch die Leine herausgezogen und todtgeschossen.

Man umstellt auch ihren Bau mit dem Fischotternetze s. Einleitung S. 111.

Man gräbt sie auch aus und fängt sie mit Zangen, indem man ihren Eingang im Wasser verstopft.

In kleinen Wassern und Bächen kann man sie leicht todschlagen und schießen, wenn sie die Hunde aufjagen. Den Hunden machen sie wegen ihres scharfen Gebißes und dicken Balges viel zu schaffen, und ein sehr hitzig verfolgter Fischotter greift sogar Menschen an.

Nutzen. An großen fischreichen Flüssen überwiegt der Schaden, den sie an Fischen thun, den Nutzen, daß sie zuweilen auch eine Wasserratte fangen, sehr weit.

Ihr Fleisch ist unschmackhaft, zähe, und schwer zu verdauen. Man muß es erst durch gute Zubereitung schmackhaft machen, es wird also auch nur in Pasteten und kleingehackt genossen. Dieß geschieht besonders von den Katholiken in der Fastenzeit, wo es, da sich diese Thiere von Fischen nähren, statt Fische gespeißt werden darf. Die Carthäusermönche, welche nach ihrem Gelübde gar kein anderes Fleisch, als Fische essen dürfen, bezahlen es sehr theuer, das Pfund für 3 und 4 Groschen. Sie wiegen oft 40 Pfund schwer.

Der

Der Balg, der Sommer und Winter seine Güte behält, da sie sich nur im Herbste unmerklich hären, ist wegen seines schönen Glanzes, der lange dauert, und sich durch keine Witterung wegwischen läßt, ein sehr kostbares Rauchwerk. Die Kürschner machen Müffe, Strümpfe und Schuhe daraus und verbrauchen ihn auch zu Mützengebrämen und sonst zu vielerley Verbrämungen. Die feinen Haare geben Hüthe, die für besser gehalten werden als die Castorhüte. Aus den Schwanzhaaren werden Pinsel verfertiget. In Thüringen wird ein gewöhnlicher Balg mit 12 Rthl. und ein großer mit 16 Rthl. vom Kürschner bezahlt. Die Bälge der Fischottern, welche an kleinen Flüssen sich aufhalten, sollen einen großen Vorzug vor denjenigen haben, welche an großen Flüssen und Seen wohnen. Aus Virginien und Canada kommen die besten, und heißen wegen ihres schönen Glanzes Spiegelottern.

In der Arzeney wird jetzt weder ihr Balg noch ihr Blut, Fett, Lunge, Leber und Testikeln mehr genutzt.

Schaden. Für die Satzteiche und Forellenbäche ist die Fischotter ein schädliches Thier.

Benennungen und Verschiedenheiten. Der gemeine Fischotter wird auch noch Flußotter, Landotter, Otter schlechthin und Fischdieb (Fischottermarder) genannt.

In Thüringen kennt man nur eine Art, obgleich in Deutschland zwey Arten eine kleine und große angetroffen werden. Man muß sich aber wohl vorsehen, daß man nicht die Jungen oder sehr Alten, die in der Größe und auch oft in der Farbe Abweichungen machen, für besondere Arten hält.

## 2. Der Nörz.

Lutra minor. Erxl.

The lesser Otter. Penn.

(Tab. VII.)

### Kennzeichen der Art.

Die gleichen Zehen sind rauh und mit einer Schwimmhaut verbunden; der Mund ist weiß.

### Beschreibung.

Dieses kleine Wasserthier, das in den nordöstlichen Theilen von Europa, vorzüglich in Pohlen, Finnland, Rußland, ostwärts in den nördlichen Asien und in den mittlern Provinzen von Nordamerika angetroffen wird, ist in Deutschland selten. Es hat fast die Größe und Gestalt eines Marders, ist aber kürzer und stärker von Haaren. Die Länge des Körpers beträgt noch nicht 2 Fuß und der Schwanz ist halb so lang *).

Der Kopf ist oval platt; die Schnauze länglich. Vorderzähne, wie bey voriger Art; Backenzähne oben 4, unten 5 auf jeder Seite. Die Augen sind klein, länglich rund, schwarz; die Ohren rundlich; der Hals lang und so dick als der Kopf. Der Leib wird nach dem Ende zu immer dicker. Der Schwanz ist hinterwärts zugespitzt. Die Beine sind kurz und die vordern länger als die hintern. Die Schwimmfüße sind haarig und breit.

Der Umfang des Mauls, das Kinn und die Spitze der Schnauze ist weiß; der Scheitel zuweilen mit weißen Haaren untermengt, sonst hellbraun; die Ohren schwarz; der übrige

*) Par. Ms. Länge 20 Zoll.

übrige Leib im Grunde wollig und lichtbraun, mit längern dunkelbraunen oder schwärzlichen Haaren bedeckt; die Schwanzhaare viel länger und schwärzer als die übrigen. Es giebt, wenn es gereizt wird, einen unerträglichen Gestank von sich.

Aufenthalt. Er wohnt, wie der Fischotter an den Ufern der Gewässer, in selbst gemachten Löchern oder hohlen Bäumen, und liebt besonders waldige Gegenden, wo das Wasser im Winter nicht gänzlich zufrieret.

Nahrung. Er nährt sich von Fischen, Fröschen, Wasserkäfern, Schildkröteneyern, frißt die Krebse vorzüglich gern; und soll den Ratten sehr nachstellen. Auf den Teichen und Flüssen und außer denselben soll er den Enten, Gänsen und andern Vögeln nachgehen, und sich sogar des Nachts in die Hühnerhäuser wie der Iltis schleichen, die Hühner todtbeißen und ihnen blos das Blut aussaugen.

Fortpflanzung. Wie bey der vorigen Art; das nähere aber ist noch nicht bekannt. Er kann zahm und zu einem Hausthiere gemacht werden.

Jagd. Wie bey dem andern Fischotter. Sonst fängt man ihn auch unter aufgestellten Fallbalken, an welche man Fische, Krebse, kleine Vögel oder Fleisch zur Aetze anmacht.

Nutzen. Die Feinheit des Balges ist ein wenig geringer als Zobel, und er wird zu Gebrämen an Mützen, zu Aufschlägen und zu Ueberzügen über Westen gebraucht. Er kömmt vornämlich aus Pohlen und Virginien und das Zimmer kostet 40 bis 50 Rthl.

Die

Die Ratten sollen einen großen Feind an ihm haben.

Schaden. Ergiebt sich aus der Nahrung. Außerdem untergräbt er die Wälle und Dämme der Flüße.

Namen. Kleiner Fischotter, Sumpfotter, kleiner Sumpfotter, Nerz, Krebsotter, (Sumpfottermarder) und um Göttingen, wo er einzeln an der Leine angetroffen wird, Steinhund.

---

## Die sechste Gattung.

## Der Bär. Ursus.

### Kennzeichen.

In beyden Kinnladen sind 6 Vorderzähne, wovon die beyden äußersten größer sind als die mittlern, und in der obern Kinnlade einen leeren Raum zwischen sich und den Seitenzähnen lassen; in der untern liegen die beyden mittlern mit der Wurzel mehr einwärts, als die mittelsten und äußersten.

Die Eckzähne sind kegelförmig und stehen einzeln.

Die Backenzähne sind stumpf gezackt; die vordern gewöhnlich sehr klein.

Die Augen haben eine Nickhaut.

Die Füße 5 Zehen, und die Daumenzehe ist nicht abgesondert.

Die Thiere dieser Gattung wohnen im Trocknen, und nähren sich aus dem Thier- und Pflanzenreich. Ihre Fährte wird dem Jäger wegen ihrer ausgezeichneten Füße, da sie auf der ganzen Ferse gehen, sehr kenntlich.

1. Der

### 1. Der Landbär.

Ursus Arctos. Lin.

L'Ours. Buff.

The black Bear. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Ein dicker Kopf, eine abgestumpfte Schnauze und ein kurzer Schwanz.

#### Beschreibung.

Dieses Thier, das in allen vier Welttheilen, die heissen Zonen ausgenommen, in einsamen Waldungen gefunden wird, ist in Deutschland fast gänzlich ausgerottet, und man findet es jetzo nur noch in Niederöstreich, Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Crain, in Böhmen, in den großen Wäldern des Herzogthums Krumau *), und höchst selten in Schlesien **), wohin es sich aus Pohlen verläuft.

Der braune Bär mißt über 6 Fuß ***).

Der Kopf hat in seiner Bildung und in der schrägen Lage der kleinern Augen etwas Aehnlichkeit mit dem Kopf des Wolfes, ist länglich und hinten dick. Der Scheitel ist platt

*) Der Fürst von Schwarzenberg, den diese Wälder gehören, hält daher noch jährlich eine Bärenjagd und die Tatzen der gehetzten Bären kommen auf die kaiserliche Tafel.

**) Herr Börner in seinem Prodromus der schlesischen Fauna führt den Bären noch als einen Bewohner Schlesiens auf; allein gültige Beobachter in jener Gegend haben mich vom Gegentheil versichert, und geben kaum zu, daß er von Pohlen aus noch nach der schlesischen Grenze streife.

***) Par. Ms. Körper 5 1/2 Fuß.

platt, zwischen den Augen etwas abhängig, wo sich die kegelförmige, vorn aufgeworfene, Schnauze anfängt. Die Ohren sind klein und zugerundet. Die untere Kinnlade ist kürzer als die obere; die Unterlippe mit Zacken befranzt, an der Zahl 18. Die 6 Vorderzähne oben und unten haben alle der Länge nach eine flache Furche. Von den starken und langen Seitenzähnen sind die untern ein wenig hinterwärts gebogen. In jeder Kinnlade stehen 5 Paar Backenzähne. Die hintern 3 breiten haben eine Krone von verschiedenen Häkkern, und alle werden nach vorne zu kleiner, so daß der vordere sehr klein ist. Die vordern kleinen fallen den alten Thieren aus, so daß man gewöhnlich, statt 36 Zähnen nur 30 findet. Der Hals ist kurz und dick. Der Leib dick mit gewölbtem gegen die Schultern zugesenkten Rücken. Der Schwanz kurz. Die Beine mittelmäßig, die vordern etwas einwärts gebogen und kürzer als die hintern, mit 5 parallelstehenden Zehen, woran die Krallen der vordern länger sind.

Die Grundwolle und das Haar ist lang, und letzteres hart und glänzend, so weit es über jene vorragt. Um Gesicht, Bauch und hinten an den Beinen ist das Haar länger, auf der Schnauze hingegen kürzer, als an andern Orten.

Die Farbe des Bären, der uns am nächsten wohnt, ist braun; der schwarze, wovon der weiße eine Abart ist, hält sich in den kalten nördlichen Ländern und in den rauhen und großen Waldungen der Alpen in der Schweitz auf. Doch fällt die Farbe des Haares auch verschieden, rothbraun, schwärzlich, schwarz mit weißen Haaren überlaufen, weißschäckig aus.

Ge-

Gesicht, Gehör, und Gefühl ist beym Bär sehr vollkommen und sein Geruch ist vielleicht feiner, als bey irgend einem andern Thiere, weil die innere Nasenfläche weit ausgedehnt ist. Ohngeachtet seines plumpen Ansehens ist er nichts weniger als träge. Er geht geschickt auf den Hinterbeinen, (macht Männchen) läuft schnell in Ebenen und bergan, steiget wie eine Katze behend auf Bäume, steigt rückwärts herunter, und kann über ein Wasser sehr leicht schwimmen, wenn es nicht lange dauert. Seine Waffen sind die vordern Füße, (Tatzen, Branten), mit welchen er seinen Feind, wie eine Katze schlägt, oder mit Umarmungen tödet. Den Menschen fällt er nur an, wenn er gereitzt wird. Er ist jähzornig, eigensinnig und im Alter keines Zwanges noch Zucht mehr fähig.

Sein Laut ist ein Brummen, Schnauben, und grobes Murmeln, welches, wenn er in Zorn geräth mit Zähnknirschen begleitet ist.

Das Männchen, unterscheidet sich wenig vom Weibchen, doch hat ersteres einen breitern Kopf und Rücken, und letzteres eine Reihe weißgrauer Haare über den Kopf und Rückgrat; vier Säugewarzen an der Brust und zwey in den Weichen.

Sie leben 20 und mehrere Jahre, pflegen aber im Alter gern blind zu werden.

**Aufenthalt.** Der wilde Bär führt ein einsames Leben, und meidet alle Gesellschafft. Er hält sich gern in und um Brücher, Sümpfe, Steinhaufen und Felsenklippen auf, wohin er auf besondern Steigen zu gehen pfleget. Im Herbst wird er, ehe er sein Winterquartier bezieht, überaus fett. Den Winter bringt er zwar nicht schlafend oder erstarrt, aber doch

doch in einer ununterbrochenen Ruhe zu. Große und alte Bären bleiben unter freyem Himmel, junge hingegen begeben sich unter den Schutz einer hervorhangenden Klippe, oder suchen sich Höhlen in den Bergen aus, oder graben Löcher unter Baumwurzeln, worin sie sich ihr Winterlager machen. Dieses bereiten sie aus Schwarzholz, das sie abbrechen, Laub, Graßstengeln und Moos. Diese Materialien tragen sie zwischen den Vördertatzen, indem sie aufgerichtet auf den beyden Hinterbeinen gehen, nach ihrer Wohnung. Das Lager (Loch, Lug) bauen sie rund, wie eine Mulde, unten mit Reisig, oben drauf das Moos, und der Eingang wird mit Reisig, soviel als möglich, verwahrt. Mit einfallendem Schnee legen sie sich nieder, und bleiben so lange liegen, bis der Schnee wieder gänzlich geschmolzen ist, so daß nach verschiedenen Zonen ihre Winterruhe kurz oder lange dauert. Sie nehmen alsdenn weder Nahrung zu sich, noch leeren sie den Leib aus, und sollen bloß zum Zeitvertreib an ihren Tatzen saugen. Werden sie aufgejagt, so tanzen sie hurtig hervor. Um Matthiä häuten sich ihre Fußsohlen; dann können sie kaum etliche Schritte gehen, ohne sich blutrünstig zu machen. Wenn sie aus dem Lager gehen, so genießen sie zuerst Ameisen oder die Wurzeln der Calle, (Calla paluſtris Lin.) um den Leib zu öffnen, alsdenn junges hervorsprossendes Espenlaub.

**Nahrung.** Der braune Bär nährt sich vornämlich vom Fleische allerhand großer Thiere, als Pferden, Rind- Schaf- und andern Vieh, auch Rothwild, und verachtet auch das Aas nicht. Er vergräbt, wie der Fuchs, seinen Raub. Ameisen, Honig von Bienen und Hummeln, und Forellen *) sind

*) Man weiß in Thüringen, daß in den forellenreichen Waldbächen zur Zeit, da diese Thiere noch daselbst wohn-

sind seine Leckerbissen. Erstere läßt er auf die Zunge kriechen und verschlucket sie. Er nimmt aber auch Nahrung aus dem Pflanzenreiche zu sich, frißt vorzüglich gern Erdbeeren, thut in Frankreich und der Schweitz jährlich vielen Schaden an den Castanien und Weinbergen, und läßt sich auch in der Gefangenschafft mit bloßem Brod und Früchten unterhalten. Die schwarzen Bären hingegen nähren sich fast bloß allein von allerley Wurzeln, und Beeren, Heidelbeeren, Preißelbeeren, Himbeeren, Ebereschen, wildem Obste, reifem Getraide, Baumblättern, und beißen bloß den Fischen die Köpfe ab. Im Frühjahre nähren sich beyde fast allein von der Saat und fettem Grase. Im Sommer ziehen sie sich in die Höhe, und nähren sich aus dem Pflanzen- und Thierreiche, und im Herbste gehen sie den Früchten in den Thälern nach. Türkenkorn und Weinbeeren genießen sie alsdenn vorzüglich gern, wo sie es haben können. Um Beute aus dem Thierreich zu erlangen, sind sie vorsichtig genug. Sie spähen zuerst von einer Anhöhe oder Baum das Land aus, wobey ihnen aber ihr Geruch und Gehör mehr, als ihr Gesicht, nützlich ist. Bey Anbruch der Nacht treten sie ihre Streifereyen an, und warten, wenn sie nicht des Nachts an das Vieh kommen können, in einem Hinterhalte ab, bis es ausgetrieben wird. Sie befallen das Vieh von hinten, springen ihm auf den Rükken, schlagen ihre Krallen tief ein, so daß das Thier bald entkräftet zur Erde sinkt. Ist es ihnen zu stark, so jagen sie es entweder müde, oder auf einen gefährlichen Paß, wo es sich tod oder wund fällt. Die Ziegen und Schafe lieben sie vor-

wohnten, fast keine Forelle zu finden war, und daß die Bären in der Dämmerung und hellen Nächten bis in die Dörfer auf diesen Fischfang ausgiengen.

vorzüglich; die Pferde aber widerstehen ihnen oft. Doch hat der Bär seine Zeit, wenn er muthiger und wenn er furchtsamer ist. Das Männchen ist z. B. zu Ende des Sommers und Anfang des Herbstes am furchtbarsten, hingegen am Ende des Herbstes ohne Muth. Das Weibchen ist im Frühjahr furchtbar, und bleibt es, so lange es Junge hat. Im Trinken haben die Bären dieß besondere, daß sie das Wasser bißenweiße zu sich nehmen, fast wie die Hunde.

**Fortpflanzung.** Die Bären leben in der Monogamie; Männchen und Weibchen bekümmern sich aber demohngeachtet nicht eher um einander, als bis sie hitzig werden (bären). Aller Wahrscheinlichkeit nach begatten sich die braunen Bären um Johanni, und die schwarzen erst um Bartholomäi, und fast den ganzen September hindurch. Das Weibchen legt sich bey der Begattung auf den Rücken, träget 6 Monate, und wirft auf ihrem verborgenen Winterlager, wenn sie jung ist, eins, und wenn sie älter wird bis drey Junge. Diese kommen nicht so unförmlich, wie die Alten dichteten, zur Welt, sondern die neugebohrnen Braunen sind bräunlich gelb und 8 Zoll lang. Sie liegen 6 bis 9 Tage *) blind. Die Mutter säugt sie 6 Monate lang. Sie ist sehr sorgsam für sie, und behält sie, wenn sie nicht trächtig wird, zwey bis drey Sommer immer bey sich, und nimmt sie mit in ihr Winterlager. So lange sie die Jungen säuget, ist sie am schrecklichsten, unerschrockensten und blutdürstigsten. Sie läßt sie, wenn sie Nahrung sucht, in der Höhle. Führt sie sie zum Spiel ins Grüne, so ist sie immer nahe, und ist Gefahr da, so hat sie sie schon gelehrt auf die Bäume zu flüchten. Wenn sie aber unterdessen trächtig wird, so müssen die

Jun-

*) Einige behaupten vier Wochen.

Jungen im Winter weichen, begleiten sie aber im Sommer wieder. Daher trifft man nicht selten 4 bis 5 Bären beys einander an. Im zweyten Jahre verwachsen die Bären die weißen Ringe, und nur selten behalten sie sie immer. Jetzt fangen sie auch an, die Zähne zu verwechseln. Sie wachsen bis ins zwanzigste Jahr, und in dem vierten fangen sie an, sich zu begatten. Die jungen Bären werden bey ausgebackenem Brod und Wasser mit Honig oder Bier vermischt groß gezogen, und gezähmet. Man lehrt sie in Pohlen tanzen, Trommelschlagen, Allmosen mit dem Hute einsammeln, sich überschlagen und dergleichen Künste mehr. Sie scheinen den Klang der Instrumente und den Tact der Musik unterscheiden zu können.

**Feinde.** Man findet **Blasenwürmer** in ihnen. Sie werden auch zuweilen von einer Gesellschafft hungriger **Wölfe** und vom **Vielfraß** angefallen.

**Jagd und Fang.** Der Jäger spürt den Bären leicht an seiner Fährte, (Tab. XIV. Fig. 9.) die den Fußstapfen eines Menschen, der mit bloßen Füßen geht, ähnlich ist. Er gehört zur hohen Jagd und wird theils auf dem Anstande, theils im Treibjagen geschossen, theils mit Selbstschüssen erlegt, und theils in Fallen und mit andern Vorrichtungen gefangen. Gewöhnlich wird er in Gruben, die glatt ausgeschält, und leicht bedeckt sind, gefangen. Oben stellt man einen Topf mit Honig hin, der ihn verführt. Will man ihn lebendig haben, so läßt man ihn in einen Kasten gehen, den man auf die Grube applicirt, und den **Bärenkasten** nennt.

Die am wenigsten gefährliche Art, sich seiner zu bemächtigen, ist, ihn durch **Brandewein**, den man auf Ho-

nig in den Baumstämmen gießt, zu berauschen. Er läßt sich dann leicht durch einen Schlag auf seinen sehr empfindlichen Kopf tödten.

Die Bauern an der Lena, und dem Ilim in Siberien legen an einer Anhöhe an seinen Weg (Wechsel) Schlingen, davon jede mit einem Stricke an einem sehr schweren Klotze hängt. Sobald der Bär die Schlinge um den Hals hat, und im Fortgehen bemerkt, daß ihn der Klotz hindert und zurückhält, ergrimmt er über denselben, hebt ihn auf, und wirft ihn mit der größten Gewalt den Berg hinunter, wird aber zugleich durch das andere Ende, welches an seinem Halse befestiget ist, mit herunter gerißen, und fällt sich tod. Geschieht dieß nicht gleich zum erstenmal, so trägt er das Kloß so lange auf den Berg und wirft es herab, bis er liegen bleibt.

In Kamtschatka befestiget man viele und mit Widerhacken versehene Eisen in ein dickes, starkes, 2 Fuß breites Bret, und legt es dem Bären so in den Weg, daß er drein treten muß. Sobald er mit dem einen Fuß in den Angeln hängen bleibt, sucht er sich mit den übrigen loszuhelfen, macht sich aber auch dadurch mit diesen fest, und ist so gefangen.

Die tatarischen Einwohner des uralischen Gebürges hängen auf den Bäumen, wo sie ihre Bienenstöcke haben, an den von diesen am meisten entfernten Zweigen, mit langen Stricken ein Bret wagerecht so auf, daß es vor das Honiggehäuse gebracht und mit einem Baststricke fest an den Stamm gebunden werden kann. Der Bär findet diesen Sitz bequem, um den Bienenstocke öffnen zu können. Seine erste

erste Arbeit ist, den Bastſtrick, welcher das Bret an den Stamm hält, loszureißen; alsobald aber entfernt sich dieses, und schwebt mit dem Bären in der Luft. Fällt der Bär nicht in der ersten Bestürzung herab, so muß er entweder einen gefährlichen Sprung machen, oder geduldig auf dem Brete sitzen bleiben. Auf beyde erstern Fälle sind unter den Bäumen spitzige Pfähle angebracht, im letztern aber wird er mit Pfeilen oder Kugeln erlegt.

Die Lappländer, welche, so wie manche Schweizer, ein Mährchen erzählen, daß ein Bär eine Frau entführt und eine Zeitlang, bis er getödet worden, zu seiner Gattin gehabt habe *), schießen ihn mit gezogenen Büchsen, oder verstopfen auch seine Winterhöhle, daß er nur mit dem Kopf herausgucken kann, auf welchen er mit einer Axt geschlagen wird, daß er tod in der Höhle hinstürzt. Sie halten den Sieg über einen Bären für eine ihrer größten Heldenthaten **). — Sonst lauert man auch auf die Bären von den Bäumen herab, bey einbrechender Kälte, entweder bey den Viehheerden, die sie beunruhigen, oder bey einem Aas, oder man hetzt sie mit großen Hunden, Bullen- und Bärenbeißern, und erlegt sie mit Spießen oder Geschoß.

 Das

*) In Jägerbüchern z. B. Flemmings vollkommenen deutschen Jäger, finden sich auch solcher Fabeln, die sich in Sachsen zugetragen haben sollen.

**) Die Lappen halten den Bären aus Aberglauben so hoch, daß sie ihn den Hund Gottes nennen; denn sie trauen ihm die Stärke von zehn Menschen und den Verstand von zwölfen zu. Sie wagen es nie, ihn bey seinem rechten Namen, Gnouzhia, zu nennen, aus Furcht vor seiner Rache gegen ihre Heerden, sondern sie nennen ihn allezeit [illegible] oder den alten Mann im Pelzkleide.

Das Pfeiffen soll sie auch aufmerksam und bestürzt machen, so daß sie sich auf die Hinterbeine still hinsetzen, und so geschossen werden können.

Durch Trommeln und das Fahren mit einer Schiebkarre soll man sie vertreiben können.

Nutzen. Das Fleisch des Bären wird ohngeachtet seines unangehmen Geruchs, von den Lappen, Pohlen, Schweitzern, Russen, Nordamerikanern, und den Siberischen Nationen gegessen; die Schinken, Zunge und der Kopf aber werden allenthalben geschätzt und die Tatzen werden auf den Tafeln der Großen von Europa für eine Delikatesse gehalten. Das Fleisch gleicht dem Rindfleisch, wenn ihm durch ein 2 Tage langes Einwässern in kaltes Bergwasser der wildsüßliche Geschmack genommen ist. Es giebt Bären von 200 Pfund und drüber.

Das Bärenfett (Feist), dessen sie sehr viel haben, ist weiß, angenehm und gesund, und hat außerdem den Vorzug, daß es nicht leicht ranzicht wird. Es wird theils an Speisen, theils als Arzeney gebraucht. Die Kamtschadalen und Neugeorgier brauchen es statt des Oels beym Salat; die Louisianer ziehen es in der Küche dem Schweineschmalz vor; die finnmärkischen Bauern bewahren es in Bärendärmen und beschmieren sich schmerzhafte Theile ihres Körpers damit, und die Wilden in Nordamerika salben sich damit, und verdanken demselben ihre Geschmeidigkeit. Es soll auch das Wachsthum der Haare befördern.

Die Bärenhaut ist in den nördlichen Gegenden eines der vorzüglichsten Pelzwerke. Die Soldaten brauchen sie im Felde zu Matrazen und Satteldecken; die Kürschner und Sattler häufig zu Mützen, Müffen, Pelzen, Fußböden in Kutschen,

Pferde-

Pferdedecken, Handschuhen und dergleichen, wenn sie rauhgahr gemacht ist. Sie dient auch zu Ueberzügen über die Koffer und in Pohlen, Moskau und fast in ganz Nordamerika als Bett. Die alten Deutschen kannten ihren letzten Gebrauch auch, und man vermuthet, daß daher der Name Bärenhäuter, für faule unthätige Menschen, entstanden sey.

Die **Bärenhaare** geben, mit pulverisirter Kreide und etwas starkem Bier vermischt, eine sehr gute **Ofenkitte**.

Aus den **Gedärmen** machen die Kosaken Fenster, die fast so hell wie Glas sind, und die Kamtschadalinnen schälen sie ab, und bekleistern sich in den Monaten, wenn ihnen die von Schnee stark zurückprallende Sonne das Gesicht schwärzet, damit, wodurch sie dasselbe weiß und fein erhalten.

Die Bären befreyen die Norweger von den schädlichen **Lemmings**, einer Mäuseart, die daselbst eine große Plage ist.

Viele **Polaken** ernähren sich von gezähmten Bären, deren Künste sie sehen lassen.

Das **Blut**, die **Galle**, das **Oehl**, das rechte Auge und mehrere Theile dieses Thieres werden nicht mehr in der Medicin gebraucht.

**Schaden.** Nur in der äußersten Hungersnoth, und wenn er gereitzt wird, fällt der Bär Menschen an. Sonst aber ist er der Vieh- und Fischzucht schädlich, und ist ein großer Liebhaber von Weintrauben, Kastanien, wilden Honig ꝛc.

**Verschiedenheiten und Namen.** Man unterscheidet zwey Racen:

1) den großen schwarzen Bär.

2) den kleinen rothen.

Namen sind: Der Bär, gemeine Bär; Ringelbär, wenn er die jugendlichen weißen Ringe behält; und Zeidelbär, wenn er noch klein ist. Der große schwarze und sanftere Bär heißt auch Grasebär, Ameisenbär, und der kleinere rothe, Pferdebär und Honigbär.

## 2. Der Vielfraß.

Ursus Gulo. Schreber *).
Le Gluton. Buff.
The Glutton, Penn.
(Tab. VIII.)

### Kennzeichen der Art.

Die längliche Schnauze, der Kopf bis an die Augen, und mitten auf dem Rücken ein großer Fleck sind glänzend schwarzbraun, und der Schwanz kurz und grade.

### Beschreibung.

Dieses Raubthier wird jetzt gar sehr sparsam in Deutschland, und zwar nur in Ober- und Niedersachsen angetroffen, wohin es noch zuweilen aus Lithauen kömmt. Man hat ein solches bey Frauenstein in Sachsen, und ein anderes bey Helmstädt geschossen, welches letztere noch im dasigen Naturaliencabinette aufbewahrt wird. Die Länge seines Körpers beträgt 2 Fuß, 4 bis 6 Zoll **), des Schwanzes 8 Zoll; an letzterm reichen oft die Haare 6 Zoll über das Schwanzende.

Die Schnauze ist länglich, gegen die Stirn zu dicker; die Näse klein; die Backen etwas eingedrückt; die Oberlippe mit 4 Reihen langer schwarzer Bartborsten besetzt. Von den Vor-

*) Herr D. Schreber ist Hofrath und Professor zu Erlangen.

**) Par. Ms.: Körper etwas über 2 Fuß; Schwanz 6 1/2 Zoll.

Vorderzähnen der obern Kinnlade sind die äußersten größer, als die übrigen; die in der untern aber alle gleich lang. Oben stehen auf jeder Seite 5 Backenzähne, wovon 2 größer sind, als die übrigen; unten eben soviel, wovon einer viel größer ist, als die andern; die vordern sind spitzig, die hintern zackig. Die Augen sind klein, und braungesternt; die Ohren kurz und abgerundet, von den Kopfhaaren fast bedeckt, gewöhnlich aufgerichtet, seltener vorwärts gekehrt. Ueber den Augen stehen 5 starke Borsten und 1 auf den Backen. Der Hals ist kurz; der Leib dick; der Rücken breit und sehr gewölbt, wenn das Thier in Bewegung ist. Die Beine sind kurz und stark; die hintern etwas länger als die vordern; die Füße in 5 Zehen getheilt, welche mit langen krummen Klauen bewaffnet sind, und deren vordere sich im Gehen weit auseinander begeben. Die beyden nächsten Klauen an den innersten sind größer, als die übrigen. Der Schwanz ist kurz und steht grade aus.

Das Haar der Schnauze, und des Kopfs bis zu den Augen ist kurz und glänzend schwarzbraun. Hinter den Augen bis an die Ohren ist es weißlich mit braun vermischt; auf den Ohren kurz und grau. Von da an wird es nach und nach länger und kastanienbraun; an den Seiten und Schultern heller, zwischen welchen letztern die dunklere Farbe einen schmälern Raum einnimmt. Mitten auf dem Rücken ist ein schwarzbrauner, fast herzförmiger Fleck (Spiegel), der vorne am breitesten ist, und gegen den Schwanz hin sich zuspitzt. Von den Schultern geht an jeder Seite ein gelblicher oder rother, in die angränzende Farbe vertriebener, Streif hin, der sich auf der Mitte des Schwanzes verliert. Brust, Bauch, und die inwendige Seite der Schenkel sind schwarzbraun.

Unter dem Kinn und zwischen den Vorderbeinen befinden sich kleine weiße Flecken. Die Schenkel sind sehr langhaarig, und mit den Beinen, Füßen, und der letzten Hälfte des Schwanzes von dunkel schwarzbrauner Farbe. Das Haar hat überhaupt einen schönen Glanz, und bisweilen stehen einzelne silberfarbene Haare, besonders auf dem Spiegel, hervor, wodurch der Balg, wie gewässert, aussieht. Es ist so elekterisch, daß es die Elektricität mittheilt.

Der Vielfraß ist eins der gefräßigsten Raubthiere, außerordentlich wild und stark; ein Schrecken des Bärs und Wolfs, und daher läßt letzterer selbst den todten Vielfraß unberührt, da er doch fast alles Aas frißt. Er hängt den Kopf nieder, wie ein Bär, und tritt im Gehen auf die Fersen auf, kommt also im Laufen andern Raubthieren nicht gleich; klettert aber desto geschickter. Sein Auswurf ist dünn und übelriechend; er selbst aber giebt eben keinen unangenehmen Geruch von sich, und hält sich reinlich. Er geht auch ins Wasser. Im Zorn giebt er eine knurrende Stimme, wie die Katzen, von sich, und hat in Verhältniß seiner Größe, eine erstaunende Stärke, womit er seinen Gegnern ernstlich Trotz bietet.

Aufenthalt. Der Vielfraß hat seine Heimath in Sibirien, Schweden, Norwegen, Lappland, selten in Pohlen und Curland, und bewohnt also vorzüglich die nördlichen Länder von Europa und Asien, und zwar die gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildnisse haben. Er wohnt in Felsenklüften, hohlen Bäumen, verlassenen Dachshöhlen; baut aber niemals eine eigene Höhle oder irgend eine Art von beständiger Wohnung.

Nah-

**Nahrung.** Seine Nahrung besteht in frischen Fleisch und in Aas von Rennthieren, Elennen, Hasen, Mäusen, großen und kleinen Vögeln, und im Sommer auch in allerhand Beeren. Er frißt des Nachts und macht auf alle Thiere, die er bezwingen kann, Jagd; doch schränkt er sich blos auf eine gewisse Gegend ein und streift nicht weit umher seiner Nahrung nach. Dem schnellen Rennthiere lauert er im Sommer auf den Bäumen auf; im Winter aber, wenn es seine Mahlzeit unter dem Schnee hervorsucht, oder schläft, springt er ihm auf den Rücken und tödet es im Nacken. Er fängt die Schneehühner unter dem Schnee; spürt die Vögel von weitem, und erwischt sie nicht selten. Er geht in Gesellschafft des Fuchses zu den Fallen und Gruben, die den Elennen aufgestellt sind, und nimmt die Beute aus. Was er von seinem Raube nicht verzehrt, vergräbt er, oder verbirgt es in Klippen und Höhlen. Er geht auch andern Raubthieren nach und frißt, was diese liegen lassen. Den Lappen plündert er oft die Vorrathskammern von Fleisch, Butter, Käse, Fischen, u. d. g. aus. Daß er gefräßiger, als andere Raubthiere, sey, den größten Raub auf einmal aufzehre, und dann seinem aufgespannten Leibe dadurch Luft verschaffe, daß er sich zwischen zwey nahe stehende Bäume durchdränge, gehört zu den Fabeln. Im Alter soll er die Zähne verlieren, und sich deswegen meist von rothen Ameisen, deren Haufen er aufgräbt, erhalten müssen, wovon sein Balg schlecht wird. Er leckt das Wasser, wie ein Hund.

**Fortpflanzung.** Er begattet sich im Januar und wirft in den einsamsten, dicksten Wäldern oder in tiefen unzugänglichen Höhlen 2 bis 4 Junge. Diese werden auch deswegen sehr selten gefunden; sollen bald nach der Geburt gelblich, und

schon

schon im ersten Jahre ausgewachsen seyn. Sie vermischen sich nicht mit den Füchsen, wie man vorgiebt. Wenn man einen Vielfraß jung fängt, und aufzieht, so wird er leicht zahm, und man kann ihn mit allerhand rohen Fleischwerk, Fischen, Knochen, auch gekochten, nur nicht gern mit Speisen aus dem Pflanzenreiche unterhalten. Er schläft auch in der Gefangenschafft mehr am Tage als bey der Nacht, legt sich dabey, wie eine Kugel zusammen, und bedeckt den Kopf mit dem Schwanz, oder streckt die Beine von sich. Er ist fast in stäter Bewegung, klettert, gräbt, kratzt, wälzt sich, und läuft bekannten Leuten, wie ein Hund nach. Bey bevorstehender schlechter Witterung wird er mürrisch und launisch. In zunehmendem Alter wird er wiederum wild, sehnt sich nach der Freyheit und muß an die Kette gelegt werden, weil er oft, wenn er ein wenig hungern muß, ganz unbändig wird. Mit einem Stocke gereizt, knurrt er, wie ein böser Hund, haut mit den Pfoten geschwind zu, und packt den Stock zwischen die Vorderbeine. Hunde, ob sie ihn gleich an Größe weit übertreffen, fällt er an, und bedient sich im Kampfe des Gebißes und der scharfen Klauen zugleich. Wenn er aber zu verlieren glaubt, so verscheucht er seine Feinde durch einen Strahl von übelriechendem Unrathe, den er von sich sprützet, womit er sich auch Luft verschafft, wenn man ihn allzu böse macht.

**Feinde.** Die Madenwürmer und Blasenwürmer machen ihm einige Beschwerden.

**Jagd.** Die Fährte dieser Thiere ist wegen ihrer langen Hinterfüße, den ausgesperrten Zehen der Vorderfüße, und da sie mit den Fersen den Boden berühren, kenntlich genug. Im nördlichen Schweden verfolgt man sie mit Schnee-

schuhen,

schnhen und erlegt sie mit Spiesen, oder legt ihnen starke Tellereisen.

Um ihren schönen Balg zu schonen, schießt man sie auch mit hölzernen Pflöcken und Pfeilen.

Die Ostjacken fangen sie in Fangklammern, und selbstschießenden Bogen; sonsten werden sie wie anderes Wild geschossen.

Nutzen. Ihr brauner, wie Seide glänzender, Balg giebt ein kostbares Pelzwerk, welches die Kürschner zu Müffen verarbeiten, ob es gleich einen etwas unangenehmen Geruch hat. Die Chineser kaufen es von den Russen, das Stück für 3 bis 4 Rubel.

Sie fressen auch außer andern Thieren Mäuse.

Schaden. Sie schaden durch ihre Nahrung fast durchgängig der Wildbahn, und sollen sogar bey den Samojeden die Leichname ausscharren, und an der Lena die Pferde angreifen.

Namen. Auch Kosonack, und Wolverene, (Vielfraßmarder).

## (18.) 3. Der Dachs.

Ursus Meles. Lin.
Le Blaireau. Buff.
The Badger. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Haare des Körpers sind schmutzig weiß und schwarz melirt, und am Kopfe laufen wechselsweise schwarze und weiße Streifen der Länge nach hin.

Be-

## Beschreibung.

Der Dachs, der alle gemäßigtern Himmelsstriche aus: dauert, ist in den thüringischen Wäldern nicht selten. Dem äußerlichen Ansehen nach kann er mit verschiedenen Thieren verglichen werden. Sein langes borstenartiges Haar, sein dicker und stark in einander gedrungener Körper giebt ihm beynahe die Gestalt eines kleinen Bären, Schweines oder Igels; sein Kopf ist dem Fuchskopfe, und seine Schnauze der Hundeschnauze ähnlich.

Die Länge seines Körpers vom Kopfe bis zum Schwanz beträgt 2 Fuß, 8 bis 10 Zoll, des Schwanzes (Ruthe) 6 Zoll und die Höhe ist 1 Fuß 4 Zoll *). Sein Kopf ist oben breit, und läuft, wie ein gleichschenkliches Dreyeck, in eine dünne Schnauze aus. Die Nase, sein schwächstes Glied, aber sein schärfstes Sinneswerkzeug, ist schwarz, feucht und etwas eingebogen. Sein Gebiß besteht aus sechs Vorderzähnen oben und unten, wovon die obern merklich größer und breiter sind, und in gerader Linie stehen. Von den untern stehen die zwey zunächst an den mittelsten befindlichen etwas weiter hineinwärts, sind auch etwas größer als diese, und die äußersten sind schief abgestutzt. Alle Vorderzähne haben auswendig der Länge nach eine flache Furche. Die zwey obern Eckzähne (Fänge) sind grade und die untern hinterwärts gebogen. Auf jeder Seite befinden sich oben fünf und unten sechs zackige Backenzähne. Von den obern ist der erste äusserst klein, und geht im Alter oft verlohren, die folgenden werden stufenweise größer und der hinterste ist der größte, breit und flach, doch uneben. Von den untern ist der erste wie-

*) Par. Ms. Körper über 2 Fuß; Schwanz 5 Zoll 4 Lin.; Höhe 1 Fuß 1 Zoll.

wiederum überaus klein, und fällt oft im Alter aus, die drey folgenden spitzig und die beyden letzten breit und flach; doch ist der vorletzte länger, schmäler und zackiger, als der allerletzte, welcher kleiner und flächer ist. Zusammen 34 Zähne. An dem Gerippe eines Dachskopfs bemerkt man, daß die Köpfe der untern Kinnlade so in die Ränder der Pfannen eingeschlossen sind, daß sich dieselbe nur auf und nieder und zu beyden Seiten, aber nie vorwärts bewegen, oder herausziehen kann. Die Zunge ist lang und glatt. Die Augen, welche eine große fast zuschließende Nickhaut haben, sind klein, tiefliegend und schwarzbraun; die Ohren kurz, unter den Haaren fast ganz versteckt und länglich rund. Er hat einen kurzen Hals, welcher mit dem Kopf einerley Dicke hat, einen etwas erhabenen Rücken, dicken Leib und besonders starke Keulen, so daß er von der Spitze der Schnauze bis zu Ende des Hinterleibs immer breiter und dicker wird. Der Schwanz (die Ruthe) ist kurz, dick, stumpf, unten platt, und mit straubigen Haaren besetzt. Die Beine (Läufte) sind kurz, und wegen der langen Haare am Leibe, die sie verbergen, scheint der Bauch fast auf der Erde aufzuliegen. Seine Füße überhaupt sind mit fünf Fingern versehen, die eben deshalb zum Graben sehr geschickte Vorderbeine aber besonders stark und an den breiten Füßen mit sehr langen krummen Nägeln (Klauen) bewaffnet.

Seine dicke Haut (Schwarte) ist mit borstenartigen, fettigen, unsaubern Haaren besetzt. Die Grundfarbe des Kopfs ist weiß. An jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Nase ein schwarzer Streif an, welcher gleich beym Anfang sich etwas nach dem Munde zu einbiegt, alsdenn durch Augen und Ohren wegläuft, und sich am obern Theil des

Hals=

Halses verliert. Um die Nase, Lippen, Spitzen der Ohren und den Hals ist er gelblicht. Die Farbe des Rückens ist grau, weiß oder gelblicht und schwarz melirt, weil jedes Borstenhaar im Grunde gelblicht, in der Mitte schwarz und an der Spitze weißgrau ist, doch sticht die schwarze Farbe am meisten vor, und es ziehen sich nur drey weißlichte Streifen auf demselben hin. Kinn, Kehle, Brust und Bauch sind mehrentheils schwarz, und nur an den Seiten des Leibes verliert sich die Farbe ins bräunliche. Der Schwanz, die wollige Gegend des Afters und die Beine sind gelblicht, die Pfoten aber schwarz. Gleich über dem After (Weideloch) hat er einen großen, 1 Zoll tiefen, inwendig haarigen Beutel, welcher eine weißlichte, schmierige, übelriechende Feuchtigkeit in sich enthält, und auswendig dicht mit kleinen Drüschen besetzt ist.

Er ist ein einsiedlerisches, träges, frostiges, boshaftes, mißtrauisches und furchtsames Thier, das bey hellem Mondenschein vor seinem eignen Schatten flieht. Er giebt einen widrigen Geruch von sich, den auch die Hunde verabscheuen.

Seine Stimme ist hell, und dem lauten Schweinegeschrey ähnlich. Er lebt über 12 Jahre, und soll, nach vielen Erfahrungen, im Alter blind werden.

Das Weibchen ist kleiner, schmäler, und heller von Farbe, indem nämlich die untersten Wollenhaare weißlicht, und nicht, wie bey dem Männchen, röthlich durchschimmern, und hat acht Säugwarzen, vier an der Brust und vier am Bauche.

**Aufenthalt.** Die Dachse haben ihren Aufenthalt in Wäldern unter der Erde, und bewohnen gern die Vorhölzer

hölzer, von denen die Feldfluren nicht weit entfernt sind. Sie graben mit vieler Geschicklichkeit und Leichtigkeit mit ihren stark bewaffneten Vorderpfoten, vermittelst welchen sie kreutzweiß den Boden aufscharren, und den Schutt hinter sich auswerfen, wie die Füchse, Höhlen (Bane) in die Erde und zwar, wo möglich, gegen die Mittagsseite zu, damit die Sonne die Eingänge (Geschleife, Einfahrten, Röhren) desto länger bescheinen könne. Diese Eingänge, deren wenigstens zwey sind, und die oft 30 Schritte von einander entfernt liegen, führen zu einem geräumigen Orte, welchen man den Kessel nennt, der nach Beschaffenheit des Bodens, vier, auch fünf Fuß tief sich unter der Erde befindet, und mit langem Gras, Farrenkraut, Blättern und Moos ausgefüttert ist. Die Jäger sagen, das Weibchen trage diese Materialien zwischen den Hinterfüßen zu einer Röhre, und schiebe, wenn es einen gewissen Vorrath davon zusammengebracht habe, dieselben mit angestemmtem Kopf und Vorderfüßen in die Höhle bis zum Kessel. Dieser so zubereitete Platz im Dachsbau ist nun die gewöhnliche Schlafstätte dieses trägen und frostigen Thieres, und sonderlich das Wochenbett der Dächsin. In einem kleinen Bezirke legen oft mehrere Paare ihre Wohnungen an, doch so, daß jedes einzelne Paar, ja jedes einzelne Thier wenigstens seinen eignen Kessel hat. Uebrigens ist dieser ganze Bau dem Fuchsbau ähnlich, nur daß er nicht so weitläuftig ist und so viele Abtheilungen enthält. Der schlaue Fuchs, der daher eine solche mit Fleiß gemachte Wohnung für sich gar bequem findet, sucht diesen künstlichen Baumeister durch List, da er sich zu ohnmächtig fühlt, diese Eroberung mit Gewalt durchzusetzen, aus derselben zu vertreiben, indem er ihm, wenn dieser seiner Nahrung halber ausgegangen ist, allerhand Unordnungen in derselben macht.

 ihm

ihn stets darinnen beunruhiget und necket, und den Eingang mit seinem stinkenden Harn und Koth besudelt, deren Geruch er nicht leiden kann. Seine Baukunst wird daher in Gegenden, wo er viele Füchse zu Nachbarn hat, stets geübt. So unreinlich er sonst ist, so reinlich hält er seinen Bau, und hat daher in denselben seitwärts vom Kessel einen Abtritt, wo er alle Exkremente hin verscharret. Ja in großen oder Hauptbauen findet man sogar eigene Röhren, die grade aufgehen und eigentliche Luftzüge sind, damit im heißen Sommer die bösen Dünste verfliegen, und die frische Luft in denselben cirkuliren könne.

Nahrung. Da der Dachs nicht flüchtig genug ist, um den Nachstellungen der Menschen und seiner Feinde zu entgehen, so entfernt er sich auch, bey Aufsuchung seiner Nahrung, nicht weit von seiner Wohnung. Er ist ein nächtliches Thier, und schleicht (trabet), wenn er sich nicht des Sommers im hohen Getraide verbergen kann, nur erst des Abends in dieser Absicht aus derselben hervor. Den ganzen Tag, und auch noch einen Theil der Nacht bringt er schlafend zu. Seine Nahrung (Weide) besteht im Frühling und Sommer vorzüglich in Wurzeln, als Kümmel- Tormentill- und Birkenwurzeln, sonst in Eicheln und Buchelkern, die unter dem alten Laube verborgen liegen, in Trüffeln, in allerhand Insekten, als Roß- und Maykäfern und Heuschrecken, in Gewürmen, als Schnecken, und Regenwürmern, und wie man aus der Raubsucht der gezähmten Dachse muthmaßet, aus Vogeleyern und jungen Vögeln, die auf der Erde liegen, aus jungen Hasen, aus Feldmäusen, Fröschen, Schlangen und Eidechsen. Im Herbste mästet er sich von Feldobst, Bucheckern, Eicheln, weißen und gelben

Rüben.

Rüben. Liegen gelbe Möhrenäcker in dem Gebiete, das er seiner Nahrung halber umkraiset, so erndet er die Früchte derselben in kurzer Zeit alle in seine Wohnung ein. Er geht auch in Hungersnoth nach dem Aas*), besonders nach Schnei-pen. Auch dem Honig der Erdhummeln soll er nachgraben, und die Weintrauben lieben. In Walddörfern beschuldiget man den furchtsamen und dummen Dachs sogar, daß er es wage, wie der kühne und listige Fuchs, auf die Höfe zu schleichen, um das junge Hausgeflügel, Gänse und Enten zu rauben. Wenn er nach Wurzeln gräbt (sticht), so hat es das Ansehen, als wenn ein Mensch mit einem spitzigen Holze Furchen in die Erde gemacht hätte. Im Herbste, um Martini ist er am vollkommensten, und wie ein Speckschwein mit Fett überzogen. Für den Winter braucht er keinen Vorrath einzutragen, da er, so bald es zugewintert ist, mit der Schlafsucht befallen wird. Er zehrt alsdenn auf eine bewundernswürdige Weise den dick angesetzten Speck wieder vom Leibe ab, indem er zu dieser Absicht seine Schnauze bis zu den Augen, mit dem Kopfe zwischen den Hinterbeinen weg, in seinen Afterbeutel steckt, und schlafend durch das Fett, das sich hier sammlet, seine Lebenskräfte erhält. Schon um Martini herum geht er nicht alle Nächte mehr aus, aber so-



*) Aas fressen alle Thiere in der äußersten Noth, auch sogar Hirsche und Rehe. Vor etlichen Jahren wurde in unserer Gegend ein Dachs im Winter, in einem Eisen, das für einen Fuchs mit Aas belegt war, auf dem Schnee gefangen. In eben dem Jahre wurde im späten Herbste des Abends ein Fuchs angeschossen, der sich in einen Dachsbau flüchtete. Den folgenden Tag, als man ihn ausgraben wollte, fand man ihn von dem Dachse, der den Bau bewohnte, über die Hälfte verzehret.

bald es gänzlich zugefroren ist, gar nicht mehr. Doch liegt er nicht, wie der Hamster, die ganzen Wintermonate hindurch in einer stäten festen Betäubung vergraben, sondern er geht zuweilen des Nachts, besonders bey Thauwetter und minder kalten Nächten, zum Wasser, um zu trinken *), ja er sticht sogar im Jänner und Hornung, bey warmer anhaltender Witterung nach Wurzeln, und sucht Eicheln und Buchekern, die unter dem abgefallenen Laube verborgen liegen, hervor.

Fortpflanzung. Außer der Begattungszeit (Ranzzeit, Rollzeit) findet man das Männchen selten in Gesellschaft des Weibchens. Jeder Dachs liebt nur eine Dachsin. Zu Ausgange des Novembers und Anfang des Decembers aber, wenn er am fettesten ist, regt sich der Zeugungstrieb in ihm, und er besucht alsdenn die Wohnung seiner Gattin, und wenn er sie einige Tage besucht hat, so geschieht die Begattung des Nachts vor ihrer Wohnung. Die Mutter gebiert nach 10 bis 11 Wochen, gewöhnlich im Februar in dem Kessel ihres Baues, den sie besonders darzu eingerichtet hat, drey bis fünf blinde Junge **). Sie säuget sie, und trägt ihnen so lange Vogeleyer, Insekten, Gewürme und Wur-

*) Diese Bemerkung kann man fast alle Winter machen. Man findet nämlich im Schnee die Fährte, welche vom Bau aus zum Wasser, und von da wieder zurück führet.

**) Einige Jäger und Naturforscher behaupten, die Dachse begatteten sich, wie die Füchse, erst im Februar; allein meine eigene und vieler glaubhaften Jäger Erfahrungen könnten das Gegentheil zeigen. Noch kürzlich holte ein Dachshund vier lebendige junge, noch blinde, Dachse, welche durch einen Zufall von der Mutter

Wurzeln herbey, bis sie ihre Nahrung selbst suchen können.) Wenn die jungen Dachse drey Wochen alt; und an sichern Orten gebohren sind, so legen sie sich mit ihrer Mutter im Sonnenschein vor ihren Bau und spielen. Sie bleiben bey derselben bis im Herbst, alsdenn muß sich entweder jedes einen eignen Bau graben, oder wenn sie sich in einem Hauptbau befinden, einen eignen Kessel verfertigen, wenn nicht verlassene da sind.

Im zweyten Jahre haben sie ihre gehörige Größe und Vollkommenheit erlangt. Man kann sie zähmen; und sie verlieren wirklich in menschlicher Gesellschafft mehr von ihrer Wildheit, als die gezähmten Füchse. Sie fressen rohes Fleisch, Eyer, Käse, Butter, Fische, Brod, Rüben, Wurzeln, Nüsse und zubereitete Speißen. Sie spielen mit den kleinen Hunden, mit den Katzen, und folgen denjenigen Personen, die sie füttern, und sich mit ihnen abgeben, wie die Hunde nach. Sie lieben die Wärme so sehr, daß sie sich auf den Feuerstädten oft der Gefahr aussetzen, die Pfoten zu verbrennen. Man sagt, sie reinigten die Häuser von Mäu-



ter verlassen worden waren, und erst etliche Tage alt seyn konnten, im Hornung aus ihrer Höhle. Daß sich nicht bey jungen Dachsen, die bey aufbrechender Witterung noch unter dem Laube gute Eichel- und Büchelnahrung finden, einmal der Geschlechestrieb zu einer ungewöhnlichen Zeit, z. B. im Februar und März zeigen sollte, kann wohl nicht geleugnet werden, da dergleichen Anomalien bey allen wilden Thieren Statt haben. Man findet auch oft gelte Dachsinnen, denen es vielleicht der in unsern rauhen Thüringen zu bald eingetretene Winter unmöglich machte, sich befruchten zu lassen; auch bey diesen kann zuweilen dieser Trieb nach nach Endigung ihres Winterschlafs erwachen.

sen, giengen aber auch, wenn ihnen nicht hinlänglich Nahrung gereicht würde, kleine Ferkel und junges Federvieh an; und nach dieser Bemerkung hat man sich denn berechtigt geglaubt, die Dachse unter die Raubthiere rechnen zu dürfen. Sehr selten fallen weiße Dachse aus.

**Krankheiten.** Die Dachse, sonderlich die Weibchen werden im Frühling und Sommer gern **räudig**; doch glauben die Jäger fälschlich, daß sie der räudige Fuchs, welcher, wenn sie des Nachts ausgegangen wären, in ihren Bau krieche, mit dieser Krankheit anstecke.

**Feinde.** Ihre natürlichen Feinde sind die **Hunde** sonderlich die Schäfer- und Dachshunde. Außerdem werden sie von einer Art Läuse, wie die Schafzecken, von bräunlichen **Milben**, von den **Palisadenwürmern** und **Egelwürmern** (Strongylus) gar sehr geplagt.

**Jagd.** Die Fährte des Dachses ist der Dachshundsfährte fast gleich, nur stehen die vier Zehen mit ihren langen Nägeln weiter hervor. Gehend formt (schränkt) er ein Zickzack, flüchtig aber fast ein Dreyeck. (Tab. XIV. Fig. 10.)

Der Dachs, der blos in seinem Bau der Gefahr, die seinem Leben drohet, Trotz bieten, und außer demselben sich weder durch die Flucht, noch große Tapferkeit beschützen kann, ist leicht zu jagen und zu fangen. Man hat davon verschiedene Arten.

1. Man bemächtigt sich seiner entweder des Nachts, wenn man den Ort, wo er seiner Nahrung nachgehet, bemerkt hat, und ihn daselbst mit abgerichteten Schäfer- und Jagdhunden anhetzet, und diesen mit Gabeln und Prügeln

zu Hülfe eilet; oder man treibt ihn mit Dachshunden aus seinem Bau in eine Schlinge von geglüheten Drathe, die man vor eine Röhre aufgestellt hat, oder in einen daselbst befestigten von starken Bindfaden gestrickten Sack, Dachshaube genannt, welchen man an einen Pflock auf diese Art fest schlinget, daß er sich an einer Leine, wenn der Dachs hinein ist, von selbst zuziehet.

Oder man gräbt ihn, (s. Fuchs) indem man durch das Anschlagen der Dachshunde den Ort, wo er sich in seinem Bau hin verfügt, genau bemerkt hat, wie den Fuchs aus. Er sucht sich hier, wenn er die nahe Gefahr bemerkt, durch Verschanzungen zu retten, (er verklüftet, verliert sich) und liegt dabey so still, daß ihn Jäger und Hunde oft mit Mühe wieder aufspüren können. Man faßt ihn mit einer darzu dienlichen Zange an und tödet ihn entweder durch einen Schlag an seiner empfindlichen Näse, oder legt ihn, wenn er lebendig bleiben soll, einen Maulkorb an, und verwahrt ihn in einem Sacke. An manchen Orten hat man auch die grausame Gewohnheit, daß er mit einem Krätzer, den man ihn in den Leib schraubet aus seiner Verschanzung herausgezogen wird.

Man fängt ihn auch, indem man die oben beschriebene Haube in die Röhre legt, und an den Eingang der Röhre solchergestalt befestiget, daß man sie mit einer Leine, die sich bis hinter einen Busch oder Baum erstrecket, wenn der Dachs hinein ist, zuziehen kann. Dieser Fang kann nur bey düstern Nächten statt haben, wenn man gewiß weiß, daß der Dachs seiner Nahrung halber ausgegangen ist. Man läßt ihn alsdenn durch Hunde aufstöbern, wo er sich über Hals und Kopf nach seinem Bau begiebt, und gefangen wird.

In das Ende der Haube nähet man gewöhnlich einen Ring von Eisen, in welchen der Kopf des Dachs bis zum Augen paßet, damit er nicht in der Hitze das Netz durchreiße, wenn er sich gefangen fühlt.

Außer diesem werden die Dachse durch Schlagbäume oder Schneller, (Wipperbalken) wie die Marder und Wieseln, gefangen. Man stellt sie dergestalt vor den Eingang des Baues, daß wenn der Dachs herausgehet, er den Schneller berühren muß, da denn der Schlagbaum auf ihn fällt, und ihn zu Boden drücket. Ein solcher Schlagbaum wird stufenweise vor dem Eingang angebracht, damit das Thier denselben allmählich kenne lerne, und sich deswegen nicht scheue aus- und einzugehen.

Endlich werden sie auch und zwar am gewöhnlichsten mit Tellereisen gefangen. Es werden nämlich, wenn der Jäger durch die Anzeige der Fährten weiß, daß der Dachs im Bau liegt, alle Eingänge eines Baues bis auf einen verstopft, vor welchen man die Falle der Erde gleich eingräbt, an einer Kette befestiget, und mit blosem Hasellaub oder Tannenreißern abreibt. Er geräth gemeiniglich den ersten Tag gleich beym Aus- oder Eingehen in dieselbe.

Mit den lebendig gefangenen Dachsen werden auch oft grausame Lusthetzen auf ebenen Wiesen angestellt. Man hetzt ihnen nämlich Dachs- und Jagdhunde an, gegen welche sie sich mit wunderbaren Wendungen (über welche gelacht wird,) auf den Rücken liegend mit ihrem scharfen Gebiß, mit welchen sie ihrem Feinde immer nach der empfindlichen Nase fahren, und mit ihren scharfen Klauen bis in ihren Tod, als Helden tapfer wehren.

Nutzen.

Nutzen. Das Dachsfleisch hat einen süßern Geschmack als das Schweinefleisch. Dieser eckelhafte süße Geschmack wird ihm durch Salz und gute Gewürze benommen. In Frankreich wird eine Dachskeule mit Blumenkohl, und in der Schweitz mit gekochten Birnen für eine besondere Delikatesse gehalten. Die Steindachse, welche auf hohen Gebirgen wohnen, sollen vor den andern im Geschmack einen Vorzug haben.

Dachsfett, oder Schmalz wird von den Aerzten und Wundärzten zu Heilung innerlicher und äußerlicher Schäden gebraucht. Die Heilung der Beinbrüche soll es außerordentlich befördern. Aeußerlich warm aufgestrichen, oder in einem Klystier beygebracht, wird es wider den Stein gerühmet. Es dient auch den Lahmen, Schwachen und Podagristen, sonderlich mit Fuchs- oder wilden Katzenschmalz vermischt, ingleichen für geschrundene Brüste und im hitzigen Fieber. Eben so soll es in Nervenkrankheiten, mit Schweinefett versetzt, von außerordentlicher Wirkung seyn. Ingleichen soll es gleich dem Bärenschmalze die Haare der Thiere und Menschen wachsend machen. Auch wird es als eine Pferdeschminke gebraucht; indem man nämlich den Pferden die Haare ausrauft, und diese unbehaarten Stellen mit halb Dachsfett und halb ungeläutertem Honig bestreicht, so wachsen weiße Haare darnach.

Sonst wurde, der zu Asche gebrannte Dachs, sein Blut, Gehirn, Leber und Galle in der Medicin angewendet.

Die Haut (Schwarte,) die nicht, wie einige Naturforscher behaupten, zu allen Jahrszeiten *), sondern erst

 nach

*) Man glaubt fälschlich, daß sich die Dachse nicht hären. Sie verliehren beynahe den ganzen Sommer hin-

nach Michaeli gut ist, gehört unter das gemeine Pelzwerk, und ist so fest und dauerhaft, daß weder Nässe noch Regen durchdringen kann. Die Sattler machen daher rauhgahre Ranzen, Jägertaschen, Hundehälsbinden, und Ueberzüge über Koffer, Kumte und Gewehrschlößer daraus, und die Jäger schätzen eine Jagdtasche von einem jungen Dachse, dessen Haare statt der schwarzen Farbe eines alten, ins blauliche fallen, sehr hoch. Uebrigens werden die Haare zu Mahler- und Vergolderpinseln und zu Bürsten verarbeitet. Die ausländischen Dachsfelle kommen vorzüglich aus Pohlen. — Der Dachs vertilgt auch manche schädlichen Insekten und Gewürme, als **Maykäfer** und **Schnecken**, und soll sogar Feldmäuse fressen.

**Schaden.** Der Dachs schadet den **Waldwiesen**, sowohl durch seine Nahrung, die aus den besten Kräuterwurzeln z. B. von Kümmel und Tormentill besteht, als auch durch sein Graben nach diesen Wurzeln. Er besucht auch die weißen und gelben **Rübenäcker**, raubt den Vögeln, die auf die Erde nisten, ihre **Eyer**, und soll junge Vögel, junge Hasen, ja sogar auf den Bauerhöfen am Walde junge Gänse und Enten stehlen.

**Verschiedenheiten und Namen.** Es werden die Dächse von den Schriftstellern und Jägern in zwey verschiedene Arten eingetheilt, nämlich

1) in

hindurch Haare, eben deshalb, und wegen der Räude und des Ungeziefers, womit ihre Schwarte mehrentheils zu dieser Jahrszeit behaftet, und wodurch sie unbrauchbar gemacht wird, fängt und jagt man sie auch erst nach Michaeli.

1) in Hundedachse, die auch Halbfüchse, weißgraue Füchse heisen, und

2) in Schweinedachse.

Allein ich halte diese Eintheilung nach vielen Erfahrungen für eine bloße Grille.

In Thüringen sollen besonders beyde Arten häufig angetroffen werden; allein weder in Thüringen, noch Franken, noch Sachsen, noch am Rheinstrohm, ist mir mehr als eine Art bekannt, die der Hundedachs genennt wird.

Schon die Verschiedenheit der Angabe der Merkmale und Kennzeichen, wodurch sich beyde Arten von einander unterscheiden sollen, erregt Verdacht gegen diese Behauptung. Sie kamen aus dem Munde und den Büchern solcher Jäger, die nicht wußten, welche Kennzeichen und Merkmale an den Thieren reell und welche zufällig waren, in die Lehrbücher der Naturgeschichte. Wir wollen hier einige solcher Merkmale und Widersprüche anführen.

Einige Jäger sagen, die Hundedachse wären mit spizzigern Schnauzen versehen, und die Schweinedachse mit stümpfern; andere kehren es um.

Wiederum wollen einige behaupten, die Schweinedachse wären größer, als die Hundedachse, und andere, sie wären kleiner.

Dann geben einige als Kennzeichen des Schweinedachses hohe Beine, andere sehr niedrige an; einige die schwärzere Farbe des Rückens; andere die weiße Farbe der Wangen; wieder andere gelblichte statt weißen Kopfstreifen mit einer gelblichten Kehle, und noch andere einen schwarzen Flekken in der Mitte des Kopfs.

Fer-

Ferner nennen einige sehr feiste Dachse, die 30 bis 40 Pfund wiegen müssen, Schweinedachse.

Weiter suchen andere die Verschiedenheiten in den Zähnen, und behaupten, der Schweinedachs habe krumme, den Keulern ähnliche, Fangzähne, da hingegen der Hundedachs grade Hundezähne habe.

Noch andere finden sogar den Unterschied in der Verfertigung der Baues, und andern unbedeutenden und lächerlichen Dingen. Der Schweinedachs soll nach diesen frostiger seyn, und daher seinen Bau nur in sandigen Boden und zwar so flach graben, daß er die Sonnenwärme in demselben empfinden kann. Dabey soll er seine Losung niemals anders, als in Löcher, die er mit der Schnauze aufwühle, werfen, und nicht weit von seiner Wohnung auf den Raub ausgehen. Da hingegen der Hundedachs bloß in harten und felsigem Erdreich sich anbauen, seine Losung weit von seiner Wohnung unverscharrt hinlegen, und dabey bösartiger, übelriechender und den Hunden mehr zuwider seyn soll, als jener.

Auch setzen andere verschiedene dieser angeführten Merkmale, z. B. krumme Zähne, gelblichte Kehle; stumpfe Schnauze und großen Körper, zusammen, und machen sich daraus einen Schweinedachs.

Endlich so behaupten einige Jäger, es gäbe mehr Schweinedachse, als Hundedachse, andere im Gegentheil, es würden mehr Hundedachse als Schweinedachse angetroffen, und letztere wären nur höchst selten.

Aus dieser Verwirrung der Kennzeichen und ihrer Unzulänglichkeit läßt sich nun schon zum voraus schließen, daß es unter den Dachsen nicht einmal verschiedene Racen, geschweige denn verschiedene Arten gebe. Doch wir wollen

auch

auch einige dieser angegebenen Kennzeichen durchgehen und zeigen, daß sie alle vom Hundedachse gelten, und daß sie nur in einigen zufälligen Abweichungen bestehen, die nicht nur bey dem Dachse, sondern bey jeder wilden Thierart statt haben.

So viel geben die einsichtsvollesten Jäger in Thüringen zu, daß Hunde- und Schweinedachse in einem Bau angetroffen werden, und daß sie sich zusammen begatten. Dieß beweißt bey ihnen und überhaupt bey Thieren, die in der Freyheit leben, schon hinlänglich, daß sie nicht als Arten zu trennen sind.

Uebrigens meynen diejenigen, welche sagen, der Schweinedachs habe schwärzere Haare, als der Hundedachs, entweder einen jungen Hundedachs, der oft eine schwärzere und mehr ins blaue fallende Farbe hat, als ein alter; oder einen alten, dessen dunkelere Farbe einmal aus verborgenen Ursachen, die in der ursprünglichen Anlage des Thiers im Mutterleibe, in besondern Nahrungsmitteln und dem Aufenthalte zu suchen sind, eine Ausnahme macht.

Diejenigen, welche große, an der Kehle gelblicht gezeichnete, stumpfnasige Dachse für Schweinedachse ansehen, halten sehr alte Dachse dafür, die diese Bildung des Kopfs und diese Farbe durchs Alter erlangen.

Andere, welche sagen, das Gebiß des Schweinedachses enthalte krümmere Eckzähne, haben entweder nicht bemerkt, daß bey allen Dachsen, die untere Eckzähne etwas gekrümmt sind, oder daß das Alter zuweilen dergleichen bildet.

Wiederum andere, welche die hervorstechende weiße Farbe, oder den schwarzen Flecken auf dem Kopfe für Un-

ter-

terscheidungszeichen annehmen, machen im ersten Fall das Weibchen, und im zweyten einen Hundedachs, an welchem die Natur gespielt hat, zu einem Schweinedachse. Es giebt sogar gefleckte, die eine weiße Grundfarbe und gelbe und braune Flecken haben.

Daß diejenigen, welche den Unterschied sogar in Anlegung des Baues und Verscharrung der Exkrementen finden, keiner Widerlegung bedürfen, versteht sich wohl von selbst; denn der Dachs macht seinen Bau in allerhand Boden, und allenthalben hin, wo er genug Nahrungsmittel zu finden, und sich sicher genug glaubt; und die Losung verscharrt auch der Hundedachs zuweilen, wie die meisten Thiere dieser ganzen Classe.

Aus dem allen ergiebt sich, deucht mir, klar, daß wenigstens in Thüringen, das doch nebst Altenburg *) das eigentliche Vaterland der Schweinedachse seyn soll, und wo die Jäger immer Dachse jagen und fangen, die sie für Schweinedachse, nach ihren angenommenen Kennzeichen, ausgeben, diese Art nicht zu finden ist. Ich glaube, die Veranlassung zu diesem Unterschied hat der bloße Zufall, wie beym Igel, gegeben. Es sahe jemand, daß der Dachs in Ansehung seines Körperbaues viel Aehnlichkeit mit einem Schweine hatte, und nennte seinen, zum Unterschied von einem Dachse, den ein anderer gesehen, und vorzüglich die Hundeschnauze an ihm bemerkt hatte, einen Schweinedachs. Solche zufällige Dinge können sich dann Jahrhunderte hindurch in den Büchern fortpflanzen, und vorzüglich in der Naturgeschichte, wenn

*) Hier soll es, wie die Jäger sagen, beynahe lauter Schweinedachse geben; es sind aber, wie ich gewiß weiß, nichts als Hundedachse.

wenn sie nur auf der Stube studirt und vom bloßen Hörensagen bearbeitet wird. Plinius ließ seinen Hirsch schon die Nase durch eine Schlange reinigen, und dieß lassen ihn dann auch noch zu unsern Zeiten manche Jäger und Naturkundige thun.

In Niedersachsen heißt dieß Thier noch: Gräving, oder [illegible], und von einigen Naturforschern, um den Gattungsnamen mit anzugeben: Dachsbär.

---

## Die siebente Gattung.

### Der Igel. Erinaceus.

#### Kennzeichen.

Oben sind zwey walzenförmige, und unten zwey dicht an einander liegende Vorderzähne.

Oben fünf und unten drey Eckzähne.

Backenzähne auf jeder Seite vier mit vier kurzen Spitzen.

Der Zehen sind fünfe.

Die Thiere dieser Gattung haben immer einen kegelförmigen Kopf, der sich in einen abgestumpften Rüßel endiget, und diejenigen Theile an ihrem Körper, die stachelfrey sind, enthalten Borsten.

Ihre vorzüglichste Nahrungsmittel sind Insekten und Gewürme.

## (19) 1. Der gemeine Igel.

Erinaceus europaeus. Lin.

Le Herisson. Buff.

The Hedge-hoy, or Urchin. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Aus jedem Nasenloche ragt der umgebogene Rand, wie ein Kamm hervor, und die Ohren sind kurz und abgerundet.

### Beschreibung.

Der Igel befindet sich in allen gemäßigten Gegenden Europens und ist in den hiesigen Gegenden nicht einzeln. Sein stachlichter Rücken macht ihn vor allen andern Thieren Deutschlands, hinlänglich kenntlich. In der Entfernung hält man ihn, wenn man ihn ruhig sitzend antrifft, für eine abgerundete Erdscholle. Er hat in der Gestalt, und verschiedenen Eigenschafften vieles mit dem Dachse gemein. Von der Schnauze bis zum Schwanz beträgt seine Länge 1 Schuh, die Länge des Schwanzes 1 Zoll und die Höhe beynahe 5 Zoll *).

Der Kopf ist kegelförmig und endiget sich in eine abgestumpfte eingekerbte schwarze Schnauze (Rüßel), welche der Hundeschnauze ähnlich ist. Die Nasenlöcher liegen zur Seite, sind länglich, und auf der untern oder äußern Seite ragt der umgebogene Rand, als ein kurzer hautartiger gefalteter Kamm hervor. Der Oberkiefer enthält zwey lange walzenförmige von innen nach außen schief zugeschärfte Vorderzähne, welche weit von einander stehen, damit die zwey kurzen dicht zu-

*) Par. Ms. Körper 10 Zoll 7 Linien; Schwanz fast 1 Zoll; Höhe 4 Zoll 6 Linien.

zusammengefügten, schräg vorwärtsliegenden Vorderzähne im Unterkiefer in diese Spalte einpassen können. Dann folgen oben auf beyden Seiten fünf zusammengekerbte übergebogene stumpfe Eckzähne, deren zwey und drey zusammen stehen, und deren letzterer zwey Zacken hat, und ganz wie ein Backenzahn gestaltet, nur nicht so groß ist, nebst vier Backenzähnen, wovon der letzte, gerade wie beym Hasen, sehr klein ist, und nur zwey Zacken hat, da die vordern deren vier haben. In dem Unterkiefer befinden sich drey vorwärts gestreckte beynahe horizontalliegende Eckzähne, deren dritter wiederum den Backenzähnen ähnelt, und vier Backenzähne, von welchen der erste drey, der zweyte fünf, der dritte vier und der vierte nur einen Zacken hat. Zusammen besteht also das Gebiß des Igels aus 36 Zähnen. Die Augen sind klein, und stehen weit hervor, der Stern ist schwarzbraun, und die Augenwinkel sind blau. Die Ohren sind breit, kurz, aufgerichtet, abgerundet, dünn behaart, und liegen unter den Stacheln verborgen. Der Hals ist wegen der Stacheln, die von der Stirn anfangen, unmerkbar und der Körper läuft dann, wenn der Igel ausgestreckt ist, bis zum kurzen, dünnen, fast kahlen herabhängenden stumpfen Schwanze in einer Linie und Dicke fort. Die kurzen Beine haben an jedem Fuß fünf getrennte dicke Zehen mit langen scharfen schwarzen Nägeln. Die Daumenzehe ist kürzer als die übrigen. Die Vorderfüße sind stärker als die hintern, welche schmäler, länger sind, und längere Nägel haben. Er geht auf der ganzen Ferse.

Der ganze obere Theil des Körpers ist mit hornartigen, einen Zoll langen, Stacheln, die aus dem Fette des Thieres herausgewachsen sind, besetzt. Sie sind oben und unten spitzig — weiß, braun und schwärzlich gesprengt.

Der Kopf ist von der schwarzen glatten Nase an bis zur Mitte der Stirn mit harschen graugelben Haaren, die nach der Stirn zu lichter werden, besetzt. An der Seite desselben zieht sich ein schwarzer Streif hin, welcher die Augen, wie ein schwarzer Ring, einfaßt. Die Beine sind rothgelb und die Füße schwarz. Der ganze Unterleib hat wollige Haare, die außer einem schwärzlichen Flecken an der Brust und am After weißgelb sind. Die Seitenhaare aber sind stachlich und rothgelb, und die einzelnen Schwanzhaare oben schwarz und unten rothgelb.

Der Igel ist ein dummes, furchtsames Thier, das bey dem geringsten Geräusch sich in eine stachliche Kugel verwandelt, und in diesem Zustande abwartet, ob seine Furcht gegründet oder ungegründet war. Er riecht gerade, wie ein Hund, geifert stets helles Wasser aus Mund und Nase, und beriecht alle Gegenstände, die ihm aufstoßen, mit stäten Nasenzucken.

Das **Weibchen** ist vom Männchen wenig unterschieden; doch hat es einen spitzigern Kopf, einen stärkern Leib und ist heller oder grauer als das Männchen. Es hat 10 schwarze Säugewarzen, 6 an der Brust und 4 am Bauche. — Der Laut, den die Igel bey ihren Spielen in abgefallenem Laube, wo sie sich jagen, verstecken und necken, in der Begattungszeit und in der Noth, hören lassen, ist ein rufflendes Murren und heischeres Quäcksen. Sie werden 8 bis 10 Jahr alt.

**Aufenthalt.** Die Igel halten sich im Sommer in Laubhölzern, in faulen an der Wurzel ausgehöhlten Bäumen und unter den Büschen, in Gärten in den Hecken, in zusammengeharkten Mist- und Laubhaufen, in den Löchern der Gartenmauern, und auf dem Felde in der Saat auf.

Wo

Wo sie keine natürliche Höhle finden, graben sie sich eine mit ihrem Rüssel und ihren scharfen Klauen ohngefähr einen Fuß tief, und machen sie mit Laub und Stroh und altem Grase weich. Ein solches Lager hat allzeit zwey Oeffnungen, gewöhnlich eine gegen Mittag, und die andere gegen Mitternacht, welche sie aber auch zuweilen nach dem Zug der Luft verändern. Sie graben sich auch für den Winter, doch jedes Geschlecht für sich, eine eigene Grube unter die Wurzeln der Bäume, oder in dicke Gesträuche und Hecken, oder unter die Gartenhäuser und Gartenmauern, tragen sich im Herbste einen großen Haufen Materialien an Stroh, Heu, Laub und Moos zusammen, füttern sich ihr Lager damit aus, verscharren sich beym ersten starken Frost tief in dasselbe, und liegen bis zum warmen Frühling in einer beständigen Betäubung darin begraben. Das Zeugungsglied des Männchens, liegt, wie bekannt, in der Mitte des Bauches, und nicht nur beym Zusammenziehen, sondern auch den ganzen Winterschlaf hindurch, legt allemal die Schnauze auf der Oeffnung der Scheide, und das Weibchen legt die ihrige auf die Oeffnung ihres Geburtsgliedes. In und vor ihrem Sommerlager, worein sich Männchen und Weibchen zu dieser Jahrszeit beysammen aufhalten, spielen sie am Tage, und schleichen mehrentheils des Abends erst ihrer Nahrung halber aus. Sie bewohnen ihre Nester viele Jahre hintereinander, wenn sie nicht verscheucht werden.

Nahrung. Der furchtsame Igel schleicht nur bey der größten Stille des Tages nach seiner Nahrung, sonst thut er es lieber des Nachts. Er ist sowohl in Absicht der Nahrungsmittel selbst, die er zu seiner Sättigung braucht, als auch der Art der Aufsuchung derselben, dem Dachse sehr ähnlich;

lich; doch entfernt er sich weiter von seiner Wohnung ins freye Feld, als jener, und der Jäger wird oft, wenn er des Morgens auf dem Anstand steht, und dieser wieder zu Holze oder Hecke geht, von ihm hintergangen, indem er ihn für einen Hasen hält.

Die Maulwürfe, welche im Herbst und Frühjahr aus ihren Löchern hervor kommen, so wie die großen und kleinen Feldmäuse, weiß er sehr schlau zu fangen; auch hascht er Frösche und Kröten. Seine gewöhnliche Nahrung ist in den Gärten abgefallenes Obst, Aepfel und Birnen, und in den Feldern Getraide und Wurzelfrüchte, als gelbe Rüben und Pastinaken. Schnecken, Regenwürmer, Mistkäfer, Maykäfer und andere Insekten speißt er ebenfalls, und die spanischen Fliegen, die andern Thieren Zuckungen und in Menge genoßen, den Tod verursachen, sind ihm eine angenehme und zuträgliche Speise. Auch die Weinstöcke besucht er und dabey will man ihm diesen künstlichen Diebstahl aufbürden, daß er nämlich die Trauben abreiße, die Beeren zerstreue, und sich mit seinem Rücken so lange auf denselben herum wälze, bis sie an den Stacheln hängen blieben, dann, so beladen, in seine Wohnuug eile, die Beeren wieder abschüttele, und sich auf diese Art einen Vorrath von dieser kostbaren Speise sammle.

Im Winter bedarf er keiner Nahrung, weil er in seinem langen und festen Schlafe zu dieser Jahrszeit von seinem Fette, das er sich im Herbste gesammlet hat, zehren kann.

**Fortpflanzung.** Ihre Begattung fällt in die Mitte des Aprils und in den May; sie geschieht wegen ihres stachlichten Rückens stehend oder liegend. Das Weibchen wirft

nach

nach 7 Wochen im Julius und Anfang des Augusts vier bis sechs Junge, und zwar am liebsten in Gärten in Mist- Laub- oder Mooshaufen, doch auch ins Gesträuche, dicke Zäune und ins Getraide, und füttert allzeit ihr Lager mit klar gebißenen dürren Gras vorhero aus. Es säugt die Jungen, die anfangs weiß und auf ihrer Haut nur mit Spuren von Stacheln versehen sind, vier Wochen, und trägt ihnen Schnecken, Regenwürmer, Weintrauben und abgefallenes Obst zu ihrer Nahrung herbey. Man kann die Jungen, die erst im zweyten Jahre ausgewachsen, und zur Begattung tüchtig sind, so wie die Alten, in den Häusern, wie die Katzen zu Wegfangung der Mäuse, mit Milch und Brod erhalten, und wenn man sie statt der Milch mit Wein tränkt, so machen sie wunderliche Geberden und Sprünge.

**Feinde.** In Thüringen hat er keinen größern Feind als den **Fuchs**, der besonders im Winter seine Wohnung auswittert und ihn als eine Delikatesse verzehrt. Nur sehr gute Hunde gehen ihn an, und zerreißen ihn; alle aber bellen ihn sehr grimmig an und scheinen eine natürliche Feindschafft gegen ihn zu hegen. Durch eine Art gelber **Flöhe**, durch die **Holzböcke**, die sich in Menge an ihn einsaugen, und durch die **Bandwürmer** wird er sehr geplagt.

**Fang.** Der Igel macht seine **Fährte** (Tab. XIV. Fig. 11.) der Dachsfährte, wenn man die Größe abrechnet, völlig gleich. Er spreizt die Zehen eben so weit von einander und hat eben den schleichenden Gang, wie der Dachs. Seine Spur formt ein Zickzack (er schränkt) und die der Vorderfüße ist größer und breiter, als die der Hinterfüße, welche schmäler, aber länger ist. Man kann ihn, wenn man ihn zur Vertilgung der Mäuse brauchen will, sehr leicht

fangen. Da er sich den Sommer über vorzüglich in Hecken aufhält, so darf man nur in solchen Gegenden, wo diese Thiere sind bemerkt worden, in der Abenddämmerung, oder beym Mondenschein an denselben lauschen, an den Stellen, wo man ein Geräusch bemerkt, mit dem Stocke anschlagen, und man wird gewiß beym Nachsuchen einen zusammengerollten Igel finden, den man in ein Schnupftuch hüllen und nach Hause tragen kann. Nur sehr gute Hunde gehen dieses Stachelthier an und scheuen die Stacheln nicht. Da sie sich eher zerreißen, als mit Gewalt zur Aufwickelung bringen lassen, so bedienen sich die Menschen um dieß zu bewirken, des Beschüttens mit Wasser oder des Eintauchens in dasselbe, welches ihnen das Athemholen hemmt, und sie zur Entwickelung zwingt, und der listige Fuchs braucht zu dieser Absicht seinen stinkenden Harn.

**Nutzen.** Die Igel sind natürliche und bestimmte Feinde der Feldmäuse.

Man kann ihr Fleisch essen, besonders sind sie im Herbste sehr fett, und wenn sie sich von Obste genährt haben, am wohlschmeckendsten. In Senegambien rechnet man sie daher zu dieser Jahrszeit unter die besten Gerichte.

Ihr Fett, das unter der Haut, wie Schweinefett ansetzt, ist in der Medicin ein gutes erweichendes Mittel, das an Menschen und Vieh gebraucht wird. Sonst brauchten die Aerzte den zu Asche gebrannten ganzen Igel, die Leber, Milz, Galle, das Blut, den Koth und das innere Magenhäutchen in der Arzeney.

Seine Haut mit den Stacheln wurde sonst statt einer Hechel oder Bürste gebraucht, um den Hanf zu reinigen.

Man

Man kann ihn auch statt einer Katze in den Scheunen, Ställen und auf den Kornböden zu Wegfangung der Mäuse nutzen; dann darf man ihm nur bloses Wasser oder Milch zu Löschung seines Durstes hinsetzen, wenn man glaubt, daß ihn die Mäuse hinlänglich nähren können. Bey den Kalmucken ist er deshalb ein Hausthier geworden. Er macht sich aber in Häusern durch seine Unreinlichkeit, seinen unangenehmen, fast bisamartigen Geruch, und durch das Geräusch, das sein Gang verursacht, und wodurch er Stöhrer der nächtlichen Ruhe der Menschen wird, nicht beliebt.

**Schaden.** Wenn man sie in Häusern hält, so sollen sie die jungen Küchelchen und Eyer wegtragen.

**Namen und Verschiedenheiten.** Man nimmt gewöhnlich in Thüringen zweyerley Arten an:

1) den **Hundeigel** mit der Hundeschnauze, welcher kleiner und schwärzer ist, und
2) den **Schweineigel**, Sauigel mit dem Schweinsrüßel, der grauer und nach einigen größer, nach andern aber kleiner ist als der Hundeigel.

Allein diese Angabe ist eben so, wie bey dem Dachse*), ungegründet. Es giebt nicht mehr als eine Art, nämlich die oben beschriebene, oder den sogenannten **Hundeigel**. Diejenigen Igel, welche man Schweineigel nennt, sind entweder die **Weibchen**, oder die **Jungen** der Hundeigel. Das Weibchen nämlich ist, wie oben schon bemerkt wurde, etwas größer, lichter von Farbe und hat eine längere und spitzigere Schnauze, als das Männchen, welches eines Theils daher kömmt, daß wirklich der Kopf des Männchens etwas



*) Es scheint eine von der andern ihren Ursprung zu haben.

etwas kürzer oder zusammengedruckter ist, andern Theils aber auch daher, daß bey dem Männchen die Stacheln weiter in die Stirne reichen, als bey dem Weibchen.

Diejenigen, welche kleinere Igel für Schweineigel ausgeben, nehmen die jungen Hundeigel, welche im ersten Jahre noch nicht ausgewachsen sind, dafür an. Diese haben ebenfalls spitzigere Köpfe und eine hellere Farbe als ihre Väter. Die Jäger nennen diejenigen, welche in Wildnissen und Wäldern sich aufhalten, **wilde**, und die um die Häuser und in den Gärten wohnen, **einheimische Igel.** Sonst werden sie auch noch Erdigel, europäische Igel genennt.

---

## Die achte Gattung.

## Der Maulwurf. Talpa.

### Kennzeichen.

Oben sind sechs ungleiche große **Vorderzähne**, und unten achte.

Auf jeder Seite ist ein langer **Eckzahn**, auf welchen oben drey und unten zwey kleine spitzige Eckzähne folgen.

**Backenzähne** sind auf jeder Seite vier, die obern mit drey, die untern mit fünf Spitzen.

Die **Vorderfüße** sind groß und breit.

Eben diese starken mit langen Krallen bewaffneten Vorderfüße nun machen die Thiere dieser Gattung, die alle unter der Erde wohnen, zum Graben vorzüglich geschickt, wor-

zu

zu ihnen auch der lange bewegliche Rüßel, der Mangel grosser hervorliegender Augen, und der äußern Ohren beförderlich ist.

## (20) 1. Der gemeine Maulwurf.

Talpa europaea. Lin.
La Taupe. Buff.
The Mole. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist kurz, den fünften Theil des Körpers lang, schuppig, und haarig.

### Beschreibung.

Der Maulwurf, welcher in ganz Europa zu Hause ist, wohnet in Feldern, und ist ein nützliches und schädliches Thier nach Beschaffenheit seines Aufenthaltes. Beym ersten Anblick würde man ihn für eine Mäuseart halten, wenn er nicht bey genauerer Betrachtung durch die Structur seines kurzen zusammengedrungenen Körpers, seines Gebißes, und durch sein sonstiges Betragen so merklich von jener Thiergattung unterschieden wäre. Seine ganze Länge von der Schnauze bis zum Schwanz beträgt 5 1/2 Zoll und die Höhe 2 Zoll. Der Schwanz ist kurz, rund, schuppig, ein wenig krause und hält 1 Zoll und 2 Linien *).

Der 1 1/2 Zoll lange Kopf ist dick, läuft in einer walzenförmigen Schnauze spitzig zu, und ist hinten ohne einen bemerkbaren Hals mit dem Leibe verbunden. Die Nase ist aufgeworfen, und wie der abgestumpfte Rüßel, hager. Die

Aa 5 obere

*) Par. Ms.: Körper 5 Zoll; Höhe 1 Zoll 10 Linien; Schwanz 1 Zoll.

obere Lefze ist doppelt. Es sondert sich von derselben in der Gegend der ersten Backenzähne ein häutiges Blättchen ab, welches bis zur untern Lefze herabsteht, sich um die Zähne legt, und das Maul vor dem Einfallen der Erde, wenn das Thier wühlt, bewahrt. Die Bart- und Augenvorsten sind kurz und fein. Das Gebiß ist spitzmausartig; nämlich oben befinden sich 6 ungleich große Schneidezähne und unten 8 derselben. Hierauf folgen oben zu jeder Seite 1 gekrümmter Eckzahn, nebst noch 4 kleineren Seitenzähnen, und unten 5 derselben; oben auf jeder Seite 4 dreymal gespitzte, und unten 3 viermal gespitzte Backenzähne. Die Augen sind klein, wie Mondkörnchen, schwarz, mit einer wenig merklichen schwarzen Haut umgeben; übrigens unter einem Haarringe verborgen, und liegen zwischen der Spitze der Nase, und den Ohren in der Mitte. Sie scheinen gar nicht dem übrigen Körpermaaß angemeßen zu seyn, lassen sich auch kaum mit den bloßen Augen unter den Haaren vorfinden, und die natürliche Bewegung und Oeffnung derselben kann man nicht eher und besser bemerken, als wenn man ihn durch einen Nadelstich in seinen empfindlichsten Theil, die Nase, (der kürzeste Tod!) tödet, wo er bey den letzten Zuckungen, die Haare, welche die Augen umgeben, etlichemal wegbewegt, daß man sie in ihrer natürlichen Lage und mit ihrer natürlichen Oeffnung liegen sehen kann. Er scheinet seine Augen blos deswegen zu haben, damit er weiß, wenn er sich außer seinem finstern Elemente befindet. Die Gehörgänge sind ohne Ohrlappen, liegen verborgen, und machen sich nur durch einen etwas erhabenen Rand um die fast viereckige Oeffnung derselben merklich; demohngeachtet ist sein Gehör in dem dichten Elemente ganz vortreflich, so daß ihm das geringste Geräusch nicht entgeht. Weit schärfer aber ist sein

Ge-

Geruch vermöge seiner langen beweglichen Nase, und groß ist sein Gefühl durch dieselbe. Seine Schenkel sind sehr kurz; und die vordern, die unter dem Hals in der Haut versteckt liegen, sind kaum merklich, so dicht stehen die Füße am Leibe an. Die Füße selbst, wovon die vordern groß, stark, fast nackt, die hintern aber schwarz und kleiner sind, haben 5 ungleiche, parallel liegende Finger. Die Sohle der Vorderpfoten, womit er vorzüglich schanzet, ist, wie eine flache Menschenhand, gestaltet, mit scharfen Nägeln, besonders an den ersten Fingern, bewaffnet, und auswärts gerichtet.

Sein muskulöser Körper ist mit schwärzlichen, dichten, sammtweichen Haaren bekleidet, die beym Streichen einen weißlichen glänzenden Widerschein geben.

In der Begattungszeit (Ranzzeit), wo diese Thiere beym Mondschein aus ihren Höhlen gehen, und die Männchen hitzig um die Weibchen kämpfen, lassen sie, so wie zuweilen, wenn man sie peiniget, einen zischenden und quickenden Ton von sich hören.

Das **Weibchen** ist etwas schlanker gebaut, und hat 6 Säugwarzen. Das Alter ist, da sie so verborgen vor menschlichen Augen leben, unbekannt; doch müssen sie alt werden, da man zuweilen welche findet, die vor Alter grau sind, und Zähne verlohren haben.

**Aufenthalt.** Der Maulwurf lebt fast immer unter der Erde, und zwar gern an solchen Orten, wo der Boden locker und trocken ist. *) Ob er gleich geschickt schwimmen kann, so verabscheut er doch ohne Noth alle Nässe, den Regen, so wie die starke Luft und das Sonnenlicht, und es kömmt

*) Die Oekonomen schließen daher richtig vom Aufenthalte des Maulwurfs auf die Güte des Bodens.

kömmt ihn daher selten die Lust an, sich aus seinem Elemente zu begeben. Wenn er in seinem Baue mit seinen Vorderpfoten wühlt, so ist er gewöhnlich mit 5 bis 6 Zoll dicker Erde bedeckt. In Aufsuchung seiner Nahrung dringt er nur mit der Schnauze durch den Boden, und bringt mit den Vorderpfoten die Erde neben sich; wenn er aber einen gehörigen Gang verfertigen will, so wirft er den Schutt mit seiner Schnauze über sich, und treibt ihn bis zu einem Haufen vor die Höhle hin. Zu diesem Geschäffte, das er besonders des Morgens, Mittags und Abends treibt, kommt ihm sein wunderbares Brustbein, das den Vögeln ihren ähnelt, sehr gut zu statten. Der Ort, wo er seinen eigentlichen Bau hat, ist mit vielen Gängen durchschnitten, die eine so leichte Verbindung mit einander haben, daß er allenthalben Gelegenheit gewinnt, seinen Rückweg zu nehmen, und nach Gefallen die zahlreichen Abwege seines Labyrinths durchwandern kann. Bis zu einer Tiefe von 5 Schuhen senkt er sich, besonders im Winter, ein. Das Aufwerfen der Hügel und sein Wühlen verrichtet er nicht um zu athmen, sondern aus Aufforderung des Hungers, der Liebe und der Bequemlichkeit. Er ist auch nicht zu allen Zeiten gleich sehr beschäftiget in Hügelaufthürmen, sondern nur vorzüglich bey gemäßigter Witterung. Der kalte Winter und Sommer von der Mitte des Mayes an, wo die Hauptwohnung fertig ist, sind für ihn mehrentheils Zeiten der Unthätigkeit und Ruhe. Dann gräbet er nur der Nothdurft halber. Findet man ihn in heißen Sommertagen thätig, so ist ers nur an kühlen, schattigen Orten, und an Wassergräben, eine kurze Zeit des Morgens und Abends.

Die eigentliche Wohnung, in welcher er mit seinem Weibchen allein lebt, ist ein künstlich tapezirtes rundes Gewölbe

wölbe von Moos, Mist, Stroh, Laub, Gras und zarten Wurzeln, das ohngefähr 1 bis 1 1/2 Schuh im Durchmeßer hält. Es ist mit vieler Kunst und Ordnung gebauet, und mehrentheils in dem Innern eines Hügels angelegt. Die Decke und Seitenwände sind durch die Kunst der Mutter sehr fest zusammengedruckt und geglättet. Diese Wohnung liegt mehrentheils erhaben, und gegen kleine Ueberschwemmungen sicher. In feuchten Gegenden suchen diese Amphibien die Aufwürfe der Gräben auf, bauen sich hier an, und werden dadurch unmerklich. Auf trocknen Wiesen kann man ihre Wohnung leicht entdecken, da sie sich mehrentheils in dem nächsten Bezirk eines großen Maulwurfshügels, der mit mehrern kleinen umgeben ist, die alle durch diesen Bau entstanden sind, befindet. Zu derselben führen etliche, durch den öftern Durchweg sehr glatt und fest gewordene, Gänge, durch welche sie ihrer Nahrung nachschläpfen. Ueberschwemmungen, die zu diesem Aufenthalte dringen, ersäufen diese Thiere. Dabey ist man auf die Vermuthung gefallen, daß sie zu gewissen Zeiten meilenweite Reisen unter der Erde anstellen müßten, weil man nach solchen tödenden Ueberschwemmungen in kurzer Zeit wiederum die abgetrocknete Flur mit neuen Hügeln besetzt sieht; denn daß sie unterdessen auf Bäume flüchten sollten, scheint ungegründet, und daß sie alle Zugänge so fest verdämmen könnten, unwahrscheinlich zu seyn. Ja, was noch mehr, man bemerkt sie auch oft im Frühjahre in einer so außerordentlichen Geschäfftigkeit, daß sie unter tiefen Mauern und Flüssen wegwühlen, und sich aus einer Gegend, die sie vorhero ganz verwüstet hatten, plötzlich völlig verlieren. *)

Daß

*) Doch kann dieß letztere auch der Begattungstrieb und Mangel an Nahrung verursachen.

Daß der Maulwurf, wie der Hamster, den Winter hindurch mit der Schlafsucht befallen würde, widerlegt sich wohl dadurch, daß er bey mäßiger Witterung in Feldern, Gärten und auf den Wiesen, und bey der kältesten in Laubhölzern, wo der Frost die Erde, wegen des dick aufliegenden Laubes, nicht versteinern kann, unter dem Schnee große Hügel aufwirft, und selbst Gänge durch den Schnee macht. Durch einen blinden Trieb gereitzt, gräbt er sich vielmehr im Herbste unzählige Kanäle in seinem Reviere, damit er im Winter, wenn er die obere Erdrinde nicht durch zu bohren vermag, in der Tiefe den Puppen, Larven und Würmern, die sich dahin ziehen, ungehindert nachgraben, und den dadurch entstehenden Schutt einstweilen in diesen Höhlen aufbewahren kann. Im Frühjahr findet man ihn daher immer neuen Schutt aus den alten Maulwurfshügeln auswerfen. Daraus lassen sich die großen und vielen Hügel von einem einzigen Maulwurf im Herbste, im gelinden Frühwinter und im Frühjahre erklären.

Nahrung. Die Nahrung des Maulwurfs besteht in Würmern, Insekten, Erdschnecken und Wurzeln. Die Regenwürmer, Maykäfer, Mistkäfer, und die meisten Insektenlarven, die in der Erde sich aufhalten, sind freilich seine eigentliche und liebste Nahrung, allein er muß oft mit bloßen Kräuterwurzeln, ja oft mit Baumwurzeln vorlieb nehmen. Unter den Kräutern schmecken ihm noch die Wurzeln der Hülsenfrüchte am besten. Derjenige unter ihnen, welcher an den hohen Ufern und Flüssen wohnet, wo Krebse in seine Höhle flüchten, fänget diese Leckerbissen und verzehret sie. Da er der natürliche Feind der Regenwürmer ist, so kommen diese schlanken Thierchen, wenn sie sein Wühlen fühlen,

mit

mit der größten Schnelligkeit aus der Erde hervorgekrochen, um ihm zu entfliehen. Ja man sieht sie schon diesem Naturtriebe gemäß leben, wenn man ein in die Erde gestochenes Grabscheid hin und her bewegt, daß der Boden erschüttert wird. So reinlich das Thier aussieht, so reinlich speiset es auch. Erhascht es z. B. einen Regenwurm, so faßt es ihn zwischen die beyden Vorderfüße, zieht ihn mit dem Rüssel durch dieselben, daß der Unrath herausgedruckt wird, und genießt ihn dann erst.

**Fortpflanzung.** In einer solchen, vorhinbeschriebenen, Wohnung, die freilich nicht immer jene Vollkommenheit hat, sondern welche allzeit erst als Wochenbett von der Mutter so schön ausgeputzt wird, begatten sich vermuthlich diese brünstigen unterirdischen Bewohner, und zwar im März oder zu Anfange des Aprils. Zu diesem Geschäffte war dem Männchen in seinem niedrigen Schlafzimmer seine außerordentlich lange Ruthe nothwendig. Gewöhnlich im May gebiert (wirft) die Mutter 3 bis 5 blinde, nackte Junge, und säugt sie sorgfältig. Ihre mütterliche Zärtlichkeit bemerkt der Ackermann zuweilen, der ein solches Lager aufpflüget. Sie scheut keine Gefahr, und trägt schleunigst unter den Augen des Zuschauers ihre Jungen in eine Höhle, oder in einen nahen Misthaufen. Die Eltern führen sie einige Zeit an, ihre Nahrung zu suchen, und diese sind sehr geschwind, wenn jene einen Regenwurm gefangen haben, ihn wegzuschleppen. *) Man bemerkt junge Maulwürfe

vom

*) Nach angestellten Versuchen fressen weder Junge noch Alte die Wurzeln der Zeitlosen (Colchicum autumnale L.) Sie sind also wohl nicht die erste Nahrung der Jungen, und nur das Ohngefähr bringt sie zuweilen in ihre Höhlen, wenn sie sie bey Verfertigung ihrer Gänge im Wege finden, und abbeißen.

vom May an bis in August, woraus man schließen muß, daß sich die Alten verschiedenemal, wenigstens zweymal des Jahrs begatten müssen. Die Jungen sind mehr grau als schwarz, und unterscheiden sich in ihren Verrichtungen gar sehr von den Alten, indem sie ohne alle Ordnung unter der Oberfläche der Erde nur so flach wegstreichen, daß sie kaum von derselben bedeckt werden. Sie spielen, necken und balgen sich gern, und nehmen dabey allerhand lächerliche Stellungen an.

**Feinde.** Die Maulwürfe sind bey ihrem Wühlen den Nachstellungen der **Füchse, Marder, Igel, Hunde, Kazzen** und **Wieseln** ausgesetzt; die **Ringelnatter** holt die Jungen aus den Höhlen, und man richtet Spitzhunde ordentlich auf sie ab. Man findet auch **Bandwürmer, Madenwürmer**, und **Kappenwürmer** (Cuculanus) in ihnen.

**Vertilgung.** Die Menschen fangen sie mit, in ihren Höhlen aufgestellten, **hölzernen Rattenfallen**, oder mit eignen **hölzernen Maulwurfsfallen**, die wie ein Cylinder gestaltet sind, 1 Schuh in der Länge und 2 Zoll im Durchschnitt haben, deren Oeffnung vorne weit und hinten enge ist, und die mit einem Deckel, der, wenn der Maulwurf hinein ist, zu schließt, versehen sind. Man erquetscht sie auch mit eisernen **Fangklammern** (Maulwurfsscheeren), an deren locker aufgestelltes Blech sie stoßen, (s. unten Erdwolf) oder **erlauert** sie im Graben, und schneidet ihnen durch einen Spaden den Rückweg ab, oder **hacket** sie im Wühlen aus. Ein vorzügliches Mittel ist, man gräbt unter einen ihrer Hauptgänge einen **glaßurten Topf** ein, in welchen sie auf ihren Märschen stürzen, ohne wieder heraussteigen zu können. Einige locken sie mit lebendigen Krebsen dahin.

Man

Man legt ihnen auch süße Giftkugeln; Apfelschnittchen mit Arsenik bestreut, oder das grüne Kraut, oder eine Hand voll des reifen Saamens vom Koriander in ihre Höhlen. Im April, wenn sie sich begatten, wird ebenfalls mit gutem Erfolg ein großer glaßurter Topf, der oben etwas eng ist, mit Speck ausgeschmiert, so in die Erde gesetzt, daß diese eine Hand breit drüber geht, und die Maulwürfe hinein springen können. Darein setzt man des Abends einen lebendigen Maulwurf, der des Nachts durch sein Geschrey mehrere zu ihrem Untergange herbeylockt.

Noch ein vorzügliches Mittel ist folgendes: Man nimmt spitzige Glasstückchen von zerbrochenen Fensterscheiben, oder Abgänge bey den Glasern und steckt sie in ihren Gängen perpendikulär in die Erde. Da sie mit Gewalt die Erde durchwühlen, so ritzen sie sich dadurch die Nase auf und bluten sich tod, weil eine jede Wunde, nach welcher Blut fließt, für sie tödlich ist. Andere legen Zweige von Dornbüschen, oder andere mit Stacheln versehene Gewächse an den Ort, wo das Thier Haufen aufgeworfen hat. — Bey allen diesen Vertilgungsarten kömmt es hauptsächlich darauf an, daß man ihre Hauptgänge auffindet. Dieß kann aber leicht geschehen. Man tritt nur ihre Gänge etlichemal zu, oder verstopft sie, und wenn sie dreymal von ihnen wieder geöffnet worden sind, so kann man sicher schließen, daß dieses Hauptwege sind, die die Eigenthümer beständig durchwandern werden.

Will man sie im Frühjahr mit Wasser vertilgen, so muß man vorhero die Hügel umscharren, damit das Wasser desto besser eindringe *).

Nuz-

*) Man hat noch unzählige Vertilgungsmittel erfunden, allein sie bewirken mehrentheils nichts. So soll sie



z. B.

Nutzen. Ihr Nutzen, den sie den Wiesen, wo sie nicht zu häufig sind, verschaffen, scheint erheblicher zu seyn, wenn nämlich ihre Hügel im Herbst und Frühling gehörig zerstreuet werden, als ihr Schaden. Sie machen den Erdboden durch ihr Wühlen locker, verursachen dadurch, daß der Regen denselben besser durchfeuchten kann, und die aufgeworfene und zerstreute Erde dünget und erfrischet die Wurzeln der Gräser. Sie reinigen dabey die Erde von Regenwürmern und schädlichen Insektenlarven, welche allzeit da, wo sie wühlen, in großer Menge angetroffen werden, und welche sowohl als Raupen die Wurzeln der Gewächse benagen, und auf keine andere Art vertilgt werden können, als auch nach ihrer vollkommnen Entwickelung die Kräuter, Stauden und Bäume entblättern und unfruchtbar machen. Z. B. führe ich nur die so häufige Maykäferlarve an, die sich vier Jahre in der Erde aufhält, und woraus der gemeine braune Maykäfer (Scarabaeus melolontha. L.) entsteht und die schädliche Maulwurfsgrille (Gryllus gryllotalpa L.). Denen Wäldern, welche schon erwachsenes Holz haben, leisten sie durch ihr Wühlen den größten Nutzen, weil dadurch den festen Boden derselben Lockerheit und Feuchtigkeit verschafft wird.

Ihr Fleisch wird in Europa nicht gegessen, ob es gleich die Araber für eine Delikatesse halten sollen.

Den Balg könnte man als ein schönes sanftes Pelzwerk zu Futter und Einfaßung der Kleider und andern Dingen mehr verbrauchen; er wird aber nur bey uns als eine be-

sons

z. B. die Anpflanzung des Wunderbaums (Ricinus communis. L.), dessen Witterung sie nicht vertragen können, von den Gärten abhalten, und verjagen.

sonders gute Fütterung zu Blasröhren und zu Geld- und Tobacksbeuteln angewendet. Bey den Blasröhren bringt man das vordere Theil des Felles nach der Mündung zu, und dadurch bekömmt die Kugel, welche durchgeschossen wird, einen vorzüglich scharfen Zug. Von Johannistag bis zum Winter kann man sie als Pelzwerk sammlen. Die Chineser kaufen von den Russen genähte Säcke *) von Maulwurfsfellen zu zwey bis drey guten Groschen.

Aus ihrem Wühlen will man das **Wetter voraussagen**; denn sie sollen kurz vor dem Regen sehr emsig scharren, und bey trockner Witterung tief in die Erde hinabsteigen.

Ihr Herz, Lunge, Leber, Blut und Fett hat keinen medicinischen Nutzen mehr.

**Schaden.** In den **Gärten** sind sie allemal, und auch auf den **Wiesen**, wo sie zu häufig sind, sehr schädliche Thiere. Sie erschweren nicht nur das Abmähen des Grases durch ihre Hügel, sondern verringern auch den Wuchs und die Menge desselben merklich, und verursachen, daß die Kräuter, unter welchen sie weggraben, ob sie gleich nur selten die Wurzeln derselben abbeißen, umfallen und verdorren.

Zuweilen werden sie auch die Ursache von **Erdfällen**, indem ihre Höhlen dem Wasser den Weg anweisen, die Erde zu unterminiren.

### Spielarten und Namen.

1) **Der weiße Maulwurf.** Lat. Talpa tota alba. Franz. La Taupe blanche. Diese erbsgelbe Spielart findet man selten in Thüringen, mehr im Hannöverschen und Holland.

 2) Der

*) Ein Sack hält 60 Stück.

2) **Der gefleckte oder marmorfarbene ostfriesische Maulwurf.** Talpa alba maculata, Ostfrisica. Lin. La Taupe variée. Buff. Dieser ist etwas länger, als der gemeine, blos in Ansehung seines schwarz- und weiß-schäckigen Fells von ihm unterschieden, und wohnt häufig in Ostfriesland an den Landstraßen.

3) Der graue **Maulwurf.** Lat. Talpa cinerea. Hat einen kürzern Kopf als der gemeine, und eine schöne glänzend graue Farbe, die unter dem Bauch in einen graugelben breiten Streif abläuft. Er ist sehr selten.

Der gemeine Maulwurf heißt auch, Moll, Scharrmaus, schwarzer, schwarzfahler, europäischer Maulwurf.

---

## Die neunte Gattung.

### Die Spitzmaus. Sorex.

#### Kennzeichen.

In der obern Kinnlade befinden sich 2, und in der untern 4 oder 2 Vorderzähne.

An den Seiten stehen mehrere Eckzähne.

Backenzähne sind verschiedene, mit spitzigen Zacken.

An den Vorder- und Hinterfüßen befinden sich 5 Zehen.

Die Thiere dieser Gattung haben einen gestreckten Kopf, der sich in einen spitzigen Rüßel endiget. Die Augen sind klein und die Ohren kurz. Die Gestalt des Körpers ähnelt den Mäusen und die Bildung des Kopfs den Maulwür-

würfen. Sie können vermittelst ihres Rüßels geschickt graben. Das Weibchen hat auf jeder Seite des Bauchs 6 Säugwarzen. Es giebt in Thüringen nur zwey Arten.

## (21.) 1. Die gemeine Spitzmaus.

Sorex araneus. Linn.

La Musaraigne. Buff.

The Shrew Mouse. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist halb so lang, als der Leib, und der Unterleib gelblicht weiß.

### Beschreibung.

Diese Spitzmaus, welche in ganz Europa lebt, ist etwas kleiner und schlanker, als die Hausmaus. Sie ist vom Rüßel bis zum Schwanze 3 Zoll lang; letzterer hält nur 1 1/2 Zoll und die Höhe ist 1 Zoll 2 Linien *).

Die Schnauze ist dünn, gestreckt, mit Bartborsten versehen, die rückwärts stehen, und von der Spitze des Rüßels an nach hinten zu nach und nach immer länger werden. Die spitzige Nase, die weit länger als die Kinnbacke ist, steht weit über dem Unterkiefer hervor. In jeder Kinnlade befinden sich zwey spitzige Vorderzähne, wovon die in der obern eingekerbt, nach der Seite gekrümmt sind, und weit von einander stehen, damit die untern längern, und etwas vorwärts gebogenen, in diesen Zwischenraum einpaßen können. Weiter befinden sich im obern Kiefer auf jeder Seite drey spitzige kurze Eckzähne, und im untern zwey. Zackige Backenzähne stehen oben auf jeder Seite vier, und unten drey.

 Die

*) Par. Ms.: 2 1/2 Zoll; Schwanz 1 Zoll 4 Linien; Höhe 1 Zoll.

Die Anzahl aller Zähne ist also 28. Die Zunge ist glatt und lang. Die Augen liegen tief, sind sehr klein und schwarz. Die Ohren sind unter den Haaren versteckt, kahl und abgerundet. Der Hals ist kurz, und der Leib gleich dick und rund. Die sehr kurzen Vorderfüße sind stärker als die etwas längern Hinterfüße, und haben meist lange Nägel: beydes, weil sie graben müssen. Der Schwanz ist geringelt, im ganzen kurz behaart und nur mit einzeln längern steifen sich ausspreitzenden Haaren hin und wieder besetzt.

Was die Farbe betrifft, so ist gewöhnlich der Oberleib röthlich braun mit durchscheinendem grau, und nur selten kaffebraun, aschgrau oder schwarz. Der ganze Unterleib vom Rande des Oberkiefers an ist fast allzeit gelblicht weiß, selten schmutzig weiß ins graue fallend. Die kurzen Füßchen sind völlig weiß, und beynahe ganz kahl. Der Schwanz hat oben die Farbe des Oberleibes und unten die Farbe des Unterleibs. Die ganz weißen Spitzmäuse mit rothen Augen stammen von schwachen Eltern ab, und sind nicht gar selten.

Zwischen Männchen und Weibchen ist kein merklicher Unterschied.

Diese Thiere zeichnen sich besonders durch ihre Geschicklichkeit im Graben, Geschwindigkeit im Laufen und durch ihre Lustigkeit aus. Sie geben vorzüglich zur Zeit der Begattung einen höchstwidrigen Knoblauchs- oder vielmehr Bisamgeruch von sich, und eine einzige, die man einsperrt, kann in etlichen Stunden ein großes Zimmer übelriechend machen. Sie lassen immer einen hellen pfeiffenden und zwitschernden Ton von sich hören, und erlangen ein Alter von 7 bis 8 Jahren.

Auf-

Aufenthalt. Diese Thiere halten sich im Felde, in Laubhölzern, in hohen Felsengebürgen und in Häusern auf. Im Felde suchen sie die Steinhaufen auf und im Walde die alten Eichstöcke und wurzelreichen Gebüsche, graben sich, da sie die Natur mit einem Graberüßel, wie den Maulwurf, versehen hat, unter denselben und unter dem Moose ihre Wohnung und viele Gänge, halten sie in Gesellschafft zusammen, und vertreiben sich Abends, Morgens und Mittags durch Spielen, indem sie sich zu einer Höhle hinein und zur andern wieder herausjagen, die Zeit. In Gebäuden aber wohnen sie einzeln in Ställen, Scheunen, Kellern, Mistgruben und alten Mauern und allenthalben in Winkeln, wo es feucht ist. Im Freyen machen sie im späten Herbste unter den Wurzeln der Bäume und Sträucher ein weiches Lager von klargebißenen Grashalmen, und halten sich in demselben in den rauhesten und kältesten Wintertagen auf, ohne in eine Erstarrung, wie der Hamster, zu verfallen. Diejenigen aber von ihnen, die in Häusern an warmen Orten wohnen, sind nicht nur den ganzen Winter hindurch wach, sondern pflanzen sich auch sogar zu dieser Jahrszeit fort.

Nahrung. Sie suchen in Häusern Getraide, Mehl, Fleisch, Brod und allerhand Eßwaaren zu ihrer Nahrung auf, und lieben besonders alle Fettigkeiten, daß sie sogar das Oehl aus den Lampen trinken. Im Felde und im Walde aber gehen sie des Abends und Morgens auf die Regenwürmerjagd, die zur Zeit der Begattung, nach Gewittern und warmen Regen aus der Erde hervorkriechen, graben ihnen, und den Insektenlarven und Puppen auch unter dem Moose, Rasen und alten abgefallenen Laube nach, fangen große und kleine Käfer und andere Insekten, wo sie ihnen aufstoßen,

 weg,

weg, suchen das Aas auf, und benagen die Wurzeln der Weinstöcke, Eichen, Buchen, Wacholder- und Obstbäume. Im Winter nähren sie sich besonders von den Insekten, die sich unter das Moos oder abgefallene Laub in Winterschlaf begeben haben, daher man auf moosigen Wiesen und an andern Orten, wenn der Schnee schmilzt, ganze Gegenden umwühlt findet. Daß sie auch im Felde den jungen Vögeln, die auf der Erde ausgebrütet sind, nachgehen, wird dadurch überaus wahrscheinlich, weil sie die Stubenvögel, Rothkehlchen ꝛc. todbeisen, in ihre Höhlen schleppen und fressen *).

**Fortpflanzung.** Sie begatten sich des Jahrs mehrmalen, und zwar an Orten, wo sie der stäten Wärme genießen, ohne Unterschied der Jahrszeiten; im Freyen aber im May das erstemal. Das Weibchen gebiert nach dritthalb Wochen in einer Kluft, in dem Miste, oder im Grase unversteckt auf einem von allerhand Genist, Stroh, und Grashalmen verfertigten runden Neste 5 bis 10 nackende Junge, die sie drey Wochen lang sorgfältig an ihren zwölf Brüsten säuget.

**Feinde und Vertilgung.** Ihre Feinde sind die **Katzen** und **Füchse**. Sonderbar ist es, daß sie diese nur todbeißen, aber nicht verzehren, und man hat daraus geschlossen, daß sie giftig wären. Allein die Ursache ihres Abscheues mag wohl der starke Bisamgeruch und der ätzende Urin seyn, welches beydes dem Fleisch einen unangenehmen Geschmack giebt. Die Füchse, besonders die jungen, spielen mit ihnen, schnellen sie mit dem Munde in die Höhe und fangen sie wieder auf. Man fängt sie in Häusern, wie die andern

Mäu-

*) Dieß ist sichere Erfahrung.

Mäuse, in den so verschiedenen und bekannten Mäusefallen.

**Nutzen.** Man hat noch bis jetzt keinen vorzüglichen Nutzen, den sie in dem Zusammenhange der Dinge, geschweige denn dem Menschen leisteten, entdeckt, da es gewiß ist, daß ihr Fleisch auch die hungrigsten Raubthiere und Raubvögel verabscheuen; man müßte denn dieses in Anschlag bringen, daß sie wohl zuweilen einen schädlichen Käfer und Wurm fressen mögen.

Die Alten verordneten die Asche einer verbrannten Spitzmaus in der Arzeney.

**Schaden.** Diese Maus ist für die Scheunen, Kornböden, Mehlkasten, Fleischkammern, Weinstöcke, Frucht- und Waldbäume, und vielleicht für die jungen Vögel, die auf der Erde flück werden, ein schädliches Thier. Daß sie aber giftig sey, den Pferden in den Bauch krieche, den Kühen in die Eiter beiße und sie giftig verwunde, ist Irrthum.

**Verschiedenheiten.** Man kennt verschiedene Spielarten in Absicht der Farbe:

1) Die aschgraue Spitzmaus mit dem weißen Unterleibe.

2) Die schwarze mit dem weißen Unterleibe. Beyde wohnen vorzüglich im Freyen.

3) Diejenigen, die oben röthlich und unten grau ist. (Sorex russulus.) So werden sie mehrentheils im Alter.

4) Die schneeweiße oder gelblicht weiße mit rothen Augen. Diese weiße Spitzmaus ist nicht so selten, als die weiße Hausmaus.

**Benennungen.** Diese Spitzmaus heißt auch an manchen Orten: Bisammaus, Mitzer, Müger, Zismaus, An-

gelmaus, und Reutmaus, weil sie in Rasen flach nach Puppen gräbt (Haselmaus).

(22) 2. Die Wasserspitzmaus.

Sorex Daubentonii s. fodiens. Erxl.
La Musaraigne d'eau. Buff.
The Water-Shrew. Penn.
(Tab. IX.)

Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist fast so lang, als der Körper; die Zehen sind mit Schwimmhaaren versehen.

Beschreibung.

Diese Maus, welche in dem gemäßigtern Theile von Europa wohnet, ist in Thüringen nicht so häufig, als die Wasserratte. Sie ist etwas größer, als die gemeine Spitzmaus. Der Körper ist 4, der Schwanz 2 Zoll 9 Linien lang, und die Höhe ist 1 Zoll 6 Linien. *)

Die Schnauze, welche flach ist und spitzig zuläuft, ist bis zum Augen 7 Zoll lang, alsdenn wird der Kopf auf einmal rund, das Thier nimmt bey seinem kurzen Halse immer mehr zu, ist rund und fett. Die Hinterbeine sind länger als die Vorderbeine, welche zur Seite der Brust am Leibe fest ansitzen, und weit über dem Knie auf eine ungewöhnliche Weise fast kahl oder nur kurz behaart. Sie haben fünf Zehen und der erste und fünfte an den Vorder- und Hinterfüßen hat bis an die Ferse äußerlich eine Reihe langer, stei-

*) Par Ms.: Körper 3 Zoll 7 Linien; Schwanz 2 Zoll 7 Linien.

steifer, wie ein Pfeil zugespitzter, Härchen, wie ein Kamm gestaltet; die übrigen Zehen aber haben kürzere. Die Nägel sind scharf und fleischfarben. Der Schwanz ist klar geschuppt und viereckig, und unter demselben läuft ein Streif längerer Stachelhaare weg, die sich an der Spitze in einen Pinsel endigen. Der Rüßel ist ohne Knorpel, bloß, und hat an der Seite stehende, runde Nasenlöcher. Der Mund liegt, zur Bequemlichkeit bey Aufsüchung ihrer Nahrung, weit unten, ist aber am obern Theil bis zur Schnauzenspitze gespalten. Der Oberkiefer ist zur Seite bis zu den Augen mit immer länger werdenden, rückwärtsstehenden Barthaaren besetzt. Im Ober= und Unterkiefer sind, wie bey den Nagethieren, zwey Vorderzähne mit braunen Spitzen, doch sind die obern länger und einwärts gebogen, da die untern vorwärts liegen. Dann folgen oben vier stumpfe, sehr kleine Eckzähne und drey in Zickzack gereihte starke Backenzähne; im Unterkiefer aber zwey vorwärtsliegende scharfe Eckzähne, und drey mit spitzigen Zacken versehene Backenzähne *). Die Augen sind äußerlich unsichtbar, liegen sehr tief unter den Haaren in einer Höhle verborgen, sind schwarz und so groß, wie ein Hirsenkorn. Die Ohren sind denen der gemeinen Spitzmaus ähnlich, und ragen nicht unter den Haaren hervor. Die obere Oeffnung bildet einen breiten Ritzen an den Seiten des Kopfs, und die vorwärtsliegenden Ohrlappen legen sich in zwey Falten, schließen fest an, und decken den tiefer liegenden runden Gehörgang.

Der ganze Oberleib ist von der Spitze der Schnauze an schwarz, wie ein Maulwurf, und schimmert an der Sonne ins

*) Man sieht hieraus, daß dieses Thier eine schickliche Ankettung an die Nagethiere und zwar an die Gattung der Mäuse macht.

ins kupferfarbene *), besonders ist der Rücken von den Vorderschenkeln an bis zum Hinterschenkeln abstechend glänzend schwarz; der Unterleib aber ist außer einem schwarzbraunen Punkt an der Kehle oder einer dergleichen Binde um dieselbe, einem gleichfarbigen Flecken, der zwischen den Vorderfüßen sich anfängt und in der Mitte des Bauchs sich spitzig endiget, und einem schwarzen After, gelblicht weiß. Die Füße und der Schwanz sind dunkelaschgrau. Das ganze Thier ist, wie der Maulwurf, mit sammtweichen Haaren bedeckt. Getödet nehmen die Haare gleich Wasser an, lebendig aber lassen es die ganz feinen Haarspitzen, wenn sie in ihrer gehörigen Ordnung liegen, nicht zu. Ihr Fleisch und ihre Eingeweide riechen wie ein aufgebrochener Fisch, welches von ihrer Nahrung herrührt.

Das **Weibchen** ist etwas stärker und kürzer, als das Männchen, hat auf jeder Seite des Bauchs 6 Säugwarzen, und ein sehr großes Geburtsglied, das mit dem After in einer Falte eingeschloßen liegt.

Bey der Begattung und bey ihren Spielen lassen sie ein helles Zischen von sich hören. Ihr Alter ist noch unbekannt.

**Aufenthalt.** Diese Wasserspitzmäuse sind mehr eigentliche Wasserthiere, als die sogenannten Wasserratten. Sie leben sonderlich gern in hellen Kieselbächen der Berge und in Quellwassern in Gesellschafft der Forellen. Der Schöpfer, der ihnen in diesem Elemente die Schwimmhaut versagte, entschädigte sie dafür durch ihre haarigen Füße, (Fransenfüße) mit welchen sie, da sich diese Haare, wie eine Schwimmhaut,

*) Rothbraune habe ich niemals angetroffen.

haut, ausbreiten, ungemein fertig schwimmen können. Ihre eigentliche Wohnungen sind ausgeschwemmte Höhlen im Ufer unter den Steinen und Gebüschen, die sie sich nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Darin halten sie sich die meiste Zeit auf, sonderlich wenn sie den Stöhrungen der Menschen und Thiere ausgesetzt sind. Wo sie dieß aber nicht zu befürchten haben, da rudern sie oft, besonders in den warmen Mittagsstunden über das Wasser, und die ganze Gesellschafft eines Baches kömmt eine Viertelmeile weit an einem gewissen Orte zusammen, und vertreibet sich durch Necken und Jagen aus einer Uferkluft in die andere, und durch Hin- und Herschwimmen über das Wasser unter einen beständigen Zischen, die Zeit. Sie besuchen aber auch die Ställe und Scheunen, die in der Nähe der Bäche liegen, und halten sich, wenn sie Nahrung haben, lange Zeit daselbst auf*).

Nahrung. Ihrer Nahrung gehen sie an unruhigen Orten in der Dämmerung des Abends und Morgens nach; an stillen aber zu allen Zeiten, wenn sie hungert. Sie besteht vorzüglich in Insektenlarven, die sich im Wasser ausbilden, als Mücken- Schnaaken- und Libellenlarven, besonders aber der eingehülseten Frühlingsfliegenlarven (Phryganea L.); doch fressen sie auch kleine Wasserschnecken, Forellen- und andern Fischroggen, und die kleinen weißen und rothen Wasserwürmchen. Man sieht sie daher, wenn sie sich füttern wollen, alle Kieselsteine, die im Wasser liegen, durchsuchen. Im Nothfall nehmen sie auch ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche. Im Winter schlafen sie nicht so lange als

*) Ich habe sie in Ställen angetroffen, die eine ziemliche Strecke vom Wasser lagen, und wo sie mit den Kaninchen Klee fraßen.

als die Spitzmaus, sondern gehen ebenfalls unter dem Eiße ihrer Nahrung im Wasser nach. Sie gehen seltner ans Land als die Wasserratten, ob sie gleich auch an niedrigen Ufern durch das Schilf und Ufergras schlüpfen, darinnen spielen, und Insekten wegschnappen.

Fortpflanzung. Sie begatten sich zu Anfang des Mays in seichten Wassern, und die Weibchen tragen drey Wochen; alsdenn gebähren sie im Ufer an einem trockenem Orte auf die bloße Erde, oder auf etwas weniges Genist 6 bis 8 blinde Junge, die etliche Wochen der Muttermilch bedürfen, ehe sie auf den Insektenraub ausschwimmen können *). Die Jungen sind oben schwarzblau, und unten weiß, und spielen den ganzen Tag auf dem Wasser und üben sich im Schwimmen.

Feinde. Die Alten haben wohl nur den Iltis zum Feind; die Jungen findet man auch zuweilen in einem Hechtmagen begraben liegen.

Jagd und Fang. Man kann diese Thiere nicht besser bekommen, als wenn man sie im Sommer am heißen Mittag oder des Abends 7 Uhr erlauert, und mit Vogeldunst, wenn sie durchs Wasser schwimmen, erleget. Nur selten fangen sie sich in kleinen Tellerfallen, die man vor ihre Höhlen ganz locker aufstellt.

Nutzen. Die Menschen haben noch keinen wichtigen Gebrauch von ihnen zu machen gewußt, ob sie gleich (ihrem Ge-

*) Man kann ihr Nest sehr leicht finden, wenn man nur den Ort bemerkt, wo sich ein Paar (da sie in der Monogamie leben) immer sehen läßt, und die Höhle, wo es immer einschlüpft.

Geruch nach zu urtheilen, und da sie Fischroggen und die Nahrung der Fische genießen) nicht übel schmecken mögen; auch ihr Balg müßte zu nutzen seyn, wenn sie sich häufiger fortpflanzten.

Sie fressen die Larven vieler beschwerlichen Insekten.

**Schaden.** Sie wären vielleicht ganz unschädliche Thiere, wenn sie sich nicht an der kostbaren Forellenbrut vergriffen. — Ihr Urin und Blut ist an rohen Theilen ätzend.

**Benennungen.** Kleine Wassermaus, kleiner Maulwurf, Gräber.

## 3. Der Weißzahn.
### Sorex Leucodon. Hermann.

#### Kennzeichen der Art.

Oben schwärzlich aschgrau, unten weiß, weiße Schneidezähne und behaarter Schwanz.

Er riecht stark nach der Wurzel Peucedani und bewohnt Elsas.

## 4. Die Spitzmaus mit dem vierseitigen Schwanze.
### Sorex tetragonurus. Hermann.

#### Kennzeichen der Art.

Körper oben schwärzlichgrau, unten blasser; Schwanz fast vierseitig; bräunliche Schneidezähne.

Ist ohne Geruch und wohnt ebenfalls, so wie die folgende, in Elsas.

5. Die

## 5. Die Spitzmaus mit verkehrtem Schwanze.

Sorex constrictus. Hermann.

### Kennzeichen der Art.

Ganz schwärzlich dunkel aschgrau.

Der Schwanz ist zunächst am Leibe ungewöhnlich dünn, und bald weiter hin dicker. Sie hat keinen Geruch. Herr Hermann hat sie nur jung beobachtet, und glaubt, sie erreiche die Größe des Maulwurfs *).

Die

*) Die drey letzten hier beschriebenen Thiere, welche Hr. Prof. Hermann in Straßburg für verschiedene Arten hält, finden sich gewiß alle auch in Thüringen, und ich könnte sie noch mit zwey Arten vermehren: a) Spitzmaus, deren Schwanz fast so lang als der Leib ist, und b) deren Schwanz am Ende einen Haarbüschel hat. Allein ich halte nach langer Beobachtung und Erfahrung diese Abweichungen für weiter nichts, als für Veränderungen einer und eben derselben Art, der gemeinen Spitzmaus, die Härung, Alter, Jahrszeit und Lebensart verursachen. Junge Spitzmäuse, wovon ich jetzt zu Ende des Januars ein Exemlar, das ich im Thüringerwalde fieng, vor mir habe, und das kaum noch etwas größer als ein Maykäfer ist, weil es vielleicht zu Ende des Octobers jung wurde, und dessen Schwanz fast gleiche Länge mit dem Körper hat, haben weiße Zähne und einen ganz behaarten Schwanz ohne Stachelhaare. An allen Spitzmäusen ist der Schwanz am Ende des Körpers dünner, als weiter hin; nur an einem Exemplare mehr, an andern weniger. Eben so ist fast bey allen die untere Schwanzseite eckig, nur bey den Jungen mehr, bey den Alten weniger bemerklich. Alle diese Abänderungen habe ich bey Haus- und Waldspitzmäusen, und oft alle in einer Gesellschafft gefunden, so daß ich dadurch diese Thiere unmöglich als Arten trennen kann.

# Die zehnte Gattung.

## Der Robbe. Phoca.

### Kennzeichen.

Spitzige Vorderzähne sind in der obern Kinnlade sechs, die ungleich weit stehen und wovan die äußern stufenweiße länger und breiter als die innern sind; in der untern vier, wovon die beyden äußern die mittlern an Größe um etwas übertreffen, zwischen welchen sich eine kleine Lücke befindet.

Die Eckzähne stehen einzeln, abgesondert, merklich gekrümmt, spitzig, sind ohngefähr noch einmal so lang als die Vorderzähne; die zwey untern gehen schief auswärts.

Die Backenzähne sind dreyspitzig, fünf bis sechs an der Zahl.

Die Zunge ist gespalten.

Die Ohren fehlen meist.

Die kurzen Füße haben fünf Zehen mit einer Schwimmhaut, und die hintern sind zusammen gewachsen; daher der Gang dieser Thiere schleppend, doch ziemlich geschwind ist.

Unter dem Wasser können sie nicht lange aushalten, entfernen sich auch nicht weit vom Lande. Sie wohnen fast in allen Meeren, nähren sich besonders von Fischen, leben in der Polygamie, und das Weibchen gebiert eins, selten zwey Junge. Eine Art.

## 1. Der gemeine Seehund.

Phoca vitulina. Lin.

Le Phoque. Buff.

The common Seal. Penn.

(Tab. XIII. c. Fig. 1.)

### Kennzeichen der Art.

Der Kopf ist glatt und die äußern Ohren fehlen gänzlich.

### Beschreibung.

Dieser Robbe, der sich in allen nordlichen Gewässern, und wie man vermuthet, auch gegen den Südpol hin aufhält, wird nicht selten in der Ostsee gefunden, und an den Küsten von Deutschland, der Insel Rügen rc. gefangen; daher wir ihn mit Recht unter die deutschen Säugethiere rechnen. Er erreicht eine Größe von 7 Fuß. *).

Der Kopf ist platt, dick und mittelmäßig groß, der äußern Gestalt nach dem Kopf eines kurzschnauzigen Wasserhundes nicht unähnlich; daher auch sein Name. Das Maul ist aufgeworfen, der Gaumen scharf runzlich, die Zunge ein wenig gespalten. Die Zähne sind so gereihet, daß die 18 obern gerade in die Fugen der 16 untern einschließen, und so spitzig und scharf, daß er einen armsdicken Stock ohne Mühe in Stücken beißen kann. Die Augen sind groß, schwarz, nicht hervorragend, aber im Wasser funkelnd. Die äußern Ohrlappen fehlen gänzlich, und der Gehörgang ist blos mit einer Klappe verschlossen. Um die Nase herum stehen lange starke Bartborsten, und so auch über den Augen fast immer vier. Der Hals ist dick, aufgeschwollen, voll Runzeln, und er kann ihn lang ausstrecken, und wieder einziehen.

*) Par. Ms.: Bis 6 Fuß lang.

ziehen. Der Leib ist dick, rund, fast wie ein Kegel gestaltet, um die Brust stark, und nach hinten zu ablaufend dünner. Die beyden Vorderfüße sitzen gleich hinten am Kopfe, sind kurz, weil die Arme mit den Ellenbogen unter der Haut liegen, haben 5 Zehen von ungleicher Länge, mit 3 Gelenken, und langen braunen Klauen. Der vorderste Zehen ist der längste, die folgenden nehmen stufenweiße ab, und der hinterste ist der kürzeste. Die Hinterfüße machen mit dem kurzen und platten Schwanz ein Stück aus, haben 5 lange Zehen, von denen die beyden äußersten länger als die mittlern, und unter diesen der mittelste, der kleinste ist. Alle vier sind mit einer lederartigen, haarigen Haut verbunden, Schwimmfüße.

Der ganze Leib ist mit kurzen, starken glänzenden Haaren besetzt. Die Farbe ist dunkelbraun mit weißlich gesprengt; auf dem Rücken hat die braune, und am Bauche die weißliche Farbe die Oberhand. Je älter das Thier wird, desto größer werden die braunen Flecken so daß einige ganz getiegert sind. Man findet auch lichtgelbe mit schwarzen, größern oder kleinern Flecken in der Ostsee, ganz schwarze oder weiße aber niemals; obgleich die alten zuletzt lichte, und ganz weißgraulich werden.

Der Seehund ist ein neugieriges und beherztes Thier. Aus Neugierde streckt er den Kopf immer aus dem Wasser, um zu sehen, was neben ihm vorgeht. Er soll den Blitz und Donner so sehr lieben, daß er bey Gewittern ans Land gehet. Durch Geschrey, oder den unvermutheten Anblick eines Menschen erschrickt er und ergreift die Flucht. Unterwegens speyt er beständig Wasser aus dem Munde, um sich den Weg schlüpfrig zu machen, und wirft mit den Hinter-

füßen nach Beschaffenheit des Bodens Sand, Steine, Schlamm ꝛc. hinter sich, ja sprizt sogar bey harter Verfolgung einen sehr übelriechenden, gelben Unrath von sich. In die Enge getrieben, setzt sich das Männchen zur Gegenwehr, sperrt den Rachen auf und beißt und schlägt um sich. Dieß thut es auch in der Begattungszeit. Das Weibchen ist furchtsamer. Sie streiten auch unter einander, mit heftigen Brüllen, um die Weibchen, und um die bequemsten Ruheplätze auf den Steinen und Eisschollen. Hier muß der schwächere allzeit dem stärkern weichen, und daher rühren die Narben, die man zuweilen in ihren Fellen antrifft. Ihre Schwimmfüße machen sie mehr zum Schwimmen als Gehen geschickt, daher ihr Gang auch mehr eine Art von geschlängeltem Kriechen ist, ob sie gleich in der Flucht so geschwind als ein Mensch zu laufen im Stande sind. — Die Stimme der Alten ist ein heiseres Bellen; und die Jungen mauen, wie die Katzen. Bey Beraubung der Jungen oder in der Gefangenschafft vergießen sie häufige Thränen. — Ihr Alter ist unbekannt.

Aufenthalt. Sie halten sich an den Küsten der Meere, an den Mündungen der großen Flüße und Bayen auf. Im Sommer sind sie gern auf dem Lande, oder in den Eißmeeren auf dem Eiß, und bringen den größten Theil der Zeit auf den Klippen, die aus dem Wasser hervorragen, oder auf den Eisschollen mit Schlafen an der Sonne zu. Die Nase ist allemal nach der See hinaus gerichtet. Ihr Schlaf ist sehr fest, sie wachen aber oft auf, und sehen sich mit aufgerichtetem Halse um. Dieß bemerkt man oft am Strande der Ostsee, wo ihrer 300 Schritte vom Lande oft eine solche Menge auf den hervorragenden Steinen liegen, und sich

son=

können, daß nicht für alle Platz genug da ist. Man hat sie auch fern vom Lande in der See schwimmend schlafen gesehen. Im Winter sind sie mehr in der See, und da sie in der Scheidewand des Herzens zwischen beyden Herzkammern das eyrunde Loch der Amphibien haben, welches andern Säugethieren, die im Wasser leben, z. B. dem Fischotter mangelt, so können sie sehr gut unter dem Wasser aushalten. Wenn sie schwimmen, tragen sie den Kopf meist über dem Wasser empor. Da sie unter dem Eiße, ohne Luftlöcher zum Athemhohlen und zum Durchgang zu haben, nicht leben können, so machen sie sich dergleichen nach einigen, durch ihren warmen Athem, und nach andern, durch ihre scharfe Krallen; und zwar jene unten weit, oben aber ganz enge, so daß sie nur den Kopf oder auch bloß die Nase herausstecken können, diejenigen aber, durch welche sie aus- und eingehen, weiter. Sie sind im Stande solche Löcher von unten hinauf durch das dickste Eiß zu machen, nicht aber von oben hinunter und wenn es auch noch so dünn ist. Sie halten sich auch gern in den Höhlen an den Küsten auf, in welche die See hineingeht, und begeben sich oft ihrer Nahrung halber auf den Flüßen landeinwärts. So hat man vor nicht gar langer Zeit einen aus der Nordsee gekommenen in der Elbe gefangen. In der Ostsee will man bemerkt haben, daß sie im Frühjahr dem Eiße nachzuziehen pflegten, um sich das ausfallende Haar daran zu reiben. Sie begeben sich auch des Nachts bey stillem Wetter aufs trockne Land, doch nicht weit von der See.

**Nahrung.** Sie nähren sich von Fischen, und verfolgen besonders die Heringszüge. Die Möwen jagen ihnen oft ihren Raub ab. Sie freßen aber auch allerley Arten von

Meergraß, und man will auch fingerlange Würmer, wie Spulwürmer in ihren Magen, als ein Nahrungsmittel angetroffen haben.

Fortpflanzung. Die Begattung ist an keine gewisse Zeit gebunden, doch soll sie am gewöhnlichsten im April geschehen, und die Jungen sollen alsdenn im Februar fallen. Sie wird auf dem Sande vollbracht und das Weibchen liegt auf dem Rücken. Ein Männchen hat seine gewisse Weibchen zwey oder mehrere, und letztere bringen auf einem Steine oder dem Eiße, am liebsten in einer unbewohnten Gegend 1, höchstens 2 Jungen zur Welt. Diese werden ohngefähr 14 Tage lang sitzend, oder wie man auch bemerkt haben will, in der See stehend, gesäuget und von der Mutter von allen andern sehr genau unterschieden. Sie haben lange weiße, oder sehr gelbliche Haare, wenn sie gebohren werden. Diese fallen aber nach 4 Wochen zuerst auf dem Kopfe und an den Hinterbeinen aus, und verwandeln sich alsdenn in die oben beschriebene Farbe. Sie lassen sich zähmen und folgen ihren Herrn, wie die Hunde, auf dem Ruf.

Fang. Der Robbenfang geschieht auf verschiedene Art. Es gehen alle Jahre etliche Schiffe im April und März darauf aus. Die Robbenschläger suchen sie bey Spitzbergen auf dem Eiße, wo sie in ganzen Heerden liegen und schlafen, zu umringen, erschrecken sie mit Schreyen, und wenn sie die Köpfe hervorrecken, und bellen, geben sie ihnen mit einen mit Eisen beschlagenen Stock einen derben Schlag auf die Nase, daß sie hinstürzen. Auf diese Art können auch die unglücklichen Wallfischfänger ihre Schiffe mit Seehundsspeck und Fellen beladen.

Die

Die Nordländer fangen sie mit Harpunen, oder Wurfpfeilen, in Gruben oder Netzen; die sie um die Steine stellen, auf welchen sie liegen, oder vor die Buchten und Meerengen, welche sie zu besuchen pflegen. Die Isländer sollen in einem Tage 60 bis 200 Seehunde fangen können.

In der Ostsee paßt man ihnen mit Kugelbüchsen auf, wenn sie auf den Klippen am Ufer liegen, und erschießt sie, und sonst gieng an manchen Orten ein Mann, mit einem weißen Hemde bekleidet, so tief in die See hinein, und so nahe an den auf einer Klippe liegenden Seehund, als er nur konnte, und warf alsdenn eine Harpune nach demselben, ließ die Schnur so geschwind als möglich nach, und wartete bis er sich tod verblutet hatte, um ihn nach sich zu ziehen.

Nutzen. Das Fleisch der Seehunde ist die vornehmste und liebste Speise der Einwohner der nördlichen Länder, und sonst wurde es auch in Norwegen und England selbst auf den Tafeln der Vornehmen gegessen. Das alte ist schwarz und zähe, das junge aber schmeckt gut.

Der Speck wird sowohl zur Speise als zum Thranbrennen gebraucht. Ein fetter Seehund giebt 50 bis 60 Pfund. Den von alten braucht man zum Brennen in Lampen und in Gerbereyen; der von jungen ist so gut, wie Baumöhl, auf dem Sallat.

Die Milch ist weiß, fett, schmeckt thranicht und wird gekocht, zu Käse. Die Bauern in Island hängen die mit Milch gefüllten Magen der Jungen in den Schornstein, wo sie sich in Oehl verwandeln soll, das man in Lampen brennen kann.

Die Nordländer brauchen fast alles von ihnen, Gedärme, Knochen, Sehnen, zu Werkzeugen, Kleidung u. d. g. und sie sind ihnen nützlicher als uns die Schafe.

Die rauch gahrgemachten Felle werden von den Kürschnern zu Jagdmüffen, Reisekleidern, Pferdedecken, für Podagristen zu Stiefeln und Pantoffeln, von den Sattlern zum Ueberziehen der Koffer und zu Reisetaschen gebraucht, und die Engländer überziehen mit dem feinhaarigen Fell der Jungen Tobacksdosen, Uhrgehäuse und Messerhefte. Auch bereitet man aus den Häuten eine zu Schuhen und Stiefeln taugliche Art Saffian.

Die Eckzähne können zu schöner Drechsler- und eingelegter Arbeit gebraucht werden.

Wenn die Seehunde oft aus dem Wasser hervorgucken, so soll es Ungewitter anzeigen.

**Schaden.** Sie verzehren eine große Menge Fische, verderben die Fischernetze, worin sie auch oft in der Ostsee gefangen werden, zerreißen die Angelschnüre, um sich der daran hangenden Pomucheln, welche sie beym Kopf abbeißen, zu bemächtigen; und in Island sind sie dem Lachsfang sehr schädlich.

**Namen und Varietäten.** Das Meerkalb, Seekalb, weil die Schnauze und obere Kinnlade einer Kalbsschnauze nicht unähnlich siehet; der Robbe, gemeine Robbe, Roppe; die Fischer an der Ostsee: Saalhund.

Von diesem gemeinen Seehund unterscheidet sich merklich

der graue Seehund,

welchen Linne' blos als eine Spielart betrachtet, ob er gleich in Gestalt, Farbe und Sitten gar auffallend von jenen

jenen abweicht, und aller Wahrscheinlichkeit nach eine eigene Art ausmacht.

Er hat eine breitere Nase und längere Klauen als jener. Seine Farbe ist meist dunkelgrau, zuweilen gelblich. Seine Größe soll nach einigen die der vorigen Art übertreffen, nach andern merklich kleiner seyn *).

Er wohnt in der Ostsee, aber nicht an einerley Stellen mit dem vorhergehenden.

Seine Begattung fällt um Johannistag, und das Weibchen wirft zu Ende des Hornungs auf dem Eise im bottnischen Meerbusen ein Junges. Dieses ist 8 Tage nach der Gebnrt ganz weiß; nach diesen fallen die Haare aus, und zwar zuerst auf dem Kopf und den Vorderfüßen, und werden nach 14 Tagen schwarzgrau. So lange die Jungen noch klein sind, wagen sie sich nicht ins Wasser, sondern rufen, wenn sie hungern, die Mutter durch Blöcken unter dem Eiß hervor.

Gegen Ende des Märzes, wenn die Jungen ihre Nahrung schon selbst suchen können, zieht er aus dem bottnischen Meebusen in die Ostsee herunter. Er nimmt seinen Weg gerade gegen Süden, und pflegt keiner Landspitze oder Klippe auszuweichen, sondern darüber wegzugehen.

Das Fleisch desselben hat einen ranzigern Geschmack, als vom gemeinen.



*) So war der, welcher diesen Winter in Greifswalde gesehen wurde kleiner, und nicht viel größer als der kleine geöhrte Seehund, (Phoca pusilla. Buff.)

# Vierte Ordnung.

## Nagende Thiere. *Glires.*

Die meisten hieher gehörigen Thiere sind klein, und nur wenige haben eine mittlere Größe, wie z. B. der Hase.

Ihre Beine sind kurz und die Füße lang, und sie gehen mit den Hinterbeinen, welche allzeit größer und stärker sind, als die vordern, auf der ganzen Ferse. Ihr Gang ist springend, und ihre Fährte bekömmt daher eine eigne, aber sehr auszeichnend kenntliche Gestalt. Hierher rechnen wir 5 Gattungen und 19 Arten.

## Die eilfte Gattung.

### Die Szavia. Cavia.

#### Kennzeichen.

In der obern **Kinnlade** befinden sich zwey keilförmige, getrennte und zugespitzte **Vorderzähne**, und unten zwey oder vier, die an einander stehen.

An den **Vorderfüßen** sind vier und an den **Hinterfüßen** mehrentheils drey Zehen.

Der **Schwanz** fehlt oder ist nur kurz und kahl.

Ihr Gang ist hüpfend und langsam. Sie leben in hohlen Bäumen und unter der Erde. Alle sind ursprünglich in Amerika zu Hause, und nur das Meerschweinchen ist bey uns einheimisch worden, und wird als ein zahmes Thier erzogen.

(23) 1. Das Meerschweinchen.
Cavia Porcellus. Erxleb.
(Mus Porcellus. Lin.)
Le Cochon d'Inde. Buff.
The restless Cavy. Penn.

## Kennzeichen der Art.

Ist ungeschwänzt; hat kurze zugerundete Ohren, und die Haare des Leibes sind theils weiß, theils oraniengelb mit schwarz melirt.

## Beschreibung.

Die Größe des Thiers ist 11 Zoll, und die Höhe 4 Zoll. Der Kopf ist dick, oben etwas platt, die Schnauze stumpf, die Oberlippe gespalten, aber geschlossen; Vorderzähne 4, keilförmig und schneeweiß und eben so 4 Backenzähne auf jeder Seite der beyden Kinnladen mit tiefen Einschnitten an den Seiten. Zusammen 20 Zähne; lange Bartborsten um die Lippen und über den Augen. Die Augen sind groß, braun, hervorstehend; die Ohren breit, kurz, am Rande etwas ausgeschweift, auswendig kahl, und inwendig mit einzelnen Haaren besetzt. Der Hals ist kurz; der Leib dick und hinten abgerundet. Der Schwanz fehlt gänzlich. Die Beine sind mittelmäßig; an den hintern Füßen 3 und an den vordern 4 Zehen mit einem stumpfen Daumenansatz, und an den Zehen lange runde Nägel.

Das Haar ist hart, und auf dem Nacken und Hals etwas länger, als auf dem übrigen Körper. Die Farbe ist mannichfaltig und mehrentheils gefleckt, selbst an denen, die



*) Par. Ms.; Gegen 11 Zoll.

in der Wildniß leben. Es giebt daher weiße, schwarze, gelbe, braune, erbsfarbene, und bunte von allen diesen Farben.

Es ist zärtlich und frostig, und muß daher im Winter wohl in Acht genommen werden. Es schläft oft, aber kurz, und zwar sitzend mit gekrümmten Rücken, und mit nicht ganz verschloßenen Augen. Männchen und Weibchen schlafen nicht zu gleicher Zeit, sondern wenn das eine schläft, wacht das andere, und sieht jenes an; doch wohl aus keinem andern Grunde, als bey Gefahr den Gatten, da sie sich zärtlich lieben, wecken zu können. Ihr Lauf ist ziemlich hurtig; sie machen ihn gern an den Wänden hin, und das geringste Geräusch kann ihn unterbrechen, um aufzuhorchen. Sie waschen, kämmen, und putzen sich oft, wie die Katzen, selbst unter einander. So fromm und sanftmüthig sie zu seyn scheinen, so werden sie doch oft uneinig zur Zeit der Begattung und bey ihrer Mahlzeit, knirschen mit den Zähnen, stampfen mit den Hinterfüßen, kämpfen, beißen und treten einander. Sie trauen auch niemanden außer ihrem Fütterer. Immer murmeln sie, beym Hunger aber grunzen sie, und beym Schmerz schreyen sie gar sehr.

Das Weibchen ist etwas kleiner, schlanker, als das Männchen und hat zwischen den Hinterfüßen 2 Zitzen. Sie leben 8 Jahre.

**Aufenthalt.** Das Vaterland ist eigentlich das warme Brasilien. Sie werden aber zum Vergnügen in den meisten Ländern von Europa, und in Deutschland und Thüringen im Sommer in Gärten, und im Winter in geheitzten Stuben gehalten. Vorzüglich wollen sie trocken, warm und in reiner Luft wohnen; verlangen einen weitläufigen Ort, und immer frisches Heu zu einem weichen Lager.

Nah-

Nahrung. Ihr Futter ist das nämliche, das man den zahmen Kaninchen reicht. Sie fressen Brod, Gerste, Hafer, Gras, Salat, Kohl, Laub, Obst, Rüben und besonders gern Kohlrüben. Sie genießen die Speißen, wie die Hausmäuse, auf den Hinterbeinen sitzend. Sie lecken, wie die Hunde, ihren Trank, und können auch ohne Wasser und Milch, wenn sie zuweilen feuchte Speisen bekommen, leben. Sie fressen beständig, und auch allzeit vorher, wenn sie schlafen wollen. Einerley Speisen werden sie bald überdrüßig.

Fortpflanzung. Sie können alle zwey Monate Junge bringen. Das Männchen kämpft oft um ein Weibchen, und letzteres trägt 3 bis 4 Wochen, und bringt 1 bis 4 Junge sehend und mit Haaren zur Welt. Diese werden 12 bis 14 Tage von ihr gesäuget, laufen 12 Stunden nach der Geburt schon hurtig davon, und fressen, und die Mutter läßt gleich, nachdem sie geworfen hat, das Männchen wieder zu. Der Vater frißt die Jungen gern, so wie das Kaninchenmännchen. Nach dem zweyten Monate sind die Jungen schon zur Begattung fähig.

Krankheiten und Feinde. Eine große Art Milben, die Meerschweinslaus (Pediculus Porcelli) plagt sie gar sehr, und dem Durchfall und der Auszehrung sind sie oft unterworfen.

Nutzen. Ihr unschmackhaftes Fleisch wird selten gegessen, und ihr Balg steht als Pelzwerk in gar keinem Werthe.

Die Ratten und Wanzen sollen vor ihnen weichen.

Scha-

Schaden. Sie zernagen, besonders die trächtigen Weibchen, fast alles, was ihnen vorkommt, als Holz, Kleider, und besonders Lederwaaren.

Namen. Meerschweinchen, Meerferkel, Meerfärkel, und Meersäulein heißen sie, weil sie, wie die Schweine grunzen, und übers Meer, besonders von den Holländern zu uns gekommen sind; Afterhase, Afterkaninchen, Ferkelmaus, der Cobaya.

---

## Die zwölfte Gattung.

### Der Biber. Castor.

#### Kennzeichen.

Zwey Vorderzähne oben und unten, keilförmig zugeschärft, die obern hintern der Schärfe etwas ausgehöhlt.

Backenzähne 4 auf jeder Seite, seltner unten 5.

An den Füßen 5 Zehen; die hintere sind Schwimmfüße.

Der Schwanz ist platt und schuppig. In Deutschland giebt es nur eine Art.

#### 1. Der gemeine Biber.

Castor Fiber Lin.

Le Castor. Buff.

The Beaver. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Der eyförmige Schwanz ist von oben niedergedrückt und kurz.

Be-

## Beschreibung.

Dieses Thier, das nur noch selten in Deutschland an der Elbe, Oder, um die Donau, und an einigen Flüssen der Mark Brandenburg *) angetroffen wird, ist 2 1/2 Fuß lang, und sein Schwanz hält über 11 Zoll Länge und 5 Zoll Breite **).

Der Kopf ist kurz, etwas zusammengedruckt, die Schnauze dick und stumpf; die untersten gelben Vorderzähne sind 1 Zoll und die obern 10 Linien lang. Backenzähne stehen auf jeder Seite oben und unten 4. Die Augen sind klein; die Ohren kurz, zugerundet, und im Pelze versteckt; der Hals kurz und dick; der Rücken gewölbt; der Schwanz zunächst am Leibe den vierten Theil behaart, weiter hin länglichtoval, glatt, in der Mitte der Länge nach erhaben, und schuppig, mit darzwischen stehenden einzelnen steifen Haaren. Das Thier trägt ihn horizontal. Die Beine sind kurz; die Füße stehen etwas einwärts. Die Vorderfüße haben 5 getrennte Zehen, und die Hinterfüße 5 weit längere mit einer Schwimmhaut verbundene, deren vierte dem Anscheine nach zwey Nägel hat. Nahe am After und der Harnröhre sammlet sich in gewissen Bälglein aus besondern Drüsen ein gelblichtes, zähes und schmieriges, nach dem Austrocknen dunkelbraunes bröckliches Wesen, von einem unangenehmen starken Geruch, und eckelhaft bittern Geschmack, das unter dem Namen Bibergeil bekannt ist. Er bedient sich vielleicht dieser Fettigkeit, um sein Haar damit fett zu machen.

Das

*) In dem fürstlichen Garten Hellbron, eine Stunde weit von Salzburg giebt es Teiche für sie.

**) Par. Ms.: Länge 2 Fuß 4 Zoll; Schwanz 11 Zoll lang und 3 bis 4 Zoll breit.

Das Haar auf dem Kopfe ist struppig, verdeckt die Bildung desselben, und die Augen zum Theil; am Leibe ist das längere und stärkere tiefkastanienbraun und glänzend; das kürzere und weichere aber gelbbraun. Doch wechselt die Farbe nach der Gegend, in welcher das Thier wohnet; denn je weiter nordwärts es wohnet, desto dunkler wird sie, und fällt oft ganz schwarz aus; ja es giebt auch zuweilen ganz weiße Thiere dieser Art, weiße mit grauen Flecken, und weiße mit untermengten rothen Haaren.

Der Biber kann, wenn er jung gefangen wird, leicht gezähmt werden, und ist alsdenn ein sanftmüthiges, ruhiges, trauriges und gleichgültiges Thier, und verräth gar nicht die scharfen Sinne und Fähigkeiten, die es in der Freyheit zeigt. Es ist ganz ohne alle Leidenschafften, und legt seine Wildheit so weit ab, daß man es im Hofe herum laufen lassen kann, ja daß es seinem Fütterer nachläuft, und Wasser, das ihm in der Freyheit zu seinem Aufenthalte so unentbehrlich scheint, ist ihm nicht nothwendig. Ein Erwachsener wird nie zahm, und fürchtet den Menschen gar sehr. Wenn er nicht ausweichen kann, so richtet er sich in die Höhe, sitzet mit zusammengelegten Vorderfüßen auf den Hinterfüßen, und soll dabey Thränen vergießen. Er geht auf dem Lande langsam und lahm, schwimmt aber hurtig, und taucht schnell, aber nicht lange, unter. Er geht auf den bloßen Hinterfüßen, wenn er in den vordern etwas trägt. Er hat vortreffliche Sinne, und der Geruch ist außerordentlich fein. Unreinlichkeit kann er gar nicht vertragen. Er schläft fest, und liegt dabey selten, wie die andern Thiere, auf der Seite, sondern mehrentheils auf dem Bauche oder Rücken. Daß sich diese Thiere vor allen übrigen durch Klugheit und Industrie

dustrie auszeichnen, beweisen ihre Gebäude, und ihre Schild wachen, die sie immer ausstellen, um jeder Gefahr aus weichen zu können.

Das Weibchen hat vier deutliche Säugwarzen an der Brust. — Bey der Begattung geben sie einen schmatzenden, aber stärkern Ton, wie die Eichhörnchen, von sich. Bey ihren Kämpfen aber schreyen sie, wie ein heiseres Schwein, und rufen immer: Karr, karr! Sie leben 15 bis 20 Jahre.

Aufenthalt. Den Biber trifft man in allen gemäßigten Ländern von Europa und Amerika an. In Nordamerika ist er in großer Anzahl, wiewohl er sich auch schon bey zunehmender Bevölkerung von den Küsten weg in die innern wüsten Gegenden zurückgezogen hat. In allen bewohnten Gegenden lebt er zerstreut, flüchtig, oder in Erdhöhlen verborgen, und da er auf diese Art keine Gesellschafft formiren kann, so hat man auch noch keinen Bau von ihm gesehen. In wüsten, einsamen, stillen, dicht bewaldeten und wasserreichen Gegenden hingegen wohnt er in großen Republiken von mehr als 100 bis 200 dieser Thiere in einer Gesellschafft, und da bemerkt man erst seinen Instinkt zur Arbeit und seinen Kunsttrieb. Die europäischen Biber sind daher nur einsame Grubenbewohner, welche einen schmutzigen und an der Erde abgeriebenen Balg haben, und an den Ufern der Seen, Flüße und andern Gewässer wohnen. Hier machen sie sich Gruben in die Erde, wie die Fischottern, und zuweilen auch einen Graben etliche Fuß tief, um einen kleinen See zu bilden, der bis in die Oeffnung ihrer Höhle dringt, welche sich in der Länge bisweilen über 100 Fuß erstreckt, und immer weiter nach und nach in die Höhe geführt ist. Hierdurch können sie sich bey Ueberschwemmungen sichern. Die in Gesell-

schaft lebenden Biber aber vereinigen sich im Junius und Julius in Truppen von 100 bis 300 an dem Ufer eines Flußes oder Sees, um hier ihre Häuser (Burg) anzulegen. In Anlegung derselben wählen sie in einer Ebene beschattetes, seichtes, langsam fließendes Wasser, in welchen sie bequem arbeiten können. Etwas tiefe Buchten in den Flüßen sind ihnen darzu die bequemsten Plätze. Damit ihnen das Wasser nicht zu niedrig werden kann, so führen sie zuförderst unterhalb der anzulegenden Wohnung, einen Damm von hinreichender Länge, senkrecht von dem Ufer ab, den sie mit erstaunlicher Kunst verfertigen. Der Grund darzu besteht aus Stücken von Baumstämmen, an welchen Pfähle eingestoßen sind, und zwar so, daß die gegen das Wasser gerichteten schräge stehen. Hierauf wird der Damm 4 bis 5 Ellen dick von Zweigen und dazwischen gekneteter Erde so dicht aufgeführet, daß er eine sehr lange Dauer hat, und oben sehr artig mit Rasen bedeckt.

Die Wohnungen liegen zuweilen einzeln, zuweilen 10 bis 12 und noch mehrere beysammen. Sie sind von verschiedener Größe; kleine, in denen nur 1 bis 2 und größere, in welchen 5 bis 6 Paar beysammen wohnen. Der Umfang derselben ist oval oder rund, und beträgt bis 30 Fuß, so wie die Höhe 8 und mehrere Fuß hat. Der Grund wird wiederum von Stücken gefällter Bäume sehr ordentlich gelegt, die Wände werden senkrecht darauf aufgeführt, worauf ein rundes Dach gewölbt, und alles mit Erde dicht ausgeknetet und dick überzogen wird. Die mehresten haben 3 Geschosse, eines unter dem Wasser, das andere mit dem Wasser gleich, das dritte über der Wasserfläche. Zwey Zugänge sind an jeder Seite, deren einer vom Ufer, der andere vom

Grun-

Grunde des Wassers aus hinein führet und tiefer ist, als die Dicke des Eißes beträgt. Solche große Wohnungen werden von ganzen Bibergesellschaften gemeinschafftlich verfertiget, wobey ein jedes Individuum, sein eignes angewiesenes Geschäffte hat. Einige fällen Bäume und zernagen sie; andere wälzen die zernagten Stücke in Gestalt der Balken oder Pfeiler nach dem Wasser; ein dritter Theil scharrt Löcher in den Grund; ein vierter rammelt die Pfähle ein; ein fünfter schafft Zweige herbey, und verflicht die Pfähle; ein sechster schleppt Erde, Steine und Thon herbey; ein siebenter schafft dieß an eigene Plätze; andere verkleben und vermauern es. Sie scheinen auch bey ihren Bauen einen obersten Baudirector zu haben, dessen Befehl alle gehorchen müssen, und hierin den Bienen ähnlich zu seyn. Die Bäume, welche dem Biber die Baumaterialien zu seinem Hausbaue liefern, sind harte Arten von Laubholz, Eichen, Eschen u. d. g., wovon ihm die stärksten Schwellenbäume nicht zu groß sind. Die weichen Holzarten, die er fället, gebraucht er nur zur Nahrung. Er geht bey dieser Arbeit vorsichtig zu Werke, um nicht von dem fallenden Baume getroffen zu werden. Deswegen kerbt er den Stamm an der Seite, wohin er fallen soll, unten ein, und nagt ihn alsdenn an der andern Seite, und so rings herum ab. Die dabey abgehenden Späne räumt er mit den Vorderfüßen aus dem Wege. Wenn der Baum liegt, so beißt er die Aeste so glatt ab, und entzwey, als wenn sie mit der Axt gehauen wären; dann zertheilt er den Stamm in Ellen lange, oder kürzere, auch wohl längere Stücken, je nachdem er stark ist. Von den dicken Stämmen, die sich wegen ihrer Stärke und Entlegenheit nicht gut fortschaffen lassen, nimmt er nur die Aeste. Die zu diesen Verrichtungen erforderliche Zeit stehet natürlicherweise mit der

Härte und Dicke des Stammes im Verhältniß. Einen weichen Stamm, von einer Viertelelle im Durchmesser, soll ein Biber in einer Stunde fällen können. Mit harten stärkern Stämmen hingegen bringt er, wie man sagt, nach und nach 3 Monate auch wohl länger zu. Zuweilen wird diese Arbeit von mehrern Bibern zugleich verrichtet, welche in wenig Minuten mit Durchnagung eines Baums fertig werden können. Das so zurechtgemachte Holz schaffet er sodann fort. Dieß thut er mit den Vorderfüßen, womit er das Holz umklaftert, und theils zieht, theils vor sich her schiebet. Zu diesem Behufe legt er Wege an, die er von allem Strauchwerke reiniget, und so führet, daß sie endlich alle in einer einzigen Straße zusammenlaufen. Die Erde, deren er zum Damm und Holzbaue benöthiget ist, ballet er mit den Vorderfüßen, faßt sie zwischen selbige und den Kopf, und trägt oder schiebt sie bis an den Ort ihrer Bestimmung. Durch den Abfall derselben wird der Weg immer gebahnter und glätter. Wenn diese Dinge zu Wasser fortgebracht werden müssen; so hält er sie auf die erwähnte Art, und schwimmt mit den Hinterfüßen und dem Schwanze auch gegen den Strom ohne Schwierigkeit.

Nahe bey der so künstlich erbauten Wohnung pflegt der Biber in das Ufer Röhren zu graben, die ihm theils zum Aufenthalte, theils zur Communication mit benachbarten Wäldern dienen. Er führt sie schräge aufwärts und wenn sie den letztgemeldeten Gebrauch haben sollen, gern an einem Wasser oder Sumpfe wieder heraus, da sie dann zuweilen eine Länge von mehr als 100 Schritten erlangen. Dieß thun aber nicht alle Biber, sondern nur einige, die man in Canada Castors terriers nennt. Die untere Oeffnung einer

solchen

solchen Höhle ist, wie der untere Eingang eines Biberhauses, so tief unter dem Wasser, daß sie nicht vom Eiße verstopft werden kann. Etwa 5 bis 6 Fuß lang geht sie enge fort, erweitert sich sodann 3 bis 4 Fuß ins Gevierte, um einen kleinen Teich zu bilden, und geht sodann wiederum enge in die Höhe, bisweilen über 1000 Fuß weit.

Alle diese Arbeiten verrichtet der Biber des Nachts. Am Tage ruhet er den Sommer hindurch in seiner Wohnung auf einem von allerley Gräsern, sonderlich der Blasensegge (Carex vesicaria L.) bereiteten Lager am Rande des Wassers. Er sonnet sich auch zuweilen in dem obern Eingange oder außer seiner Wohnung. Bey veränderten Wasserstande begiebt er sich in das höhere oder tiefere Geschoß, wohin er zugleich sein Lager mitnimmt.

Will ihn das Wasser zu niedrig werden, so erhöhet er den Damm, in welchen er bey allzu hohem Wasser eine Oeffnung zum Ablauf des Ueberflußes zu machen, und auch dieselbe wieder zu verstopfen weiß. Kommen große Ueberschwemmungen und beschädigen den Bau, so vereinigen sich alle die besondere Gesellschafften und gehen an die Ausbesserung.

Im Winter halten sich die Biber vorzüglich in den gedachten Röhren auf, die sie im Herbste beziehen, und zu Anfang des Frühjahrs wieder verlassen. Sie kommen in dieser Jahrszeit nur selten zum Vorschein, um frische Nahrung zu suchen. Ihr Lager in denselben bereiten sie aus lauter, von dem gefällten Holze abgenagten, feinen Spänen, die dem Drechsler Spänen gleichen. In ihren Hütten herrscht stäte Eintracht und Frieden. Sie wechseln ihren Aufenthalt darinne und im Wasser ab, in welches sie auch

in ihren Wohnungen beständig den Schwanz und die Hinterfüße eintauchen. Wenn ihnen die Jäger nachstellen, und ihren Damm und Wohnung zerstören, so zertheilen sie sich ins Feld, graben sich Löcher in die Erde und ersticken eine lange Zeit ihren Kunsttrieb.

**Nahrung.** Die Nahrung des Bibers ist die Rinde von Pappeln, Espen, Birken, und allerley Arten Weiden; in Amerika sind der Biberbaum (Magnolia glauca. L.), die dortige Esche (Fraxinus americana. L.), der Storaxbaum (Liquidambar styraciflnum L.), Sassafraß, und die süßen Gummiarten seine Lieblingsspeisen. Im Sommer füttert er sich von Feldobst und allerley Wurzelwerk, das er von Calmus, den Seerosen, Schilf, Schafthen und u. s. w. nimmt, bisweilen auch von Krabben, Krebsen und Fischen. Zu Anfang des Winters sammlet er von den erstgenannten Baumarten Zweige, und trägt sie in die Röhren dahin, wo sie weder frieren, noch verwelken können. Die stärkern Weidensträucher senkt er, nachdem er vorher die Ruthen abgebissen und eingetragen hat, um die Burg herum unter dem Wasser in die Erde. Von diesem Strauchwerk nagt er im Winter die Rinde zu seiner Nahrung ab. Daß er auch Fische, Krabben und Krebse genießt, ist daher wahrscheinlich, weil er sich auch zu andern Fleischspeisen gewöhnen läßt. Er frißt, wie die Eichhörnchen auf den Hinterfüßen sitzend, und bringt das Futter mit den Vorderfüßen zum Mund. Seines Unraths entledigt er sich außerhalb seiner Wohnung, in welcher er keine Unreinigkeiten duldet.

**Fortpflanzung.** Der Biber und die Biberin leben in Monogamie, begatten sich im Winter und zwar in aufrechter Stellung. Die Mutter soll 4 Monate trächtig seyn,

und

und bringt in einer Röhre auf dem oben beschriebenen Lager im März 2 bis 3 blinde Junge, welche sie allein erzieht. Das Männchen entfernt sich alsdenn und besucht nur zuweilen die Wohnung. Nach 4 Wochen bringt die Mutter den Jungen schon Zweige zum Nagen, und nach 6 Wochen gehen sie mit ihr aus. Wenn sie erwachsen sind, übergeben ihnen die Eltern ihr Hauß, und bauen sich, wo möglich ein anderes darneben. Im ersten Jahre geben die Jungen schon Zeichen der Mannbarkeit von sich, ob sie gleich im dritten erst völlig ausgewachsen und zur Zeugung geschickt seyn sollen. Sie lassen sich leicht zähmen.

**Feinde.** Die Biber haben große Feinde an dem Vielfraß und Fischotter; doch ist ihm die Nachstellung des letztern eben nicht fürchterlich, weil ein Biber wohl drey Fischottern auf sich nehmen kann; und wo sie diese Feinde merken, suchen sie sie auszurotten. Sonst haben sie von den Nachstellungen anderer Thiere wenig zu befürchten, weil sie sich auf ihr sehr scharfes Gebiß und ihre Beharrsamkeit verlassen können. Denn auf dem Lande, wo ihnen stärkere Raubthiere könnten gefährlich werden, trifft man sie selten 20 Schritte weit von ihrer Wohnung entfernt an, und wenn sie ihrer Nahrung nachziehen, so gehen sie in Gesellschafft mit Wache aus, welche ihnen die Gefahr meldet, worauf sie sich ins Wasser flüchten.

**Jagd.** Der Biber gehört zu den Regalien der Fürsten. Der Jäger spürt ihn an seiner Fährte, die der Fischotterfährte nicht unähnlich ist, nur daß die Vorderfüße sich ohne Schwimmhaut ausdrücken, und an den geschälten und gefällten Stämmen und Bäumen.

Man fängt ihn mit einem Tellereisen, welches wie ein Fuchseisen zwey gute Federn hat. Dieß legt man nahe an seine Wohnug, wo er aussteigt, bedeckt es, wo möglich, mit Laub, und befestigt es; oder in einem Netze von starken Leinen, eines Fingers dick. Dieß stellt man nur des Nachts auf das Land, wo sein Ein- und Ausgang ist, läßt ihn durch Hunde aus der Gegend, wo er schält weg, und hineinjagen und schlägt ihn tod; oder man legt es ins Wasser in Gestalt eines Sackes vor die Oeffnung, schickt einen Stöberhund in den Bau, und läßt den Biber ins Netz treiben.

Man fängt ihn auch mit einer Wathe. Man macht nämlich eine Wathe von 15 bis 18 Ellen, wie eine gemeine Fischerwathe mit einem langen Küttel, und mit Gesenke und Bley. Diese legt man sehr behutsam vor die Oeffnung der Biberwohnung ins Wasser, schicket einen Dachshund in den Bau, der ihn heraus stöbert. Wenn er nun in die Wathe fährt, so wird diese schnell aufgehoben, er liegt, wie ein Fisch, drinnen, und kann durch einen Schlag auf den Kopf, da er einen dünnen Scheitel hat, leicht todgeschlagen werden. Ihn in Reusen zu fangen ist mißlich.

Nutzen. Das Wildpret des Bibers ist von doppeltem Geschmacke; denn das Fleisch der vordern Theile bis zu den Nieren hat fast den Geschmack des Dachses; das übrige aber von den Schenkeln und Schwanze hat den Geruch und Geschmack des Fisches. Man ißt den Biber in Klöstern zur Fastenzeit, und in Cartheuserklöstern wohlzugerichtet zu allen Zeiten gern. Der Schwanz, der oft 3 bis 4 Pfund schwer ist, und die Hinterpfoten sind ein besonderer Leckerbissen. Die Wilden an der Hudsonsbay, in Canada, und überhaupt

in Nordamerika, und die Kalmucken schätzen das Biberfleisch sehr hoch.

Der reine Balg ist ein vortreffliches Pelzwerk zu Müffen, Mützen und andern Verbrämungen; die schwarzen werden am meisten geschätzt und die weißen sind die seltensten.

Das zarte und weiche Haar der Biber wird zu feinen Strümpfen, Tüchern, Handschuhen, und vornämlich zu Castorhüten verarbeitet, und 1 Pfund kostet 9 Rthlr.

Das Leder wird vom Sattler zum Beschlägen der Koffer und Reisekasten, vom Schuster zu Pantoffeln, und vom Siebmacher zu Sieben verbraucht.

Der harten schneidenden Vorderzähne bedient man sich zum Vergülden und Glätten, und die Wilden brauchen sie statt der Messer und Meisel.

Das ausgeschmolzene Fett brauchen die Aerzte, wie andere Fettigkeiten in Nervenkrankheiten, Krämpfen, Gliederreissen rc.

Der Bibergeil (Castoreum) wird als eine der wirksamsten Arzeneyen in der Apotheke verkauft, wegen seiner Nerven stärkenden, Krampf- und Schmerz-stillenden und übrigen Kräfte, und wird auch von Jägern als eine sehr gute Witterung bey den Raubthieren benutzt. Das beste ist das Rußische, welchem man das Preußische an die Seite setzt. Drey Biber liefern etwa zusammen ein Pfund.

Schaden. Diese Thiere sind den Waldungen und Wasserbauen schädlich, weil sie viele Bäume umhauen und die Dämme verwüsten.

Benennungen. Der Castor, Bieber, Erd- oder Landbiber; und die Kaufleute geben den Fellen noch eine drey-

 fache

siche Benennung; nämlich frische, getrocknete und fette Biber. Die frischen Biber, auch Winterbiber oder Moskowitische Biber genannt, sind diejenigen, die im Winter gefangen werden, und die schönsten zu Unterfutter, da sie noch keine Haare verlohren haben. Die getrockneten oder magern Biber werden im Sommer gefangen, haben durch die Härung eine Menge Haare verlohren, und werden daher auch haarlose oder Sommerbiber genennt. Diese braucht man in Hutfabriken. Die fetten Biber sind diejenigen, die von den Wilden in Nordamerika eine Zeitlang getragen, und als Bettdecken gebraucht werden, wodurch sie gleichsam eingeöhlt sind. Sie werden bloß zu Hüten verarbeitet.

---

## Die dreyzehnte Gattung.

### Die Maus. Mus.

#### Kennzeichen.

Oben und unten sind zwey Vorderzähne

An den Vorderfüßen mehrentheils vier, und an den Hinterfüßen fünf Zehen.

Die hierher gehörigen Thiere leben mehrentheils unter der Erde in Höhlen und Schlupfwinkeln, wo sie sich meist im Winter ein weiches und warmes Lager bereiten, einige wenige davon in und an dem Wasser, oder auf den Bäumen und in den Höhlen derselben. Fast alle haben einen länglichten Kopf, eine spitzige Schnauze, an welcher die untere Kinnlade merklich kürzer ist, als die obere, gelbe oder braune Vorderzähne, einen langgestreckten Körper, wenn

sie

sie sich ausdehnen, und einen gewölbten Rücken, wenn sie stille sitzen. Ihr Gehör, Geschmack, Geruch und Gefühl ist sehr fein. Die Hinterfüße sind stets höher, als die Vorderfüße, wodurch sie im Stande sind, sich desto leichter Höhlen zu graben, und wodurch sie, da sie hüpfen, eine Fährte (Tab. XIV. Fig. 13.) machen, in welcher zwey und zwey Spuren neben einander, oder gewöhnlicher nur zwey neben einander, und zwey einzelne nachstehen. Sie treten mit dem ganzen Hinterfuß auf, laufen geschwind, klettern und schwimmen. Sie sind furchtsam und lichtscheu, und gehen daher mehrentheils nur des Nachts aus. Ihre Nahrung nehmen sie vorzüglich aus dem Pflanzenreiche, doch auch aus dem Thierreiche. Sie lieben die Gesellschafft ihres Gleichen, und machen sich immer etwas zu thun, spielen, puzzen sich, machen wunderliche Stellungen, und benagen aus Durst, Muthwillen und zum Zeitvertreib, was nur benagbar ist. Die Jungen werden blind gebohren. Da die Anzahl der Thiere, die zu dieser Gattung gerechnet werden, so groß ist, so hat man sie, um sie desto leichter unterscheiden zu können, in gewisse Familien getheilt. Folgende Familien und Arten sind in Deutschland befindlich.

## Erste Familie.

### Rattenschwänzige Mäuse.
### Mures myosuri.

#### Kennzeichen.

Die Vorderzähne sind scharf, die untern besonders spizzig, die Ohren im Verhältniß des Kopfs ziemlich groß; der

Schwanz lang, so dünnhaarig, daß er fast nackt erscheint, und in schuppige Ringe abgetheilt. Hierher gehören fünf Arten.

### (24) 1. Die Ratze.

Mus Rattus. Lin.
Le Rat. Buff.
The common Rat. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist länger, als der oben mit schwarzen, und unten mit grauen Haaren besetzte Leib.

#### Beschreibung.

Dieß schädliche Thier, das seit zweyen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, die allerkältesten Gegenden ausgenommen, besonders durch die Schiffahrt *), verbreitet worden ist, wird in Deutschland sehr häufig gefunden.

Der Körper desselben wird oft bey gutem Futter 8 Zoll lang, der Schwanz ist fast immer um den dritten Theil länger als jener, und die Höhe ist beynahe 3 Zoll. **) Der Kopf ist lang, fast eyrund, die Nase etwas erhaben, die Schnauze spitzig, und im Munde befinden sich oben zwey kurze Schneidezähne, unten zwey längere spitzige Vorderzähne und in beyden Kinnladen auf jeder Seite drey viereckige gereifte Backenzähne. Zusammen nur 16 Zähne. Die Zunge ist lang und glatt. Der Mund hat lange rückwärtsstehende Barthaare, die

*) Nach Amerika ist es dadurch aus Europa gebracht worden.

**) Par. Ms.: Körper 7 Zoll 3 Linien.

die länger als der Kopf sind. Die Augen sind groß, rund, hervorliegend und schwarz, den Ohren näher als der Nasenspitze; und jedes mit einer kurzen und langen Borste. Die Ohren von halber Kopfslänge, hervorstehend, fast kahl, durchsichtig, und eyrund. Der Hals hat fast Kopfsdicke, und von da wird der Leib bis zum Schwanz immer breiter. Die kleinen Vorderfüße haben, neben den vier vollkommenen Zehen, noch einen Daumenansatz mit einem stumpfen platten Nagel, der manchen Mäusearten fehlt, und die größern Hinterfüße haben fünf Zehen. Der lange Schwanz hat viele *) Ringe mit kleinen Schuppen, zwischen welchen kurze steife, schwarze Haare hervorkommen, und dieser Theil ist es, welcher dem sonst nicht übelgestaltetem Thiere ein so unangenehmes und eckles Ansehen giebt.

Die gewöhnliche Farbe ist blauschwarz, am Kopf am dunkelsten und nach dem Unterleibe bläßer oder aschgrau auslaufend; doch giebt es auch kohlschwarze, aschgraue, und nur sehr selten weiße mit rothen Augen. Die Ohren haben eine mit Aschgrau vermengte Fleischfarbe. Die Pfoten sind weiß und kahl. Im October ziehen sie wie alle Mäusearten ihr dichteres Winterkleid an, und im März wieder aus.

Es sind die Ratten, wilde, zornige und beissige Thiere. Wo sie in Gesellschafft leben, rasen sie Tag und Nacht auf den Böden und Dächern herum, jagen, zanken und beißen sich, und werden dadurch oft Stöhrer der nächtlichen Ruhe der Menschen. In der Gefangenschafft und Verfolgung springen sie den Menschen nach den Händen und dem Gesichte, und beißen heftig. Dagegen will man aber auch diese gute Eigenschafft an ihnen bemerkt haben, daß die jüngern die

*) Man zählt ihrer 250.

die alten kraftlosen und blinden Ratten bis an ihren Tod in ihren Winkeln der Ruhe genießen ließen, und sie daselbst reichlich mit Futter versorgten, warteten und pflegten. Von solchen bejahrten Ratten sagt man, daß sich ihrer zuweilen 6, 8 und mehrere, die in ihren Wohnungen das Sterbestündlein abwarteten, mit ihren Schwänzen in einander verwickelten, und so den berüchtigten Rattenkönig bildeten *).

Sie haben eine hellschreyende Stimme, die man hört, wenn sie in Gesellschaft spielen, oder sich zur Zeit der Begattung beißen, und leben acht Jahre.

Das Weibchen hat eine spitzigere Schnauze, und kürzern Schwanz, aber breitern Leib, und 10 Säugwarzen.

Auf-

*) Ich habe Gelegenheit gehabt verschiedene Jahre große Gesellschaften von Ratten genau zu beobachten, habe aber weder die große Liebe der jungen Ratten gegen die alten, noch einen sogenannten Rattenkönig bemerkt. Man findet zwar oft lahme, blinde, und auf andere Art verstümmelte Thiere dieser Art in Winkeln, wo Futter liegt, allein das schleppen die andern nicht aus Mitleid zur Nahrung für diese Elenden dahin, sondern für sich. Sie leben auch gewöhnlich nicht lange, sondern werden entweder von den gesunden todgebißen, wenn sie in deren Gegenwart von dem eingetragenen Vorrath zehren, oder sterben für Hunger, wenn nicht immer Vorrath genug da ist. Tode Ratten, die Gift gefressen hatten, und die zusammengelaufen waren, wie wenn sie sich ihr Unglück und ihren Schmerz hätten klagen wollen, habe ich oft haufenweise in Winkeln gefunden, aber niemals regelmäßig mit ihren Schwänzen in einander verwickelt. Lebende habe ich auch oft sehen in einem Kreise herumlaufen, und mit ihren Schwänzen spielen, aber niemals habe ich sie zusammenhängend, auch nur einen Augenblick wahrgenommen. Doch dieß sind nur meine Erfahrungen!

Aufenthalt. Ihre Wohnung schlagen die Ratten zwischen den Leim- und Holzwänden der Pferd- und Kühställe, Scheunen, Fußboden, oder unter den Dielen und breternen Fußböden der Fruchtböden und Fruchtkammern, oder in alten Dachrinnen und Abtritten, in verfallenen Gebäuden, und in den Klüften zwischen den Gebäuden auf; selten wohnen sie bey uns im Felde in alten hohlen Weidenbäumen. Sie nagen sich durch die Wände Gänge von einem Gebäude zum andern, und verschaffen sich dadurch Spaziergänge durch die Häuser ganzer Straßen. Da sie den Menschen überall nachziehen, so findet man sie sogar in den tiefsten Schachten. Wenn Schiffe ankommen und ausgeladen werden, so schwimmen sie unterdessen ans Land.

Nahrung. Es sind äußerst gefräßige Thiere, und ihre Nahrung besteht beynahe in alle dem, was der Mensch genießt. Sie fressen Fleisch, Speck, Butter, Käse, Obst, Wurzel- und Knollengewächse u. s. f., aber vorzüglich lieben sie Mehlspeisen und Getraide. Auf Getraideböden kann daher eine kleine Gesellschafft in kurzer Zeit einige Malter Körner, sonderlich Hafer aushöhlen, und in den Rückenhaaren ihres dichten Balges, das sie aufsträupen und fest zusammen drücken können, in ihre Schlupfwinkel tragen, und also wichtigen Schaden verursachen. Außerdem rauben sie den Tauben und andern kleinen Vögeln, die unter den Dächern nisten, ihre Eyer und Jungen, und wagen sich sogar an junge Kaninchen. In Hungersnoth zernagen sie Kleider, Leder, Holzgeräthe, gehen andere Mäuse an, und fressen sich unter einander selbst auf. Letzteres thun sie besonders alsdenn, wenn ihrer mehrere in Gefangenschafft gerathen, und ohne Futter sind. Im Winter trinken sie sehr wenig, und

lecken

lecken Schnee; im Sommer aber ist ihr Durst wegen ihrer hitzigen Natur oft brennend, und man sieht sie zuweilen heerdenweise nach dem Wasser wandern, um zu trinken und zu baden. An Orten, wo sie alsdenn kein Wasser finden, nagen sie an festen Körpern, um den Mund feucht zu erhalten, und thun aus dieser Ursache in Bibliotheken großen Schaden. Um sie also hier unschädlich zu machen, darf man ihnen nur alle Tage ein flaches Gefäß mit Wasser hinstellen, und um sie zu vertilgen, dürfte man es nur vergiften; allein man hat die Bemerkung gemacht, daß diese listigen Thiere der Tod einiger Vergifteten abschreckt, von diesen tödlichen Wasser zu trinken. Wo sie Gelegenheit haben, suchen sie auch sehr gern die Milchtöpfe zu öffnen, um sich an diesem Tranke zu laben. Ihrer Nahrung gehen sie gewöhnlich im Finstern nach, doch auch am Tage an solchen Orten, wo sie die Katze nicht zu fürchten haben, ja hier werden sie oft so dreiste, daß sie auch die Gegenwart des Menschen nicht scheuen.

Fortpflanzung. Da die Ratten sehr verliebte Geschöpfe sind, so vermehren sie sich auch sehr stark. Ihre erste Begattung geschieht im Frühjahr, März und April, und ihr folgt gewöhnlich eine zweyte, ja wohl gar eine dritte. Das Weibchen trägt beynahe vier Wochen, und bringt in einem verborgenen Winkel auf einem von Heu, Stroh, und andern weichen Materialien verfertigten Lager vier bis sieben nackende, blinde Junge zur Welt. Sie bleiben 10 Tage blind, die Mutter hegt die zärtlichste Liebe gegen dieselben, und vertheidiget sie mit Lebensjahr gegen ihren mächtigen Feind, und jedesmaligen Sieger, die Katze. Sie sehen jung blau aus. Wegen der vielen Geschwister, die sie bekommen,

neh-

nehmen diese Thiere in manchen Häusern, besonders auf Kornböden so überhand, und werden so dreiste, daß sie öffentlich herumlaufen und unter menschlichen Augen rauben.

**Krankheiten.** Sie werden im Alter gern blind; und sind sehr oft mit dem Stein behaftet, deren man viele in der Blase und den Harnwegen findet.

**Feinde.** Ihre größten Feinde sind die Katzen und Wieseln. Außerdem plagen sie die Bandwürmer, Blasenwürmer, Egelwürmer, (Vesicariae) Kratzerwürmer, (Echinorynchus) Haarwürmer (Trichocephalus) und Madenwürmer, und diese Plage hat sie fast mit allen Mäusearten gemein.

**Fang und Vertilgung.** Ihre Fährte bildet gewöhnlich ein Dreyeck, weil eine von den Spuren der Vorderfüße in einer von den neben einanderstehenden Hinterfüßen steht, und die andere nur einzeln nachgesetzt ist.

In Gebäuden, wo kein Getraide liegt, kann man sie mit den bekannten hölzernen und eisernen Mäusefallen durch Lockspeisen von Speck oder in Fett geröstetem Brode leicht vertilgen. Oder man setzt ihnen klar gestoßenen ungelöschten Kalch, mit Malz vermischt, hin, und darneben ein Gefäß mit Wasser. Jene Nahrung reitzt sie zum Trinken, und dieß wird die Ursache ihres Todes. Arsenik, mit Mehl oder Malz vermischt, ihnen vorzusetzen, oder Giftkügelchen hinzustreuen, ist aus vielen Ursachen nicht rathsam, besonders in Getraidekammern und auf Kornböden. An letztern Orten helfen ohnehin, außer einigen guten Katzen, alle zuvorgenannten Mittel, nicht viel, weil sie sich, wo sie

Getraide haben, nicht leicht durch jene künstlichen Lockspeisen verführen lassen. Man vertreibt sie auch durch einen Teig aus Mehl und Eisenspänen mit gebratenem Speck vermischt.

Als ein vorzügliches Mittel wird folgendes angepriesen: Man stellt etliche hölzerne Fallen eines Abends zugleich an verschiedenen Orten auf, um die Ratten lebendig zu fangen. Die Gefangenen läßt man des Morgens in einen Sack laufen. In demselben sucht man sie beym Kopf mit der Hand zu fangen, streift den Sack über die Hand her, daß der Leib blos wird, und taucht sie bis an den Kopf in, mit altem Fischthran verdünnten, Wagentheer. So gesalbet läßt man sie dann lebendig wieder loß. Die Angst und der Eckel von dem ihnen anklebenden Theer jagt sie durch alle ihre Gänge, bis sie sterben, und dieser Gestank, den die Ratten nicht ausstehen können, vertreibt sie alle. Der nächste Nachbar muß sich freylich der Ankömmlinge auf eben die Art zu entledigen suchen.

Das beste Mittel aber ist wohl dieses: Man nimmt ein ziemlich großes Faß, richtet es auf dem Boden in die Höhe, umwickelt es mit alten Tüchern, füllt es halb mit Wasser, legt einen Stein hinein, dessen Spitze über das Wasser hervorragt, und überspannt die obere Oeffnung mit einem steif angezogenem weißgegerbten Schaffelle, welches in der Mitte übers Kreuz etliche Einschnitte hat, wodurch es hier schlaffer wird, und eine unsichtbare Oeffnung erhält. Dieß Fell bestreut man am Rande mit Hafer, und auf den Stein setzt man eine lebende Ratte, die durch ihr Winseln, da sie sich mit Wasser umgeben und ohne Nahrung sieht, ihre übrigen Kammeraden zur Hülfe herbey lockt, welche dann,

wenn

wenn sie auf die schlaffen Einschnitte des Felles laufen, unversehens in das Wasser stürzen und ersaufen.

Nutzen. Was der Nutzen dieser Thiere anlangt, so scheint es beynahe als wenn sie gar keinen leisteten; allein bey einigen Nachdenken sehen wir doch, daß sie nicht nur ein Glied in der großen Kette der Geschöpfe ausmachen, sondern auch wirklich nützen sollen. Sie dienen nämlich einigen Raubthieren zur Nahrung, ihr Fleisch wird in manchen Weltgegenden z. B. auf den Inseln Jamaika und Martinique, in Siberien und Niederäthiopien von den Menschen gespeißt, hat schon manchen Seefahrer in Hungersnoth das Leben erhalten, und ihr Balg könnte auch wohl als Pelzwerk genutzt werden, so wie ihn die rußischen Lappländer zum Rand an dem untern Theile ihrer Mützen, und zur Einfaßung ihrer Unterkleider brauchen.

In der Medicin braucht man weder Blut, noch Koth, noch Fett mehr.

Schaden. Der große Schaden, den diese Thiere in den Wohnungen der Menschen stiften, ergiebt sich aus ihrer Nahrung, da sie nicht allein alle mögliche Getraidearten, und alle Nahrungsmittel, die die Menschen genießen, angehen, sondern auch Papier, Bücher, Kleidungsstücke, Wände rc. zernagen und beschädigen.

Benennungen. Sie haben verschiedene Namen: Ratten, Hausratten, Rattenmäuse, große Hausmäuse, Hausratzen.

## (25.) 2. Die Wanderratte.

Mus decumanus. Pallas *).
Le Surmulot. Buff.
The brown Rat. Penn.
(Tab. X. Fig. 1.)

### Kennzeichen der Art.

Sie hat einen sehr langen schuppigen Schwanz; der Rücken ist mit grauen Stachelhaaren besetzt, und der Unterleib ist weiß.

### Beschreibung.

Die Wanderatte ist eben so boshaft, raubsüchtig und schädlich, ja in gewisser Rücksicht noch schädlicher, als die Hausratte, und fast von gleicher Gestalt. Sie soll erst seit diesem Jahrhunderte in Europa bekannt, und durch ostindische Schiffe dahin gebracht worden seyn. Man findet sie in Thüringen auf dem Felde, an den Ufern der Flüße und in den Mühlen in ziemlicher Anzahl.

Ihre Länge vom Kopf bis zum Schwanze beträgt 10 Zoll und drüber, die Länge des Schwanzes 8 Zoll **), und die Höhe 3 1/2 Zoll ***). Der Kopf ist 2 1/2 Zoll lang und an

*) Ein Rußischer Professor und großer Naturforscher, der besonders auf seinen Reisen die Naturgeschichte gar sehr bereichert hat.

**) Par. Ms.: Körper 9 Zoll; Schwanz über 7 Zoll.

***) Das vor mir liegende Männchen, das ich, da es über einen Bach schwamm, mit einem Stocke todschlug, hat einen 11 Zoll und 3 Linien langen Körper und 8 1/2 Zoll langen Schwanz, und das Weibchen, das ich in einer Feldmühle fieng, einen 10 Zoll langen Körper und 8 1/2 Zoll langen Schwanz.

an dem breitern Theil zwischen den Ohren 1 1/2 Zoll breit. Er läuft von der Stirn bis zum Mund eyförmig in einer dünnen Schnauze aus. Einen halben Zoll unter der Nasenspitze ist die Mundöffnung, welche mit einem großen Barte versehen ist, wovon die längern obern Haare 3 Zoll haben, weiß, und die kürzern untern, schwarz sind. Die Vorderzähne sind braungelb, und die zwey spitzigen untern 3/4 Zoll und die zwey starken breiten obern 1/4 Zoll lang. In jeder Kinnlade befinden sich auf jeder Seite drey viereckige gereifte Bakkenzähne, wovon der vordere der breiteste ist. Die Zunge ist lang, dick und glatt. Die Augen sind groß und schwarz und über und neben denselben stehen ebenfalls 2 Zoll lange borstenartige Haare. Die Ohren sind kürzer als an der Hausratte, doch hervorragend, kahl, oval, und der Gehörgang schmal. Der Hals ist 3/4 Zoll lang und erhaben. Von der Stirn läuft der Körper immer breiter zu, bis zu den Hinterschenkeln, wo er zwey und einen halben Zoll breit wird. Von da nimmt er einen Zoll lang wieder spitzig ab, und der Balg, der daselbst gleichsam hohl zu seyn scheint, umschließt oben ein Stück Schwanz, und unten beym Männchen die großen Testikeln und den Aftern. Der Schwanz ist klar beschuppt *), läuft spitzig zu, und hat zwischen jeder Schuppe schwarze kleine Borsten. Die Vorderfüße sind von der mittlern Zehe an bis zum Leib 2 3/4 Zoll lang, und haben vier mit kurzen Nägeln versehene Zehen, und einen unmerklichen Daumenansatz mit einem noch unmerklichern stumpfen Nagel; die Hinterfüße aber sind bis zum Leibe 4 Zoll lang mit fünf gewöhnlichen Mäusezehen. Alle vier Füße sind fast kahl, stark und dick, wie geschwollen, und haben zwischen jedem Zehen

 eine

*) Er hat ohngefähr 200 schuppige Hauptringe.

eine drey Linien lange Membrane, die ihnen beym Schwimmen nützlich ist.

Der Balg ist wegen der vielen langen schwarzen starken Haare viel rauher anzufühlen, als bey der Hausratte und den übrigen Mäusearten.

Der Kopf ist vom Mund bis zur Stirn aschgrau, von da bis zum Ende des Rückens röthlich grau, welche Farbe die röthlichen Spitzen der kürzern Haare, und die langen schwarzen Stachelhaare verursachen. Von den weißen Grundhaaren und den schwarzen steifen Haaren bekommen die Seiten und die Schenkel der Vorder- und Hinterfüße eine graue Farbe. Die Kehle, Brust, Bauch und Füße sind schmuzzig weiß.

Das Weibchen sieht mehr grau, als röthlich auf dem Rücken aus, ist weißer am Unterleibe, hat etwas längere und weiter auseinander stehende Ohren, halb so kurze Schneidezähne, einen beynahe ganz weißen Schwanz, sechs Säugwarzen an der Brust, und sechs am Hinterbauche, und der Balg ist weicher anzufühlen.

Diese Thiere schwimmen sehr schnell, und tauchen auch unter, wozu ihnen nicht allein die kleine Zwischenhaut der Hinterfüße, sondern auch ihr weites Fell, welches verursacht, daß sie sehr viel Luft einpumpen können, beförderlich ist. Ihre Stimme ist hellpfeiffend; ihr Alter aber unbekannt.

Aufenthalt. Sie halten sich im Sommer im Felde, in den hohen Ufern der Flüße, in den hölzernen und steinernen Einfaßungen der Bäche in Städten und Dörfern, unter Wehren, und vorzüglich in den Mühlbetten und Radestuben auf, im Winter aber schlüpfen sie, oder graben sie sich vor-

züg-

züglich gern in die Mühlen, und in die Häuser, welche nahe an Flüßen liegen, als Gerbereyen u. a. m., und wohnen da gern in den Abzügen, besonders in denen, die zu den Kellern führen. Ihre Wohnungen sind also entweder schon aufgefundene Höhlen, die ihnen das Wasser ausgeschwemmt und die Hamster und Maulwürfe ausgegraben haben, oder solche, die sie sich selbst in den Ufern der Teiche und Flüße und in den Häusern graben.

**Nahrung.** Alles, was die Hausratten als Nahrungsmittel zu sich nehmen, genießen auch die Wanderratten; doch lieben sie wirklich die Speisen aus dem Thierreiche mehr, als aus dem Pflanzenreiche. An einem Orte, wo ihnen ihr feiner Geruch Fleischspeisen verräth, lassen sie alle Getraidearten unberührt, und gehen jener Nahrung nach. Ja sie tödten junge **Tauben, Hühner, Enten und Gänse** *), wagen sich sogar an die alten Thiere von diesen Arten, suchen sie in Gesellschafft zu überwältigen, und freßen die fetten Schweine an. Auf den Feldern beißen sie die Aehren ab, in Gärten höhlen sie die Knollengewächse aus, und in Wäldern verheeren sie die Eichel- und Buchecker saat. In Gerbereyen nagen sie große Löcher in die gegerbten und ungegerbten Felle, und in den Mühlen freßen sie das Fett aus den Pfannen, in welchen die Räder und Mühleisen laufen, besteigen die Mehlkästen, durchfreßen die Getraidesäcke. Vorzüglich merkwürdig ist, daß sie den Käse so sehr lieben, daß sie oft weite Gänge unter der Erde hingraben und große Haufen aufwerfen,

*) Ich habe eine unter den jungen Enten, die an einem Teiche saßen, wie ein Marder würgen, und da sie verfolgt wurde, sich ins Wasser stürzen und auf den Boden so geschickt weglaufen sehen, wie eine Wasserratte.

sen, um in einem Keller zu diesen Leckerbißen, den sie von weiten riechen müssen, zu gelangen. Im Winter, wo sie sich mehrentheils in die Gebäude begeben, nähren sie sich besonders von den Exkrementen der Menschen in den Abtritten.

Fortpflanzung. Sie pflanzen sich zu eben der Zeit und auf eben die Art, wie die Hausratten, fort. Die Mütter bringen auf einem weichen Bette, das sie sich in einer von ihren oben beschriebenen Wohnungen bereiten, des Jahrs zwey- und dreymal, vier bis sechs Junge zur Welt *), die in ihrer Jugend grau sind. Die Alten vertheidigen dieselben grimmig. Sie begatten sich auch zuweilen, wenn sie nicht ihres gleichen finden können, mit den Hausratten, und die Bastarden haben verschiedene Eigenschafften von beyderley Eltern gemein **).

Feinde. Nur gute Katzen und die Uhue wagen sich an diese beißigen Thiere.

Fang. Man fängt sie, wie die Ratten, in hölzernen und eisernen Fallen, welche man ihnen mit in Fett gebra-

*) Zwölf bis funfzehn Junge habe ich niemals in einem Neste gefunden; und ihre starke Vermehrung ist mehr eine Folge davon, daß sie weniger Feinde als die andern Mäuse haben, und schwerer zu vertilgen sind.

**) Ich habe so eben eine solche Bastardart vor mir, welche Größe, Kopf und Leib von der Wanderratte, Ohren und Füße von der Hausratte, und die Farbe von beyden vermischt hat. Sie ist 11 Zoll lang, hat einen Schwanz von 9 Zoll, der an der Wurzel wie ein Finger dick ist. Der Oberleib hat bey schwärzlichem Grunde lange röthlich graue und schwarze Stachelhaare, die den Balg sehr rauh machen; der Unterleib ist ganz dunkelaschgrau, wie bey der gewöhnlichen Hausratte.

gebratenem Fleisch ankirret. Auch die Fretchen lassen si
auf sie abrichten.

**Nutzen.** Man kennt keinen Nutzen von ihnen, a
daß sie den Katzen und Uhuen zur Speise dienen; denn da
sie aus Scheunen und Ställen die Ratten und andere Mäu
vertrieben, scheint nach vielen Erfahrungen ungegründ
zu seyn.

Den Balg könnte man seiner starken und dichten Haa
und seiner Festigkeit halber, als Pelzwerk brauchen.

Ihr Fleisch hat auch keinen eckelhaften Rattengeru

**Schaden.** Der Schaden ist sehr groß, den sie
Häusern, Gärten und Feldern verursachen, und sie sind
schädlichsten Mäuse, die wir kennen. Sie könnten, we
sie sich so stark vermehrten, wie die andere Mäusearten ei
Landplage werden. (s. Nahrung.)

**Benennungen.** Diese Ratte wird auch noch,
große Ratte, große Waldratte, wilde Ratte, Springrat
hüpfende Ratte, Sürmülot, Erdratte, große Wasserrat
Feldratte genannt; heißt aber fälschlich die **norwegisc
Maus**, da man sie in so kalten Ländern, wie Norwegen
so viel ich weiß, noch nicht angetroffen hat.

## (26) 3. Die Hausmaus.

Mus musculus. Lin.

La Souris. Buff.

The Mouse. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Sie hat einen sehr langen Schwanz, ist kleiner u
bläßer aschgrau, als die Hausratte, und ihr stumpfer D
menansatz hat keinen Nagel.

## Beschreibung.

Die Hausmaus ist ein artiges, munteres, aber auch sehr gefräßiges und schädliches Thierchen, welches in Rücksicht auf Gestalt und Aufenthalt sehr vieles mit der Ratte gemein hat. Die Länge des Körpers beträgt 3 Zoll 3 Linien, die Länge des Schwanzes 3 Zoll, und die Höhe 1 Zoll 9 Linien*). Der Kopf läuft oben eyrund ab, die Nase ist spitzig und hinter derselben verdickt sich die Schnauze durch die vielen großen schwarzen Barthaare. Die Augen sind groß, schwarz und hell, die Ohren groß, dünn, beynahe kahl, schwarz gerändelt und weit offen. Nebst den zwey langen blaßgelben spitzigen Vorderzähnen befinden sich im Unterkiefer 3 stumpfzackige Backenzähne auf jeder Seite, deren erster 6, der zweyte 4, und der dritte 3 Zacken hat, und im Oberkiefer außer dem 2 gelblichten Schneidezähnen auf jeder Seite drey mit Punkten erhabene Backenzähne, deren erster sehr groß ist. Der Hals ist kurz, und der Hintertheil des Körpers läuft stumpfer zu, als bey den andern Mäusen. Die Vorderfüße haben 4 Zehen, an welchen der Daumennagel der Hausratte fehlt, und die Hinterfüße fünf derselben. Der Schwanz

*) Man findet zuweilen alte Mäuse dieser Art von außerordentlicher Größe und Farbe in Häusern und in Wäldern, die man deswegen nicht für verschiedene Arten halten muß. Ich habe zuweilen solche Mäuse gefangen, deren Körper 4 Zoll 3 Linien und der Schwanz 4 Zoll hielt. Der Kopf und Vordertheil des Leibes war schwarzgrau; der Rücken dunkelgrau mit durchschimmernden gelb; der Schwanz schwarzgrau; der Unterleib hellgrau mit einem großen schneeweißen Flecken auf der Mitte des Bauchs; der After hochgelb eingefaßt; die Zehen der Hinterfüße schneeweiß. Par. Ms.: Körper 3 Zoll; Schwanz fast die nämliche Länge.

Schwanz ist sehr klar geschuppt, beynahe ganz kahl, und nur sehr einzeln mit kurzen steifen Haaren besetzt, die oben schwärzlicht und unten weißlicht sind.

Die Farbe des Kopf, Rückens und der Beine ist bläßer, als bey der Ratte, und daher fahl, jedoch zuweilen auch dunkel- und hellaschgrau, und völlig grau, je nachdem die gelblichten Spitzen der kürzern Haare lang oder kurz gezeichnet sind. Der Untertheil des Halses, der Brust und des Bauchs ist bläßer, oder ins gelblichte spielend, und verliert sich zwischen den Hinterbeinen gewöhnlich in einen gelben After. Die ganz weißen Mäuse, welche so leichtscheu sind, daß sie nur in der Dämmerung recht sehen können, sind selten.

Diese Thiere sind schnell, listig, aber schüchtern, und furchtsam. Sie sind so große Liebhaber der Musik, daß sie sich nicht nur an solche Orte hinziehen, wo immer musiziert wird, sondern auch am hellen Tage dabey herumlaufen, und von Vergnügen betäubt ihre angebohrne Furchtsamkeit vergessen. Wenn sie in Zimmer kommen, wo Klaviere stehen, so suchen sie allzeit diese Instrumente zuerst auf, und ergözzen sich an dem Klimpern, das ihr schädliches Hin- und Herlaufen auf den Saiten verursacht. — Nur eine heisere Stimme hört man in der Todesnoth von ihnen. Man hat Hausmäuse 6 Jahre lang gefüttert, sie können also in der Freyheit noch älter werden. — Zwischen Männchen und Weibchen ist kein merklicher Unterschied.

**Aufenthalt.** Ihren Aufenthalt haben sie nicht nur in Häusern, sondern auch in Wäldern. In Eichen- und Tannenwäldern wohnen sie in hohlen Stöcken und Stämmen, und unter den Wurzeln der Bäume; in Häusern aber

graben

graben sie sich Löcher in die Erde, leben unter den Fußböden, in den Rißen und Ritzen der Gebäude, und unterscheiden sich dadurch merklich von der großen Hausmaus, daß sie ihr Quartier nicht leicht eher verwechseln, als bis sie durch Noth und Gefahr gezwungen werden.

Nahrung. Die Hausmäuse scheinen an gar keine bestimmten Nahrungsmittel gebunden zu seyn, da sie beynahe alles, was ihnen vorkommt, genießen, ja selbst das Bley nicht unbenagt lassen. Doch nähren sie sich von fetten Sachen und Getraide am liebsten; daher man sie auch am häufigsten auf Kornböden, in Mehl- und Speisekammern, in Küchen und Kellern findet. Ihr Geruch ist so fein, daß sie auch durch die Leim- und Breterwände ihre Leckereyen riechen, und sich vermittelst ihrer scharfen Zähne Zugänge dahin zu verschaffen suchen. Um sich mit geräuchertem Fleisch und Würsten zu sättigen, klettern sie an rauhen Wänden in die Schornsteine hinauf, und großen gemästeten Schweinen fressen sie Löcher in den Speck. Außerdem genießen sie Brod, Butter, Käse, Oehl, Kraut, Rüben, Kohlrabi, Kartoffeln, und beynahe alle Arten von Wurzelgewächsen. Die Mäuse dieser Art, welche sich im Walde aufhalten, ernähren sich von Eicheln, Bücheln, Beerkernen, Saamen und Wurzeln verschiedener Bäume, Stauden und Kräuter. Sie gehen vorzüglich des Nachts, oder wenn es ganz still ist, ihrer Nahrung nach, und entfernen sich nicht weit von ihren Höhlen, damit sie beym geringsten Geräusch entfliehen können. Sie wählen daher auch jedesmal ihren Aufenthalt an solchen Orten, wo sie ihre Nahrung in der Nähe finden, und sind daher genöthigt, ihn immer zu verändern. Da sie noch mehr, als die Ratten Kleider, Bücher und alles,

was

was ihnen im Wege steht, oder liegt, benagen, und dieß besonders bey heftigem Durst thun sollen, so stellt man ihnen eben so, wie jenen, Theeschalen mit Wasser an dergleichen Orte, wo sie schädlich werden können, hin. Wo sie schmackhafte Speißen für sich finden, tragen und verbergen sie sich dieselben in ihren Schlupfwinkeln.

Fortpflanzung. Sie vermehren sich, wie die andern Mäuse, des Jahrs mehr als einmal, und begatten sich im April und May gewöhnlich das erstemal; diejenigen aber unter ihnen, welche an warmen Orten, unter den Fußböden und zwischen den Wänden der Zimmer ihre Wohnungen aufgeschlagen haben, pflanzen sich auch den Winter über fort. Das Weibchen trägt 3 Wochen und etliche Tage, und da diese Thiere die Gesellschafft ihres Gleichen lieben, so findet man oft in einem Winkel mehrere Nester von Stroh, Heu, Federn und allerhand weichen Materialien, die in der Nähe gefunden werden, in deren jedem vier bis acht blinde nackende junge Mäuse liegen. Die Mutter liebt ihre Kinder so zärtlich, daß sie auch den Menschen, der sich ihrem Wochenbette nahet, nicht scheut, sondern ängstlich um ihn herumläuft, wie wenn sie ihn zum Mitleiden bewegen wollte, sie nicht wegzunehmen. In 14 Tagen können die Jungen sehen und schon die Mutter verlassen. Wegen ihrer lächerlichen Posituren, ziehen manche Personen auch junge, sonderlich weiße Mäuse auf, und sie werden so zahm, daß sie ihnen das Futter aus den Händen nehmen, und auf einem gewissen Ton oder Ruf herbeykommen. Ja es giebt Alte, die, wo sie keine Verfolgung befürchten, oft so dreiste werden, daß sie am hellen Tage in die Zimmer kommen, und ihre Nahrung suchen, die sich an gewisse Zeiten gewöhnen

lassen,

lassen, wenn sie kommen müssen, um ihren Tisch gedeckt zu finden, alsdenn sich sattfressen, und das übrige in ihre Höhlen tragen. Die weißen lassen sich als eine eigne Race leicht fortpflanzen, und hecken wie die aschgrauen alle fünf Wochen.

**Feinde.** Hunde, Katzen, Wiesel, Marder, Iltisse, Igel, und viele Raubvögel sind ihre Verfolger.

**Fang und Vertilgung.** Wenn man im Schnee eine sehr kleine Fährte sieht, wo alle vier Füße in zwey Spuren stehen, die wie im Zickzack fortlaufen, so ist sie gewöhnlich von einer Hausmaus.

Man vertreibt diese schädlichen Gäste in Häusern vorzüglich durch gute Katzen, durch Gift, und verschiedene bekannte Arten von hölzernen und eisernen Mäusefallen. Giftkügelchen findet man in jeder Apotheke. Auch vermischt man Mehl und Zucker mit Arsenik und setzt es ihnen hin. In die Mäusefallen lockt man sie mit geröstetem Brod oder Speck. Die sogenannten Doktor Luthers Fallen, oder die mit Ziegelstücken und Backsteinen, welche man mit drey schmachen Hölzchen, an deren eines man die Lockspeise heftet, aufstellt, die bey der geringsten Berührung zusammenfallen, und die nagende Maus erquetschen, sind die wohlfeilsten und besten.

**Nutzen.** Außer daß diese Thiere in der Natur den Nutzen schaffen, daß sie den Katzen, Iltissen, Mardern, Wieseln, Igeln und Raubvögeln zur Nahrung dienen, so essen auch die Menschen in manchen Gegenden, als die Tungusen, und Bewohner der Insel Martinique ihr Fleisch ohne Eckel, und in der Medicin brauchte man sonst ihr warmes

mes Blut zur Zertheilung des Geschwulstes der Mandeln, und ihren Koth als Purgiermittel.

Die Japanenser zähmen sie, lehren ihnen allerhand Künste, und ernähren sich auf diese Art. Die Perser glauben, daß eine aufgerißene Maus, auf einen Schlangenbiß gelegt, das Gift ausziehe.

Schaden. Der Schaden, den diese unangenehmen Gäste auf den Fruchtböden, in den Vorraths- und Speißekammern stiften, ist aus ihrer Nahrung bekannt. Außerdem verderben sie auch noch durch ihr Nagen und ihren Urin vieles Hausgeräthe und die Kleidungen der Menschen. Die Saiten auf musikalischen Instrumenten, als Flügeln und Klavieren springen, wenn sie mit ihrem Urin benetzt werden.

Namen. Gemeine Maus.

## (27) 4. Die große Feldmaus.

Mus sylvaticus. Lin.
Le Mulot. Buff.
The Field-Rat. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Der Rücken ist gelbbräunlich und der Bauch weiß.

### Beschreibung.

Diese Maus, welche in ganz Europa angetroffen wird, ist in Thüringen eine der schädlichsten wegen ihrer großen Fruchtbarkeit. Die Länge ihres Körpers beträgt 4 Zoll *), die

*) Par. Ms.: Länge des Körpers, so wie des Schwanzes fast 4 Zoll.

die Höhe aber 1 Zoll 6 Linien, und beym Männchen hat der Schwanz die Länge des Körpers, beym Weibchen aber ist er kürzer, ohngefähr 3 Zoll lang.

Ihr Kopf ist verhältnißmäßig größer als an der Hausmaus, dick, eyrund, die Nase etwas erhaben, und die Schnauze stumpf. Der Mund ist sehr klein und enthält vier braune Vorderzähne, und 12 stumpfe Backenzähne, wovon die in der obern Kinnlade auf der Oberfläche stumpfwinklich eingeschnitten sind, und die in der untern Kinnlade aus lauter erhabenen Punkten bestehen. Aeußerlich ist er mit sehr langen Fühlhaaren besetzt, die an der Wurzel schwarz und übrigens weiß sind. Die Zunge ist dick und glatt. Die Augen sind sehr groß, hervorstehend und schwarz, jedes oberhalb mit einer feinen Borste — die Ohren hervorragend, eyrund, pergamentartig, beynahe kahl und schwärzlich. Die Füße haben vorne, ohne den Daumenansatz mit einem stumpfen Nagel, vier und hinten fünf Zehen, und sind sehr zart.

Die Schnauze ist aschgrau, um den Mund herum weiß. Der Rücken und die Seiten haben wegen der rostfarbenen Haarspitze eine röthliche Farbe; doch ist der mittlere Rückenstreif dunkler oder grauer wegen der dichtern und längern Stachelhaare. Kehle, Brust und Bauch sind weiß, die Füße blendend weiß, und nur das alte Männchen hat oft von der Brust bis zum After einen gelben Streif, und an jeder Seite der Brust zwey solcher Punkte. Wenn sie im October den Winterpelz angezogen hat, so ist sie graubraun*).

Der

*) Man darf sich durch diesen sehr auffallende Farbenwechsel nicht irre führen lassen, und die rothen, die man im Sommer fängt, und die graubraunen, die man im Winter fängt, für verschiedene Arten halten.

Der Schwanz ist klarschuppig, seine Haut läßt sich sehr leicht abstreifen und die kurzen einzelnen Zwischenhaare sind auf seiner Oberseite schwarz uud auf der Unterseite weiß.

Sie bekommt durch ihre Farbe und ihr munteres Gesicht ein sehr angenehmes Ansehen; kann geschickt schwimmen und noch geschickter klettern. — Sie läßt keine Stimme von sich hören und ihr Alter ist unbekannt.

Das Weibchen ist kürzer als das Männchen, der Schwanz ist allzeit kürzer als der Leib und die Farbe mehr grau als röthlich.

**Aufenthalt.** Diese Thiere leben unter der Erde in Löchern, die sie sich graben, und zwar in sandigen Aeckern, Wiesen, Gärten und Wäldern. In den Feldern schlagen sie ihre Wohnungen gern in den umgepflügten Zwischenräumen der Aecker, den sogenannten Rainen auf, weil sie hier weniger den Stöhrungen des Pfluges ausgesetzt sind. Wo sie diese nicht haben, suchen sie solche Aecker auf, wo die Stoppeln untergeackert sind, weil sie da bequem wohnen und nisten können. Im Herbste lassen sie sich mit dem Getraide gern in die Scheunen fahren, und verstecken sich im Stroh und Heu bis zum Frühjahr. Andere, die nahe an Häusern im Sommer leben, suchen sie im Winter auf; die übrigen aber bleiben im Felde und Walde in ihren Höhlen, in welchen sie, wenn hoher Schnee liegt, warm genug wohnen, und mehrentheils zwey Zugänge eine schräge und senkrechte haben.

**Nahrung.** Die Nahrung dieser Thiere besteht im Felde beynahe aus allen Feldfrüchten; im Walde aus Fichten- Kiefer- und Tannensaamen, aus Eicheln, Buchecker,

 Hasel-

Haselnüssen, allerhand Beeren, Beerkernen, Baumsaamen, und aus den Schalen der jungen Bäume und Baumwurzeln; in den Gärten aus mancherley Wurzelwerk, besonders der Zwiebelgewächse, und in Häusern aus dem, wovon sich die Hausmaus nähret. In der Aerndte ziehen sie sich in Menge unter die aufgestellten Garben und freßen die Aehren aus. Im Winter bleiben diejenigen, die im Felde wohnen, entweder auf dem eingeärndeten Haferäckern, und suchen die ausgefallenen Körner unter dem Schnee auf, oder gehen in die Wälder, wenn sie ihnen nahe liegen, nähren sich von abgefallenen Saamen und Früchten, erklettern die Sträucher, die zu dieser Jahrszeit noch Beeren haben, lesen sie ab, und thun in Buchwäldern bey lange und hoch liegendem Schnee großen Schaden, indem sie die Schale der jungen Buchen von der Erde an, so hoch als der Schnee liegt, abnagen. Im Herbste trifft man zuweilen in ihren Höhlen oder unter einem Strauch einen Vorrath von Beerkernen und Sämereyen an, den sie dahin zusammengetragen haben. In Hungersnoth freßen sie sich einander selbst auf. Wenn sie sich zu stark vermehrt haben, so reitzt sie ihre Natur selbst zu ihrem Untergange. Ein innerer Trieb treibt sie nämlich in gewissen Jahren zur Herbstzeit an, sich in große Heerzüge zu sammlen und eine Auswanderung vorzunehmen. Ihre Reise treten sie allzeit nach der Aerndte an, marschiren immer gerade aus, steigen über Berge und schwimmen über Flüße, und verliehren sich so nach und nach, indem sie entweder von Raubvögeln und Raubthieren, die ihnen nachziehen, gefressen werden oder ersaufen. Gar merklich wird eine solche Wanderung, und wenn man sie auch nicht zu ganzen Heeren bey Tage und des Nachts im Mondenschein ziehen sähe, durch die Hechte, deren Magen, wenn sie zu einer solchen Zeit gefan-

gefangen werden, mit solchen Mäusen ausgestopft ist. Sie sind daher wirkliche Zugthiere *).

**Fortpflanzung.** Sie begatten sich im Frühjahr gleich in den ersten warmen Tagen, wenn der Schnee die Erde wieder entblößet hat. Das Weibchen trägt drey Wochen und etliche Tage, und begattet sich bis im späten Herbst alle fünf Wochen; ja in Häusern pflanzt es sich auch im Winter fort. Es sucht sich gern einen Klumpen untergegrabenen Mist auf den Aeckern aus oder macht sich in eine Höhle ein feines rundes Nest von weichem Gras, Moos und Stroh und bringt 4 bis 10 nackende blinde Junge auf einmal zur Welt, die es nur 12 Tage bis zur gänzlichen Oeffnung der Augen säugt, und alsdann ihrer eigenen Sorge überläßt, um sich aufs neue befruchten lassen zu können. Die Vermehrung dieser Thiere ist daher in trockenen Sommern außerordentlich groß; und nur ein baldiger Winter reibt die letztern Bruten wieder auf, wo man diese ohnmächtigen Thiere häufig auf dem Schnee herum kriechen und verhungern und erfrieren sieht. Sie sehen in der Jugend grau aus.

**Krankheiten.** Blindheit an einem oder beyden Augen ist eine ihrer gewöhnlichsten Krankheiten.

**Feinde und Vertilgung.** Zu ihrer Vertilgung hat die Natur schon von selbst durch ihren Trieb bey ihrer zu starken Vermehrung Reisen anzustellen, und durch nasse Jahre gesorgt; allein auch die **Wölfe, Füchse, Marder,**

 **Iltisse,**

*) Der Aberglaube in Thüringen sagte sonst bey einer solchen Auswanderung, wo plötzlich ein ganzer Zug in eine Gegend einfiel, daß es Mäuse geregnet habe. Im Jahr 1780 war die letzte.

Iltisse, Wiesel, und Raubvögel, als die Weihen, Mäusefalken, Eulen, die Raben und Krähen richten besonders im Winter große Niederlagen unter ihnen an. Sonst hat man viele durch Brodkugeln, welche mit Arsenik vermischt waren, und in die Furchen der Aecker und Beete gestreut wurden, aus der Welt geschafft; allein dieß Mittel ist wegen vieler unvorhersehbarer Unglücksfälle nicht anzurathen, und man muß hier die Natur allein wirken und helfen lassen. In den Häusern fängt man sie in den gewöhnlichen Mäusefallen mit fetten Lockspeisen, und in den Scheunen soll man sie mit guten Erfolg, indem man die Wände mit den stachlichten Wacholdersträuchern besetzt, zum Weichen bringen.

Wenn man im Schnee oder im Sande eine kleine Spur von einem Thiere findet, wo die Füßchen in einem Dreyeck, oder zwey und zwey zusammen stehen, in einem Zickzack fortlaufen, und bey tiefem Schnee eine Linie in der Mitte derselben fortgezogen ist, welche der Schwanz verursacht, so ist es gewöhnlich die Fährte dieser Feldmaus.

**Nutzen.** Man weiß keinen Nutzen von ihnen anzugeben, als daß sie verschiedenen Raubthieren und Raubvögeln zur Nahrung dienen müssen. Allein ihr schönes Fellchen könnte vielleicht gebraucht werden.

**Schaden.** Der Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung. Vorzüglich nachtheilig werden sie in den jungen Buchenwäldern in harten Wintern, wenn es keine abgefallene Bucheckern giebt, auf dem Vogelheerd und in der Schneide. Sie ersteigen die Beerreißer, wenn sie auch noch so glatt sind, und freßen die Vogelbeeren (Ebereschenbee-

ren)

ren) ab. Wenn sie einmal einen Schneidegang wissen, kann man nicht genug vorbeeren. Sie fangen sich nicht selten über ihrem Diebstahl in den aufgestellten Schlingen, beißen aber jederzeit, wenn sie sich nicht am Halse erdroßeln, die Vogelbänder entzwey, und laufen wieder davon.

**Benennungen.** Diese Maus heißt auch: Waldratte, Waldmaus *), gelbbraune Feldmaus, Heermaus, Feldmaus, braune Maus, Rielmaus und bey vielen Jägern fälschlich die kleine Haselmaus.

## (28) 5. Die Brandmaus.

*Mus agrarius. Pallas.*

(Tab. X. Fig. 2.)

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist lang und schuppig, der Körper röthlichbraun, und über den Rücken läuft ein schwarzer Streif.

### Beschreibung.

Diese Maus trifft man oft genug in Thüringen an. Sie unterscheidet sich merklich von voriger durch ihre Größe,



*) Ob diejenige Maus, welche ich oben beschrieben habe, auch diejenige ist, welche die Naturforscher mit dem Namen, Waldmaus, belegen, kann ich nicht näher bestimmen, da mir die Angabe der Größe von fünf und einem halben Zoll, die diese haben soll, im Wege steht. Ich habe von meiner Art viele 100 gefangen, habe aber keine jemals größer gefunden, als ich angegeben habe. Vielleicht verwechselt man diese Maus mit der großen Hausmaus, deren Maas und Farbe ich oben in der Anmerkung S. 442 angegeben habe, und welche man in dieser Gestalt zuweilen in Gehölzen antrifft.

kurze abgerundete Ohren, und Farbe. Ihre Länge beträgt 4 Zoll 9 Linien, die Länge des Schwanzes 3 1/2 Zoll und die Höhe 1 1/2 Zoll *). Der Kopf ist länglichter als bey der vorigen Art, fast eyrund, 1 Zoll 3 Linien lang und die Schnauze spitzig. Der Mund steht in gerader Linie unter den Augen, also weit hinten. Das Gebiß ist eben dasselbe, das die zuvor beschriebene Feldmaus hat. Die Augen sind klein, stehen hervor und sind schwarzbraun. Ueber jedem Auge stehen auf 2 weißen Wärzchen eine große und kleine schwarze Borste und hinter dem hintern Augenwinkel eine gleiche noch kleinere Borste und ein Wärzchen. Die Ohren sind klein, 5 Linien lang, ragen nicht viel unter den Haaren hervor, sind auswendig beynahe kahl, inwendig mit vielen gelblichen Haaren besetzt, stark abgerundet und nach außen zu umgelegt. Die ganze Maus ist dick und stark, und der Körper vom unbemerkbaren Hals an ein runder Cylinder.

Die Schnauze ist aschgrau; die Barthaare sind an der Wurzel schwarz, übrigens weiß; von den Augen bis zur Stirn ist der Kopf rothgrau; der ganze Oberleib nebst Bakken, Seiten, Schultern und Schenkeln, im Sommer schön rostfarben, im Winter graubraun. Zwischen den Ohren zieht sich dann ein glänzend schwarzer, zwey Linien breiter, Streif über den Rücken hin bis 1/2 Zoll vor das Ende des Körpers. Der ganze Unterleib ist weiß, doch nicht so schön, als an der vorigen Art, weil der aschgraue Grund mehr vorschimmert; die Füße sind fleischfarben. Die fünf Schwülen an den Hinterfüßen, und die sechs an den vordern sind aschfarben. Der dünn- und weißbehaarte Schwanz hat

*) Die kleinern rothgrauen, die man im Herbst fängt, sind gewöhnlich Junge oder Weibchen. Par. Ms. Körper über 4 Zoll; Schwanz über 3 Zoll.

hat oben schwarze und unten weiße Schuppen. Das Männchen hat einen sehr großen Hodenbeutel, der, so wie der After, schwarz gezeichnet ist.

Das **Weibchen** ist merklich kleiner und minder hell als das Männchen.

Man hört keine Stimme von diesen Mäusen, und wie alt sie werden, ist nicht bekannt.

**Aufenthalt.** Sie haben mit der vorigen Art einerley Aufenthalt. Sie leben im Felde, in Gärten, und vorzüglich in Laubhölzern, im Winter auch in Häusern. Im Felde trifft man sie gewöhnlich auf Erbsenäckern, und in Gärten in Baumschulen an.

**Nahrung.** Von alle dem, was jene Art genießet, ernähret sich auch diese. Vorzüglich wählt sie zu ihrer Nahrung Fruchtkerne. Sie sucht daher die Baumschulen auf und frißt die gesäeten Aepfel- Birn- Kirsch- und Pflaumenkerne weg. In Gärten und Wäldern sucht sie unter den Kirschbäumen die Kerne, und beißt sie sehr geschickt auf. Auf den Erbsäckern und Erbsbeeten thut sie großen Schaden, indem sie die gesäeten und eingelegten Erbsen ausscharrt und bis auf den Keim ausfrißt. Sie frißt auch in der Noth andere Mäuse ihrer Gattung und Art auf.

**Fortpflanzung.** Sie pflanzt sich ebenfalls, so wie die vorige Art fort, nur nicht so stark.

**Feinde.** Die Brandmaus hat eben die Feinde, welche ihre Verwandtin, die vorher beschriebene Feldmaus hat, und wird besonders von weißen und braunen **Milben** sehr geplagt.

**Vertilgung.** Zur Vertilgung dieser Mäuse pflegt man eingeweichte Erbsen, Stückchen Kartoffeln, Rüben

u. d. g. mit Arsenik, das in Baumöhl aufgelößt ist, zu bestreichen, und hiervon in jedes gangbare Mäuseloch etwas zu legen. An den Verfall dieser Eingänge bemerkt man, ob dieß Mittel gewirkt hat.

**Nutzen.** Ihr Nutzen schränkt sich bis jetzo blos darauf ein, daß sie verschiedenen **Raubthieren** und **Raubvögeln** zur Nahrung dienen müssen.

**Schaden.** Daß dieser groß sey, ersieht man aus ihrer Nahrung, besonders richten sie im Frühjahr in Mistbeeten großen Schaden an.

**Benennung.** Diese Maus wird auch, Ackermaus, Streifmaus, und Erbsmaus genannt, und letzteres deswegen, weil sie sich ihrer Nahrung halber gern bey dieser Pflanze aufhält. *).

## 6. Die Rüßelmaus.

Mus Serocinus. Herrmann.

(Tab. X. Fig. 3.)

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz hat die Länge des Körpers, ist etwas behaart, und die Schnauze ist rüßelartig.

### Beschreibung.

Die Länge dieses Thieres, das bey der großen Ueberschwemmung zu Ende des Octobers 1787 auf den Außenwer-

*) Die alten Brandmäuse habe ich niemals kleiner als die Hausmaus gefunden, wie man doch angiebt, sondern allzeit von der oben angegebenen Größe. Auch sind mir in Thüringen, bey sorgfältiger Beobachtung keine Durchzüge von diesen Thieren bekannt.

werken der Stadt Straßburg gefangen, und dem Herrn Professor Herrmann daselbst gebracht wurde, ist 5 Zoll, wovon der Schwanz gerade die Hälfte ausmacht *). Die obere Kinnlade ist zugespitzt, fast wie an der Spitzmaus; die Oberlippe gespalten. Die Vorderzähne sind blaßgelb. Der Bartborsten sind 7 Reihen, und stehen in die Höhe. Die Ohren sind hervorragend, rund und behaart. An den Vorderfüßen sind 4 Zehen nebst einer Warze statt des Daumens, und an den Hinterfüßen 5, wovon der äußere ziemlich weit zurücksteht. Die Klauen sind sehr kurz.

Die Farbe ist gelb mit grau gemischt, und der Bauch weiß. Hinten am Leibe, an der Wurzel des Schwanzes ist das Gelbe reiner, vom Grauen unvermischter, und eher aufs fuchsrothe stechend. Der Schwanz ist einfärbig, mit schuppigen Ringen und darzwischen eingestreuten Haaren besetzt, unten etwas haariger, nach und nach abnehmend, an den Seiten und von unten her etwas gedrückt, von unten mit einer kaum merklichen Furche ausgehöhlt.

## Zweyte Familie.

### Haarschwänzige Mäuse.

### Mures cunicularii.

#### Kennzeichen.

Die untern Vorderzähne haben eine breite Schneide. Der Schwanz ist kurz, mit kurzen Haaren so dicht bedeckt, daß die Ringe nicht deutlich zu erkennen sind. Der Kopf ist dick und kurz, die Ohren, Füße und Zehen sind klein. In Thüringen giebt es zwey Arten.



*) Par. Ms.: Länge 4 Zoll 6 Linien.

(29) 1. Die Wasserratte; der Erdwolf.
Mus amphibius. ſ. terreſtris. Lin.
Le Rat d'eau. Buff.
The Water-Rat. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz hat ohngefähr die halbe Länge des Körpers; die Ohren sind kurz, kaum aus dem Felle hervorragend; an den Vorderfüßen befindet sich eine kurze Daumenwarze mit einem kleinen Nagel.

### Beschreibung.

Diese schädliche Amphibie, die in ganz Europa und dem nördlichen Asien lebt, wird in Thüringen an den Ufern der Flüße, in den Gärten, Feldern und Wäldern in großer Menge angetroffen. Sie erlangt die Größe der Hausratte, ist aber stärker. Die Länge vom Kopf bis zum Schwanz beträgt 7 Zoll, der Schwanz 4 Zoll *) und die Höhe 2 1/2 Zoll.

Der Kopf ist rund und dick, 1 3/4 Zoll lang, und scheint wegen der weiten Backen breiter, als lang, zu seyn. Die Schnauze ist kurz, stumpf, zwischen den eyrunden Nasenlöchern der Länge nach getheilt. Nur die Nase ist kahl und fleischfarben. Die vier Vorderzähne in beyden Kinnladen, wovon die untere nicht spitzig, sondern eyrund auslaufend und einen halben Zoll lang sind, sind braun. Sie sind äußerlich sichtbar und theilen die Oberlefze weit. In der obern Kinnlade befinden sich außerdem auf jeder Seite drey Backenzähne, deren Vertiefungen 12 Dreyecke geben, die in einem Zickzack an einander hängen; in der untern aber stehen

*) Par. Ms. Körper 6 Zoll 3 Linien; Schwanz 3 1/2 Zoll.

stehen auf jeder Seite vier Backenzähne, die ebenfalls und noch regelmäßigere Dreyecke in einem scharfeckigen Zickzack bilden, weil sie kleiner sind, und kaum merkliche Vertiefungen haben. Man kann auch jeden Winkel für einen eigenen Zahn ansehen, indem er seine eigene Wurzel hat und sich leicht ablößen läßt. So gestaltete Backenzähne waren ihr zum Zermalmen der Wurzeln und Körner nöthig. Beyde Lefzen ziehen sich zwischen dem Raum, der die Vorderderzähne von den Backenzähnen scheidet, in den Mund, und sind inwendig, eben so wie äußerlich, mit harschen Haaren besetzt. Die Backen sind, wie gesagt, dick, aufgeblasen, und die Barthaare, welche neben der Nase bis zu den Augen auf vielen Wärzchen stehen lang und schwarz, zuweilen mit weißen Spitzen. Die Augen sind mittelmäßig groß, schwarzbraun, und liegen in tiefen Höhlen. Die Ohren sind unter den langen Haaren äußerlich beynahe ganz unsichtbar, dünn, breit, wenig behaart, grau, weit offen, und am Rande nach außen zu umgebogen. Der Leib schließt ohne merklichen Hals dicht am Kopfe an, ist rund und dick und wird am Hinterleibe kaum etwas stärker als dieser.

Die Vorderfüße sitzen dicht am Leibe an, und haben vier Zehen und am Daumenansatz, der weit zurück liegt, wie die Hausratte, einen stumpfen länglichten Nagel. Die Hinterfüße haben fünf lange Zehen, sitzen weit hinten, da wo der Körper nach dem Schwanze zu wieder spitzig ausläuft, sind ohne eigentliche Schwimmhaut, doch sind die Zehen, so wie an den Vorderfüßen mit einer kleinen Membrane verbunden. Der Schwanz ist geringelt, und mit vielen Stachelhaaren, so wie die Füße, besetzt.

Das

Das ganze Thier ist mit einem dichten Pelze versehen. Die kürzern Haare des Kopfs, Rückens und der Seiten haben schwarzblauen Grund und braune Spitzen; zwischen diesen stehen einzelne längere schwarze Haare, die von der Schnauze an bis zum Ende des Rückgrats am engsten stehen, und also dem Obertheile ein schwarzbraunes Ansehen geben, die Backen und Seiten aber braun lassen. Die Kehle, der Unterhals und die Gegend des Afters ist aschgrau; die Brust und Bauch aber rothbräunlich; die Schenkel und Füße grau, obgleich der Grund des ganzen Unterleibes dunkelaschgrau ist. Der Schwanz ist auf dem Obertheile schwarz, auf dem Untertheile schmutzig weiß, und da die Haare dichter stehen, so hat er auch nicht das eckelhafte Ansehen, wie an der Hausratte.

Das Weibchen ist vom Männchen darinn unterschieden, daß der Kopf nicht so dicke, bausige Backen hat, der Unterleib hellaschgrau, und der Schwanz oben röthlich ist. Außerdem hat es acht Säugewarzen, vier auf der Brust zwischen den Vorderfüßen, und vier am Bauche zwischen den Hinterfüßen.

Zwey vorzügliche Eigenschaften zeichnen diese Thiere besonders aus: die Kunst sehr geschickt zu graben, und zu schwimmen. Sonst haben sie gleiches Naturell mit der Hausratte. Man sieht sie zusammen spielen, sich jagen, zanken und beißen, und wenn ihnen ein Hund angehetzet wird, eben so boshaft vertheidigen, so daß auch nur gute Hunde und Katzen mit ihnen anbinden. Sie leben auch wohl so lange, wie jene, und lassen bey der Begattung einen ähnlichen Laut von sich hören.

Aufenthalt. In der Lebensart hat diese Maus vieles mit dem Maulwurf und dem Fischotter gemein. Sie gräbt so geschickt, wie jener, und schwimmt so geschickt, wie dieser. Ja sie hat in dieser Rücksicht ganz die Natur der Ringelnatter; denn man findet sie sowohl auf den höchsten felsigen Gebürgen, als auch im flachen Felde, und in den Wäldern gräbt sie sich in den steinigsten Boden unter die Wurzeln der Bäume und Gebüsche ein. Im Felde sucht sie feste Oerter, als Feldbüsche, Raine und Steinhaufen, zu ihrer Wohnung auf. In Gärten wohnt sie unter den Baumwurzeln, und an Flüßen in den hohen Ufern. Letzteres ist ihr liebster Aufenthalt, wenn sie genug Nahrung in der Nähe hat. Sie gräbt sich einen ordentlichen Bau etliche Schuh tief unter der Erde und füttert ihn mit Heu, Stroh, und anderm Geniste aus. Zu diesem Bau führen verschiedene Röhren, welche oft etliche 100 Schritte weit nach dem Wasser, oder einen andern Ort, wo sie ihre Nahrung findet, hinlaufen. Solche Hauptgänge kann man dadurch von ihren andern unterscheiden, daß sie, wenn man sie, da sie oft flach über der Erde hinlaufen, zutritt, sogleich nach etlichen Stunden wieder aufgegraben und gangbar gemacht sind *). In einem solchen Bau, der besonders im Herbste nach mehr erweitert wird, indem Zugänge zu Baumwurzeln von ihr verfertiget werden, hält sie sich im Winter auf, und kömmt beym hohen Schnee niemals, oder höchst selten an die freye Luft. Ihren aufgeworfenen Haufen, der oft sehr groß ist, kann man dadurch von Maulwurfshaufen unterscheiden, weil man

*) Ich habe bemerkt, daß ein solcher Hauptweg vier Jahre von einem solchen Thier erhalten wurde, ob er gleich über einen Fahrweg hinlief, und alle Tage verschiedenemal zerstöhrt wurde.

man, wenn er weggescharrt wird, die Oeffnung allzeit 1 Fuß tief fest verdämmet findet, welches der Maulwurf nie thut.

Nahrung. Die Nahrungsmittel dieser Thiere sind noch mannichfaltiger, als der übrigen Mäuse ihre, da sie nicht nur alles genießen, was jene genießen, sondern auch als Bewohner des Wassers noch Unterhalt in diesem Elemente finden. Sie nähren sich nämlich nicht nur von Pflanzen, welche in und an dem Wasser wachsen, als Bachbungen, Ließ- oder Rohrkolben (Typha) u. d. g., sondern fangen auch Krebse, Wasserinsekten und allerhand Larven, die in diesem Elemente ihre Verwandlung zu vollkommenen Insekten abwarten, z. B. die Hülsen- oder Wassermottenlarven; ja sie sollen sogar kleine Fische rauben und den Fischroggen begierig verschlucken. Allein deshalb würde man sie kaum mit dem Namen schädlicher Thiere belegen können, wenn sie nicht an den Pflanzen und Bäumen in Wäldern, Wiesen und Feldern, und sonderlich in Gärten, die an Flüssen und Teichen liegen, so große Verwüstungen anrichteten. Auf den Wiesen, wo sie den Graswurzeln nachgraben, werden sie schädlicher, als die Maulwürfe. Sie durchackern den Erdboden flächer, als diese, wodurch ein Gewölbe gebildet wird, auf welchem auch die andern Gewächse, die nicht durch sie ihrer Wurzeln beraubt sind, da sie hohl stehen, verdorren müssen. Auf frischbestellten Aeckern richten sie ebenfalls Verwüstungen an, indem sie nicht nur die erweichten ausgesäeten Getraidearten und Hülsenfrüchte mit ihren Keimen abfressen, sondern auch die versetzten zarten Pflanzen des Kohls, Krautes, und der Rübenarten zu sich in ihre Laufgräben ziehen. In Wäldern verheeren sie die neuen Anpflanzungen, indem sie die Wurzeln der zarten Gewächse abnagen oder unterhöhlen, und

den

den ausgesäeten Birken- Buchen- Eichen- Fichten- und Tannensaamen ausscharren. Den größten Nachtheil aber bringen sie den Gärten, die an Flüßen und Teichen liegen. Hier werden sie das, was die Hamster auf dem Felde sind. Sie versammlen sich an solchen Orten zuweilen zu hunderten, und die Ufer werden voller Löcher gefunden, die alle zu den Beeten und Bäumen in den Gärten führen. Sie werden fast allen Gartengewächsen gefährlich. Da wo sie wohlschmeckende Speisen, als junge Erbsen, Scorzenier und Salat für sich finden, ackern sie zwar nicht, kommen aber zu gewissen Zeiten des Tages, gewöhnlich um 8 Uhr früh, um 2 Uhr nachmittags, und um 7 Uhr Abends aus ihrem Hinterhalte hervor, hauen so viel sie zu einer Mahlzeit bedürfen, mit ihren scharfen Vordergebiß ab, und schleppen es in ihre Höhle. Außerdem graben sie oder gehen in den alten Gängen der Maulwürfe nach den Petersilien- Pastinaken- und Selleriewurzeln, höhlen die Unter- und Oberkohlrüben, besonders die Artischockenwurzeln aus, und fressen die Tulpen- Hyacinthen- und andere Zwiebelwurzeln sehr gern. Von letztern machen sie im Herbste ganze Beete leer, tragen sie zusammen auf einen Haufen in ihre Vorrathskammern, und leben davon, wenn sie der Frost hindert, die Oberfläche der Erde zu durchwühlen. Man findet in solchen Höhlen zuweilen im Frühjahr noch einen großen unversehrten Vorrath, den man wieder verpflanzen kann. Aber nicht allein unter den Gartenkräutern, sondern auch unter den Gartenbäumen richten sie dergleichen Uebel an, indem sie nicht nur in kurzer Zeit eine ganze Pflanzschule durch das Benagen der Wurzeln verderben, sondern auch die dicksten Wurzeln der Obstbäume aller Art abscheelen, durchfressen, und cirkelförmig umwühlen, daß sie verdorren müssen. Dieß

thun

thun sie nun besonders im Winter, wo selbst die Weidenbäume nicht von ihnen verschont bleiben. Den Gerbern fressen sie Stücken aus den Thierhäuten, die sie zur Zubereitung des Leders ins Wasser legen müssen. Sie werden also durch alle ihre Nahrungsmittel, die sie zu sich nehmen, nachtheilig *); man müßte ihnen dann dieß zum Lobe anrechnen, daß sie auf Angern zuweilen, in Gesellschafft der Raben und Krähen die Aeser wegfressen, und dadurch die Pestdünste derselben verhindern. **)

Fortpflanzung. Die beyden Geschlechter dieser Thiere leben fast Jahr aus Jahr ein unzertrennlich beysammen. Der Trieb zur Fortpflanzung schläft bey ihnen nur im Winter, regt sich im Frühjahr zu Anfang des Aprils, und dauert bis in späten Herbst ununterbrochen fort ***). Männchen und Weibchen locken sich wechselsweise bey hellen Abenden mit einem hoch und rauh klingenden Laut zum Genuß der Liebe. Letztere gebähren nach einer beynahe vierwöchigen Schwangerschafft 5 bis 7 blinde, dünnbehaarte Junge, welche 14 Tage an ihnen saugen. Die Mütter sind zärtlich genug, sie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu vertheidigen. Sie springen nach den Hunden, Katzen und Menschen, und verwun-

*) Daß sie Enten anfielen, habe ich niemals bemerkt; wohl thut aber dieß die Wanderratte, die auch sehr häufig Wasserratte genannt wird.

**) Ihre Freßbegierde scheut auch die todten Menschen nicht. Voriges Jahr wurde im Thüringerwalde ein verunglückter Bettler gefunden, welchen sie, da er etliche Tage tod gelegen hatte, das Fleisch von den Schenkeln und Beinen gänzlich abgefressen hatten.

***) Ich habe verschiedenemal Mütter gefangen, die im späten October noch Junge im Leibe trugen.

wunden sie mit ihrem scharfen Gebiße, wenn sie ihnen ihre Kinder rauben wollen. Glauben sie in ihrem Neste ihre Jungen nicht sicher genug, so tragen sie dieselben im Munde weg in eine andere Höhle, und man sieht sie nicht selten also beladen über Flüße schwimmen *). Wenn der Ackermann ein Nest auspflügt, und die Jungen nicht gleich tödet, so verbirgt sie die treue Mutter, ehe er sichs versieht, in eine andere Höhle, oder trägt sie, wenn diese zu entfernt ist, einstweilen unter ein nahes Gebüsch. In manchen Jahren und an manchen Orten, besonders da, wo Gemüßgärten an Flüße gränzen, ist ihre Vermehrung so stark, daß die Ufer der Flüße ganz durchlöchert sind, und man fast bey jedem Schritt zu gewissen Stunden ein solches Thier über das Wasser rudern sieht. Sie verursachen daher den Gärten, die in der Nähe liegen, den größten Schaden, und nur ein sehr harter Winter, kann sie an Flüßen, die flache Ufer haben, vermindern, wo man alsdenn viele von ihnen erstarrt in ihren Höhlen findet. Die Jungen sehen bis zum fünften Monate am Oberleibe, an den Füßen und am Schwanze schwarz aus, am Unterleibe aber dunkelaschgrau, und erst nach dieser Zeit nehmen sie die Farbe der Alten an. Die Mutter führt sie nach dreyen Wochen heraus aus ihrer Höhle und sie bleiben öffentlich auf einem Beete sitzen und freßen, unterdessen ihre Mutter ihre Speise z. B. junge aufgesproßte Erbsen abbeißt, und nach Hause trägt. Wenn sie anfangen zu graben, wel-

ches

*) Neulich fieng ich mit der Hand eine solche zärtliche Mutter, die ihr Kind vielleicht aus einer bemerkten Gefahr retten wollte, da sie eben so beladen über einen Bach schwamm. Aus Liebe zu ihrem Jungen vergaß sie ganz ihre Gefahr, und ich konnte ihr dasselbe nur mit Mühe aus dem Munde bringen.

thes zu eben der Zeit geschieht, werden sie den Gärten, Ack-
ern und Wiesen sehr schädlich.

**Feinde.** Hechte, wilde Katzen, Füchse, Mar-
der, besonders die Wiesel und kleine Horneulen sind ihre
Feinde. Letztere nähren sich in unsern Gegenden beynahe
allein von ihnen *).

**Fang und Vertilgung.** Nur höchst selten spürt
man die Fährte dieser Thiere im Frühjahr im Schnee als
ein Dreyeck, da sie fast niemals, wenn Schnee liegt, die
Oberfläche berühren.

Da sie so schädliche Thiere sind, so haben die Menschen
auf vielerley Mittel gedacht, ihrer großen Vermehrung
Gränzen zu setzen. Diese Mittel aber sind, da sie gegen
Amphibien gerichtet sind, von verschiedener Art. In ihrem
flüßigen Elemente werden sie am besten in Fischreußen ge-
fangen. Man schließt die große Oeffnung derselben an das
Ufer so an, daß sie etliche gangbare Röhren einfaßt. Den
mittlern Theil der Reußen verbirgt man gänzlich unter dem
Wasser, bedeckt ihn mit schweren Steinen, und das Hinter-
theil verstopft man sehr gut mit Gras. Um allen Entwischen
vorzubeugen, kann man um dieselben auch noch einen Zaun
von Weiden flechten. Hierein schlüpfen sie nun, wenn sie
ins Wasser wollen, können nicht wieder zurück und ersaufen,
da sie nicht lange in diesem Elemente, ohne Luft zu schöpfen,
ausdauern können. Es giebt Gegenden in Thüringen (z. B.
um Erfurt herum), wo in einem Jahre viele 100 auf diese
Art gefangen werden.

In

*) Ich habe allzeit in dem Magen dieser Horneule 5 bis
6 Gerippe von solchen Mäusen allein gefunden.

In ihrem trockenen Elemente sind sie schwerer zu fangen, als die Maulwürfe. Doch fängt man sie zuweilen in einer Fangklammer, (Maulwurfsklammer), welche aus einem schmalen, gleich lang zusammengebogenem federartigen Stück Stahl besteht, an dessen vordern Enden zwey Klammern angebracht sind, die ihre Spitzen einwärts kehren. Dieß Eisen ist ohngefähr 1/2 Schuh lang und wird in der Mitte mit einem runden Blech, das an einen Kettchen hängt, in ihre Gänge aufgestellt. Bey der geringsten Berührung dieses Blechs greifen die beyden Klammern zusammen, und zerquetschen die Maus. Allein, da sie auch diese Fallen vermeiden, wenn sie nicht eben auf einem Wege aufgestellt sind, wo sie einer ihrer Lieblingsspeisen z. B. den Zuckererbsen nachgehen, so ist das beste Mittel sie zu vertilgen dieses, daß man ihre eigentliche Wohnung auszuspüren sucht, deren Eingang, der beständig zugedämmet ist, öffnet, sich mit einem geladenem Gewehr davor stellt, und sie, da sie keine frische Luft in derselben vertragen können, wenn sie kommen, diese Oeffnung wieder zuverschließen, welches gewöhnlich kaum etliche Minuten währt, tod schießet. Eben so können sie, wenn sie zu ihren bestimmten Stunden verborgen, der Nahrung nachgehen, ausgehackt, oder wenn sie es öffentlich thun, erschossen werden. Auch ein Selbstschuß in ihre Gänge gestellt, thut gute Dienste. Man muß aber die Stoßscheibe fest machen, weil sie, wenn sie auf etwas unerwartetes kommen, nicht wie die Maulwürfe immer weiter vor sich hinstoßen, sondern rückwärts ziehen und ausweichen. Wenn also eine solche Scheibe locker ist, so suchen sie sie abzureißen, und neben dem Drath hinzuschlüpfen. Ist sie aber fest, so fangen sie endlich an zu ziehen und zu stoßen und erschießen sich.

**Nutzen.** Ihr Nutzen, den sie in Deutschland leisten, schränkt sich blos darauf ein, daß sich verschiedene Raubthiere und Raubvögel von ihnen nähren. Besonders scheinen sie die einzige **Nahrung der kleinen Horneulen** zu seyn.

In Frankreich sollen die Bauern ihr übelriechendes Fleisch als Fastenspeise genießen, und an andern Orten werden ihre dicken **Bälge** als Pelzwerk genutzt. So kommen sie z. B. unter den Handlungsartikeln von Rußland und besonders von Kjachta vor, woselbst ein Sack für 4 bis 10 Rubel verkauft wird, und wo sie auch als ein Leckerbißen gegessen werden.

**Schaden.** Der Schaden, den diese Thiere anrichten, ergiebt sich aus ihrem Aufenthalte, und aus ihrer Nahrung.

**Benennungen und Verschiedenheiten.** Die verschiedenen Namen dieser Art sind, Wasserratze, (amphybische Maus), große Wassermaus (Mus amphibius). Weiter: Feldmaus, große Feldmaus, Feldratze, Stoßmaus, Reutmaus, Erdschlüssel, Scharrmaus, Scheermaus, und in Thüringen **Erdwolf**. (Mus terrestris.)

Man unterscheidet gewöhnlich die **große Feldmaus, Stoßmaus** von der **Wasserratte** als zwey verschiedene Arten. Allein die genauesten Beobachtungen beweisen, daß beyde Namen eine und eben dieselbe Art bezeichnen. Weder in der Länge des Körpers, des Schwanzes, der Höhe, noch in der Dicke des Kopfs, Größe der Ohren, in dem Gebiße noch in der Farbe der Alten und Jungen, welche bey letztern

wirk-

wirklich ein entscheidendes Merkmahl abgeben muß *), ist der mindeste Unterschied sichtbar, und wenn die eine von diesen Mäusen auf dem höchsten Berge und die andere in dem tiefsten Fluß gefangen worden ist. Ihre Oekonomie ist so verschieden, wie die Oekonomie der Ringelnatter (des thüringischen Unkes). Manche von diesen Amphibien leben fast stets im Wasser, und andere, die auf hohen Bergen wohnen, sehen es fast nie.

## (30) 2. Die kleine Feldmaus.

Mus arvalis. Pall.
Mus gregarius. Lin.
Le Campagnol. Buff.
The Short-tailed fieldmouse. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist einen Zoll lang; die Ohren ragen etwas aus den Haaren hervor; der Daumen an den Vorderfüßen ist kaum merklich; der Körper ist rothgrau.

### Beschreibung.

Diese Maus ist fast durch ganz Europa verbreitet, und vermehrt sich im thüringischen Boden zuweilen ganz ungeheuer. Sie ist gerade die Wasserratte oder der Erdwolf im Kleinen, an Gestalt und Farbe. Der Kopf ist bis zum Schwanz 4 Zoll, und der dünne Schwanz 1 Zoll 3 Linien lang **). Die Höhe ist beynahe 1 1/2 Zoll.



*) s. oben unter Fortpflanzung S. 465. Ich habe diese Vergleichung überhaupt sehr oft und genau gemacht.

**) Par. Ms. Länge 3 Zoll; Schwanz 1 Zoll.

Der Kopf ist eyrund, dick und die Schnauze stumpf. Die vier Schneidezähne sind gelbbraun, und die Backenzähne sind, wie bey der Wasserratte, oben größere und unten kleinere Dreyecke im Zickzack. Die Augen sind klein und blauschwarz, liegen näher nach dem Mund als Ohren zu, und nahe zusammen, — die Ohren kurz, etwas hervorragend, und inwendig behaart — der Hals kurz — der Leib dick und rund — die Vorderfüße sehr kurz mit vier Zehen, und einem kleinen Daumen, der einen spitzigern Nagel hat, als die übrigen Mäuse — die längern Hinterfüße fünfzehig.

Von der Schnauze bis zum Schwanzende ist der Oberleib rothgrau, weil der Balg aus gelblichen und schwarzen Haaren besteht — der Unterleib weißgelb, an der Seite ins bräunliche fallend — die Füße gelblich weiß und die Zehen aschgrau.

Es ist die schnelleste, im Graben die geschickteste Maus, und ein guter Schwimmer. Im Sitzen ballt sie sich zusammen, und steckt den Kopf so tief in die Brust, daß man keinen Hals sieht. — Ihre Stimme ist zur Zeit der Begattung und in der Noth ein helles Quicksen; ihr Alter aber unbekannt. — Sie stirbt mehrentheils keines natürlichen Todes.

Das Weibchen ist unmerklich vom Männchen unterschieden und hat vier Säugwarzen zwischen den Vorder- und vier zwischen den Hinterfüßen.

Aufenthalt. Diese Thiere leben allenthalben in Wäldern und Feldern; in Wäldern mehr in Laub- als Schwarzhölzern, und in Feldern mehr auf den Aeckern als Wiesen. In Feldern verändern sie ihren Wohnplatz nach den Jahreszeiten.

zelten. Im Herbste ziehen sie den Schnittern nach, und halten sich, so lange die Erndte der Winterfrucht dauert, im Winterfelde auf, und wandern, wenn diese vorbey ist, nach der Sommerfrucht, und besonders nach den Haferäkkern. Wenn hier der Wind viel Hafer ausgeschlagen hat, wovon sie im Winter zehren können, so bleiben sie in diesem Felde und schlagen ihre Winterwohnung daselbst auf; wo nicht, so ziehen sie in großen Märschen über und unter der Erde nach der Wintersaat, und graben sich da ihre Winterwohnung. Hier bleiben sie theils bis zum folgenden Herbst; theils zerstreuen sie sich im ganzen Felde herum. Sehr gern wohnen sie in den Feldrainen oder unter den Feldbüschen. Zwey Röhren, ein Eingang und ein Ausgang, führen gewöhnlich zu ihrem Bau; Schlafgemach, Vorrathskammer und Abtritt haben ihre besondern Abtheilungen in demselben, und ersteres füttern sie mit in der Nähe wachsenden, zermalmten Pflanzen aus, damit sie weich und warm liegen. Eben so ist das Wochenbett des Weibchens beschaffen. In Wäldern graben sie sich unter den Bäumen, Büschen und Steinen ein. Sie machen ebenfalls, doch nicht so häufig, wie die Erdwölfe, flache Gewölbe über der Erde, wenn sie ihrer Nahrung nachgehen, oder von einem Orte zum andern wandern.

Nahrung. Bis zur Reife des Getraides besteht die Nahrung dieser Mäuse vom Frühjahr an aus zarten Kräuter- und Graskeimen, und deren Wurzeln in Feldern, Wäldern und Gärten. Alsdenn aber laufen sie im Felde von allen Orten zusammen und begeben sich auf die reifenden Aecker, beißen die Halmen ab, und tragen die Aehren in ihre Höhlen. Hierauf folgen sie in der Erndte den Schnit-

dern vom Winter = zum Sommerfelde auf dem Fuße nach, und nähren sich von den ausgefallenen Körnern und verlohrnen Aehren. Allein auch die Krautfelder lassen sie nicht unbesucht, und benagen alle Früchte derselben, sie mögen über oder unter der Erde wachsen. Den größten Schaden aber richten sie auf der Wintersaat an, wohin sie sich begeben, wenn sie die eingeernteten Felder ausgezehrt haben. Wenn auf einen warmen trockenen Sommer ein kalter schneereicher Winter folgt, so findet man im Frühjahr die Aecker des Winterfeldes von Kreuzgängen unter dem Schnee ganz durchschnitten, und die grüne Saat abgefressen, wodurch bey schlechter Frühjahrswitterung, wenn die Saat nicht schnell nachwachsen kann, Mißwachse entstehen. Wenn sie in Stoppeln bleiben, so legen sie sich ein Magazin von allerhand trockenen Nahrungsmitteln, besonders von Hafer und Queckenwurzeln an. *) In Laubhölzern nähren sie sich von Kernen und Saamen der Bäume und Stauden, und tragen im Winter abgefallene Hagebutten, Wachholderbeeren und vielerley Sämereyen und Kerne zusammen in ihr Winterquartier. Wenn es im Winter wenig schneyet, viel regnet, und zuweilen stark frieret, die Wintersaat kurz ist, und also die Nahrung fehlt, so wird der Landmann gewöhnlich von diesen Raubthieren befreyet, und sie werden in Menge verhungert und erfroren im Frühjahr gefunden.

Fortpflanzung. Männchen und Weibchen schlafen Sommer und Winter mehrentheils, so wie ich es bemerkt habe, auf einem gemeinschafftlichen Bette, und ihre Begattung

*) In queckenreichen Gegenden habe ich daher oft noch im Frühjahr Behältnisse van 4 Zoll im Durchmesser und 3 Fuß lang gefunden, die dicht mit Queckenwurzeln voll gestopft waren.

tung richtet sich dahero um desto mehr nach der bald oder spät eintretenden warmen Frühlingswitterung. Im April giebt es schon Junge. Das Weibchen trägt 3 Wochen, und gebiert fast alle 5 Wochen, bis zum späten Herbst, da die Kälte die Vermehrung stöhret, 5 bis 8 *) Junge, welche gleich Anfangs die Farbe der Eltern haben, außer daß ihr Schwanz schwarzblau ist. Die Mutter muß sie treulich warten und pflegen, da man diese Thiere in trockenen Sommern in so außerordentlicher Menge antrifft, daß sie eine wahre Landplage werden. Denn es giebt Jahre, in welchen der Wanderer kaum etliche Schritte thun kann, wo ihm nicht einige dieser Feldmäuse über den Weg laufen. Nur nasse und kalte Sommer können dieser großen Vermehrung Gränzen setzen, weil die Nässe und Kälte nicht nur die Begattung der Alten stöhret, sondern auch dadurch sehr viel Junge erfrieren und ersaufen. Eben dieß bewirken regenhafte Winter.

**Feinde.** Feinde sind die meisten Raubthiere und viele Raubvögel, Füchse, Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel, Mäusefalken, Eulen, Raben, Krähen und Aelster. Diesen Thieren sind sie besonders zur Winternahrung vom Schöpfer angewiesen.

**Vertilgung.** Auf dem Schnee sieht man ihre kleine Fährte zwey und zwey Füße zusammen in einem Zickzack fortlaufen. Man kann sie durch abgescheelte Wall- und Haselnüsse, durch Erbsen und andere Getraidekörner, die in Schierlingskraut abgekocht werden, indem man in jedes Loch etwas von dieser vergifteten Speise steckt, vertilgen; besser aber, wenn man ein Maas Gerstenmehl mit einen Pfund

 weißer

*) Gewöhnlich 8 Junge.

weißer Nießwurz, und 8 Loth Läusekraut, welches gepülvert und durch ein Haarsieb geschlagen ist, vermischt, nimmt und dieses mit 1/2 Pfund Honig und 1/2 Pfund Milch zu einem Teig verwandelt; hiervon Kügelchen in der Größe einer Erbse macht, und diese in die Mäuselöcher oder auf dem Felde verlohren hinwirft. Sie fressen diese Speise mit Begierde, werden davon blind, und sterben*). Ein anderes Verminderungsmittel ist dieses, daß man auf einen Acker, wo sie zu häufig sind, beym ersten Schnee Baumäste hinlegt, auf welche sich die Krähen und Raben setzen, und sie, wenn sie aus ihren Löchern schlüpfen, auffangen. In Gärten soll sie der Geruch von einigen Knoblauchspflanzen, der ihnen zuwider ist, verscheuchen. Man pflanzt daher einige dieser Gewächse dahin, wo man sie wegwünscht.

Nutzen. Ihr bekannter Nutzen besteht darin, daß sie ihren Feinden zur Nahrung dienen.

Schaden. Dieser ist zu manchen Zeiten unbeschreiblich groß, wie man aus ihrer Nahrung und Fortpflanzung sieht.

Namen und Verschiedenheiten. Diese sind: Heidenmaus, kleine Stoßmaus, kleine Reutmaus, Kampagnol, Erdfahren, Ackermaus. Man findet zuweilen von dieser Art Junge und Einjährige, welche rothgelb oder rothbraun mit etwas grau überlaufen aussehen. Und dieß ist wahrscheinlich die sogenannte rothe Maus (Mus rutilus. Lin.), welche man in Deutschland, als eine eigene Art antreffen will. Wenn aber in ökonomischen Schriften von der rothen Feldmaus die Rede ist, so ist dieß keine andere, als die Waldmaus (Mus sylvaticus. Lin.).

Die

*) Dieß Recept ist probat, und kostet ohngefähr 8 Gr.

## Die dritte Familie.

### Hamstermäuse, mit Backentaschen.

### Mures buccati.

#### Kennzeichen.

Die beyden Vorderzähne der obern Kinnlade sind breit. Sie haben einen kurzen Körper, kurze Füße, einen sehr kurzen Schwanz, dicken, doch zugespitzten Kopf; innerhalb der Backen geräumige Taschen, worin sie ihre Nahrung in ihre Baue, die sie unter der Erde graben, eintragen; sie erstarren bey strenger Kälte. Wir kennen nur eine Art.

### (31) 1. Der gemeine Hamster.

Mus Cricetus vulgaris. Lin.
Le Hamster. Buff.
The german Marmot. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Er hat zugerundete Ohren, einen kurzen Schwanz, und zu beyden Seiten des Rückens zwey Borstenflecken.

#### Beschreibung.

Dieß Thier, das die kalten und heißen Länder vermeidet, wird in Thüringen in großer Menge angetroffen, und thut in Gärten und Feldern großen Schaden. Sein unproportionirter Körperbau verdirbt das gute Ansehen, welches ihm sein feingezeichneter Balg geben würde.

Er hat einen dicken, kurzen, stumpfen Kopf, kurzen Hals, langgestreckten dicken Körper, einen kurzen, halbnackten,

ten, nur mit einzelnen langen Haaren besetzten, Schwanz, und niedrige stämmige Füße. Die Größe eines völlig erwachsenen Hamsters beträgt 1 Schuh 2 Zoll, wovon der Schwanz 1 3/4 Zoll lang ist*), und seine Höhe ist 3 1/2 Zoll. Die Oberlippe ist sehr gespalten, wodurch der Mund stets geöffnet ist, und die vier hervorstehende Schneidezähne sichtbar werden. Die untern zwey sind länger, schwächer, und mehr gebogen als die obern. Auf jeder Seite befinden sich oben und unten drey Backenzähne. Die Kinnladen sind mit einer weiten Haut überzogen, die inwendig zu beyden Seiten, die ihnen so nützliche und bequeme Backenblasen (Backentaschen) bildet. Es sind dies zwey häutige, länglicht eyrunde Säcke, die meist 3 Zoll lang, und 1 1/2 Zoll breit sind, deren äußere Fläche glänzend glatt, und deren innere mit schleimigen Drüschen besetzt ist, welche die eingepreßten harten und spizzigen Körner anfeuchten, damit sie nicht in die Haut einstechen, oder dieselbe ritzen mögen. Zu beyden Seiten des Mundes stehen Barthaare, davon die kleinern weiß, und die größern schwarz sind. Dergleichen ungleiche schwarze Borsten stehen auch drey über jedem Auge, und eine auf jedem Backen. Die Augen sind klein, rund, hervorstehend und schwarzbraun, in der Mitte zwischen der Nase und den Ohren; die Ohren selbst sind ziemlich groß, zugerundet, dünn und fast nackend. Die 1 1/2 Zoll langen Vorderfüße haben 4 Zehen mit einem tiefstehenden kaum bemerkbaren Daumen, der eine stumpfe Kralle hat; die etwas höhern Hinterfüße aber haben 5 Zehen, waran die beyden äußern tief und gegen einander über stehen; die Fußsohlen sind mit vielen Schwülen (Wülsten) besetzt, und die Nägel sind lang, scharf und

*) Par. Ms.: Körper 10 bis 12 Zoll; Schwanz fast 2 Zoll.

und fleischfarben. Der Nabel ist kahl, und hat in der Mitte eine haarige Röhre, worin eine unschlittartige Feuchtigkeit sich befindet. Am Ende des Rückens hinter der Gegend der Nieren läuft an jeder Seite ein langer haarloser, nur mit kurzen, schmutzigbraunen Borsten besetzter Flecken mit dem Rückgrate parallel.

In der Farbe und Zeichnung giebts Verschiedenheiten; denn man findet zuweilen auch in Thüringen ganz schwarze, und weiß: und blaßgelbe mit einem fleischfarbenen Augenstern. Die gewöhnlichen Hamster aber haben einen bunten Pelz, der einen dunkelaschgrauen Grund hat, und mit weissen, gelben, rothbraunen und schwarzen Haaren besetzt ist. Der Mund ist nämlich weiß eingefaßt; von der Mitte des Kopfs bis zu demjenigen Theile des Rückens, der den Hinterschenkeln gleich ist, hat er eine hasengraue Farbe, indem die weichen, kürzern, lichtgrauen Haare mit längern einzelnen schwarzen Stachelhaaren vermischt sind; die Augen und Ohren sind mit fuchsrothen Haaren umgeben, und die inwendigen Ohren, die Seiten, der äußerste Theil des Rückens, die auswendigen Schenkel und der Schwanz haben eben diese Farbe; die Kehle, Füße und Schwanzspitze sind weiß, unter den äußern Ohrwinkel steht ein großer weißer Punkt, und die Seiten sind mit 3 weißen oder lichtgelben länglicht runden Flecken besetzt; die Brust, der Bauch und die innern Schenkel sind schön schwarz. Die Haare stehen dicht und fest und machen einen guten Balg.

Das Weibchen hat 8 Säugwarzen, 4 an der Brust und 4 am Bauche, ist immer etwas kleiner, und die hellen Farben des Balges sind immer bläßer.

Bey:

Beyde Geschlechter lassen einen kreischenden durchdringenden Ton bey ihren Kämpfen und schmerzhaften Empfindungen; ein dumpfigtes Pfauchen aber bey Gefahr und Verfolgung im Zorne von sich hören.

Die herrschende Leidenschafft des Hamsters ist der Zorn. Er läßt ihm bey Zusammenkünften mit seines Gleichen, nicht nur so weit die Oberhand, daß bey dem jederzeit entstehenden Zweykampf der Tod des einen Kämpfers, wenn er nicht die Flucht ergreift, allzeit erfolgt, und die Speise seines Ueberwinders wird, sondern er wird auch sogar ein grausamer Peiniger, ja oft der Mörder seiner Gattin. Gegen alles, was ihm nicht ausweicht, oder ihn ergreift, setzt er sich zur Gegenwehr, und große und kleine Feldmäuse, die sich erfrechen mit ihm anzubinden, und nicht plötzlich die Flucht ergreifen, werden ihm immer zur Beute. Vor Hunden und Pferden erschrickt er nicht. Wird ihm ein Hund angehetzt, so wetzt er durch Aneinanderreiben die Zähne, bläßt seine weiten Backen auf, murret zornig, setzt sich auf die Hinterfüße, und empfängt so mit grimmigen Beißen seinen Gegner, der oft furchtsam und schwach genug ist, zu weichen, und ihm den Sieg zu lassen. Auch das Pferd ist ihm nicht zu groß, es anzufallen, wenn ihn der Reuter gereizt hat. Nicht weniger kühn widersetzt er sich auch den Menschen, die ihn mit dem Stocke angreifen, oder mit dem Spaten ausgraben wollen. — Er wird über 8 Jahre alt.

Aufenthalt. Da des Hamsters vorzügliche Nahrungsmittel Körner sind, und er nur unterirrdische Wohnungen zu seinem Aufenthalte wählt, so findet man ihn an festen, steinigen, thonigen und sandigen Orten, in Wiesen, Wäldern, Gebürgen und Sümpfen, und daher in vielen

len Gegenden Deutschlands fast gar nicht, da hingegen er in andern z. B. einigen thüringischen Gegenden, wo guter, fruchtbarer, aus Thon und Sand gemischter, nicht zu leichter und nicht zu fester Boden ist, sehr häufig angetroffen wird. Seine Wohnung ist eine Grube (Bau) unter der Erde, in einer Tiefe von 3 bis 4, und im Winter von fünf bis 10 Schuhen angelegt. Wenigstens zwey Oeffnungen (Röhren) führen zu derselben, wovon die eine schräg, und die andere senkrecht hinunter geht. Jene wird der Auslauf genennt, weil er von hier aus gewöhnlich ins Freye geht, und durch dieselbe scharrt er mit seinen Pfoten oder trägt in seinen Backentaschen die Erde und andere Unreinigkeiten weg, welches ein großer aufgeworfener Haufe zu erkennen giebt; diese aber heißt das Fallloch, ist immer nur 1 oder 2 Fuß von jener entfernt, und dient darzu, daß, wenn er mit Beute beladen nach Hause kehrt, von Menschen oder Hunden verfolgt wird, oder sonst von weiten etwas für sich unvortheilhaftes bemerkt, er sich hinein stürzen kann. Dieß ist auch die Oeffnung, durch welche er in der Erndtezeit, oder sonst, wenn das Feld laut wird, den Kopf herausstreckt, und sich vorhero, ehe er seiner Nahrung nachgehet, umsiehet, ob es um ihn herum sicher ist, um alsdenn durch die andere Oeffnung ruhig seinem Geschäffte nachgehen zu können. Zwischen diesen beyden Oeffnungen befinden sich verschiedene Kammern von der Größe einer Rindsblase und drüber, die alle schön ausgeglättet sind, und worunter eine zur eigentlichen Wohnung, eine andere für den Unrath, und die übrigen größern zu Vorrathskammern erbaut sind. Der Vorrathskammern sind 3, 4 und 5, je nachdem die Grube ein alter oder junger Hamster verfertigt hat. Beyde Geschlechter leben außer der Zeit der Begattung getrennt, und

man

man findet auch einen Unterschied in ihren Wohnungen. Das Weibchen hat nämlich gewöhnlich in dem Bau, in welchem es niederkommen will, neben seiner Nestkammer, die 1 Fuß und drüber im Durchschnitt hat, und mit weichen Stroh- und Grashalmen ausgefüttert ist, nicht mehr als eine Nebenkammer, weil es zur Zeit seiner Schwangerschafft und Niederkunft keine Früchte einträgt, und die Familie, wenn die Jungen groß sind, auseinander geht, diese Wohnung alsdenn entweder leer bleibt, oder von einem Jungen eingenommen, oder von der Mutter für den Winter behalten wird, und es dann noch Zeit genug ist, mehrere Vorraths- kammern anzulegen. Da das Hamsterweibchen eine Mutter vieler Kinder wird, so hat es auch die Natur gelehrt, zu seiner Wohnung mehrere Falllöcher zu machen, nicht sowohl um in Gefahr den Jungen desto eher zur Hülfe eilen zu können, als vielmehr sich selbst mit diesen Jungen ein leichtes Rettungsmittel vor den Feinden durch die Flucht zu verschaffen. In Gärten sucht der Hamster seine Wohnung gern tief unter den Wurzeln der Bäume, und in Weinbergen unter alten Weinstöcken und Mauern aufzuschlagen.

Die Erstarrung dieser Thiere in diesen Wohnungen, so sich beym ersten Schnee ereignet, und bis zur Entblößung der Erde in den wärmern Tagen des Märzes dauert, ist von der Erstarrung der andern Winterschläfer verschieden. Da die letztere die bloße Kälte darzu reitzet, ihren langen Schlaf zu beginnen, so bedürfen die erstern außer dem gehörigen Grad von Kälte auch noch die gänzliche Entfernung der frischen Luft. Denn man hat die Versuche gemacht, hat Hamster in Kasten, die mit Stroh ausgefüttert waren, der größten Kälte ausgesetzt, und sie sind nicht eher eingeschlafen, bis

bis man diese Kisten in die Erde eingegraben, und vor dem Zufluß der freyen Luft verwahrt hat; und eben so sind sie in der größten Kälte nach und nach aufgewacht, so bald sie nur von der Luft berührt wurden. Licht und Finsterniß tragen hierzu nichts bey. Was die Lage eines betäubten Hamsters betrifft, so liegt er auf der Seite, hat die Augen verschlossen, den Kopf, welchen die Vorderfüße umfassen, unter den Bauch gezogen, und die Hinterfüße vor dem Munde. Er ist in diesem Zustande kalt, und man bemerkt äußerlich weder Athemholen, noch die sehr langsame Bewegung seines Herzens. Bey seinem Erwachen giebt es allerhand artige Auftritte. Anfangs entwickelt sich die zusammengepreßte Lage seiner Glieder, und er dehnt sie aus. Bald darauf spürt man deutlich sein Athemholen, er öffnet den Mund, gähnt, und giebt solche verdrüßliche, knurrende Töne von sich, wie wenn es ihm gar nicht angenehm sey, daß er erwacht wäre. Hierauf öffnet er blinzelnd die Augen, und versucht sich zu setzen, welches ihm aber erst nach einigen Versuchen, bey welchen er taumelnd bald auf die rechte, bald auf die linke Seite fällt, gelingt. Nun wagt er es auch, sich aufzurichten, und auf seine 4 Beine hinzustellen; es gelingt ihm, und er dehnt sich, und holt sauer, sauer Athem. Endlich fängt er auch an erstlich herum zu wandern, dann herum zu laufen, und zuletzt sich zu putzen, zu streichen und seine Nahrung zu suchen, und ist so, in etlichen Stunden und weniger, ganz der böse und thätige Hamster wieder, der er vorher war, ehe er einschlief.

**Nahrung.** Die Hamster verachten keine Kost. Sie fressen Fleisch, Gras, Wurzeln, Saamen, Getraide, schalige und fleischige Baumfrüchte; besonders nähren sie sich

 im

im Frühjahr von Wurzeln, Kräutern, grüner und ausgesäeter Saat, und im Herbste von allerley Arten von Körnern. Sie gehen am Tage und in der Nacht, vorzüglich aber in der Abend- und Morgendämmerung ihrer Nahrung nach. Im Herbste pflegen sie eine ansehnliche Menge Nahrungsmittel in ihre Vorrathskammern einzutragen. Dieß geschieht in ihren Backentaschen, welche sie durch die Vorderpfoten so gedrängt voll stopfen, daß man oft Alten begegnet, die zwey Händevoll Körner in diesen Säcken tragen. Um sie auszuleeren, drücken sie mit den Vorderfüßen an das hintere Ende der Blase und streichen die Früchte so vorwärts heraus. In diesem Zustande, da sie die Backen voll haben, können sie weder geschwind laufen, noch ihr Gebiß brauchen, und man kann sie jetzt, wenn sie nicht Zeit gewinnen, ihre Backen leer zu machen, ohne Schaden mit den Händen fangen. Ist man aber nicht hurtig genug, so suchen sie dieß Hinderniß wegzuräumen, setzen sich auf die Hinterfüße, fletschen die Zähne, zischen und murren, springen nach Gesicht und Händen und wehren sich tapfer durch ihr scharfes Gebiß. Der Vorrath, den sie in ihre Winterkammern einsammeln, ist verschieden, je nachdem die Früchte in der Gegend, die sie bewohnen, verschieden sind. Bewohnen sie Gärten, so tragen sie Cnicken, Wurzeln, Mohnkapseln, Bohnen, Erbsen, Obst u. ein; bewohnen sie aber Felder, so sammlen sie sich einen Vorrath von Korn, Waitzen, Gersten, Wicken, Linsen, Leinknoten, Hafer, Kartoffeln u. ein. Die Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit, die man diesen Thieren in so hohem Grade zugeschrieben hat, ist nicht so groß, besonders bey den Jungen. Dieß lehrt die Erfahrung bey den Gartenhamstern, die alles, wie sie es antreffen, gemengt nach Hause in ihre Kammern tragen. Trifft man bey alten Feldhamstern zuweilen

len diese Ordnung an, daß alle Getraidearten in abgesonderten Zellen liegen, so kömmt dieß daher, weil sie von den verschiedenen Getraidefeldern, so wie sie reif und von den Menschen eingeerndtet werden, nach und nach ihren Vorrath eintragen. Sie fügen denselben dicht zusammen, pressen auch die weich gewordenen Mohnköpfe dicht in einander, und beißen die Keime, die etwa an den Getraidearten aussprossen möchten, ab. Diese eingesammleten Früchte gehen sie nicht leicht eher an, als bis ihnen das weite Feld ihr Futter versagt, genießen sie dann so lange, bis sie ihr fester Winterschlaf überfällt, und das, was übrig bleibt, zehren sie bey ihrem Erwachen vollends auf. Wenn sie ihre Speisen genießen wollen, so setzen sie sich mehrentheils auf die Hinterfüße, bringen sie mit den Vorderfüßen zum Mund, wie die Eichhörnchen, und hülsen die Körner vorhero künstlich aus. Sie trinken wenig, sind aber oft, wenn der Durst zu heftig wird, so eckel, sich selbst auszusaufen.

Fortpflanzung. Die Hamster begatten sich öfters des Jahrs zweymal, und zwar das erstemal zu Anfang des Frühlings am Ende des Märzes, und den ganzen April durch, und zum zweytenmal zu Ende des Junius. Da bisher Männchen (Ramler) und Weibchen (Betze) von einander abgesondert gelebt haben, so besuchen sie sich nun wechselsweise, lieben sich zärtlich, ja vertheidigen sich einander, da sie außer dieser Zeit grausam genug sind, einander zu mißhandeln, ja gar zu töden. Sie begegnen sich entweder nur vor ihren Höhlen, pflegen der Liebe, und trennen sich wiederum, oder halten sich auch einige Tage zusammen in einer Höhle auf. Das Männchen besucht oft zwey Weibchen

chen oder zwey Weibchen besuchen ein Männchen, allein zwey Männchen dürfen nicht bey einem Weibchen zusammen treffen, denn geschieht dieß, so entstehen blutige Gefechte, die sich nicht anders, als mit der Flucht, oder dem Tode des schwächern Theils endigen können. Sobald sich das Weibchen schwanger fühlt, so geschieht die Trennung wiederum, und zwar mehrentheils im Zank, und so oft sich nachher beyde Gatten einander begegnen, so betragen sie sich eben so feindselig, als wenn sie sich immer fremd und feind gewesen wären. Die Zeit der Schwangerschafft dauert fast 5 Wochen, und ein altes Weibchen gebiert 6 bis 16 Junge, und ein junges 3 bis 6, die nackend, blind, und mit Zähnen zur Welt kommen. Die Mutter säugt und ernährt sie nicht länger als 3 Wochen, und liebt sie nicht so zärtlich, wie andere Mütter, denn wenn ihre Jungen in Gefahr gerathen, so stellt sie sich nicht so verwegen, wie sonst, zur Wehre, sondern sucht sich, sobald ihr der Feind zu stark scheint, entweder durch die Flucht zu retten, oder vergräbt sich in ihre Höhle, verstopft den Eingang, so wie sie sich weiter verkriecht, und verläßt auf diese Art stiefmütterlich ihre Kinder *). Nach den ersten 14 Tagen fangen die Jungen schon um den schiefen Eingang ihrer mütterlichen Wohnung an so viel Löcher, als ihrer sind, zu graben, nach 3 Wochen aber werden sie völlig ausgestoßen, müssen allein für ihren Unterhalt sorgen, und sich eigene Wohnungen bauen. Die Kinder aus dem ersten Wochenbette begatten sich noch in demselben Jahre, und bringen wäh-

*) Dieß ist ein Zug in der Geschichte dieses Thiers, der uns in Verbindung mit der Vermehrung, dem Nutzen und Schaden desselben zu manchen Betrachtungen über die Weisheit des Schöpfers der Natur Anlaß geben kann.

während der Erndte ihre Jungen. Wegen dieser grossen und schnellen Vermehrung darf man sich nicht wundern, wenn zuweilen im gothaischen Lande, dessen dritter Theil doch kaum von diesen schädlichen Thieren heimgesucht wird, in einem Jahre etliche dreyßig tausend sind gefangen, und dieser Abgang das folgende Jahr doch kaum ist gespürt worden. Die Jungen lassen sich zähmen, wie wohl schwer, weil sie ihre unbändige Leidenschafft, der Zorn, niemals verläßt. Auch schaden sie gezähmt, indem sie alles benagen, was ihnen vorkommt. In Gegenden, wo sie unbekannt sind, werden sie, wie die Murmelthiere für Geld gezeigt.

**Feinde.** Sie sind den Verfolgungen der Wiesel, Marder, Iltisse, Füchse, Katzen, Eulen und Mäusefalken ausgesetzt, und eine Art großer Milben zerbeißt sie zuweilen so sehr, daß sie räudig werden und sterben. Auch wohnen Bandwürmer in ihnen.

**Fang und Vertilgung.** Die gewöhnliche und nützliche Art sie auszurotten, ist das Ausgraben, welches im Herbste von den sogenannten Hamstergräbern, die eine Zeitlang ihre Nahrung davon haben, geschieht. Der Hamster versucht dabey verschiedene Kunstgriffe seinem Verfolger zu entgehen. Sobald der Gräber dem Wohnzimmer nahe kommt, so dreht er sich anfangs blos in demselben herum, und wühlt alle Zugänge zu, und da ist der schicklichste Zeitpunkt ihn tod zu schlagen; läßt er ihm aber Zeit und öffnet die Grube, wo er sich aufhält, sicher, so kömmt er unversehens hervor, springt ihm nach Gesicht und Händen, und wo er einbeißt, hängt er sich so fest ein, daß er sich lieber todschlagen, als loßfahren läßt, oder gräbt sich in einer Zeit von 5 Minuten 3 bis 4 Ellen weiter in der Erde von

 seiner

seiner eigentlichen Wohnung, und verstopft den Gang so gut, daß er schwer zu entdecken ist. Die Hamstergräber bekommen ihre Mühe reichlich belohnt, da sie nicht nur oft einen Vorrath gutes und schönes Getraide von 1 Centner und drüber finden, sondern auch den Balg, und wenn sie wollen, auch das Fleisch nützen können *). — Man hat noch verschiedene Methoden dieses schädliche Thier zu vertilgen.

Vor der Erndte, ehe sie ihre Nahrung häufig finden, kann man sie leicht in Töpfen fangen, die man etliche Schritte von ihrem Bau entfernt in die Erde gräbt, auf welche eine schwere steinerne Platte eingepaßt ist. Man nimmt ein Holz, wie eine Gabel gestaltet, und stellt den Stein mit dieser Gabel, an deren spitziges Ende man ein Stückchen Brod gesteckt hat, so auf, wie man Mäusefallen aufzustellen pflegt, daß nämlich bey Berührung des Brods die Platte den Topf und den Hamster verschließt. Diesen zu locken, kann man von seinen Röhren bis zum Topf etliche Stückchen Brod streuen. Diese Fallen fangen sehr leicht und gewiß.

Man hat auch eine Maschine erfunden, welche aus einem starken Blasebalg besteht, in dessen Röhre eine Kapsel von durchlöchertem Eisenblech angebracht ist. In diese werden kleine leinene Läppchen, die in Schwefel getaucht sind, gelegt und angezündet. Hierauf wird die Röhre des Blasebalges in den Bau gesteckt, und der Schwefeldampf in alle Gänge desselben verbreitet. Sobald der Bau mit Rauch angefüllt

*) Die Obrigkeit hat nöthig auf die Hamstergräber ein wachsames Auge zu haben, indem sie oft nur das Getraide wegnehmen und die schädlichen Hamster laufen lassen, um das folgende Jahr wieder erndten zu können, wo sie nicht gesäet haben.

gefüllt ist, wird die Maschine aus der Oeffnung genommen, und diese mit Erde fest verstopft. Der Hamster muß in diesem Dampfe ersticken.

Auf Aeckern, wo das Wasser nicht weit herbey zu holen ist, kann man ihn noch leichter vertilgen. Man verstopft die Fallöcher, und gießt durch den schiefen Eingang so viel Eimer Wasser in die Grube, daß er, durch das Wasser verjagt, herausgekrochen kömmt, wo man ihn leicht tödten kann. Hierbey ist zu beobachten, daß man nicht nachlassen darf, einzugießen, wenn gleich anfangs die Höhle gefüllt zu seyn scheint; denn so bald er Wasser spürt, macht er einen Damm vor den Eingang, welcher aber leicht eingeschwemmt wird, wenn man fortfährt einzugießen. Nur zuweilen gelingt es ihm der Fluth zu entgehen, indem er sich nämlich senkrecht und dann wieder wagerecht in der Erde fortgräbt, den Gang fest verstopft, und dadurch verursacht, daß wegen des Winkels, das Wasser stehen bleibt, und ihn nicht erreicht.

Noch eine andere Art, diese Thiere auszurotten, ist, wenn man Kügelchen aus schönem weißen Waitzenmehl und pulverisirten weißen Nieswurzblättern mit Honig vermischt bereitet, trocknet, und in die Löcher wirft. Nach etlichen Tagen kann man die Höhlen zuscharrren, und man wird bemerken, daß sie nie wieder aufgescharrt werden, und also die Bewohner getödtet sind. Eben diese Wirkung thun Brod- und Rübenwürfelchen mit Arsenik bestreut, in ihre Höhlen geworfen. Ferner im Frühjahr für etliche Groschen Mercurium sublimatum gekauft, zerdrückt und im Wasser eine halbe Stunde gekocht, alsdenn Gerste hinzu gethan, so viel, daß sie völlig bedeckt wird; des andern Tages in jedes Ham-

sterloch einen Theelöffel voll gelegt, so werden die Bewohner desselben in etlichen Stunden tod seyn.

Die Natur hilft auch gewöhnlich alsdenn selbst, wenn ihre Vermehrung so stark ist, daß sie eine Landplage werden könnten. Eine trockne und kurze Erndte, wo sie das Einsammeln versäumen, oder nicht genug einsammeln können, und ein anhaltender, langer, abwechselnder Winter macht, daß sie in ihren Löchern hungers sterben müssen.

Nutzen. Der Schaden, den sie an Feld- und Gartenfrüchten thun, scheint ihren bekannten Nutzen weit zu überwiegen. Sie dienen den Wieseln, Iltissen, Mardern, Füchsen, Eulen und Habichten zur Speise, und können auch von Menschen gegessen werden. Ihr Balg könnte als Pelzwerk weit mehr benutzt werden, als bishero geschehen ist. Die Felle, welche im Frühjahre, wenn sie nach ihrem Winterschlaf wieder ausgehen, ihre vorzügliche Güte haben, sind schön und dauerhaft. Das Stück kostet aber doch nicht mehr, als 3 und 4 Pfennige. Der Kürschner wirft den untersten Theil des Bauchs bis auf einen kleinen schwarzen Streif an jeder Seite des Rückens als unnütz weg. Es werden allezeit 60 Felle zusammengenaht, und zwey Schock werden unter dem Namen eines Sackes für 3 bis 4 Reichsthaler von ihm verkauft.

Schaden. Die Hamster schaden den Getraidefeldern unter allen Thieren am meisten. Man findet oft in einem Hamsterloche 1 Centner Früchte, an Erbsen, Wicken, Gerste, Hafer, Waizen, Rocken, Leinknoten u. d. g., und von diesen Getraidearten suchen sie allzeit das beste aus, und tragen es ein. Auch die grüne Saat zehren sie ab. Man berechne

rechne hieraus den Schaden, wenn in einem kleinem Bezirk um Gotha herum zuweilen in einem Herbste 30000 Hamster sind ausgegraben und getödtet worden!

Ihre zornigen, geifernden Bisse verursachen auch oft schwer zu heilende Wunden; daher man sagt, daß die Hamster giftig wären.

**Verschiedene Abweichungen und Benennungen.** Man findet zuweilen in Thüringen ganz schwarze mit weißem Munde und Füßen, schwarze auf dem Rükken mit großen weißen Flecken gezeichnete, weiße mit schwarzen Flecken und weiße, oder weißgelbe mit einem rothen Augenstern, Kackerlacken.

Außer dem Namen Hamster, wird dieses Thier auch Hamstermaus, große Feldmaus, Straßburgisches Murmelthier, Kornhamster, Kornferkel, Grentsch, Grutschel, (Erdwolf) Krietsch genennt.

## Vierte Familie.

### Alpenmäuse, Murmelthiere.
### Mures alpini, soporosi.

**Kennzeichen.**

Ihr Körper ist groß, dick, der Kopf stumpf und groß, die Ohren klein oder fehlen. Die Zähne sind groß, nicht ganz bedeckt, und haben eine keilförmige Schärfe; oben 5, und unten 4 Backenzähne auf jeder Seite. Der Schwanz ist kurz und haarig. An den Vorderfüßen sind 4 Zehen und ein sehr kurzer Daumen, an den Hinterfüßen 5. Die Schlüs-

selbeine sind vollkommen. Sie wohnen unter der Erde, graben, klettern, nähren sich von Wurzeln und Körnern, verrichten ihre Geschäfte am Tage und erstarren im Winter. Zwey Arten.

## 1. Das Murmelthier.

Mus Marmotta. Lin.

La Marmotte. Buff.

The alpine Marmot. Penn.

(Tab. XI. Fig. 1.)

### Kennzeichen der Art.

Ohren und Schwanz sind kurz und langhaarig.

### Beschreibung.

Das Murmelthier trifft man in Oestreich und Tyrol an, und die Länge seines Körpers ist gegen 1 Fuß 8 Zoll des Schwanzes 6 3/4 Zoll *), ohne das Haar an der Spitze desselben, und es wiegt 6 bis 9 Pfund.

Der Kopf ist dick und wird von dem sitzenden Thiere öfters etwas aufwärts getragen. Die Schnauze ist dick und stumpf; die Oberlippe gespalten, und bis an die Nase aufwärts gefurcht. Die Vorderzähne sind mit einer abgerundeten Spitze versehen, und pommeranzenfärbig. Die Augen sind von mäßiger Größe und stehen in der Mitte zwischen Nase und Ohren, doch diesen ein wenig näher. Auf jedem Auge und Backen steht eine Warze mit längern und kürzern Borsten. Die Ohren sind kurz, rund, haarig, und in den Haaren versteckt. Das Haar auf und hinter den Backen ist vorzüglich lang, daher die dicken Backen. Der Körper ist kurz, dick, mit flachem breiten Rücken, und einer

schlaf-

*) Par. Ms.: 18 Zoll; Schwanz 6 Zoll.

schlaffen Haut umgeben, die sackförmig nach den Füßen her- unterläuft. Eine Haarnath läuft von der Kehle über die untere Seite des Leibes bis an den After. Der Schwanz steht gerade aus, und ist langhaarig. Die Füße sind kurz und haben lange kahle Fußsohlen, weil das Thier auf den Fersen geht. Der Daumen an den Vorderfüßen ist kegel- förmig, und mit einem rundlichen undeutlichen Nagel ver- sehen. Die Klauen der übrigen Zehen sind ziemlich lang, gebogen, spitzig, oben einigermaßen flach; die an den Hinter- füßen kürzer, als die vordern.

Der Kopf ist auf dem flachen Scheitel mit angedrückten schwarzen, und darzwischen durchstechenden weißgrauen Haa- ren bedeckt. Die Spitze der Schnauze ist gelblich weißgrau; die Bartborsten schwarz. Die Ohren haben graue und weiße Haare, und hinterwärts kurze schwärzliche Bürstchen. Der Hals und Rücken sind oben weißgrau, schwarz und weißgelb melirt; die Seiten des Halses und Leibes hinter den Vor- derfüßen bräunlich gelb; etwas dunkler das Ende des Leibes hinter den Hinterfüßen; noch dunkler Kehle, Brust und Bauch; die Vorderbeine äußerlich, wie die Mitte des Rük- kens; die Hinterbeine, wie die Seiten des Halses; die Füße oben auf schmutzig weißgelblich; der Schwanz lichtbraun mit schwarzbraun melirt und an der Spitze ganz schwarzbraun.

Sie leben in großen Gesellschafften, um sich, da sie un- bewehrt sind, bey Gefahr zu sichern, und lieben den Son- nenschein gar sehr, indem sie sich stundenlang sonnen. Ehe sie sich legen, und auch wenn sie weiden wollen, richten sie sich allzeit auf den Hinterbeinen in die Höhe, und schauen sich um; das erste, das jemanden erblickt, giebt der ganzen Gesellschafft ein warnendes Zeichen mit einem durchdringen-

den

den scharfen Pfiffe, die andern antworten alle durch das nämliche Zeichen, und alle nehmen stille alsdenn die Flucht. Aus der Anzahl, der auf einander folgenden Pfiffe wissen die Jäger, wie groß die Anzahl dieser Thiere in einer Gegend ist. Eben wegen ihrer großen Wachsamkeit sind sie, wo viele beysammen sind, nicht leicht zu erschleichen, denn da wacht immer das eine oder das andere und zwar auf einer gewissen Anhöhe. Sie müssen ein überaus scharfes Gesicht haben. Sie erzeigen sich gegen kein Thier feindselig; wenn sie verfolgt werden, so fliehen sie, und ändern, um sicher zu leben, wohl gar ihren Wohnort, so daß ganze Familien von einem Berge zum andern ziehen. In die Enge getrieben, setzen sie sich aber gegen Menschen und Thiere zur Gegenwehr, und beißen und kratzen gewaltig. Wenn sie spielen, murren sie, wie junge Hunde. Sie leben 9 bis 10 Jahre.

Aufenthalt. Das Vaterland dieser Thiere sind die hohen Alpen Europens und Asiens. Sie bewohnen nur die höchsten Gebirge, wo kein Holz mehr wächst, und wo gewöhnlich weder Menschen, noch Heerden zahmes Vieh hinkommen. Vorzüglich wählen sie durch steile Felsen abgeschnittene freye Plätze und die kleinen engen Thäler, welche die steilen Gebirge und nadelförmigen Felsenspitzen zwischen sich lassen, zu ihrem Aufenthalte. Sie ziehen durchaus die westliche und südliche Seite, die der Sonnenwärme am meisten genießt, den andern vor, und vermeiden mit Sorgfalt alle feuchten Plätze, ob sie gleich eine frische Quelle in der Nähe sehr lieben. Es halten sich, wie schon oben angemerkt worden, von diesen Thieren allzeit eine Menge zusammen, welche eine einzige Familie ausmachen. In der Gegend ihres Aufenthalts sieht man zwar allemal viele Löcher und

Höh-

Höhlen, besonders unter Steinen und kleinen Erdhöhlen, dessen Gänge gegen den Berg gerichtet, bald gerade hinein, bald wieder abwärts gehen, besonders, wo der Boden nicht sehr steil ist, bald sich wieder aufwärts ziehen, oft hin und herlaufen, und sich zuweilen auf beyden Seiten vertheilen. In einer ziemlich weitläuftigen Gegend aber, und meistens in dem ganzen Bezirke ihres Aufenthalts, ist nur eine einzige Höhle, die eigentliche Winterwohnung, welche mehrentheils nur aus einer einzigen Röhre, und aus der eigentlichen Höhle besteht, die wie ein Backofen aussieht, welche die Landleute vor ihren Häusern haben. Darin liegen die Thierchen, so viel ihrer sind, ringsherum, eins an dem andern, und jedes zusammengerollt. Die Höhle ist sehr glatt, und man findet nicht viel Erde vor der Mündung derselben aufgeworfen; denn sie verstehen die Kunst, die losgekratzte Erde mit ihren vordern breiten Pfoten nicht nur hinter sich zu werfen, sondern in dem Baue gleichmäßig zu vertheilen, und fest zu schlagen. Diese Winterhöhle ist außer dem Zugange gänzlich verschlossen, und die Fluchtgänge, wenn sich welche finden, sind nur was zufälliges, nichts nothwendiges und entstehen wohl erst während dem Nachgraben der Menschen, wenn einige Thiere wach werden, und sich zu retten suchen. Einen eignen Abtritt haben sie gewöhnlich nicht neben ihrer Winterbehausung, weil sie ihn nicht nöthig haben, da sie nichts mehr freßen, wenn sie das Winterquartier beziehen; jedoch mögen sie ihn vielleicht alsdenn nöthig haben, wenn sie im Frühjahr bey noch liegendem Schnee aufbrechen, und die Sommerhöhlen noch nicht beziehen können. Die andern Röhren sind nur sogenannte Sommerröhren, theils auch kleine Fluchtlöcher, wo man das Ende mit dem Arm oder Stock erreichen kann. Jedennoch ziehen sich

einige

einige Sommerhöhlen auch sehr weit hinein, sind aber inwendig nicht breiter als die Zugänge selbst, deren oft mehrere sind. Zu Fluchtröhren brauchen sie auch Klüfte unter Felsenstücken und Steinen. In den Sommerhöhlen findet man niemals Heu, und sie sind schon äußerlich von den Winterwohnungen sehr leicht zu unterscheiden. Man findet nämlich vor diesen Sommerwohnungen viel Erde aufgeworfen, welche jährlich, so wie die anwachsende Familie mehrere Kammern nöthig macht, zunimmt. In einigen dieser Kammern liegt auch viel Koth, und es scheint, daß sie dieselben zu bloßen Abtritten brauchen. Auch findet man im August und September vor den Eingängen der Winterwohnungen etwas Heu liegen, von welchen sich vor den andern Höhlen nie eine Spur zeiget, und zu Anfang des Octobers sind die Mündungen derselben fest verschlossen, welches ein sicheres Zeichen ist, daß sich die Thiere nun wirklich einquartirt haben. Die Weite der Mündungen und Röhren ist kaum so groß, daß eine Faust eindringt, und es ist kaum begreiflich, wie die Thiere hindurch können. Sie graben sehr schnell und weichen aufstoßenden Hindernißen, als Felsen und Steinen geschickt aus. Die Mündung des Hauptganges ist 2 bis 6 Schuh hinein fest von innen mit Erde, Steinen, Sand, Leimen und Gras ausgemauert, worunter sich oft 1 Fuß lange Steine befinden. Die Länge dieser Röhre ist nicht immer gleich; oft muß man 2 bis 5 Klaftern weit hinein 1/2 bis 2 Klaftern tief graben, ehe man zu ihrem Bette kommt; oft geht es weder weit, noch tief hinein. Das Winterlager selbst ist eine runde oder eyrunde 3 bis 7 Fuß im Durchmesser habende Höhle, größer und kleiner nach dem Bedürfniß ihrer Familie und nach Zulaßung des Bodens eingerichtet. In dieser liegt dürres aber rothes Heu in Menge, und die

Thiere

Thierchen hart an einander, mit dem Kopf gegen den Hintern gekehrt, und man sagt, mit der Nase im After, oben auf dem Heu, ganz kalt, und in solcher Erstarrung und Erkältung des Bluts, daß sie ohne Leben und Athem zu seyn scheinen. Man findet 2 bis 14, am öftersten aber 5 bis 9 zusammen. Sonst hat man auch wohl in eben derselben Höhle 2 Nester und 2 Familien angetroffen. Das Heu tragen sie im Munde in die Höhle, fassen es so, daß es wie ein Knebelbart aussieht, und streichen das, was locker ist, mit den Vorderpfoten sorgfältig ab; sie laden es also einander nicht auf den Bauch, und lassen sich auf dem Rücken zur Höhle schleppen, und scharren es auch nicht blos allein vor der Mündung ihrer Behausung zusammen, wie man sonst geglaubt hat. Dieß sieht man auch daher, weil die zahmen, wenn sie sich ein Winterlager bereiten wollen, sich mit allen, was sie finden, mit Tüchern, Lumpen, Laub, Stroh rc. den Mund voll stopfen, und es zusammen schleppen. Dieß Heumachen geschieht in den schönsten Tagen des Augusts, und sie verwechseln es vermuthlich alle Jahre mit neuem, weil man viel Heu unter dem Auswurfe des Baues findet, der sich jährlich vergrößert. Von demselben freßen sie aber im Winter nichts.

Sie beziehen ihre Winterquartiere nach der Verschiedenheit der Gegenden und des Jahrgangs nach Michaeli bis in den Weinmonat, und kommen eben so zu Ende des Märzes oder im April wieder hervor. Sie liegen also 5 bis 6 Monate in Erstarrung. Es darf, wie beym Hamster, keine äußere Luft zu ihnen dringen, wenn sie erstarren sollen; das sieht man aus der genauen Verstopfung des Eingangs, welche sie von innen nach außen zu verrichten. Bey ihrem Auszuge

stoßen

stoßen sie auch den Pfropf nicht nach außen heraus, welches auch nicht möglich seyn würde, sondern sie nehmen nach und nach die Erde, Steine, das Heu u. d. g., woraus er besteht, von der Seite hinweg. Wenn man sie an die Wärme oder Sonne bringt, so fangen sie nach wenig Minuten an zu schnarchen, und bewegen sich taummelnd hin und her. Im warmen Zimmern kann man sie den ganzen Winter über wachend erhalten; doch wollen sie dazu, und zum Fressen, wenn sie erst aus der Erstarrung kommen, gezwungen seyn. Nach ihrem Erwachen im Frühling begeben sie sich in die mittlere Gegend der Gebirge, um daselbst ihre Nahrung zu suchen; aber bey herannahenden Sommer steigen sie wieder in die Höhe um der Einsamkeit zu genießen. Im Herbste, ehe sie einschlafen, sind sie sehr fett, und im Frühjahr, wenn sie erwachen, gewöhnlich sehr mager. Im Sommer fliehen sie bey Ungewitter und Regen oder Gefahr allzeit in ihre Höhlen, und verlassen sie nur an schönen Tagen, ohne sich jedoch weit davon zu entfernen.

Nahrung. Ihre Nahrung besteht aus Kräutern und Wurzeln, und aus dem zärtesten und kräftigsten Grase. Sie sollen besonders das kräftige Muttern (Phellandrium Mutellina L.), Alpenwegrich (Plantago alpina L), Bärenklau, Genipi (Achillea moschata. L.), Alpensinau (Alchemilla alpina), Zweyweibige Grindwurz (Rumex digynus), Alpendorant (Antirrhinum alpinum), Alpenklee (Trifolium alpinum), Alpensternblume (Aster alpinus) lieben. Die gezähmten aber genießen allerhand Speisen, Fleisch, Obst, Brod, Wurzeln, Milch and Butter, besonders Mandeln, Nußkerne, rohe Kastanien, Rosinen, getrocknete Zwetschen u. d. g. Im Frühjahr, wenn noch Schnee liegt,

müſs

müssen sie ihr Futter weit suchen. Mit der Morgendämmerung gehen die alten Murmelthiere aus ihren Löchern und fangen nach Aufgang der Sonne an zu weiden, und weiterhin lassen sie auch die Jungen heraus gehen. Diese springen dann nach allen Seiten herum, jagen einander, setzen sich auf die Hinterfüße und bleiben in dieser Stellung gegen die Sonne gerichtet, mit der Miene eines außerordentlichen Wohlbehagens, lange Zeit sitzen. Alle, jung und alt, setzen sich, ehe sie anfangen das Gras zu ihrer Nahrung abzumachen, auf ihre Hinterschenkel in einen Kreis herum, und drehen ihre Köpfe nach allen Seiten. In der heißesten Jahrszeit, und ehe sie den Winterschlaf beginnen, sieht man sie um die nahen Quellen, und die Jäger wollen sie auch an den Salzlecken bemerkt haben. Sie saufen nur höchst selten, und wenn sie es thun, so recken sie den Kopf in die Höhe, wie die Gänse, wenn sie saufen, und drehen sich sogleich aus Furcht nach allen Seiten um. Ihr Magen und ihre Gedärme sind im Winter ganz leer, wie ausgewaschen. Dieß findet man schon ehe sie sich schlafen legen; denn sie sollen wirklich, sobald sie den ersten Frost empfinden, so viel und lange Wasser trinken, bis es klar und rein wieder von ihnen abgeht. Der Magen ist daher zu dieser Zeit sehr klein und wie zusammen geschrumpft.

Fortpflanzung. Sobald sie erwachen, sind sie munter, scherzhaft, lustig, und fangen an sich zu begatten, welches also gewöhnlich im April und May geschieht. Sie tragen ohngefähr 4 bis 6 Wochen, und bringen nur einmal des Jahrs 2 bis 4 Junge in den weichen Winterhöhlen zur Welt, die im Junius schon gefunden werden, und im Julius schon ziemlich hurtig herum laufen können. Die Mütter bewachen

 sie

sie fleißig. Sie lassen sich jung zähmen, lernen allerley possierliche Stellungen, tanzen, und auf dem Wink ihrer Herren gehorchen. Sie fallen die größten Hunde an, wenn sie gereizt werden, und beißen sie; freßen in aufrechter Stellung; klettern auf Bäume; steigen an nahe zusammenstehenden Mauern hinauf, und die Savojarden richten sie ab, an einem Stock zu gehen, und in den Schornsteinen hinauf zu steigen.

Fang und Jagd. Wenn die Murmelthiere zahm gemacht werden sollen, so werden sie ganz jung gehascht, wenn sie von den Müttern aus der Höhle geführt werden.

Geschossen können sie nur werden, wenn man sich vor Tages Anbruch vor ihnen ins Gebüsch, oder hinter eine trockene Mauer, die man von Steinen zu dieser Absicht erbauet, den Wind entgegen, versteckt hat. Man muß aber die Schildwache zu erlegen suchen, sonst pfeifft diese den andern und man wartet vergeblich auf ihre Wiederkunft.

Der Fang durch das Ausgraben ist aber der angenehmste und nützlichste, wenn er zur rechten Zeit geschehen kann. Hierbey sondirt man von Zeit zu Zeit mit einem Stock den Gang der Röhre zur Winterwohnung, welche man sich schon frühe bemerkt und besteckt hat. Man gräbt sie gemeiniglich auf St. Gallustag, und man kann sie, wenn sie 3 Wochen oder 1 Monat schon gelegen haben, leicht wegnehmen, da sie alsdenn alle auf ihrem Bette erstarrt liegen. Kömmt man aber zu frühe, ehe sie ganz schlafen, so verfehlt man meist seinen Zweck, indem sie sich während des Grabens auf der andern Seite Ausgänge verschaffen, oder sich verstecken. Hier wird den Gräbern auch oft ein Arm voll Heu zur Beute, womit sie Lämmer und Ziegen füttern können.

Man

Man stellt auch Steinplatten, welche man mit Sprenghölzern, wie die Mäusefallen, aufstellt, vor die Mündung ihrer Sommerhöhle, bedeckt die Fluchtlöcher, und sie werden von dem Stein, wenn sie an das Stellholz stoßen, erschlagen. In einigen Gegenden werden sie von den Landleuten, die Liebhaber der Jagd sind, mit Hunden aufgesucht, und in Fallen oder Schlingen, die man vor ihren Höhlen anbringt, gefangen.

Nutzen. Das Fleisch ist hart und schwer zu verdauen; doch essen es die Schweitzer gekocht und gebraten mit Kohl sehr gern. Es soll wie Schweinefleisch aussehen und schmecken, und ihm sein besonderer Geruch durch starke Gewürze leicht benommen werden können. Gegen den Winter ist es sehr fett. Aus den Keulen macht man eingepöckelt und geräuchert kleine gute Schinken.

Der Balg ist ein guter Futterpelz, und giebt roh oder schwarz gefärbt Müffe und allerhand Gebräme.

Das Fett dient statt des Oels in Lampen, und die Bergbewohner bedienen sich desselben zu einer Arzeney wider viele Krankheiten.

Sie sollen Wetterpropheten seyn, und durch ihr Pfeiffen die Veränderungen des Wetters anzeigen. Wenn sie die Bewohner der schweizerischen, tyrolischen und italienischen Alpen, nicht auf den Bergen herum spielen sehen, so halten sie dieß für ein Zeichen, daß es den folgenden Tag regnen wird. Ja sie sollen sogar durch Auswerfung ihres Schuttes Erzgänge verrathen.

Viele arme Savojarden nähren sich durch sie, indem sie sie herum tragen, tanzen und allerhand Künste machen lassen.

Schaden. Die zahmen werden oft durch Nagen an Hausgeräthe und andern Dingen schädlich.

Benennungen. Murmelmaus; Murmeutle; Mistkellerle; Alpenmaus; Alpenratze; Bergratze.

## 2. Die Zieselmaus.

Mus Citellus. Lin.
Le Souslic. Buff.
The earless Marmot. Penn.
(Tab. XI. Fig. 3.)

### Kennzeichen der Art.

Der Körper ist lang, der Kopf klein und dick, die Füße kurz und fünfzehig.

### Beschreibung.

Die Zieselmaus ist weit verbreitet, und findet sich in Pohlen, Ungarn, dem südlichen Rußland, fast durch ganz Asien; wird aber jetzt in Schlesien, Böhmen und Oestreich nur noch selten angetroffen. Es ist ein sehr artiges Thier, welches zwischen dem Murmelthier und Hamster in der Mitte steht. Mit jenem hat es Farbe, äußere Gestalt und Sitten gemein, und diesem gleicht es an Größe, innern Körperbau, Backentaschen u. s. f. Die Größe ist 9 bis 12 Zoll und die Länge des Schwanzes 4 Zoll. *)

Der Kopf ist dick; die Nase schwärzlich, oben mit feinen Härchen besetzt. Die Schnauze ist fast kegelförmig; Stirn und Scheitel platt. Die Oberlippe gespalten, die Unterlippe sehr kurz; zur Seiten schwarze Bartborsten, die kürzer

*) Par. Ms.: Körper 7 bis 10 Zoll; Schwanz 3 Zoll.

kürzer als der Kopf sind. Vier kürzere Borsten stehen über jedem Auge und vier auf jedem Backen. Die obern Vorderzähne sind gelblicht, die untern weißlicht. Der vorderste Backenzahn in der obern Kinnlade ist etwas kleiner, als die übrigen, und konisch, und die hintersten sind oben und unten die größten. Alle größern Backenzähne sind fast, wie bey den Raubthieren, spitzzackig. Die schlaffen Backen haben Taschen. Die braunen oder schwarzen Augen sind groß und hervorstehend. Alle Theile des äußern Ohrs sind da, doch flach am Kopf angedrückt und unter den Haaren verborgen, so, daß man statt der äußern Ohren nur einen dicken behaarten Wulst sieht, der das Ansehen hat, als ob die vorher abgeschnittenen äußern Ohren, sich wieder vernarbt hätten. *) Der Körper ist lang, oben vorwärts gehöhlt, hinterwärts gewölbt; unten weniger bauchigt, als beym Murmelthier. An der Daumenwarze ist eine konische, ziemlich hervorragende Kralle; die übrigen Zehen der Vorder- und Hinterfüße sind groß, schwarz und spitzig. Der etwas geringelte Schwanz ist gewöhnlich kürzer, als die Hinterfüße, und besonders zu beyden Seiten mit langen Haaren besetzt, die das Thier, wie das Eichhörnchen, ausbreiten kann.

Die Haare sind weich, glatt, fast einen halben Zoll lang, am Kopf etwas stärker, und haben zwischen sich noch ein anderes wolliges Haar, welches auf dem Rücken weiß und am Bauche bräunlich ist. Die Farbe ist gewöhnlich oben aschgrau und unten ziegelfarbig; doch finden sich sehr viele Spielarten, worunter folgende drey besonders merkwürdig sind:

 Die

*) Daß sie also, wie der Maulwurf, gar keine äußerliche Ohren hätten, ist ungegründet.

Die gewässerte Zieselmaus. Sie ist oben weißlich-grau mit braun oder gelb wellenförmig gemischt. Der Scheitel ist gleichfarbig oder dunkler grau; der übrige Kopf, Hals und Füße röthlichgelb, um die Nase und Augen dunkler. Die untere Seite des Körpers ist blaßgelblich. Sie ist groß, und hat einen längern stark behaarten und grau und braun gefärbten Schwanz. Sie kömmt hauptsächlich an der Samara vor.

Die geperlte oder getiegerte Zieselmaus ist graubraun mit weißen Flecken, womit der Rücken ziemlich gleichförmig besäet ist. Die untere Seite und Fläche des Kopfs und Körpers ist weißgelblich; die Gegend zwischen der Nase und den Augen aber, so wie die Hinterfüße, hinterwärts gelbbräunlich. Die Augen sind weiß umfaßt. Der Schwanz ist kürzer, gelbbräunlich, und weniger behaart. Die Größe ist mittelmäßig. Sie wohnt um den Don in Casanischen, und an der Lena.

Die gelbliche Zieselmaus ist graubraun, entweder gleichfarbig, oder ein wenig gewäßert oder gefleckt, unten schmutzig weiß, und am Kopfe dazwischen bräunlich. Der Schwanz ist gewöhnlich kurz und gleichfarbig. Man findet sie in der Größe eines Murmelthiers und einer Wassermaus. Sie wohnt besonders in warmen Gegenden *).

Die Zieselmäuse laufen hüpfend, schlüpfen durch alle Oeffnungen, wo nur der Kopf durchkommen kann, richten sich zuweilen auf den Hinterfüßen auf, um sich umzusehen, spielen mit einander im Sonnenschein vor den Höhlen u. s. w. Sie schla-

*) Alter und Jahrszeit scheint mir an der Verschiedenheit der Farbe dieser Thierart, so wie bey allen Mäusen, sehr viel Antheil zu haben.

schlafen mit zusammengeballten Körper, auf den Hinterfüssen sitzend, nicht nur die ganze Nacht, sondern auch bey Tage bey stürmischem Wetter und vollem Magen, sehr fest. — Der Laut des Männchens ist pfeiffend und scharf, die Weibchen aber, die sich öfterer hören lassen, geben einen kläglichern und schwächern Ton von sich.

**Aufenthalt.** Statt daß der Hamster fettes Erdreich liebt, so baut die Zieselmaus im freyen Felde in trockne, erhabne und gebaute Gegenden in rasigen oder leimigen Boden, nimmt auch sogar mit einem dürren, feuchten, salzigen, sandigen und felsigen Grunde vorlieb. Nur Wälder und Sümpfe vermeidet sie.

Jedes dieser Thiere bewohnt seine eigne, selbstgegrabne, oder von andern verlaßne Höhle, und man findet in der Heckzeit die Weibchen oft anderthalb Klaftern tief unter der Erde. Die Höhlen selbst haben ohngefähr 1 Schuh im Durchmesser, sind gewölbt, länglicht rund und mit trocknem Grase ausgefüttert. Nach dem Alter des Thieres hat es mehr oder weniger Gänge, wovon aber nur einer geöffnet ist, die übrigen aber so mit Erde verschlossen sind, daß man sie kaum bemerkt. Der offne, enge, im Grase verborgene Gang dient ihm des Sommers zum Ein- und Ausgange. Im September, wenn es am fettesten ist, verschüttet es ihn aber mit Erde, gräbt sich anderwärts einen neuen aus der Höhle bis an den Rasen hindurch, und verschläft dann den Winter betäubt in seiner Höhle. Durch die Wärme des Frühlings, wenn der Schnee geschmolzen ist, erweckt, bricht es dann den neuen Gang vollends durch, kömmt sehr mager hervor, und macht diesen zu seinem Aus- und Eingang den Sommer über. An den verschütteten, nahe zu-

sammenliegenden Gängen kann man erkennen, wie viel Jahre das Thier diese Höhle bewohnt hat.

Es scheut das Wasser, und bleibet auch beym Regen in seiner Höhle.

Nahrung. Sie nähren sich von Roggen, Waizen, Hafer, Erbsen, Leinsaamen, Hanf; von zärtern Kräutern, als Klee, Vogelwegtritt, Geisklee (Cytisus volgensis. L.), strauchender Robinie (Robinia fruticosa. L.), Affenbeeren (Empetrum procumbens. L.), Mehlbeeren (Arbutus Uva ursi. L.), und allerley Wurzeln. Auch fressen sie Mäuse und Vögel. Die zahmen genießen gern Fleisch und Milch, und Getraide, Obst und Brod. Sie trinken wenig und leckend, den Schnee aber lecken sie nicht. Die kleinern Speisen nehmen sie, wie fast alle Mäuse mit dem Munde, die größern aber mit den Vorderpfoten auf. Nach der Mahlzeit kämmen und putzen sie sich sehr artig mit den abgeleckten Vorderpfoten. Sie sollen sich im Herbst einen Vorrath für den Winter sammlen.

Fortpflanzung. Sie begatten sich im März oder April und in den kältern Gegenden im May. Nach 25 bis 30 Tagen gebiert das Weibchen 3 bis 8 blinde, nackte, weißliche und ziemlich unförmliche Jungen, welche in einem Monate schon halb so groß als die Mütter sind, aber erst im Sommer dieselben verlassen. Sie vermehren sich sehr stark. Die Jungen werden, so wie die alten, die Weibchen ausgenommen, welche immer beißig und wild bleiben, in einem Tag so zahm, daß sie das Kettchen, und die Gesellschafft der Menschen gewohnt sind.

Fein-

Feinde. Die Iltisse, Marder, große und kleine Wiesel, verschiedene Falken und die Krähen setzen ihrer großen Vermehrung einigermaßen Schranken.

Fang. Sie werden in Schlingen und Fallen gefangen, oder ausgegraben, oder durch Wasser, das sie gar nicht leiden können, aus ihren Höhlen gejagt.

Nutzen. Ihr Fleisch ist einigen syberischen, den ungarischen Bauervölkern besonders im Herbst, wenn sie fett sind, eine sehr angenehme Speiße, und selbst die vornehmen Kalmuken, die sie mit ihren Milchbrandwein zu bereiten, und ihnen dadurch den Geschmack der Ferkel zu verschaffen wissen, genießen sie gern.

Die Felle dieser Thiere werden als Pelzwerk zu Unterfutter, Mützen u. d. g. genutzt, und sind wegen ihrer Leichtigkeit und Wärme in großem Werth. Die ungarischen Bauern machen Geld- und Tobacksbeutel aus denselben.

Schaden. Sie nehmen die jungen Vögel aus den Nestern, die sie auf der Erde antreffen, und sollen, wie die Hamster, Getraide in ihre Höhlen sammlen.

Benennungen. Der Ziesel, Zeisel, Zisel, Erdzeisel, Erdzeiselchen, die Zieselratte, pohlnische Maus, Bilgmaus, der Suslic, (Kritsch,) orientalische Hamster.

## Fünfte Familie.

## Winterschläfer.

### Mures lethargici.

### Kennzeichen.

Sie haben lange Ohren und Schwänze, wovon letztere ganz mit Haaren bedeckt sind, und sich meist in einen Haar-

büschel endigen. Sie erstarren in der Kälte und schlafen den ganzen Winter hindurch.

## 1. Der Siebenschläfer.

Mus Glis. Pallas.
Sciurus Glis. Lin.
Le Loir. Buff.
The Fat-squirrel. Penn.
(Tab. XII. Fig. 1.)

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist lang und dick behaart, der Körper aschgrau, unten weiß.

### Beschreibung.

Dieß Thier, das einzeln in Deutschland, besonders in Oestreich angetroffen wird, ist der Glis der alten Römer, welchen sie auf eine eigene Art*) mästeten, und als eine große Delikatesse verspeißten. Der Körper ist 6 3/4 Zoll und der Schwanz 4 3/4 Zoll lang **). Der Kopf ist länglich eyrund; die schwarzen Bartborsten länger als der Kopf. Die zwey obern Vorderzähne stehen senkrecht, die untern etwas nach oben eingebogen; alle vier pomeranzenfarbig; auf jeder Seite in beyden Kinnbacken 4 Backenzähne; zusammen 20 Zähne. Die Augen sind groß, hervorstehend und mit einem schwarzbraunen Ring umgeben; die Ohren abgerundet, dünn und nackt; der Körper stärker als beym gemeinen Eichhorn; der Schwanz sehr zottig. Die Vorderfüße sind, wie beym Eichhorn, aber stark, und haben 4 Zehen, die hintern haben 5 Zehen und 6 Schwielenhäute.

Der

*) In besondern Glirariis.
**) Par. Ms.: Körper 6 Zoll; Schwanz 4 1/2 Zoll.

Der Balg ist ungemein weich und schön, fast wie Grauwerk. Die Backen sind weiß; der Oberleib grau mit schwarz und silberweiß vermischt; der Unterleib weiß mit einem Silberglanz; der Schwanz grau.

Er hat viel Muth, vertheidigt sich aufs äusserste gegen seine Feinde, und beißt gewaltig um sich. — Er lebt über 6 Jahre.

Das Weibchen hat 4 Säugwarzen an der Brust und 6 am Bauche.

Aufenthalt. Sein Vaterland ist der gemäßigte Theil von Europa und Asien, wo er sich in waldigen Gegenden, besonders in weniger hohen Eichen- und Buchenwäldern aufhält. Er klettert auf die Bäume, und springt vermittelst seines zottigen Schwanzes von einem zum andern, wie das Eichhorn, nur nicht mit der großen Geschicklichkeit und Leichtigkeit, da er nicht so lange Beine, und dafür einen dickern Bauch hat und fetter ist. Den ganzen Winter bringt er in einer Erstarrung und Betäubung zu, welche von Erkältung des Bluts herrührt. Er sucht alsdenn trockene Höhlen in Klüften, Felsen und Bäumen auf, die er mit weichem Moose belegt, und kommt selten vor Ende des Aprils wieder zum Vorscheine, es müßte denn sehr warme Witterung im Frühjahr einfallen *).

Nah-

*) Es ist bekannt, daß die Wärme des Menschen, und fast aller Säugethiere zu allen Zeiten über 30 Grade über den Gefrierpunkt steigt. Man hat aber den Versuch gemacht und die Kugel eines kleinen Wärmemessers in den Leib des Siebenschläfers, der großen und kleinen Haselmaus gesenkt, und die Wärme niemals stärker, als bis zum zehnten Grade gefunden. Wenn also dieser geringe Vorrath von innerer Wärme nicht mehr

**Nahrung.** Seine Nahrung besteht in Buchecken, Haselnüssen, Kastanien und andern wilden Früchten; und er bringt sie mit den Vorderpfoten sitzend zum Munde. Er beschleicht aber auch die Vogelnester, und frißt die Eyer und Vögel aus denselben.

**Fortpflanzung.** Er begattet nach seinem Erwachen aus dem Winterschlaf sogleich und wirft im Junius 3 bis 6 Junge in einem hohlen Baume, die sich nicht leicht zähmen lassen, sondern stets ihre Wildheit beybehalten.

**Feinde.** Der **Waldmarder**, die **wilde Katze** und der **Uhu** sind seine gefährlichsten Feinde.

**Fang.** In Italien macht man Gruben in den Wäldern, die man inwendig mit Moos bestreut, nachher wieder mit Stroh bedeckt, auf welches Buchecken geworfen werden. Hierzu wählt man einen trocknen Ort gegen Mittag unter dem Abhange eines Felsen. Hier versammlen sich die Siebenschläfer in großer Anzahl, machen sich sehr fett, und

mehr durch die äußere warme Luft unterhalten wird, und wenn das Thermometer nicht höher als 10 oder 11 Grade unter dem Gefrierpunkte steht, so müssen diese Thiere erstarren. Diese Erstarrung kann aber auch nicht länger dauern, als die Ursache, welche sie hervorbrachte. Daher erstarren sie an hinlänglichen warmen Orten gar nicht, oder leben auch wohl gar im Winter oder Frühjahr im Freyen auf, wenn das Thermometer etliche Tage 12 bis 14 Grade steht. Daraus darf man aber nicht folgern, daß dieß Verhältniß der Wärme bey allen Arten der Winterschläfer einerley sey, welches auch der Erfahrung widersprechen würde, da die verschiedenen Winterschläfer zu verschiedenen Zeiten schlafen gehen und wieder aufwachen.

und werden gegen Ende des Herbstes in ihrer Erstarrung angetroffen und weggenommen.

Nutzen. Ihr Fleisch soll in Geschmack viel Aehnlichkeit mit dem Fleische des Meerschweinchens haben. Sie werden im Herbste besonders fett und wohlschmeckend.

Ihr Fell ist ein brauchbares Pelzwerk, und wird von den Kürschnern mit Kalk gewöhnlich schwarzfleckig gebeizt.

Schaden. Die Bucheckern, Haselnüsse und Kastanien mag man ihnen wohl gönnen, aber dadurch bekommen sie doch den Namen schädlicher Thiere, daß sie die Nester der Vögel beschleichen, und was sie darin antreffen, fressen.

Benennungen. Rellmaus; Mauseichhorn; Billich; Schlafratte; Ratz; Schlafratz; Greul; Grauwerk; Rasselmaus.

## (32) 2. Die große Haselmaus.

Mus quercinus. Lin.

Le Lerot. Buff.

The Garden-Squirrel. Penn.

(Tab. XII. Fig. 2.)

### Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist lang, haarig und durch die Augen geht ein schwarzer Streif.

### Beschreibung.

Diese Haselmaus hält sich in dem ganzen gemäßigten Europa auf, und wird in Thüringen nicht selten angetroffen. Die Länge des Thieres ist 6 Zoll, des Schwanzes 4 1/2 Zoll *), und die Höhe 2 1/4 Zoll. Der Kopf ist 1 1/2 Zoll

*) Par. Ms.: Körper fast 5 1/2 Zoll; Schwanz 4 Zoll.

Zoll groß, wie bey einer Ratte gestaltet, doch in eine etwas spitzigere Schnauze auslaufend. Die obern breiten Schneidezähne sind kurz und braun, und die untern längern, sehr spitzigen Vorderzähne weißgelb. In der obern und untern Kinnlade befinden sich auf jeder Seite vier am Rande eingekerbte, und in der Mitte vertiefte Backenzähne, oben der kleinere und spitzigere hinten, und unten vorne. Die Zunge ist dick und glatt. Die Augen sind groß, hervorliegend, schwarz ins bräunliche fallend — die Ohren 3/4 Zoll lang, eyrund und kahl. Von der Mundspitze bis zur Schwanzwurzel läuft das Thier immer nach und nach mit unmerklichem Halse stärker zu. Die kurzen Vorderfüße haben vier Zehen, einen kurzen Daumen, der tief sitzt und einen kleinen Nagel hat, und die Hinterfüße fünf Zehen. Die Nägel sind scharf und weiß. Der Schwanz ist dick behaart, breit, besonders beym Männchen, und hat nur mehrentheils die oben angegebene Länge; denn man findet nicht selten Haselmäuse, deren Schwanz fast die Länge des Körpers hat. Er wird gerade ausgetragen.

Die Farbe des Thieres ist folgende: Der Obertheil des Kopfs ist von der Schnauze an bis zur Stirn fuchsroth. Am Ende der langen, schwarz und weiß gezeichneten Barthaare über der Nase läuft durch die Augen und unter den Ohren weg ein schwarzer glänzender Streif, der unter den Ohren nach dem Halse zu, wo er sich endiget, stärker wird. Hinter den Ohren befindet sich ein schwarzer Punkt, und diese Theile selbst sind fleischfarben. Von dem Halse bis zur Mitte des Schwanzes ist der Oberleib schmutzig braun, wegen der hervorstehenden schwarzen Stachelhaare. Die Seiten fallen von dem röthlichen ins aschgraue ab, und der ganze

Un-

Unterleib ist von der Nasenspitze an gelblichweiß. Vom Schulterblatt bis zum Fußgelenke läuft ein schwarzer abnehmender Streif herab; eben so befindet sich an den Hinterschenkeln ein schwarzer Streif, der bis an die Fersen reichet. Vorder- und Hinterpfoten und Unterschwanz sind weiß. Die letzte Hälfte des Schwanzes ist schwarz und endigt sich in einen weißen Pinsel. Die ganze Maus bekommt von diesen verschiedenen Farben und besonders von dem schön gezeichneten Kopfe ein vortreffliches Ansehen.

Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch einen spitzigern Kopf, dünnern Leib und Schwanz und hat acht Säugwarzen.

Diese Thiere können sehr geschickt klettern, und laufen und springen daher von einem Baume zum andern, wie die Eichhörnchen.

Sie leben nur für den Sommer; denn im Winter liegen sie in unthätiger Betäubung. Die Kälte ihres Bluts, dessen Wärme niemals die Temperatur der Luft übertrifft, ja oft noch geringer ist, verursacht ihren Winterschlaf, der jedoch nicht so fest ist, und so ununterbrochen fortdauert, wie beym Hamster. Denn nicht nur jede warme Witterung im Winter wecket sie, sondern auch bey jeder kleinen Wunde, die ihnen im festesten Schlaf gemacht wird, lassen sie Zuckungen sehen, und ein dumpfes Geschrey hören. Wenn man ihre Entwickelung zum neuen Leben beobachten will, so darf man sie ja nicht plötzlich zu nahe ans Feuer bringen, denn sonst ersticken sie, oder es zerspringen ihre zarten Blutgefäße und töden sie, ohne daß sie sich bewegen.

Uebrigens sind es boshafte, zänkische und beißige Thiere. — Ihre Stimme ist zischend, und wird nur in den Lei-

dem

denschafften des Zorns und der Liebe gehört. — Ihr Alter soll sich nur auf 6 Jahre erstrecken.

Aufenthalt. Was ihren Aufenthalt anbetrifft, so leben sie sowohl in kleinen buschigen Feldhölzern, als auch in großen Tannen- Eichen- und Buchenwäldern, und in den Gärten, welche an die Waldungen gränzen. Im Sommer halten sie sich meistens, wenn sie nicht ihre Nahrung auf der Erde suchen müssen, auf den Bäumen auf, die sie mit Hülfe ihrer scharfen Nägel sehr geschickt zu besteigen wissen. Im Herbste aber kommen sie herab, und suchen eine Höhle in einem hohlen Baum, in einer alten Mauer, oder in einem Felsen auf, jagen auch nicht selten die Maulwürfe und Erdwölfe aus ihren Wohnungen, legen ihr Wintermagazin daselbst an, und erstarren, in eine Kugel zusammengerollt, beym ersten harten Winterfrost und fallenden Schnee. Diejenigen, die in Gegenden sich aufhalten, wo nahe Gebäude liegen, schleichen sich sehr gern beym Anfang des Winters in dieselben, und bringen da in Scheunen, Ställen, und auf alten Böden, in abwechselnder Betäubung, den Winter zu.

Nahrung. In Wäldern nähren sie sich von Haselnüssen (daher ihr Name Haselmaus), von Bucheckern, Fichten- und Tannensaamen, von allerhand Beeren und Beerkernen, auch, wo Felder in der Nähe sind, von Hafer und Waizen. Sie besteigen die Ebereschenbäume, wenn die Beeren reif sind, und thun auch in Schneiden, wo sie dieselben abfressen, großen Schaden. In Gärten zernagen sie das süße Obst, um die Kerne herauszubringen, und stellen besonders den Pfirschen- Aprikosen- Wallnuß- und Pflaumenkernen sehr nach. Sie durchsuchen auch in ihrem Bezirke emsig alle Bäume und Sträucher, um junge Eichhörn-

hörnchen, junge Vögel und Vogeleyer zu finden. Ihre vorzügliche Sommernahrung besteht aber aus Mistkäfern, daher man sie auch an den Orten in Wäldern, wo Viehhallen sind, am häufigsten antrifft *).

Sie sind jederzeit gut bey Leibe, vorzüglich aber des Herbstes, wo sie das Fett den Winter über nöthig haben, um den Abgang der Ausdünstungen ersetzen zu können. Sie sammlen sich auch zuweilen im Herbste einen Vorrath entweder in ihrer Winterwohnung, wo sie die Betäubung erwarten, oder in einem eigenen Magazine, und gehen ihn beym Erwachen in warmen Wintertagen oder zu Anfang des Frühjahrs an. Wenn sie ihre Nahrung genießen, so stellen sie sich meist auf die Hinterfüße, und bringen sie mit den Vorderfüßen zum Mund mit allerhand lächerlichen Fratzen, wie die Eichhörnchen.

**Fortpflanzung.** Der Trieb zur Fortpflanzung erwacht bey diesen Thieren im May, und sie begatten sich auf der Erde, nachdem ein oder mehrere Männchen das Weibchen mit beständigem Zischen und Pfauchen verschiedenemal Baum auf und ab gejagt haben. Die Mutter trägt 3 1/2 Woche und gebiert fünf, selten vier oder 6 Junge in einem Neste auf

*) Dieß scheint etwas paradox zu klingen; allein man öffne nur den Magen solcher Thiere im Julius und August, und man wird ihn das meistemal mit nichts als Stücken von Roßkäfern vollgestopft finden. Ich habe auch bemerkt, daß sie in Häusern, die im Walde lagen, oder in welche sie mit den Holzwellen gefahren wurden, die Taubenhäuser und Schwalbennester besuchten und nach und nach allen jungen Schwalben und Tauben die Köpfe abfraßen.

auf einem Baume, das einem Eichhörnchen, Raben, einer Droßel, Amsel rc. gehört, und das sie entweder von diesen Thieren verlassen findet, oder ihnen abjagt. Bisweilen aber, wenn sie diese Bequemlichkeit nicht haben kann, ist sie auch genöthiget, selbst in einem dichten Fichtenbäumchen oder in einem zusammengelegten Scheidholz- und Reisighaufen, etliche Reiser, etwas Moos und Haare zusammen zu tragen, und sich ein Wochenbett mit einer Decke zu bereiten, das aber allzeit von wenig Geschick in der Baukunst zeuget. Die Jungen saugen lange, und verlassen die mütterliche Wohnung nicht vor sechs Wochen. Die Mutter trägt ihnen einstweilen genug Nahrung zu, und sie selbst gehen zuweilen in der Gegend ihres Nestes auf den Raub aus. Nach dieser Zeit haben sie schon beynahe die Größe ihrer Mutter erlangt; und dieß ist die Ursache, warum diese höchstens nur zweymal des Jahrs Junge zur Welt bringt. Die Jungen sehen auf dem Oberleibe aschgrau, und am Unterleibe weiß aus, doch haben sie die schwarzen Streifen am Kopf, an den Beinen, und eine weiße Schwanzspitze; und diese Farbe behalten sie bis zum folgendem Jahre *). Wenn ein Mensch einem solchen Neste zu nahe kommt, so pfaucht die Alte, wenn sie eben

*) Ich glaube daher, daß man Unrecht hat, wenn man die Haselmäuse in aschgraue und braunrothe eintheilt, oder aschgrau für ihre Hauptfarbe annimmt. Es ist wahr, man fängt und sieht im Herbste oft mehr aschgraue als braunrothe, die die Größe der Alten haben; allein diese alle haben noch ihr Jugendkleid an, das sie erst im folgenden Sommer nach der ersten Begattung ablegen. Eben solche aschgraue Haselmäuse sind wohl die Siebenschläfer, (Mus Glis), die auch in unsern Gegenden gefunden werden sollen. Ich habe wenigstens den wahren Siebenschläfer in Thüringen nie angetroffen.

eben zu Hause ist, mit glühenden Augen und fletschenden Zähnen auf ihn zu, und springt ihm, wenn er sich nicht vorsieht, oder es unvorsichtig wagt, sie oder ihre Jungen zu beleidigen, nach Gesicht und Händen und beißet sehr schmerzlich. So schön das Thier aussieht, und so rein es seinen Körper hält, so unrein hält es das Nest, worin die Jungen liegen, weil es den Unrath nicht, wie die andern Thiere, wegträgt. Der Gestank davon, der einen weiten Bezirk anfüllt, mag wohl einige seiner Feinde, den Marder und die wilde Katze von seinen Jungen verscheuchen, verräth sie aber dagegen dem Jäger und den Hunden.

**Feinde.** Ihre Verfolger sind die **wilden Katzen, Baummarder, Wiesel** und die **Uhue**, aber sie unterliegen diesen Mördern nur nach einem harten Kampfe.

**Vertilgung.** Man vertilgt sie vorzüglich durch das **Schießgewehr**. Es wird aber eine besondere Geschwindigkeit darzu erfordert, sie zu erlegen, da sie bey Erblickung eines Menschen sich pfeilschnell in den Gipfel des Baums, auf welchem sie sich befinden, verfügen, und von da von einem Baum zum andern mit Hülfe ihres büschlichten Schwanzes springen.

In Häusern, oder in ihren sonstigen bekanten Schlupfwinkeln fängt man sie in **eisernen Tellerfallen**, die man mit Käse belegt, welchen sie besonders lieben, und um darzu zu gelangen oft starke Breter durchnagen.

Im Herbste fangen sich sehr viele in den Schneiden in den für die Vögel aufgestellten Schlingen, und man bekommt sie, wenn sie nicht Zeit haben, sich loszubeissen, auf diese Art sehr oft in seine Gewalt.

**Nutzen.** Weder ihr Fleisch wird gegessen, noch ihr Balg benutzt, ob man gleich beydes könnte.

**Schaden.** Sie schaden in Wäldern und Gärten durch Aufsuchung ihrer Nahrung. In den Schneiden fressen sie die Beeren ab, und zerbeissen die Vogelbänder.

**Namen.** Sie heißt auch, Schlafratte, Eichelmaus, Eichenmaus, weiße Ratte, Holzmaus.

## (33) 3. Die kleine Haselmaus.

Mus Avellanarius. Lin.
Le Muscardin. Buff.
The Dormouse. Penn.
Tab. XII. Fig. 3.)

### Kennzeichen der Art.

Der Körper ist rothgelb, die Kehle weißlicht.

### Beschreibung.

Dieß schöne, muntere Thierchen bewohnt das wärmere Europa, und ist in Thüringen seltener als die vorige Art. Die Länge des Körpers beträgt 3, und des Schwanzes 3 Zoll 3 Linien *); es hat also die Größe der Hausmaus, ist aber dicker, und der Schwanz wird besonders von der Mitte bis zum Ende breit und dickhaarig. Der Kopf ist dick und breit; die Schnauze läuft stumpf zu. An derselben stehen auf jeder Seite 20 Wärzchen mit eben so viel schwarzen langen Barthaaren mit weißen Spitzen. Die Augen sind groß, schwarz, blitzend, und stehen näher nach den Ohren als nach der Schnau=

*) Par. Ms.: Körper, wie Schwanz, fast 3 Zoll.

Schnauze zu. Ueber und neben denselben steht auf jeder Seite eine einzelne Barthaare. Die Ohren sind kurz, ab gerundet, sehr dünne, auswendig und inwendig kurz behaart, und liegen breit am Kopf an. Das Gebiß ist, wie das bey der vorhergehenden Haselmaus, und eben so sind die Füße, außer daß an den hintern der Daumen ohne Nagel ist.

Der Körper ist oben bald hellfuchsroth, bald braunroth, bald rothgelb glänzend, und läuft nach dem Bauch weißgelb, und nach der Brust und Kehle zu weißlich ab. Im Winter ist der Balg mit schwärzlichen Stachelhaaren überlaufen, die besonders an der letzten Hälfte des Schwanzes sehr merklich werden. Der Schwanz hat etliche weiße Haare an der Spitze.

Es übertrifft in seinem Betragen alle Mäusearten, und ist an Artigkeit, Poßierlichkeit, und Munterkeit, so wie an Schnelligkeit, die Bäume und Stauden zu ersteigen, dem Eichhörnchen sehr ähnlich. Es giebt in Gefahr einen quicksenden und zischenden hellen Ton von sich, und lebt über 6 Jahre.

Aufenthalt. Dieß Mäuschen verdient eigentlich den Namen Haselmaus, da man es selten anderswo als im Haselgesträuch antrifft, und zwar an schattigen Orten, hinter alten Mauern, Felsen, und Steinbrüchen. Es erstarrt noch leichter als die vorige Art, im Winter auch in temporirten Zimmern, und wenn es im Freyen in der Mitte des Octobers spürt, daß sein langer fester Winterschlaf herannahet, so hüllt es sich in einen Steinritzen, unter den Wurzeln eines Baums oder Busches in eine Hülse, die es von Tannennadeln, Moos, Laub und Genist bereitet, und

schläft bis in die Mitte des Aprils ununterbrochen fort. Wenn es erwacht, ist es noch eben so dick mit Fett überzogen, als da es sich schlafen legte.

**Nahrung.** Die Nahrung dieser kleinen Haselmäuse besteht vorzüglich in Haselnüssen, welche sie sehr geschickt öffnen können, in Bucheckern, und Baumsämereyen, Baum- und Staudenknospen, und in Kernen von allerhand Beeren und Obst. Im Herbste legen sie sich unter das Laub, in Ritzen und Klüfte von diesen Nahrungsmitteln ein kleines Magazin an, daß sie im Frühjahr aufsuchen und auszehren. Sie freßen gezähmt auch Getraide und bringen, wie die Eichhörnchen, alle ihre Speisen mit den Vorderpfötchen zum Munde mit allerhand artigen Bewegungen und Mienen, im Freyen aber brechen sie die Haselnüsse nicht ab, sondern öffnen sie am Busche hängend, und nur die abgefallenen öffnen sie, indem sie sie zwischen die Vorderpfoten fassen.

**Fortpflanzung.** Die Mutter bauet in einer schattigen Gegend, zwischen etlichen dichten Aesten einer Haselnußstaude, ein ziemlich großes, schönes Nest von Laub, Moos, Gras, Reißig und Haaren, überwölbt es mit einer Haube von eben den Materialien, so daß es wie ein Ball aussieht, und läßt zur Seite eine einzige Oeffnung; hat also mit dem Eichhörnchen einerley Kunsttrieb. In demselben bringt sie im August gewöhnlich vier blinde Jungen zur Welt, die sie über einen Monat lang säuget. Diese schlüpfen im September oft auf diesem Neste, spielen auf den nahen Nußsträuchern herum, pflücken Nüsse, und laufen beym geringsten Geräusche wieder hinein. Sie sehen glänzend fuchsroth aus, und man zieht sie wegen ihres lustigen Betragens in Vogelkäfigen auf.

Feinde. Ihre Verfolger sind wilde Katzen und Baummarder.

Fang. Wenn man nicht ein Nest ausspürt, so kann man ihrer selten habhaft werden. Nicht leicht fangen sie sich in den Fallen, die man ihnen mit gewelktem Obst auf ihre Büsche stellt.

Nutzen. Den uns bekannten Nutzen haben bis jetzo noch blos ihre Feinde, denen sie zur Speiße dienen.

Schaden. Ihr unbeträchtlicher Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung, den sie zuweilen in Gärten thun.

Namen. Die Haselmaus; Schlafratte; der Nußbeißer; die Waldmaus; die rothe Waldmaus; auch der Siebenschläfer.

---

## Die vierzehnte Gattung.

### Das Eichhorn, Sciurus.

#### Kennzeichen.

Oben befinden sich zwey keilförmige Vorderzähne, und unten eben soviel zusammengedrückte.

Die vordern Füße haben vier, und die hintern fünf Zehen.

Der zottige Schwanz, den diese Thiere haben, und wovon die längsten Haare zu beyden Seiten hinaus stehen, unterscheidet sie von allen andern. Ihre kurzen Beine und langen Pfoten machen sie zum Klettern sehr geschickt.

Ihre Nahrung nehmen sie aus dem Pflanzenreiche, und zwar von Früchten, Nüssen und andern Gesäme,

## (34). 1. Das gemeine Eichhorn.

Sciurus vulgaris. Lin.

L'Ecureuil. Buff.

The common Squirrel. Penn.

### Kennzeichen der Art.

An den Spitzen der Ohren ist ein Haarbüschel *).

### Beschreibung.

Das Eichhorn, welches ganz Europa bewohnt, wird im Thüringer Wald in großer Anzahl gefunden. Im Klettern und Springen ist dieß Thier dem Marder und an Größe dem Wiesel ähnlich, doch ist es schöner gebaut. Es hat einen platten fast viereckigen, dicken, spitzig auslaufenden Kopf. Die Nase steht hoch. Die Oberlippe ist überragend, und die untere merklich kürzer. In jeder Kinnlade befinden sich zwey Schneidezähne; die obern sind keilförmig, die untern zusammengedrückt, länger, und beweglich zur Beförderung des Benagens sehr harter Speisen **). Auf jeder Seite stehen vier große gereifte Backenzähne, und vor diesen noch zwey kleinere: zusammen 22 Zähne. Die Lippen sind mit kurzen, steifen, weißen Haaren besetzt. Zur Seite der Nase stehen 5 Reihen schwarzer langer Bartborsten, und über den Augen und auf den Backen 3 solcher Barthaare. Die Augen sind groß, rund, schwarzbraun, hervorstehend, und

*) Nach der Härung im Frühjahre, und bey den Jungen selten.

**) Diese Beweglichkeit kann man nur an lebendigen, und an toden, so lange sie noch warm sind, bemerken, außerdem sitzen sie so feste, wie die andern, im Zahnfleisch.

und stehen etwas näher nach den Ohren, als nach der Schnauze zu. Der Hinterkopf ist erhaben. Die Ohren sind kurz und aufgerichtet, mit sträupigen langen Haaren an den Spitzen bewachsen. Der Hals ist kurz; der Rücken immer gewölbt. Die ganze Größe des Körpers vom Kopf bis zum Schwanz ist 9 Zoll; die Höhe 4 Zoll und die Länge des Schwanzbeines 8 Zoll, und bis zur Spitze 10 Zoll*). Das Haar steht in die Höhe und ist etwas zurückgebogen. Der Schwanz, des Thieres größte Zierde, ist zottig; die längsten Haare desselben stehen zur Seite hin, und geben ihm das Ansehen einer Schwungfeder; sitzend liegt er auf dem Rücken, laufend aber ist er ausgestreckt. Die kleinen aber starken Schenkel sind mit großen Füßen und dicken Zehen versehen. Die Vorderfüße enthalten vier mit scharfen grauen Nägeln besetzte Finger, und statt des Daumens einen stumpfen Nagel. Die Hinterfüße haben fünf Zehen. Das Eichhorn verhütet, wie alle Nagethiere, die Erde mit seinen langen Fersen, weswegen es auch aufrecht sitzen kann.

Die Farbe des gewöhnlichen Eichhorns ist fuchsroth oder rothbraun, und verliert sich an der Kehle und am Bauch sanft in einen breiten weißlichten Streif. Der Grund ist immer aschgrau, und an dem Schwanze aschgrau und weiß gemischt. Schnauze und Augenlieder sind weißgelb. Das zweyjährige zieht im November einen Winterpelz an, wovon die hervorstehenden stachlichten Haare, besonders an den Seiten, aschgrau, roth und weiß sind, und ihm ein graugesprenkeltes Ansehen geben. Im Alter behält es immer diese graurothe Farbe, doch mit rothem Schwanz, Füßen und Ohrbüscheln. Sonst giebt es schwarze, schwarzbraune, blau- lichte

*) Par. Ms.: Körper 8 Zoll; Schwanz 9 Zoll.

lichte, schäckige, und nur höchst selten weißgelbe Eichhörnchen mit rothen Augen, welche aber alle nur eine Art ausmachen und in nichts als in Ansehung ihres Kleides, das sie tragen, von einander unterschieden sind.

Gesicht und Geruch sind ihre schärfsten Sinne, außerdem aber ist ihr feines Gefühl bey der Aenderung des Wetters zu bewundern. — Ihre Stimme ist in der Fröhlichkeit und Begattungszeit ein Pfeifen, bey Freude und Furcht ein Klatschen, und im Zorn, Schmerz und in der Gefangenschafft ein Knurren und Zischen. — Sie leben 6 bis 7 Jahre.

Das Weibchen ist kleiner als das Männchen, und sein Schwanz ist nicht mit so langen und dichten Haaren besetzt.

Das Betragen dieser so vortheilhaft gebildeten Geschöpfe zeichnet eine ins Poßierliche fallende Unruhe aus. Wenn sie sich auf der Erde befinden, und einen Menschen oder Hund gewahr werden, so suchen sie geschwind einen Baum zu erreichen, laufen auf der entgegengesetzten Seite desselben hinauf, machen zuweilen Halt und schieken unvermerkt an der Seite des Baums hervor nach ihrem vermeynten Feinde, klatschen und zischen einigemal, und so bald dieser die Augen von ihnen weggewendet hat, so wissen sie ihm mit der größten List zu entwischen, indem sie sehr geschwind und unbemerkt den Gipfel des Baums zu erreichen suchen, und dann so leise als möglich von einem Gipfel zum andern springen. Sie sind im Stande mit Hülfe ihres zottigen Schwanzes 12 Fuß weit entfernte Bäume zu erfliegen. Zum bloßen Gehen und langsamen Schreiten scheinen sie zu leicht gebaut, daher sie immer kleine Sprünge mit abwechselnden großen thun.

Sie

Sie halten sich gerne trocken und reinlich, und sitzen daher immer auf ihren Hinterfüßen, putzen und lecken sich. Sie fliehen die Sonnenhitze und lieben den Schatten. In der Brunst- und Heckzeit sind sie sehr boshaft und leiden keinen von ihren Kammeraden in dem Umkreis, von welchem sie einmal Besitz genommen haben, sondern verjagen ihn mit grimmigen Bißen. In der äußersten Verfolgung können sie sehr geschickt über einen Fluß oder Teich schwimmen, und brauchen wenigstens in Thüringen keines Bretchens, wie man vorgiebt, ja sie springen lieber bey Versuchen vom Bretchen ab, und schwimmen mit eingetauchtem Rücken und Schwanz.

**Aufenthalt.** Die Eichhörner wohnen in Wäldern, und in Gärten, die in ihrer Nähe liegen. Sie bauen sich viele Nester, und zwar in Schwarzwäldern von dünnen Reisern und Moos, und in Laubhölzern von Reisern mit Blättern, oder dürren Reisern und dürren Blättern. Sie sind alle mit einer conischen Haube, wie die Aelsternester, versehen, in welcher sich ein Eingang, der dem Winde entgegen, oder gewöhnlich nach Morgen zu angebracht ist, befindet. Auf der andern Seite am Stamme des Baums, da diese Nester meist in der Mitte des Baums am Stamme angebracht sind, ist noch überdieß eine kleine Oeffnung gelassen, durch welche sie im Nothfall vor ihrem Feinde entschlüpfen können. Jedes Paar hat deren wenigstens vier, und zwey davon sind besonders groß, und ihre Hauptwohnungen. Auch beziehen sie die leeren Raben- und Aelsternester und richten sie nach ihren Bedürfnissen ein. Sie sind Wetterpropheten, verrathen den Sturm durch ihr Pfeifen und Klatschen, und verstopfen den Eingang ihrer Wohnung an derjenigen Seite,

wo

wo der Wind herstürmen wird. Bey fürchterlichen Gewittern, starken Regengüssen und heftigen Winden verschließen sie sich ganz in dieselbe.

**Nahrung.** Sie suchen ihre Nahrung meistens in Gärten und Wäldern, deren Ertrag durch sie geschmälert wird. Sie fressen Obstkerne, Nüsse, Eicheln, Roth- und Weißbuchsaamen, Ahorn- und Maßholdersaamen, Tannen- und Fichtensaamen, Beerkerne, Baumknospen, Heidel- und Mehlbeerblätter und Schwämme. Ein Pärchen kann leicht in etlichen Tagen allen Birnen eines Süßbirnbaums zernagen, und die Kerne heraus fressen. Die Früchte der Wallnußbäume können sie eben so bald abnehmen; und man muß ihre große Geschäfftigkeit bewundern, wenn sie einen solchen Baum auskundschafften. Tagelang pflücken sie unzerbrochen Nüsse, und tragen sie fort. Sie machen weite Wege und zwar auf der Erde weg, um sich diese angenehme Kost zu verschaffen. Im Winter und Frühjahr fressen sie abgefallene Nüsse, Eicheln, Buchecker, Beerkerne, Laubknospen, Baumrinde und vorzüglich Tannen- und Fichtensaamen, deren Zapfen sie zu Mehl zermalmen, um diese Körner heraus zu holen; im Sommer und Herbste aber speisen sie Obstkerne und Nüsse. Von Nüssen und Eyerschwämmen legen sie sich ein Magazin in einem Nest, oder in einem hohlen Baum, oder auch in einem selbst gegrabenen Loch unter einem Busch oder Stein, an, dessen Vorrath sie aber nicht bis zum Winter sparen, sondern in regenhaften Herbsttagen schon angreifen und verzehren. Pfirschen- und Aprikosenkerne sind ihnen Gift. Wenn sie fressen, sitzen sie auf den Hinterpfoten, bringen mit den vordern, als mit Händen, die Speise zum Munde, und man sieht oft an ihren freundlichen

lichen und lächerlichen Mienen, wie gut ihnen eine Nuß schmeckt. Im Winter lecken sie statt des Wassers den Schnee gern.

Fortpflanzung. Im März sind diese Thierchen zum erstenmal brünstig (läufisch), und es entsteht zu dieser Jahrszeit da, wo sie häufig sind, ein allgemeiner Krieg unter ihnen. Man sieht zuweilen 10 bis 12 auf einem Baume im blutigen Kampfe um Gatten und Gattinnen streiten. Die Farbe macht in der Liebe keinen Unterschied, sondern es begatten sich schwarze und rothe zusammen und zeugen Junge. Das Männchen hat ein sehr großes Zeugungsglied, und ist besonders sehr geil. Das Weibchen trägt beynahe vier Wochen und bringt im April oder May 3 bis 7 blinde Junge in einem von ihren Nestern, das sonderlich gut mit Moos und Laub ausgefüllt ist, zur Welt. Den Jungen sind die Augen acht Tage verschlossen und sie werden von der Mutter drey bis vier Wochen gesäuget, alsdenn beklettern sie schon die Bäume, spielen unter sich, und mit dem Obst und Nahrungsmitteln, die ihnen die Alten herbey tragen. Während den ersten vier Wochen muß man also ihre Nester ersteigen, und die Jungen herausnehmen, wenn man sie zähmen will. Allein hierbey muß man diese Vorsichtigkeitsregel beobachten, daß man sie gleich zum erstenmal wegnimmt, weil sie die Eltern, wenn sie die Witterung von Menschenhänden durch ihren scharfen Geruch bey dem Wochenbette bemerken, in ein andres Nest, das oft mehr als 1000 Schritte von diesem entfernt ist, tragen, und man sie alsdenn nur mit der größten Mühe wieder finden kann. Man findet oft in einem Neste schwarze und rothbraune beysammen, wenn die Eltern, die sie zeugten, von verschiedener Farbe waren, ja es fallen auch,

auch, obgleich beyde Eltern rothbraun sind, schwarze aus *).
Man ernährt sie anfänglich mit Milch und weißem Brod,
alsdann fressen sie Nüsse, Mandeln und Backwerk. So
wild sie in der Freyheit sind, so zahm werden sie in menschlicher Gesellschafft. Ihre poßierliche Stellungen machen dem
Liebhaber, obgleich ihr Haar sehr unangenehm riecht, viel
Vergnügen; nur muß man ihnen die Vorderzähne ausbrechen, und sie in ein eigen Häuschen anketten, damit sie durch
ihren Biß und ihr Nagen nicht schaden können. — Sie begatten sich mehrentheils noch einmal im Jahr; allein diese zweyte
Begattung ist mit keinem Kriege verbunden, wie die erste.
Die Jungen verlassen die Alten schon nach dem zweyten Monate und suchen sich ihre Nahrung selbst auf. Diejenigen aus
dem ersten Wochenbette sind schon um Michaelis beynahe zu
ihrer vollständigen Größe herangewachsen.

**Krankheiten.** In sehr harten Wintern sterben sie,
wenn der Fichten- und Tannensaamen mangelt und der
Schnee zu tief und zu lange liegt, daß sie nicht auf der Erde
ihre Nahrung in abgefallenen Nüssen und Kernfrüchten
suchen können, Hungers und erfrieren. Man findet sie
alsdann in ihren Nestern tod liegen, und in ihrem Magen
haben sie nichts als ein Bischen unverdauliche zernagte Holzrinde und Zweige **).

Fein-

*) Diese Bemerkung habe ich oft gemacht.

**) Zu Anfang des Winters 1782 gab es eine solche Menge Eichhörner in Thüringen, daß dem Wanderer im
Walde beynahe jede 30 Schritte ein solches Thierchen
aufstieß. Den kommenden Frühling (und bis jetzo)
sah man sie nur noch sehr einzeln. Viele glaubten, sie
wären wegen Mangel des Tannensaamens, ihres Hauptnahrungsmittels ausgewandert; allein bey genauerer
Un-

Feinde. Nur selten erschleicht der Fuchs ein Eichhörnchen, das sich auf der Erde befindet, desto mehrere aber fängt der Baummarder, dessen Hauptnahrung sie sind. Er jagt sie so lange von einem Baume zum andern, bis sie unter stätem Angstgeschrey ermüdet sich ihrem grausamen Feinde ergeben müssen. Die Jungen sucht er in ihren Nestern auf und trägt sie seinen Jungen zu. Auch die große Haselmaus beschleicht die Nester der Eichhörnchen, und schleppt die Jungen als Raub weg. Die Weihe, verschiedene große Eulen und der Bussard schleppen sie zur Heckzeit ihren Jungen zu. Von Flöhen werden sie, so wie von Bandwürmern sehr geplagt.

Jagd. Die Fährte der Eichhörnchen ist wegen ihrer langen Fersen sehr kenntlich. (Tab. XIV. Fig. 14.) Sie setzen mehrentheils alle vier Füße, je zwey und zwey, kurz hinter einander, oder auch wohl alle vier zusammen, so daß die hintern in den Spuren der vordern stehen, und die Zehen stehen sehr weit von einander. Ihre Füße müssen, da sie schädliche Thiere sind, der Obrigkeit von den Jägern ausgeliefert werden.

Man fängt sie in Schlingen, die man in ihrem Gange aufstellt, und auf Bäumen in Fallen, die aus zwey Bretern bestehen, woran das oberste auf leicht aufgestellten Hölzern beweglich ruht, so daß es bey Berührung der, an den klei-

Untersuchung fand man, daß sie alle noch da waren, aber entweder erstarrt in ihren Nestern oder unter dem Schnee vergraben lagen. Die Jagdhunde, die diese Leichnamme ausspürten, machten diese Entdeckung zuerst, und fanden das ganze Frühjahr hindurch eine große Menge derselben.

kleinen Hölzern befestigten, Lockspeise, die aus Nüssen bestehen kann, niederfällt, und sie erschlägt. Gewöhnlich aber werden sie mit der **Flinte** oder dem **Blasrohr** erlegt. Man muß sie sehr vorsichtig greifen, wenn sie nicht gänzlich getödet sind, da sie mit einem einzigen Biß ihrer scharfen und langen Zähne die ganze Hand durchbeißen können.

**Nutzen.** Ihr Fleisch ist, da sie aus dem Pflanzenreiche sehr gute Speisen genießen, eßbar. Ein gebratenes Eichhorne hat fast den guten Geschmack einer gebratenen Henne, und die schwarzen sollen die wohlschmeckendsten seyn.

Die **Bälge** der deutschen Eichhörner werden nicht genug genutzt, ob sie gleich ein brauchbares Pelzwerk zu Mützen und Handschuhen abgeben. Diejenigen Winterbälge aber, die unter dem Namen **Grauwerk** oder **Vehe** (petit-gris) bekannt sind, werden vorzüglich geschätzet. Aus Sibirien kommen die besten, und werden häufig zu Futter, Ausschlag, und Müffen verarbeitet. Die Kürschner nennen die hellen, weißes **Grauwerk**, und die dunklern, schwarzes, obgleich weder die erstern ganz weiß, noch die letztern ganz schwarz sind. Der Rücken wird eigentlich zu Unterfutter für Manns- und Weibskleider, die Wehwammen oder die Bäuche zu den ansehnlichsten Futtern, und die Ohren statt der Hermelinschwänze zu Auszierung der Unterfutter gebraucht.

Aus den **Schwanzhaaren** verfertigt man Mahlerpinsel. — Die alten Aerzte brauchten das Fleisch, Fett und Gehirn als Arzeneymittel.

Die Eichhörner sind lebendige **Wettergläser**, und empfinden die stürmische Witterung einen halben Tag vorher. Man

Man sieht sie dann, wie rasend auf den Bäumen herum- springen, hört sie verschiedene Töne von sich geben, und findet bey der Untersuchung ihrer Nester, daß sie den Eingang, wenn er auf der Seite war, wo der Sturm herkommen sollte, verstopft, und die andere Seite des Nestes geöffnet haben.

Die große Munterkeit, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit und Behendigkeit, mit welcher sie alle ihre Handlungen verrichten, und ihre Gelehrigkeit und Reinlichkeit hat sie auch in die Gesellschafft der Menschen gebracht.

**Schaden.** Den größten Schaden thun diese Thiere in Gesellschafft der Mäuse an der Eichel- Roth- und Weißbüchensaat, indem sie den ausgestreuten Saamen aus der Erde wieder hervorscharren und freßen. Außerdem beißen sie die Spitzen der Fichten- und Tannenzweige ab, und freßen die Knospen derselben, so wie die Baumknospen von verschiedenen Bäumen und Sträuchern. Sie zernagen die Tannen- und Fichtenzapfen, die süßen Birnen und Aepfel. Wallnüsse und Haselnüsse tragen sie in Menge weg. Nur unter der grausamen Bedingung, daß ihnen die Zähne ausgebrochen werden, können sie zum Vergnügen der Liebhaber gezähmt werden, außerdem werden sie durch ihr Nagen am Hausgeräth und durch ihren giftartigen Biß schädlich *).

Ver-

*) Das zahmste Eichhorn fühlt oft den Trieb nach seiner verlohrnen Freyheit in sich, besonders im Frühjahr zur Zeit der Begattung seiner freyen Brüder, es wird wild und beißt unversehens jeden, der sich ihm nur nähert, in diesem Paroxismus. Uns sind drey Beyspiele seit kurzem bekannt, wo sehr zahme und artige

**Verschiedenheiten und Namen.** Im Thüringerwalde haben wir folgende Spielarten, die nur der Farbe nach unterschieden sind, und sich unter einander begatten.

1) Das rothbraune, gemeine Eichhörnchen, das Eckerchen, Eichhermelin, der Springfuß, das Eichkatzle.

2) Das schwarze mit weißer Kehle und Bauch.

3) Das aschfarbene, oder graublaue mit weißer Brust und Bauch und einer röthlichen Einfaßung des Unterleibes. Es scheint aus der Vermischung obiger beyden Arten zu entspringen. Es ist das schönste; aber nicht häufig.

4) Das ganz graue Eichhorn mit schmutzig weißer Brust und Bauch, und einem röthlichen Strich über den Rücken.

5) Das Schäckchen. Von diesem giebt es wieder zwey Unterarten, a) solche, die roth und weißgefleckt und b) solche, die weiß und schwarz gefleckt sind. Sie sind auch sehr einzeln. Man könnte

6) hieher auch noch die schneeweißen mit rosenrothen Augen rechnen, die man zuweilen antrifft. — Wenn diese so verschieden gezeichneten Spielarten untereinander Junge zeugen, so bekommen ihre Haare oft eine aus ihrer Eltern Farbe zusammengesetzte Zeichnung *).

Die-

artige Eichhörnchen, die ihren Gebietern sonst auf den Wink folgten, dieselben, ohne vorhergegangene Beleidigung, durch ihren Biß so stark verwundeten, daß das Gift desselben nicht geheilet werden konnte, sondern die Finger abgelößt werden mußten.

*) In unserm Kabinette haben wir z. B. ein Eichhorn, dessen Oberleib und Schwanz pechschwarz und der Unterleib fuchsroth ist.

Diejenigen, die in nördlichern Ländern, sonderlich an den Ufern des Obi und am Baikal-See wohnen, bekommen im Winter einen ganz grauen Balg, der unter dem Namen des oben benannten Grauwerks bekannt ist.

---

## Die funfzehnte Gattung.

### Der Hase. Lepus.

#### Kennzeichen.

In beyden Kinnladen findet man 2 Vorderzähne, doch sind die obern doppelt, so daß hinter den äußern grössern noch 2 kleinere liegen.

An den Vorderfüßen sind 5, und an den Hinterfüßen 4 Zehen.

Man sagt gewöhnlich von den Thieren dieser Gattung, daß sie einen natürlichen Uebergang von den nagenden, zu den wiederkäuenden machten, weil man ihnen ein Wiederkäuen zuschreibt.

### (35) 1. Der gemeine Hase.

Lepus timidus. Lin.
Le Lièvre, Bouquet. Buff.
The Hare. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind länger als der Kopf und an der Spitze schwarz. Der kurze Schwanz hat eine schwarze Oberseite.

## Beschreibung.

Der Hase, welcher alle Gegenden der Erde, die heiß festen Zonen ausgenommen, bewohnet, ist in Deutschland und besonders in den thüringischen Feldern und Wäldern schaarenweise zu finden. Seine Länge ist 1 Fuß 10 Zoll, die Höhe 10 Zoll und der Schwanz (die Blume, Federlein) mißt 3 Zoll *).

Der Kopf ist länglich, herunterwärts gebogen, nach der Spitze zu schmal und vom Munde bis zu den Ohren abgerundet. Die Schnauze ist dick und groß, mit langen Barthaaren besetzt; besonders ist der innere Theil der Lefzen mit Haaren bebrämt. Er hat oben vier Vorderzähne, nämlich zwey vorne, die durch einen Einschnitt getheilt zu seyn scheinen, und zwey hinter denselben, welches bloße Stifte sind; unten befinden sich nur zwey Schneidezähne, oben an jeder Seite 6 und unten 5 schmale Backenzähne; zusammen 22 Zähne. Die Nasenlöcher sehen wie ein zweyter Mund aus, welche Täuschung die Vertiefung der Nasenscheidewand verursachet. Man nennt eine solche Vertiefung eine Hasenscharte. Die Augen stehen zur Seite, sind groß, weit hervorragend, schwarz und blöde. Die Ohren (Löffel) sind lang, an der Spitze schwarz, und scheinen sich an ihrem Ursprunge zu berühren. Die Natur versagte ihm ein scharfsehendes Auge, gab ihm aber dafür ein scharfhörendes Ohr und eine feine Nase. Er hat einen starken Hals, eine enge fleischige Brust, einen langgestreckten und überall gleichdicken Leib. Die Vorderfüße (Vorderläufte) sind kurz, dünne und mit 5 Fingern versehen, und die Hinterfüße (Sprünge) sind länger, ohngefähr halb so lang als der Körper und haben vier Zehen. Bey

*) Par. Ms.: Körper 1 Fuß 8 Zoll; Schwanz 2 3/4 Zoll.

Beyde haben schwarze lange, spitzige und ausgehöhlte Nägel, und sogar die Fußsohlen sind mit Haaren dicht besetzt. Er geht auf dem ganzen Hinterfuß bis zur Ferse.

Die Farbe seines Balges, der mit wolligen Haaren (mit Wolle) und einzelnen Stachelhaaren dicht besetzt ist, ist oben gelb und schwarz gesprengt, zur Seite röthlicher und unten gelb und weiß. Der kurze Schwanz steht in die Höhe gekrümmt, und ist oben schwarz und unten weiß.

Der Hase hat die Augen stets offen und schläft sogar mit ganz oder halb offenen Augen, weil sie seine kurze, gleichsam abgeschnittene Augenlieder nicht bedecken können, und ihm die Augenwimpern fehlen. Er sitzt immer auf den Hinterfüßen, welches man ein Männchenmachen nennt, und spielt oft mit sich selbst, mit Feldmäusen, und mit seines Gleichen. Seine längern Hinterfüße verwandeln seinen Gang in ein stetes Hüpfen; und er ist auch aus diesem Grunde schneller, wenn er Berge besteigt, als wenn er herunter läuft. — Seine Stimme ist zur Zeit der Begattung ein dumpfes Murksen, und in der Noth und Todesstunde ein lautes ängstliches Geschrey, wie es die ganz kleinen Kinder hören lassen. — Sein Lebensziel hat er in acht bis zehn Jahren erreicht.

Beyde Geschlechter, der Hase (Ramler) und die Häsin (der Setzhase, Mutterhase) haben noch besondere Kennzeichen, wodurch man sie von einander unterscheiden kann. Der Ramler ist kürzer gebaut, hat breitere Lenden, einen stärkern, rundern, wolligern Kopf, einen längern und stärkern Bart, kürzere und breitere Ohren, ist röther auf den Schultern und Vorderblättern als die Häsin, und mit brei-

tern und weißlichen Ohren, die er oben nahe zusammen und über dem Rücken neben einander hinhält, versehen. Der Setzhase hingegen ist größer und langgestreckter als der Rammler. Die Wolle ist auf dem Rücken grau und fällt ins schwärzliche; die Seitenfarbe lichter; die Blume länger und nicht so weiß, und breit, als bey jenem, und er sperret die Ohren weiter von einander, und legt sie an den Seiten hin.

Aufenthalt. Von Natur ist der Hase furchtsam und und schreckhaft, so daß ihm das geringste Geräusch, daß zuweilen Frösche, Eidexen und Schlangen verursachen, aus seinem Lager vertreiben kann. In Gegenden, wo er sich Sommer und Winter im Felde aufhalten muß, gräbt er dasselbe mehrentheils auf die Mittelfurche des Ackers in Gestalt eines Ovals, so lang als er selbst ist, und so tief, daß sein Rücken noch etwas hervor sieht, und zwar im Sommer in solchen Gegenden, wo er die Nordluft, und im Winter, wo er die Sonne genießen kann, im Winter also nach Süden und im Sommer nach Norden zu. Er liegt darinnen, wie ein Knauel, zusammengedrückt, die Vorderfüße dicht am Kopf angezogen, und die Hinterfüße unter den Leib verkürzt, und man hält ihn ohne die gehörige Kenntniß und Uebung für eine Erdscholle. So lange als das Getraide noch auf dem Halm steht, geht er nicht aus demselben, und bis zum Winter bleibt er in den Stoppeln. Alsdenn aber sucht er in Gegenden, wo er Wälder und Feldhölzer in der Nähe hat, dieselben zu seinem Aufenthalte auf. Er steht nicht gern Regen, Hagel, Schnee, stürmische und kalte Winde, große Kälte und außerordentliche Hitze aus, und meidet besonders alle Gegenden, wo ihn im Winter die scharfen Ost- und Nordwinde treffen könnten, und wo er im Sommer der bren-

brennenden Sonnenhitze ausgesetzt wäre. — Um in seinem Wohnsitze vor seinen Feinden, besonders den Hunden sicher zu seyn, hat ihn die Natur gelehrt, ihnen die Spur durch Wiedergänge und Absprünge zu verwirren, daß sie ihn weder durch den Geruch noch durch die Verfolgung des Weges, den er genommen hat, finden können. Wenn er nämlich aus dem Felde in das Holz nach seinen Lager zurück kehrt, welches man im Winter sehr deutlich an der Fährte bemerken kann, so geht er in einiger Entfernung in gerader Linie eine ganze Strecke vor seinem Lager vorbey, wendet sich dann auf dem nämlichen Wege wieder zurück, thut, wenn er ein wenig gegangen ist, nach der Seite, wo sein Lager sich befindet, etliche Sprünge, geht wieder etliche Schritte, und springt wieder nach der Seite des Lagers ab, und dieß thut er noch etlichemal, bis er seinem Lager gerade gegenüber kömmt, wo er wiederum etliche Sprünge zur Seite thut, und dann mit einem großen Sprunge sich in dasselbe stürzet.

Wenn man zuweilen durch das Getraide ganzer Fluren schmale, schöne Wege von 1 Fuß Breite findet, die die abergläubischen Landleute den Bilsenmähern *) zuschreiben, so sind es Hasenstraßen, auf welchen sie ihrer Nahrung und den Geschäfften der Liebe nachgehen.

**Nahrung.** Die Hasen nähren sich von Getraide, besonders von Hafer, Kohl, Krautblättern und Krautfrüchten, von



*) Bilsenmäher sollen Hexen seyn, die durch die Flur gehen, mit der Sichel diese Wege schneiden, und das Getraide nach Hause tragen, welches denn ihr Patron der Teufel so segnet, daß in den wenigen Garben so viel Körner stecken, als sie das ganze Jahr zur Leibes Nahrung und Nothdurft nöthig haben.

von Wurzeln, Gras und Heu, und lieben besonders die Pflanzen, deren Saft milchartig ist. Im Winter thun sie der unter dem Schnee verborgenen Saat, welche sie durch Aufscharren entblößen und abfressen, grossen Schaden, nagen die Rinde aller jungen Bäume, der Linden- und Erlenbäume ausgenommen, und die Spitzen des jungen Schlagholzes, und besonders des Schwarzdorns ab. Junge Gerstensaat, Pappelrinde und Laub, Esparsette und Radischen, welche sie aus der Erde graben, sind ihre Lieblingsspeisen. In sehr harten Wintern werden sie von den Jägern mit Heu und Erbsenstroh gefüttert.

Der Regel nach gehen sie nur mit einbrechender Nacht ihrer Nahrung (Aesung) nach; in den längsten Sommertagen aber verlassen sie schon sechs Uhr ihr Lager, und im Winter, wenn zu tiefer Schnee liegt, und ihre Nahrung sparsam ist, gehen sie den ganzen Tag auf die Aesung. Auch die Häsinnen, welche Junge säugen, die sie abzehren, steigen am Mittage auf und befriedigen ihren Hunger ungescheut.

Da diese Thiere ihre Oberlefze stets bewegen, indem sie alles beriechen, so sagt man, sie käueten wieder. *)

**Fortpflanzung.** Die Hasen begatten sich (laufen, rammeln) bey warmem Wetter schon im Jänner und Hornung, im März aber sind sie am hitzigsten. Der Ramler ist zu dieser Zeit flüchtig, schwärmt allenthalben herum, wo es Häsinnen giebt, und spürt ihnen durch seinen guten Geruch auf der Erde, wie die Hunde, nach, wenn er sie verliert. Es folgen einer Häsin bey der ersten Begattung zuweilen 3 bis 4 Hasen mit einem stäten Knurren nach, und kämpfen sehr heftig

*) 3 Buch Mos. 11, 5. u. f.

heftig um sie, indem sie sich auf die Hinterbeine stellen, und mit den Vorbeinen nach einander schlagen und beißen. Dem Sieger, oder demjenigen, welcher ihr am besten gefällt, ergiebt sie sich, und dieser hält sich denn mehrentheils den ganzen Sommer hindurch allein zu ihr, und begleitet sie während ihrer Schwangerschafft allenthalben hin. Nach 30 oder 31 Tagen setzt sie das erstemal 1 bis 2, dann aber gewöhnlich 3 Junge im Felde, entweder in ein flachgegrabenes und zuweilen mit ihren Haaren ausgefüttertes Nest, oder in einen Misthaufen, und im Walde in Moos zwischen junge Tannen, oder Sträucher, in abgefallenes Laub oder hohes Haidegras. Die Jungen werden mit offenen Augen gebohren. Wenn sie zuweilen vier und fünf Junge zur Welt bringt, so erzieht sie doch meist nicht mehr als drey, und läßt die übrigen umkommen. Sie begattet sich den sechsten Tag, nachdem sie gebohren hat, schon wieder, und säugt die Jungen nur zwanzig Tage, verläßt sie alsdann, und diese müssen sich selbst ihre Nahrung suchen. Wenn sie die Mutter säugen will, so lockt sie dieselben um sich herum, indem sie die langen Löffel zusammenschlägt, welches ein Klappern verursacht. Das Weibchen läßt das Männchen bis in Julius und länger zu, und kann in einem Jahre, wenn das Frühjahr ohne Schnee und der Sommer trocken ist, sehr viele Junge gebähren, woher die ungemein starke Vermehrung der Hasen entsteht. Der erste Satz geschieht im März; der zweyte im May; der dritte im Julius, und zuweilen ein viertes noch im September. Man glaubt, daß die Häsin wegen des sonderbaren Baues ihrer Geburtsglieder überschwängert werden könnte, und daraus erklären die Jäger die Mißgeburten, die man nicht selten unter den jungen Hasen im Neste antrifft.

Die Jungen sind an der Stirn mit einem weissen sternförmigen Fleck bezeichnet, den sie oft ein ganzes Jahr behalten. Sie verlassen die Gegend nicht, wo sie gebohren worden sind, leben aber einsam, und jedes macht sich sein besonderes Lager. Man kann sie mit Milch aufziehen, und sich an ihren Trommeln mit den Vorderfüßen, welches eine Art ihrer Vertheidigung ist, wodurch sie sich nicht allein gezähmt Hunden und Katzen, sondern auch in der Freyheit ihren sonstigen Feinden entgegen stellen, und an andern lächerlichen Possen, und ihren Schmeicheleyen vergnügen. Ihr vollkommener Wuchs ist in 15 Monaten vollendet, und sie begatten sich noch in demselben Jahre, da sie gebohren sind. Sie zeugen mit den Kaninchen nach vielen Versuchen keine Bastardten.

**Krankheiten.** In der Begattungszeit bekommen die Hasen wegen der übermäßigen Hitze an der Lunge, Leber, dem Herzen, Rücken und den Geburtsgliedern zuweilen Hitzblattern, die unter dem Namen Pocken, Finnen und Franzosen bekannt sind, und ihr Fleisch im Sommer eckelhaft machen.

**Feinde.** Sie sind der gemeinste Raub der Raubthiere und Raubvögel; Wölfe, Luchse, Füchse, Hunde, Wiesel, Uhue, Habichte und Raben sind ihre Verfolger und Mörder. Die Raben stoßen nur auf junge Hasen.

Von den Flöhen haben sie im Sommer viele Plage auszustehen. Auch machen ihnen die Bandwürmer, die Blasenwürmer, die man in der Leber und im Uterus findet, die Trichuriden, und die Zwirn: (Filaria) und Egelwürmer viele Unannehmlichkeiten.

**Jagd.** An diesen Thieren machen Jäger und Jagdhunde die ersten Versuche. Der junge Märzhase wird schon

als

als ein Leckergericht im Julius und August auf dem Anstand geschossen; die eigentliche Hasenjagd aber fängt sich in der Mitte des Septembers an, und dauert bis zum Februar, oder bis zu der Zeit, wenn sich der Hase wiederum begattet.

Die Fährte aller vier Füße ist, da er stets, langsam und geschwinde, gallopirt, wie ein Dreyeck gestaltet, woran die Grundlinie, oder die Seite, wo die beyden Fährten gerade gegen einander überstehen dahin weiset, wohin er gelaufen ist, und woran die zwey Spuren, die hintereinander stehen die Spitze des Dreyecks bilden. Die zwey vordern gegen einander überstehenden Spuren sind aber nicht von den vordern Füßen abgedruckt, sondern von den hintern, und die zwey Vorderfüße machen die Spuren, die nachstehen. Er hebt also, wie die mehresten Thiere, die auf den ganzen Fersen gehen, die zwey Hinterfüße zu gleicher Zeit auf, und schnellt sie über die vordern weg. Je geschwinder er gallopirt, desto weiter stehen die Spuren und umgekehrt. (Tab. XIV. Fig. 12. a. b.)

Er wird im Herbst im Felde durch Jagdhunde aufgejagt und geschossen. — Man hetzt ihn mit Windhunden, denen er oft durch seine Quersprünge und geschickten Wendungen, entkömmt, und hierbey bemerkt man, daß ihm die Natur den Mangel seiner Vertheidigungswaffen durch seine lange Hinterläufte ersetzt hat, mit welchen er große Sprünge zu machen und besonders bergan sehr schnell zu laufen im Stande ist. Er steht im Laufen oft still, sieht sich aufgerichtet nach seinem Feinde um, und thut beym Stillstehen allzeit mit einem von seinen Hinterfüßen einen Schlag auf die Erde. Packt ihn sein Gegner, so schnickt und schreyt er blos, ohne andere Gegenwehr.

Man

Man erlegt ihn auf dem Anstand des Abends an Feldhölzern, aus welchen er in der Dämmerung, seine Nahrung im Felde zu suchen, kömmt.

Im Winter wird er vermittelst des Treibjagens im Felde und vermittelst des Klapperjagens im Walde geschossen. Hierbey muß der Jäger in Rücksicht auf die Witterung gewisse Regeln beobachten. Denn da der Hase ein Wetterprophet ist, und schon 24 Stunden vorhero das Wetter fühlt, so wählt er auch darnach seinen Aufenthalt. Wenn es dahero am Tage regnet, so findet man ihn auf trocknen und erhabenen Orten, in Steinbrüchen, an Orten, wo es viele hohe Distelbüsche giebt, in kleinen Haiden, und allzeit unter dem Winde; in kalten Nächten, bey Schnee- und Frostwetter hingegen muß man ihn im dicken Gesträuche aufsuchen.

Man fängt ihn auch in Schlingen, welche aus ausgeglüheten dünnen Drath, wie eine Haarschlinge, gemacht, und in seinen gewöhnlichen Gang, wo er durch eine Hecke oder unter einen Busch wegkriechen muß, aufgestellt werden. — In seinem Lager erschießt man ihn, indem man ihn umgeht. Es geschieht dieß, wenn man, bey seiner Erblickung im Lager, so lange immer engere Kreise gehend um ihn beschreibt, bis man ihm so nahe kommt, daß er erlegt werden kann. Er wird dadurch, da er den Jäger immer auf allen Seiten sieht und wittert, so verwirrt, daß er nicht weiß, an welchem Ende er entfliehen soll, und also liegen bleibt.

Er wird auch in Hasennetze getrieben, und wo er selten ist eingelappt. — Bey großem Schnee kann man ihn mit abgekochtem Kohl, den er sehr weit riecht, hinlocken, wohin man will.

An

An der Nase und hinter den Ohren ist er am empfindlichsten, und kann an diesen Orten durch einen leichten Schlag getödet werden.

Nutzen. Das Fleisch (Wildpret) des jungen Hasen ist zart, leicht verdaulich und nahrhaft, und auch der alte Hase giebt gute Braten und Gerichte. Will man das Alter eines Hasen erkennen, so zieht man ihm die Ohren von einander; giebt das Fell nach, so ist er jung, hält es aber fest, so ist er alt; eben so sind die Glieder eines alten Hasen an den Vorderfüßen größer und stärker als an einem jungen.

In Rußland ißt man das Fleisch nicht, und die Hasen werden nur der Felle halber getödet. Man schätzt, daß jährlich in Rußland überhaupt mehr als eine halbe Million Hasen gefangen werden, welche dem Reiche 50000 Rubel einbringen.

Der Winterbalg kann gefärbt werden, und dient zu allerhand Pelzwerk.

Aus den Haaren werden schöne Hüte, gesponnen — Beinkleider, Handschuhe, Mützen, Strümpfe und Zeuge verfertigt. Die Bälge stehen dahero jetzt in einem sehr hohen Preise, und unsere Hutmacher bezahlen das Pfund Haar mit einem Dukaten. In Böhmen werden die schönsten Hüte aus Haasenhaaren gemacht, worzu jährlich 40000 Hasenbälge verbraucht werden. Jedes böhmische Kammerguth, lieferte sonst jährlich 1300 bis 1400 Stück; wovon das Hundert 20 bis 24 Gulden kostete.

Die Bälge werden für gut befunden, wenn sie an diejenigen Theile des Körpers angelegt werden, wo Flüße sind, und verhindern auch das Wundliegen in langwierigen Krankheiten als Unterlagen.

Auch

Auch die Flöhe ziehen sich nach dem Hasenfell gar gerne. Dieß weiß man in Dalerne in Schweden, wo es sehr viele Flöhe geben soll, sehr gut zu benutzen, um sie auf eine leichte Art zu fangen. Man bindet nämlich ein Stückchen Hasenfell auf die Brust, die Flöhe ziehen sich den Tag über vom ganzen Körper dahin, und des Abends sucht man beym Schlafengehn die Stückchen Fell ab.

Die abgehaarten Hasenfelle nutzt der Beutler, Schuhmacher, Siebmacher und Leimkocher.

Die Abgänge bey den Gerbern und Hutmachern geben einen guten Dünger.

Die Hinterfüße gebrauchen die Goldschmiede zu Glättung des Silbers, die Buchbinder um das Leder mit der Beitze und dem Eyweiß zu überstreichen, die Physiker, wie den Fuchsschwanz, um den Elektropher damit zu reiben, und jederman als einen kleinen Besen, um Kleinigkeiten damit abzukehren.

Man bediente sich sonst aller Theile von Hasen in der Medicin, und noch jetzo erkennt man das Blut (den Schweiß) als ein wirksames Mittel bey den Blutflüßen der Frauenzimmer. Es wird ein reines Stück Leinwand in das frische Blut getaucht, und getrocknet, alsdann ein Stückchen, wie ein halber Laubthaler groß, in ein Glas weißen Wein gethan, und wenn es den Wein roth gefärbt hat, so wird er getrunken. — Das Fett braucht man um Schwären und Geschwüre zu erweichen und auffressen zu lassen, und zur Vertreibung großer Geschwulste.

Die Perser, bey denen noch viele Theile vom Hasen als Arzeney gebraucht werden, glauben, ein Narr bekäme durch den Genuß der Hasenleber und des Hasenfleisches seinen Verstand wieder.

Scha-

**Schaden und Mittel dagegen.** Der Hase schadet der jungen Saat, dem reifen Getraide, den Kohlfeldern, und den jungen Bäumen, deren Schalen er abnaget. Wenn man um die Pflanzschulen herum Reife einsteckt, deren untere Seite alle 14 Tage mit Schweinefett und Schießpulver bestrichen wird, so werden sie leicht verscheucht.

**Abweichungen.** Die Jäger theilen die Hasen (furchtsame Hasen) ein, in Feldhasen, in Berg- Wald- Holz- oder Buschhasen, und in Sumpfhasen. Es sind dieß nur verschiedene Benennungen, die den Ort, wo sich der von uns beschriebene Hase gewöhnlich aufzuhalten pflegt, bezeichnen. Freilich hat die Lebensart in so verschiedenen Gegenden auch einigen Einfluß auf das Naturel, und besonders auf das Wachsthum dieses Thiers, allein dieß ändert die Kennzeichen seiner Art nicht ab.

a) Der **Berghase** ist größer, dicker, hat ein dichteres, bräuneres und schwärzeres Haar, und ist mehr weiß unter dem Halse als der Feldhase. Da er im Walde nicht den großen Verfolgungen ausgesetzt ist, wie jener, also ein höheres Alter erreicht, und im Herbste und Winter gute Nahrung von Eicheln und Buchekern hat, so findet man ihn oft von einer großen Schwere. Man hat in den Hinterbergen des Thüringerwaldes Berghasen 18 Pfund schwer geschossen.

b) Der **Sumpfhase** unterscheidet sich vom Feldhasen in nichts, als in Ansehung seines Aufenthalts, weil er immer in morastigen und sumpfigen Gegenden und im Schilfe ist. Sein Fleisch ist weißlicht, unschmackhaft und ungesund. Man hat bemerkt, daß es mehrentheils Rammler sind, die diesen Aufenthalt wählen.

c) Auf

c) Auf den höchsten Gebirgen des östreichischen Kreises, besonders in Steyermark giebt es, wie in der Schweitz auf den hohen Alpen, weiße Hasen (Berghasen); die aber nur im Winter weiß, und im Sommer von der gewöhnlichen Hasenfarbe sind. Nur in den nördlichsten Gegenden, z. B. in Grönland behalten sie Sommer und Winter die weiße Farbe.

Merkwürdig ist auch, daß man schon oft Hasen gefunden hat, aus deren Stirnknochen ein Paar kleine Geweihe gewachsen waren, gehörnte Hasen.

## (36) 2. Das Kaninchen.

Lepus Cuniculus. Lin.
Le Lapin. Buff.
The Rabbet. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind meist unbehaart, und die Hinterfüße sind stets kürzer, als an den Hasen.

Das Kaninchen, welches dem Hasen an Gestalt und Betragen sehr ähnlich ist, unterscheidet sich von demselben vorzüglich dadurch, daß es kleiner ist, sehr dünnbehaarte Ohren, und kürzere Hinterfüße hat. Es scheint auch aus Bedürfniß mit mehr Naturtrieben begabt zu seyn, als der Hase, indem es zu seiner Bequemlichkeit und Sicherheit tiefe Höhlen in die Erde zu graben pflegt. Es hat eben das Gebiß, eben die Gestalt des Kopfs, Lage der Augen und Ohren, eben den kurzen Schwanz und die behaarten Fußsohlen, aber der Körper ist mit sanftern und nicht so langen

gen Stachelhaaren besetzt. Es bedient sich eben der Nahrung, wie der Hase, vermehrt sich aber stärker. Die Länge des Körpers beträgt ohngefähr 1 Fuß 7 Zoll, des Schwanzes 2 1/2 Zoll *), und die Höhe 6 1/2 Zoll, und das Weibchen ist allzeit etwas größer und stärker als das Männchen.

Wir kennen in Thüringen das zahme und wilde Kaninchen. Es machen beyde nur eine Art aus, welche jetzt die zwey verschiedenen Racen bey uns gebildet haben. Das einfarbige wilde Kaninchen ist der Stammvater und durch die Zähmung ist das vielfarbige zahme entstanden, indem sich durch die Nahrung, die eingeschränkte Lebensart und den Aufenthalt, wie bey allen zahmen Thieren, die Farbe verändert hat. Mit den Hasen, mit denen diese Thiere doch so nahe verwandt, und die ihnen sogar ähnlich sind, begatten sie sich nach vielfältig angestellten Versuchen nicht, geschweige denn mit den Katzen, wie man vorgegeben hat. Nur in Gefahr und bey schmerzhaften Beleidigungen lassen sie eine hellpfeifende Stimme hören. Sie werden zehn Jahr alt.

## A) Das wilde Kaninchen.
### Le Lapin sauvage. Buff.

### Beschreibung.

Das wilde Kaninchen, das in den gemäßigten und heißsen Strichen von Europa und in den wärmern Theilen von Asien lebt, wird in den Gegenden unsers Thüringens nur da angetroffen, wo es mit Fleiß angepflanzt worden ist. Es bewohnet nur einige kahle Untergebürge des Thüringerwal-

*) Par. Ms: Körper 1 Fuß 5 Zoll; Schwanz 2 Zoll.

waldes und die gebirgigen Gegenden um Jena und Erfurt herum; ob es gleich sonst in Deutschland nicht selten ist.

Seine Unterscheidungszeichen von dem zahmen sind diese; daß es schwarze Ohrspitzen hat, kleiner und schlanker und von Farbe gewöhnlich röthlichgrau ist. Da nämlich die wollige Unterlage der Haare schmutzig weiß ist, und die steifen darzwischen stehenden Haare röthlich, schwarz und weiß gefleckt sind, so giebt diese Zusammensetzung eben diese röthlichgraue Farbe.

Die Hornhaut der Augen ist nicht roth, sondern graulicht.

Kältere Gegenden als unser Deutschland kann es in der freyen Luft nicht aushalten, und unterscheidet sich also darin von dem Hasen, welcher auch unter den rauhesten Himmelsstrichen ausdauern kann.

Aufenthalt. Diese Kaninchen halten sich in Gesellschafft zusammen, und graben sich mit ihren weißen langen scharfen Nägeln an den Zehen der Vorderfüße tiefe, winklich, wie ein Ellenbogen, laufende Höhlen (Baue) mit verschiedenen Ausgängen (Röhren) in felsigen, am liebsten aber in sandigen Boden *), und jedes Paar, da sie in Monogamie leben, bewohnt seine eigene Wohnung, und macht sich dieselbe so bequem als möglich. In derselben befindet sich allzeit am Ende eine Kammer, deren Eingang so enge ist, daß ihnen der Fuchs, ihr Erbfeind, nicht nachkriechen kann, obgleich die vordern Röhren, durch das häufige Ein- und Ausgehen oft weit genug sind, daß er durch dieselben schlüpfen kann. In einem solchen Baue gräbt sich auch das

Weib-

*) Daher sie in großer Anzahl auf den sandigen Hügeln der Meeresufer, wie in Holland, gefunden werden.

Weibchen eine eigene geräumige Kammer, wo es seine Jungen gebiert (setzt). Wenn sie ausgehen, so bedecken sie oft die Röhren mit Sand, daß ihre Wohnungen nicht entdeckt werden sollen; und wenn sie an einem Orte Gefahr merken, so verlassen sie denselben, und wenn eine Familie auszuwandern anfängt, so folgen die andern alle nach.

**Nahrung.** Die Nahrungsmittel sind die nämlichen, die der Hase zu seiner Sättigung bedarf. Sie fressen Laub, Gras, Kräuter, Kraut, grünes und reifes Getraide und Rüben, denen sie nachgraben. Im Winter scharren sie die grüne Saat auf, müssen aber auch bey hohem Schnee und starken Frost mit Knospen von Gesträuchen, mit der Schale des jungen Holzes und mit verdorrtem Gras vorlieb nehmen.

**Fortpflanzung.** Die Mutter wird, wie die Häsin, im Hornung oder März von dem Vater (Ramler, Bock) befruchtet (sie rammelt), geht vier Wochen tragend, und bringt alsdann auf einem Bette, welches sie sich von Grashalmen, und ihren eigenen ausgerupften Haaren bereitet hat, vier bis sechs blinde Junge zur Welt. Diese bleiben 9 Tage blind und 14 Tage in ihrer Höhle; nach welcher Zeit sie mit der Mutter auslaufen, und ihre Nahrung zu suchen anfangen. Noch in den ersten 14 Tagen nach der Geburt wird die Mutter wiederum beschwängert, und läßt sich also nicht überschwängern, wie man von der Häsin glaubt, ob sie gleich eine eben so gestaltete Mutter hat, wie jene. Sie vermehrt sich mehrentheils viermal des Jahrs, wenn sie die eintretende kalte und feuchte Witterung nicht daran hindert. Da sie ihre Kinder sehr sorgfältig ernähret und beschützet,

sie nicht früher als nach 4 Wochen, wo sie ausdauern können, sich selbst überläßt, so ist sie im Stande in einigen Jahren eine Bevölkerung von etlichen Tausenden zu bewerkstelligen. Man siehet daher oft mit großem Nachtheil, da jedes Paar zu seinem Aufenthalte sich seine eigene Wohnung mit vielen Aus- und Eingängen aushöhlt, daß sich eine Kolonie von 4 bis 6 Stücken, denen man ein kleines Gebiet anweist, in etlichen Jahren durch ihr beständiges Fortwühlen meilenweit ausgebreitet hat, und ihre Vermehrung alsdenn nur mit Mühe durch die Jagd in engere Grenzen eingeschränkt werden kann. Die Jungen sind schon im achten Monate zur Fortpflanzung tüchtig und im zwölften völlig auswachsen.

Feinde. Die Füchse, Marder, Iltisse, Dachse, Wiesel, Raben und Raubvögel sind ihre Feinde, und schränken ihre Vermehrung an manchen Orten sehr ein.

Wenn sich ein Fuchs in eine Höhle dränget, und Zeit hat den Eingang zur letzten Kammer zu erweitern, so ist die ganze Familie ohne Rettung verlohren.

Diese oder eine ähnliche drohende Gefahr geben sie sich einander durch das Aufschlagen mit den Hinterfüßen zu erkennen, auf welches Zeichen, die in der Nähe sich befindenden sogleich die Flucht ergreifen.

Jagd. Ihre Fährte ist der Hasenfährte ähnlich, nur kleiner. Ob sie gleich nicht die Flüchtigkeit des Hasens haben, so machen sie doch allerhand krumme Sprünge, um ihren Verfolger, den Hund zu verwirren, und seiner Mordsucht zu entgehen. Wegen ihres feinen Gehörs und Geruchs

ruchs (Witterung) kann man ihnen mit der Flinte nicht leicht ankommen, indem sie gleich nach ihrer Grube fahren; allein sie werden durch kleine Dachshunde und besonders durch Frettchen, die man darzu aufzieht und abrichtet, aus derselben heraus geholet. Man umstellt nämlich mit dem Hasengarne die Gegend des Baues, oder bedeckt mit einem, wie einen Sack gestalteten, Netze (Haube) eine Oeffnung der Grube, läßt das Frettchen mit einer kleinen Schelle am Halsbande, und mit durch ein Kettchen verschlossenem Munde zur Verhütung der Mordsucht, hinein, und verstopft die übrigen Gänge, und die Kaninchen flüchten gleich, wenn sie ihren Feind durch ihr Gehör, oder ihren guten Geruch bemerken, heraus, rennen in das aufgestellte Garn, und man schießt oder schlägt sie in demselben tod, oder fängt sie lebendig. Eben so verfährt man auch bey der Jagd mit dem Dachshunde, wo die Höhlen weit genug sind.

Sie werden auch in eisernen Fallen und Schlingen, die man vor ihre Wohnungen legt, gefangen.

Man giebt auch noch eine sonderbare Art, sich ihrer zu bemächtigen, an. Man soll nämlich in jede Höhlen einen großen Krebs stecken und den Eingang mit obigem Netze belegen. Der Krebs, sagt man, schlich sich in das Wohnzimmer der Kaninchen, kneipe sie, und sie flöhen vor dem unbekannten Gast und würden in den vorgelegten Netzen gefangen.

Nutzen. Ihr Fleisch, das süß, wie Hühnerfleisch, schmeckt, wird als eine Delikatesse gegessen, und giebt, da sie bey guter Nahrung feister als die Hasen werden, vortrefliche Braten.

Ihr Balg wird als Pelzwerk besonders zu Unterfuttter, da er eine längere Dauer, als der Fuchsbalg hat, verbraucht. Die Haare geben feine Hüte und mit Seide versetzt, schöne Strümpfe und Handschuhe. (s. weiter Nutzen des zahmen Kaninchens.)

Schaden. Sie richten in fruchtbaren Feldern nicht nur durch ihr Wühlen, sondern auch durch Aufsuchung ihrer Nahrung, wo sie häufig sind, großen Schaden an, und werden daher an manchen Orten, wo man ihre Vermehrung nicht einschränkt, für den Landmann eine Landplage.

Namen. Kaninchenhase.

## B) Das zahme Kaninchen.

Lepus cuniculus domesticus.

Le Lapin domestique. Buff.

### Beschreibung.

Die zahmen Kaninchen sind ein wenig größer als die wilden, sonst haben sie beynahe eben dieselben Eigenschafften und Merkmale. Man findet sie von allen Farben. Es giebt weiße, gelbe, rothe, braune, schwarze, graue, blaue, aschfarbene, schimmelfarbene, und mit allen diesen Farben verschieden gefleckte. Die Augen der hellfarbenen sind blutroth, und die der dunkelfarbenen bald grau, bald gelb, bald braun, bald blau, die bunten aber, die aus der Vermischung von hell- und dunkelfarbenen Eltern abstammen, haben Augen bald von dem Vater bald von der Mutter. Sie sind mit einer Nickhaut versehen. Ihr dünnen Ohren sind auf der inwendigen Seite beynahe ganz kahl, und auf der auswärtigen mit kurzen sanften Haaren besetzt. Sie werden

gewöhn-

gewöhnlich zum Vergnügen gehalten, weil sie wunderliche Sprünge machen, oft auf den Hinterfüßen gehen, mit den Vorderfüßen mit ihren Gesellschafftern, sonderlich, wenn sie noch jung sind, spielen, sich mit diesen Füßen, wie die Katzen putzen, als Männchen und Weibchen sehr zärtlich mit einander umgehen, und sonst artige, ja auch nützliche Thierchen sind. Sie werden so zahm, daß sie auf einem gewissen Ruf oder Pfiff aus ihren Höhlen hervorkommen, ihr Futter aus den Händen bekannter Personen nehmen, und sich vor ihnen kauern und streicheln lassen. Doch kratzen und beißen sie auch, ohngeachtet ihrer Zahmheit, bey Beleidigungen heftig.

Aufenthalt. Man weiset ihnen gewöhnlich ihren Aufenthalt in den Ställen bey dem Rindvieh, Pferden, Ziegen und Schafen an, damit sie sich von dem Ueberfluß dieser Thiere, und von dem Futter, daß diese umkommen lassen, ernähren mögen. Allein hier muß die gehörige Vorsicht gebraucht werden, daß sie nicht zur Krippe und Raufe kommen können, welches sie immer durch ihr Klettern, wenn sie nur irgendwo mit ihren scharfen Krallen einhäckeln können, und durch ihr Springen, möglich zu machen suchen. Sie verunreinigen dann nicht allein das Futter der Thiere mit ihrem Unrathe, sondern auch mit ihren Haaren. Dieß verursacht oft unerklärbare Krankheiten, ja selbst den Tod des Viehes. Auch richten sie durch ihr Graben an solchen Orten allerhand verdrüßliche Unordnungen an. Es ist daher allerdings rathsam, um diese schädlichen Folgen zu vermeiden, die Kaninchen aus den Viehställen zu verbannen. Man giebt ihnen lieber gut ausgeschälte leere Schweinskoben, oder andere ausgemauerte oder ausgepflasterte leere Ställe ein, ganz

 zwey

zwey Fuß hoch Stroh in dieselben, und verfertigt ihnen höl- zerne schmale, röhrenförmige Behältnisse mit einzelnen Zwi- schenbretern und Eingängen, die den Löchern der Tauben- schläge ähneln, besetzt damit alle Wände der Ställe, und verstattet ihnen so ihren Trieben gemäß zu leben, weil sie es dann ohne Schaden thun können. Die Reichen bauen auch in ihren Thiergärten Kaninchenberge, die sie mit Mauern oder Wasser umgeben, in welchen sie so wie die wilden, Som- mer und Winter in selbstgebauten Höhlen wohnen und sich fortpflanzen.

Nahrung. Sie begnügen sich mit allerhand Gras, Laub, Heu und Spreu, und die Blätter des Kopfskrauts und seine Strünke, Kohl und alle Arten von Rüben lieben sie vorzüglich. Mit Hafer gemästet werden sie sehr fett.

Fortpflanzung. In einem engen Stalle bedarf man zu 6 bis 8 Weibchen nur eines Männchens (Ramlers), wel- ches sie alle gehörig befruchten kann. Seine Eifersucht wird auch nicht mehrere Nebenbuhler leiden, wenn sie ihm nicht an Alter und Stärke ganz gleich sind; denn ein jüngeres und schwächeres männliches Kaninchen findet hier fast alle- zeit seinen Tod; wobey diese merkwürdige Grausamkeit sich äußert, daß der Mörder seinem Nebenbuhler zuerst nach den Hoden beißet, und ihm dieselbe abzureißen sucht*). Auch die Weibchen werden zornig und beißen nach ihren Gesellschaff- terinnen, wenn sie sich vor ihren Augen mit dem gemein- schafftlichen Männchen begatten wollen. Das Weibchen trägt 30 Tage, und gebiert in einem besonders dazu verfer- tigten und mit allerhand weichen Materialien, die es in dem Mun-

*) Eine Bemerkung, die ich selbst oft gemacht habe.

Munde herbey trägt, und mit seinen Haaren ausgefüttertem Loche 4 bis 8 Junge, welche 9 Tage blind sind, und erst nach 14 Tagen hervor gehen. Es säuget sie 16 bis 21 Tage und und verstopft, wenn es dieselben, um seine Nahrung zu suchen, verlassen muß, sorgfältig den Eingang vor seinem Gatten und Schwestern, welchen oft die Lust ankömmt, sie zu verzehren. Die Mutter läßt sich in den ersten 8 Tagen wieder belegen, und heckt 6 bis 7 mal des Jahres im Sommer, und im Winter, wenn der Stall warm ist. Im siebenten Monate sind die Jungen schon mannbar, und zur Fortpflanzung ihres Gleichen geschickt.

**Krankheiten.** Die jungen Kaninchen bekommen von allzufetten, und durch Thau beschädigtem Graße oft den Durchfall, welcher, wenn er nicht durch gutes Heu und Hafer, unter welchen man gestoßen Malz mischt, gehemmet wird, in die Ruhr ausartet, wodurch die ganze Gesellschafft angesteckt wird und zu Grunde gehet. Sie bekommen auch die Raude oder Krätze, die man ihnen durch Einreibung ungesalzener Butter oft heilen kann.

**Feinde.** Die Hunde, Katzen, Marder, Iltisse, Wiesel und Ratten sind vorzüglich Feinde der jungen Kaninchen, und die Bandwürmer sind ihnen beschwerlich.

**Nutzen.** Das Fleisch der mit Hafer gemästeten Kaninchen ist schmackhaft.

Die Bälge der weißen, blauen und schwarzen sind ein gutes Pelzwerk, und werden zu Mützengebrämen, Aufschlägen, Fußdecken, Bettdecken, Müffen und Pelzen gebraucht, und der bunten ihre werden mehrentheils schwarz gefärbt, oder ihre Haare werden vom Hüter zu guten Hüten, und

 in

in Fabriken zu Strümpfen und Zeugen verarbeitet. Die schönsten und mehrsten Felle kommen aus England, Moskau, Pohlen und Flandern; und unter den englischen werden besonders die schwarzen hochgeschätzt. Unsere Hutmacher bezahlen das Pfund Haare für 3 Rthl. 8 Gr. — Ihr Mist düngt auch.

Man kann die zahmen Kaninchen zu wilden umschaffen, wenn man sie in der Wildniß ansetzt, oder wenn sie sich selbst aus den Dörfern, die in gebirgigen Gegenden liegen, entfernen, und fortpflanzen. Die Jungen verwandeln nach etlichen Generationen durch ihren Aufenthalt und Nahrung völlig ihre Farbe, bekommen die bräunliche oder graue Farbe der wilden, und werden wirklich in jene wilde Race umgeschaffen.

Schaden. Diese Hausthiere verunreinigen in Viehställen das Futter mit ihrem Unrathe und Haaren, und untergraben und durchbohren die Ställe.

Benennungen. Die verschiedenen Namen derselben sind: Kaninchen, zahme Hasen, Kanickelchen, Karnützchen, Küllen, Hasenkühlein.

Eine Hauptvarietät davon ist:

a) Das Angorische Kaninchen.
Lepus Cuniculus Angorensis.
Le Lapin d'Angora. Buff.
The Angora Rabbet. Penn.

Beschreibung.

Diese Kaninchen, die sich durch den großen Nutzen, den ihre Haare leisten, so sehr empfehlen, werden auch jetzt

in Thüringen bekannt. Sie sind etwas größer, als die gewöhnlichen zahmen, und haben einen rundern und dickern Kopf. Sie sind so verschieden an Farbe, wie die zahmen, und ihre seidenartigen Haare, welche oft 5 Zoll lang sind, sind etwas krause. Das Naturel und die übrigen Eigenschafften haben sie mit den zahmen Kaninchen, von welchen sie eine Race oder Spielart ausmachen, gemein, und scheinen nicht über 4 Jahre alt zu werden.

Aufenthalt. Ihre Wohnung muß ein Platz seyn, der mit Holz ausgelegt, und, da sie die Nässe nicht vertragen können, trocken ist, weswegen man ihnen auch Stroh einstreuen muß. Sonst können sie auch auf dem Speicher und in Kammern gehalten werden, und man macht ihnen eben solche Verschläge, wie den gemeinen Kaninchen. Nur in den kältesten Tagen des Winters, wenn ihr Aufenthalt nicht gegen die Strenge desselben geschützt ist, verlangen sie in unserer Gegend, daß ihnen etwas eingeheitzt wird.

Nahrung. So wie ihr Aufenthalt nicht sehr von dem Aufenthalte der gemeinen Kaninchen verschieden ist, so ist auch die übrige Verpflegung fast dieselbige, nur fordern sie als Abkömmlinge aus wärmern Gegenden etwas mehr Aufmerksamkeit. Ihre Erhaltung ist auch nicht kostspielig, da sie feuchtes und trocknes Futter, als Gras, Heu, Abfälle von Gemüßen, eingeweichte Kleye, und Ueberbleibsel von gekochten Speisen verzehren. Das Gras und die Blätter, welche sie im Sommer bekommen, dürfen niemals naß seyn, und sie bedürfen überhaupt keines Wassers zur Löschung des Durstes. Erdkohlrüben, Linsen, Wicken und andere Körner, auch Brod lieben sie sonderlich; und nehmen es aus der Hand. Bey einem Gemische von Hafer, Kleye und Wasser

ser befinden sie sich vorzüglich wohl. Das Gras und Heu giebt man ihnen gern auf kleinen Raufen, und füttert sie des Tages dreymal.

Fortpflanzung. Wenn man Junge haben will, so läßt man das Weibchen an einem besondern Orte zum Männchen. Man hat nicht mehr als ein Männchen nöthig, und wenn man mehrere hat, so dürfen sie doch weder unter einander, noch mit den Weibchen eher zusammen gelassen werden, als bis diese belegt werden sollen. Sie sind in kurzer Zeit belegt, und beyde Geschlechter trennen sich von selbst wieder. Die Mutter bringt nach 4 Wochen 6 und mehrere Jungen, und man kann sie nach 8 Tagen wieder zum Männchen lassen. Das erstemal kommen die Jungen selten davon. Wenn bey der Brut mehrere Männchen sind, so muß man sie nach dem zweyten Rupfen verschneiden, weil sie alsdenn mehrere und bessere Wolle tragen.

Krankheiten. Eine gewöhnliche Krankheit, die mehrentheils die Jungen befällt, deren Unterleib bey fortdaurender Eßlust allmählich dicker wird, und wo sie in kurzer Zeit dahin sterben, schränkt ihre Vermehrung, wenn man ihr nicht entgegen arbeitet, gar sehr ein. Die Leber ist, wenn man sie öffnet, merklich größer, als gewöhnlich, verhärtet, und enthält harte Körner. Verwahrung gegen einen feuchten Wohnort und nasses Futter, und überhaupt obige Behandlungsart in Rücksicht auf Aufenthalt und Nahrung, baut diesem Uebel gewöhnlich vor.

Feinde. Diese haben sie mit den gemeinen Kaninchen gemein.

Nutzen. Diese Thiere verdienen einen vorzüglichen Platz unter den nützlichen Hausthieren, und es wäre der

Mühe

Mühe werth, sie an unser kälteres Clima mehr zu gewöh- nen, nach und nach gemeiner und ganz einheimisch zu ma- chen. Außer das ihr Fleisch eßbar ist, so sind ihre weichen, seidenähnlichen Wollenhaare, die alle 14 Tage ausge- kämmt und alle 7 Wochen abgeschoren werden können, von entschiedenem Werthe. Sie geben, wie Floretseide, das feinste Garn zu Strümpfen und Handschuhen, das vortreff- lichste Gewebe mit spanischer Wolle, Seide und Baumwolle vermischt, und die schönsten Hüte. Die Strümpfe und Handschuhe haben wirklich den Preiß der seidenen, und die Tücher werden den holländischen gleich geschätzt.

**Schaden.** Nur durch ihr Graben, worin sie den wilden nichts nachgeben, werden sie schädlich.

**Benennungen.** Sie heißen: Seidenhasen, englische Hasen, Rupfhasen, Königshäsen, Hasenkönige, ungarische, moskowitische und Seidenkaninchen.

---

Fünf-

# Fünfte Ordnung.

## Wiederkäuende Thiere. *Pecora.*

In dieser Ordnung kommen diejenigen Thiere vor, welche den Menschen vorzüglich durch ihr Fleisch, Milch, Fett, Haar, Wolle, Haut, Horn u. s. w. nützen. Das Wiederkauen ihrer Speisen, zeichnet sie besonders aus, und die gespaltenen Klauen machen dem Jäger ihre Fährten sehr kenntlich.

Hierher gehören 4 Gattungen und 9 Arten.

## Die sechzehnte Gattung.

### Der Hirsch. Cervus.

#### Kennzeichen.

**Unten sind 8 Vorderzähne.**

Bey einigen Arten finden sich auch einzelne **Eckzähne** in der obern Kinnlade.

Die **Hörner** sind dichte, und fallen jährlich ab; aber die Weibchen sind mehrentheils ungehörnt.

Sie leben in Wäldern, sind flüchtig, und es soll ihnen die Gallenblase gänzlich fehlen.

### (37) 1. Der Hirsch.

Cervus Elaphus. Lin.

Le Cerf. Buff.

The Stag. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Die Geweihe sind rückwärts gekrümmt und ganz rund.

Be-

## Beschreibung.

Ein Thier, das wegen seines schlanken Wuchses, seines großen, leicht beweglichen Körpers, seiner festen, biegsamen Schenkel und wegen seines ansehnlichen Kopfputzes die meisten Thiere an Schönheit übertrifft; deswegen, und weil es der vorzüglichste Gegenstand der Jagdlustbarkeiten großer Herren ist, auch in der Jägersprache den Beynamen edel bekommen hat. Es ist wirklich die Zierde der Wälder, hält sich unter allen mäßigen Himmelsstrichen auf und ist auch im Thüringerwalde sehr gemein. Das Männchen heißt der edle Hirsch, Rothhirsch (Hirschbock, Hirschboll,) und das Weibchen die Hirschkuh, das Wild, Stückwild, Thier, die Hindin.

Der Wuchs des Hirsches ist lang gestreckt und hoch. Er wird oft 7 Fuß lang, 4 Fuß hoch, und der kurze Schwanz (Blume, Bürzel) hält 11 Zoll *). Der Kopf ist im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein, länglich; das Stirnblatt lang und dick. Die Ohren (das Gehör), die beym geringsten Geräusch aufrecht stehen, und die Augen, welche gelb sind und im Affekte blitzen, sind groß und stehen weit aus einander. Unter dem Vorderwinkel der Augen befindet sich eine mehr als einen Zoll tiefe längliche Höhle, in welcher sich eine Materie, fast wie Ohrenschmalz gestaltet, aus Schweiß und andern ausschwitzenden Feuchtigkeiten sammlet, mit Haaren vermengt, anfangs weich wie Wachs ist, nach und nach aber, wie Horn und Stein, besonders an der Luft hart wird, und den bekannten Hirschbezoar, die Hirschthräne, giebt. Diese Masse wird, ob sie gleich anfangs widrig riecht, nach und nach sehr wohlriechend, und die Jäger,

*) Par. Ms.: Länge 6 1/2 Fuß; Höhe 3 1/2 Fuß.

ger, welche sie zuweilen finden, wenn sie der Hirsch, dem sie oft zur Last wird, an Bäumen und Sträuchern austreibt, halten sie als eine, allen giftigen Seuchen widerstehende, Arzeney sehr hoch. Sie ist, wo sie aus den Augenwinkeln hervor kömmt, rund, glatt, glänzend, gelbbraun, und mit schwarzen Aederchen durchzogen. Die Nasenlöcher sind weit und rund. In der untern Kinnlade stehen 8 breite Schneidezähne, wovon sich drey nach der rechten und drey nach der linken Seite etwas kehren. Sie fallen bis ins vierte Jahr einzeln aus und es schieben sich statt derselben neue, breitere, festere, und bräunere ein. In der obern Kinnlade stehen zwey krumme stumpfe Eckzähne, und auf jeder Seite der beyden Kinnladen 6 scharfe zackige Backenzähne: Zusammen 34 Zähne. Die Hörner, (Geweihe, Gehörn, Gestänge, Gewicht) sind rund, dicht, ästig, mit zurückgebogenen Spitzen (Enden), haben Augenzinken, stehen etwas seitwärts, und liegen im Laufe wasserrecht über dem Rükken. Hals und Rücken sind lang, ersterer erhaben, über sich hingewandt, und giebt dem Hirsch ein trotziges Ansehen, letzterer an den Lenden etwas eingebogen, an den Keulen und besonders am Hintertheil (Scheibe, Schirm, Schurz) dick und abgerundet. Die Schenkel sind hoch, wohlproportionirt, oben stark, und unten dünn; die Füße (Läufte) sind schwarzschalig, glänzend und mit zwey gleichfarbigen Afterklauen, (Oberrücken, Geäfter) die ihnen besonders in der Flucht bergab, durch das Einsetzen, gute Dienste thun, versehen.

Gewöhnlich wiegt ein Hirsch 3 bis 4 Centner, aber nicht selten hat man ihn auch in unserm Thüringerwalde von einer Schwere von 5 Centnern und drüber gefunden; doch ist

seine

seine Größe und Schwere nach dem guten Futter, das er genießet, verschieden *).

Seine gewöhnliche Farbe ist vom Maul bis zum Bürzel fahlroth, (daher der Name **Rothwildpret**) oder kastanienbraun, und am Bauche weißlicht; doch verändert (verfärbet) er dieselbe zweymal des Jahrs, im Frühling und Herbst. Im April nämlich verliehrt er seine alten Haare, bekömmt neue, die entweder gemein **roth**, oder **braunroth**, oder **gelbroth** sind, und sich im November mit neuen verdichten, deren Spitzen ins weiße oder gelbweiße fallen, und der Haut ein graues Ansehen geben. Doch findet man auch unter seinem Geschlechte, und zwar mehr als bey andern wilden Thieren Abänderungen in der Farbe; denn es giebt ganz weiße **); ferner an Füßen und Kopf weiß gezeichnete, roth und weiß gefleckte, und endlich auch, wie wohl selten, silberfarbene Hirsche; die Alten aber sind stets mehr grau, als roth gefärbt.

Diejenigen Hirsche, welche die tiefen Gebürge bewohnen, (**Berghirsche, Gebürghirsche**) sind gemeiniglich kürzer, stärker, schwerer und schwärzlicher, oder dunkelbrauner, als diejenigen, welche sich in den Hölzern, die im platten, sandigen Lande liegen, aufhalten, (**Landhirsche**), welche langgestreckter, leichter und rothbrauner sind, und ein größeres und schöneres Geweih bekommen.

Die

*) So erlegte z. B. der Herzog von Weisenfels 1726 einen, der 8 Centner und 10 Pfund wog.

**) So steht jetzt eben ein ganz weißer Achtender auf dem Stutzhäuser Forste im Gothaischen.

Die **Hirschkuh** unterscheidet sich merklich vom Hirsch. Es fehlt ihr nämlich ganz das majestätische Ansehen, da ihr die Natur nicht nur fast immer die Hauptzierde desselben, sein Geweihe, sondern auch seinen gut proportionirten Körperbau versagt hat. Sie hat nicht den schön gewölbten Rücken, nicht die dicken, runden Keulen, nicht den starken langbehaarten Hals, trägt nicht den Kopf so erhaben, sondern ist kleiner und dünner gebaut, und geht gebeugter als er.

Der Hirsch wechselt alle Jahre sein Gehörn. Der alte (gute) pflegt sich in den letzten Tagen des Hornungs (welcher Monat, wie manche Jäger glauben, davon den Namen haben soll) dasselbe abzuschlagen, oder es von selbst zu verliehren; die jüngern (schlechten) aber erst im März, April und May. Einige Jäger glauben fälschlich, daß die Engerlinge sich aus der ganzen Haut bis unter das Gehirn fräßen, und daß durch das Jücken, das daselbst entstünde, diese Thiere gereitzt würden, sich an den Bäumen zu reiben und zu stoßen, und dadurch das Geweihe abwürfen. Es löset sich vielmehr von selbst, indem an den Ort, wo es angewachsen ist, ein Streifen oder Wulst rothes Fleisch in die Höhe quillt, und die Trennung entweder von selbst, oder durch eine geringe äußere Gewalt verursacht.

Schon nach den ersten 5 Tagen zeigt sich wiederum auf dem sogenannten **Rosenstocke**, der aus der Hirnschale kurz hervorstehenden, gefranzten, flachen Erhöhung, ein weicher mit einer rauhen Haut (Bast) umgebener Knorpel, der in 14 Tagen schon eine **Stange** von 1/2 Fuß mit den ersten Zacken (Augensproßen) bildet, nach den folgenden 14 Tagen noch einmal so groß ist, und den zweyten Schuß von Enden zeigt, und dann so fort wächst, bis das ganze Geweihe

nach

nach 10 bis 14 Wochen, mit diesem Baste eingefaßt, seine bestimmte Größe erhalten hat *). Unterdessen läuft er beständig mit niedergebogenem Kopfe herum, um die hervorsprossenden Hörner nicht zu beschädigen, und heißt ein **Kolbenhirsch**. Wenn das Geweihe seine vollkommene harte Spizzen hat (vereckt ist), welches bey alten Hirschen im Julius und bey den jüngern im August statt hat; so fängt der häutige Ueberzug an sich abzulösen, der Hirsch fühlt ein Jücken, und wird dadurch genöthigt, sich erstlich an weichen, schwachen, und dann an stärkern, härtern Holz, als an jungen Kiefern, Fichten und Tannen, Sahlweiden, Eichen, Birken und Aespen zu reiben, und dadurch diesen Bast gänzlich abzuschlagen. Man nennt dieß das Schlagen, Fegen und die Himmelsspur, weil nämlich der Jäger an der Höhe der Stelle, wo er sich gerieben hat, seine Höhe, und dadurch seine Größe und Alter erkennen (ansprechen) kann. Er reiniget es aber auch zuweilen in einem Tage, und genießt den Abgang, wenn er nicht gestöhrt wird, selbst, der sonst eine köstliche Speise für die Ameisen ist; auch von den Waldleuten sorgfältig aufgesucht, getrocknet, und zu allerhand Wunderkuren gebraucht wird. Anfangs sieht das gereinigte Gehörn weiß aus, nach etlichen Tagen wird es gelb, und in 14 Tagen hat es seine bestimmte schwarzbraune, oder dunkelgelbe Farbe; und die Spitzen desselben macht er durch öfteres Stoßen in die Erde, den Sand und Kieß wieder weiß. Es entsteht, wie man aus wahrscheinlichen Gründen vermuthen



*) In der Jägersprache heißt der unterste Theil an jeder Stange noch: die Rose; die krausen Knöpfchen an der Rose und den Stangen, die Perlen; die nächsten Enden an den Augensprossen, die Eißsprüßel, und die obersten Enden, die Krone.

kann; aus den Hauptbestandtheilen des männlichen Saamens, die, da sie an andern Orten jetzt entbehrlich sind, durch die feinsten Kanäle hierher geleitet werden, das alte abtreiben, und in einem neuen erhärten. Bey der Castration bleibt nämlich das Geweihe, wenn es da ist, stehen, und wenn es nicht da ist, wächst es auch nicht vollkommen wieder, sondern treibt nur, wenn die Zeit seines Wachsthums herbey kömmt, einen kleinen monströsen Knorpel. Eben dieß geschieht bey einer bloß starken Verletzung des Geschlechtsgliedes (Kurzwildprets, Geschröts; der Ruthe, des Ziemen, Zimmels). Auch der junge Hirsch erhält erst, wenn er anfängt mannbar zu werden, sein erstes Gehörn, und der Alte eilt erst dann zur Begattung, wenn dasselbe völlig erwachsen ist, und also dieser Saft an einem andern Orte zu einem edlern Zwecke entwickelt und verbraucht werden kann. Die Anzahl und Gestalt der Enden an einem Geweihe ist nach dem Alter, der Nahrung und andern zufälligen Ursachen verschieden. Der junge Hirsch setzt nach dem ersten Jahre bloß zwey Spieße ohne Enden auf, nach dem zweyten eben so viele, oder gewöhnlicher zwey Gabeln, d. h. zwey Spieße mit einem Ende an jedem; nach dem dritten bekömmt er 6 oder 8 Enden, nach dem vierten eben so viel, nach dem fünften 10, auch wohl mehr oder weniger, Enden *), und dieß geht in diesem Verhältniß bis zum achten Jahre fort, nach welcher Zeit die Anzahl der Enden gänzlich unbestimmt ist; doch kennt der Jäger das Alter des Hirsches an der Dicke der Stangen, an der Rose, die jetzt dicht am Kopfe sitzt, an den Per-

*) Die Anzahl der Enden wird dadurch bestimmt, daß man die Enden an demjenigen Geweihe, wo die mehresten sind, zählt und verdoppelt.

Perlen, die stärker und durchsichtiger werden, an den brei-
tern und tiefern Rinnen, und an der breitern und ausge-
höhltern Krone. Man hat Hirsche gejagt, deren Geweihe
66 Zacken*), 3 Fuß Höhe und 28 bis 30 Pfund Schwere
hatten. Selten weicht die Stellung und Biegung der En-
den in der Folge von der Form ab, die sie im dritten und vier-
ten Aufsatz hatten. Nur Verletzung, während der weichen Her-
vorsprossung, können ihnen eine andere Richtung geben und
Mißgewächse verursachen. Ein Gehörn, das drey, vier und
mehrere Spitzen am Gipfel der Stangen zeiget, heißt ein
**Kronengehörn**; ist es daselbst breit mit mehrern Zacken
an den Seiten, ein **Handgehörn**, und haben die Enden ver-
schiedene Krümmungen, ein **widersinniges Gehörn**.

Das Geschrey des Hirsches ist dem Geschrey der Kühe
ähnlich, nur anhaltender und heller, sonst läßt er, und die
alte Hindin auch einen kleffenden abgebrochenen Laut (ein
Schmälen, Melden) von sich hören, wenn sie einen Men-
schen, oder sonst etwas auffallendes bemerken.

Das höchste Alter des Männchens erstreckt sich bis ins
dreyßigste Jahr, das Weibchen aber kann ein höheres Alter er-
reichen, da es nicht den heftigen zerrüttenden Affekten unter-
worfen ist.

Der Hirsch ist von Natur sanftmüthig und gesellig, zeigt
in seinem Betragen Großmuth und Adel. Er ist mit einem

Nn 3 schar-

*) Friedrich der erste, König von Preußen schoß 1696
in dem sogenannten Cartheuser- oder Jacobsdorfischen
zum Amte Fürstenwalde gehörigen Forste einen Hirsch
von 66 Enden, und machte mit dem Geweihe Frie-
drich August, Könige von Pohlen, und Churfürst
von Sachsen ein Geschenk. Es wird als eine Selten-
heit in der Moritzburg aufbewahrt.

schärfen Gesicht, leichten Gehör, und überaus feinem Geruch begabt. Seinen Feinden sucht er anfangs durch die Behendigkeit seiner Füße, und versagen ihm diese den Dienst, durch allerhand listige Schwenkungen zu entgehen; befreyen ihn auch diese nicht, so bemüht er sich, sie durch seine Stärke und durch die Kraft seiner bewafneten Stirn zu überwältigen. Er ist auch neugierig und listig; wenn man ihm pfeifft oder anruft, so bleibt er stehen, besieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen, scheuet auch die Menschen nicht, wenn sie keine Hunde und Flinte bey sich haben, und gehet gelassen und stolz vor ihnen vorbey. Er liebt die Musik so sehr, daß er in der Jagd auf den Klang des Waldhorns, der Schallmey und Flöte herbey kommt, und dadurch auch zum Stillstehen gebracht werden kann. Daher haben auch vielleicht die Hüfthörner ihren Ursprung.

Aufenthalt. Den Aufenthalt (Stand) ändern die Hirsche, theils wegen ihrer Nahrung, theils wegen Aufsezzung ihres neuen Gehörns, theils wegen der Brunft. Im Winter, wenn in hohen Gebirgen der Schnee sehr tief liegt, ziehen sie sich in die Vordergebirge, beym Anfang des Frühlings aber, wenn sie den jungen Saamen genoßen haben, wieder zurück. Sie haben überhaupt ihren bestimmten Bezirk, den sie bewohnen, und den sie sich in einer einsamen Gegend wählen. Aus demselben kann sie nur das Wachsthum ihres Geweihes, die Brunft, der große Hunger, das Holzfällen, und harte Verfolgung verdrängen. Im Winter suchen sie in großen Dickigen den trockenen Abhang eines Hügels auf, wo sie vor kalten Winden, und häufigen Schnee sicher sind, und scharren sich Laub und Moos in ihr Lager. Im Frühjahr, wenn ihr Gehörn weich ist und wächst,

suchen

suchen sie niedriges schwaches Gebüsch auf, durch welches sie ohne Anstoß laufen können. Sie leben außer der Brunftzeit in grossen Gesellschafften (Truppen, Rudeln) beysammen. Die alten Hirsche, welche wenigstens 5 Jahr alt seyn müssen, machen nämlich die eine Gesellschafft aus, die Hindinnen mit den Jungen bis ins dritte Jahr, männlichen und weiblichen Geschlechts, die andere, und die Hirsche von 3 und 4 Jahren die dritte.

In ihrem Ruhelager (Bette) deckt bey kalter Witterung ein Hirsch den andern, um sich zu erwärmen.

**Nahrung.** Die ordentliche Zeit ihrer Nahrung (Geäse) von ihrem Standorte aus nach zu gehen, (den Wechsel zu halten) ist des Abends beym Untergang der Sonne, und zwar geschieht dieß in einem Trabe (Trollen). Sie bleiben die ganze Nacht und ziehen in der Morgendämmerung wiederum zu Holze, halten sich aber, wenn es ungestöhrt geschehen kann, so lange in den Vorhölzern auf, bis die Sonne den Morgenthau von ihnen und den Gebüschen getrocknet hat. Dieser Rückzug geschieht langsam und heißt der Kirchgang. Im Frühjahr suchen sie, sobald der Schnee die Erde entblöset, die junge Saat und die Brunnenkresse dem Wind entgegen, oft eine Meile weit, auf, und verschaffen sich dadurch ihre verlohrnen Kräfte in kurzer Zeit wieder.

Nach dem Verluste ihrer Kopfzierde halten sie sich gleichsam aus Schaam einige Tage im Holze verborgen, und genießen bloß die ihnen nahen Frühlingskräuter und Knospen. Sie pflegen sich überhaupt alsdenn, so lange ihr Gehörn noch weich und zart ist, aus Furcht der schmerzlichen Verletzung, entweder in hohen einzeln Stangenhölzern, oder

lieber in niedrigen Buschhölzern bis zum May aufzuhalten, und von da aus die Wiesen und Felder, die jungen Gehäue und Schläge zu besuchen, und sich an dem jungen Sommerwuchse, an den männlichen Blüten (Kätzchen) der Haseln, Aespen und Weiden zu erquicken. Diejenigen, die nicht ruhig in den Vorhölzern leben können, ziehen sich nun in den Hochwald zurück, wo sie alsdenn Gras, Laub und Kräuter genug haben, um sich zu äsen. Wenn aber denjenigen, die geheget werden, die Wintersaat zu zähe wird, so suchen sie die Sommersaat so lange auf, bis jene reife Körner erhält, wo sie sich denn bey solcher Nahrung so wohl befinden, daß sie ganze Tage in den hohen Korn- und Waizenfeldern liegen bleiben, und dem Landmann keinen geringen Schaden zufügen. Sie verlassen diese Nahrung wieder, so bald der Hafer, ihre angenehmste Speise, und die Flachsknoten reifen, und raubt ihnen dieses der erndtende Landmann, so machen sie sich seine Grummetwiesen, seine Kraut- und Rübenfelder zu Nutze, in welchen sie endlich ihre größte Feistigkeit und diejenige Stärke erlangen, die ihnen bey ihrer jetzt eintretenden Begattungszeit so nöthig ist.

Bey ihren Räubereyen auf Aeckern und Wiesen sind sie gewohnt Schildwachen auszustellen, die ihnen durch ein weittönendes Auftreten mit den Vorderfüßen die drohende Gefahr zu erkennen geben; alsdenn jagen die ältern Hirsche die jüngern allemal vor sich hin.

Wenn sie jenseits eines Strohms gute Nahrung sehen, oder wittern, so schwimmen sie alle Nacht über.

Während der Begattungszeit nehmen sie sehr wenig Speise zu sich, und suchen nur für den höchsten Hunger die

nahen

nahen Kraut- Rüben- und Erbsenäcker auf, und geniessen alsdenn auch Eyerschwämme, (Dotterschwämme, Pfifferlinge, Riechböcke, Agaricus Cantharellus). Fliegenschwämme, (Todenköpfe, Agaricus muscarius) und Pilze (Boletus bovinus.) Bis zum harten Winter bedienen sie sich der Eicheln, des wilden Obstes, des absterbenden Grases, und der jungen Sprößlinge der Bäume und Sträucher, alsdenn aber müssen sie mit Baummoos, besonders von den Birken, mit den Spitzen von Haidekraut, und altem welken, unter dem Schnee mit ihren scharfen Klauen hervorgescharrten, Gras, mit junger Aespen- Weiden- Pappel- und Fichtenrinde, mit Buchen- und Birkenknospen, und den jungen Loden von diesen Bäumen, mit Mistel, den sie an Windbrüchen finden, mit Ginster, Brombeerblättern, Epheu, Kreße und andern Wasserpflanzen, wenn sie nicht von Jägern auf sogenannten Wildraufen mit Heu und Stroh gefüttert werden, vorlieb nehmen. Zu dieser Jahrszeit wagen sie sich in den Walddörfern auch in die Gärten, schälen die jungen Obstbäume, und lesen wohl gar vor den Scheunen und Ställen das verstreute Stroh und Heu auf.

Sie äsen langsam, und wo möglich mit Wahl, und suchen nach der Sättigung allzeit einen Ruheplatz zum Wiederkäuen.

Nicht nur in Thiergärten, sondern auch in Wildnissen bereitet man ihnen im Frühjahr und Sommer Salzlecken, indem man in ein Behältniß aus zusammengefügten Säulen (einen Schrank) ohngefähr 3 Fuß im Quadrat einige Karren Leimen führt, unter denselben schichtweiße ein halb Viertel Salz streuet und einen stumpfen Kegel aus dieser gemengten Masse bildet. Man umzäunt zuweilen einen solchen Platz mit

Pfählen und Latten so hoch, daß die andern Thiere nicht herbey kommen, die Hirsche aber diesen Zaun leicht überspringen können, und sie finden sich des Abends und Morgens sehr gern dabey ein.

Im Frühjahr, Herbst und Winter trinken sie wegen ihrer saftigen und feuchten Nahrung sehr wenig, allein in der hitzigen Brunstzeit und im heißen Sommer suchen sie die hellen Bäche oft auf. Sie kühlen sich auch zu der Zeit in denselben, und in flachen Teichen (suhlen sich), baden sich zuweilen und lieben überhaupt in schwülen Tagen die kühlen Oerter sehr. — Der balsamische Duft der Ameisen muß ihnen ein angenehmer und stärkender Geruch seyn, denn so oft sie einen Haufen antreffen, zerscharren sie ihn, stehen stundenlang dabey, und ziehen diesen Balsam mit wollüstigen Mienen in sich.

**Fortpflanzung.** In Gegenden, wo diese Thiere geheget werden, also häufig sind, und wo sie gute Fütterung haben, trennen sich die alten Männchen schon zu Ende des Augusts (um Bartholomäi) und suchen ihre Weibchen in den Wäldern von der Zeit der Abenddämmerung bis zur Morgendämmerung mit gänzlichem Verlust ihrer angebohrner Schüchternheit auf. Sie thun dieses mit einem melancholischen Ansehen und mit niederhängendem Kopfe, indem sie wie die Spürhunde mit der Nase auf dem Erdboden immer dem Winde entgegen ziehen, und so sicher ihre Geliebte auffinden. Ihre Brunstzeit tritt also zu Ende des Augusts oder zu Anfang des Septembers (Egidii) ein. Bey den jüngern Hirschen aber zeigt sich der Begattungstrieb immer einen halben oder ganzen Monat später. Diese Zeit der Begattung überhaupt dauert 5 bis 6 Wochen. Die Oerter, wo sie im vorigen Jahre die Freuden der Liebe genossen

haben

haben, wissen sie genau wieder zu finden. Das Weibchen läßt den Hirsch vorzüglich des Morgens zu (beschlagen), und er bleibt demjenigen, welches er zuerst antrifft, die ganze Brunftzeit über vorzüglich gewogen; doch üben beyde Gatten nicht die gehörige eheliche Pflicht der Treue gegen einander aus, sondern vermischen sich wechselsweise auch mit andern, und er besonders fühlt sich oft stark genug mit 20 Weibchen der Liebe zu pflegen. Jetzt ist es auch, wo das sonst so sanftmüthige Thier den Affekt des Zorns zeigt, der oft in Wuth ausartet. Sobald der Hirsch nämlich in seiner heftigen Brunst auf ein Trupp Thiere stößt, so ist sein erstes Geschäffte, alle die jungen Männchen, die sich bisher in dieser Gesellschafft befanden, zu verscheuchen, welche dann verstohlenerweise, oder wenn der alte furchtbare Nebenbuhler weggeschossen worden ist, mit einem einsamen Thier ihren Geschlechtstrieb befriedigen können. Treffen aber bey dieser Gesellschafft zwey erwachsene Hirsche zusammen, so sehen sie erst einander grimmig an, scharren die Erde auf, erheben ein entsetzliches Geschrey und beginnen dann mit ihrem Gehörn unter dem Schall, als wenn starke Stangen zerbrochen würden, die blutigsten Gefechte, wobey sie sich zuweilen mit den scharfen Enden todspießen, oder so in einander verwikkeln, daß sie nicht wieder aus einander kommen können, und jämmerlich auf dem Wahlplatz für Hunger sterben (enden) müssen. In diesem Kampf empfängt auch mancher eine Wunde, die ihm zeitlebens zu einem elenden Thiere (Kümmerer) macht. Kurz vor der Brunftzeit und während derselben scheinen sie auch wirklich zu diesem Kriege die Spitzen ihrer Waffen durch Reiben an den Bäumen zu schärfen, wodurch sie den Glanz und die Glätte einer Politur erhalten. Das Weibchen sieht allzeit diesen Kämpfen gelassen zu,

und

und überläßt sich nach denselben dem Sieger sogleich. Den heftigen Drang ihres Zeugungstriebes kündigen die Hirsche durch Aufscharrung des Bodens mit den Vorderläuften und Augensprossen, welches man den Brunftplan machen heißt, an, vorzüglich aber durch ein fürchterliches Geschrey, das sie besonders in der Abend- und Morgendämmerung von sich hören lassen, und das, je brünstiger sie werden, an Heftigkeit und Stärke zunimmt, so daß man es eine Stunde weit hören kann. Sie ziehen sich dadurch dicke Hälse, ja zuweilen Kröpfe zu. Dieß thun aber nur die Alten; denn diejenigen, welche noch nicht ihr viertes Jahr erreicht haben, schreyen gar nicht, und die es erreicht haben, geben, wiewohl selten, einen hohlen gebrochenen Laut von sich. Nur selten lassen die Hirsche im Jänner und Hornung diese grausenerweckende Töne hören, und es wird, wenn es geschieht, für eine Vorhersagung noch bevorstehender großer Kälte angesehen. Zur Brunstzeit bekömmt auch ihr Unterleib durch die Schärfe des Saamens eine schwarze Farbe (den Brand), die sich mit der neuen Verfärbung im Herbste wiederum verliert.

Nach der Begattung sucht jedes dieser Thiere seine verlassene Gesellschafft wieder auf.

Man legt auch an bequemen Orten auf Grummtwiesen oder auf Haiden, welche mit Hafer und Rüben bepflanzt sind, Brunstplätze (Blome) an, die mit einem sehr tiefen Graben, der nach innen zu aufgeworfen ist, und Zwischengänge (Wechsel) hat, oder mit einer dichten Hecke mit Oeffnungen umgeben werden. Hier kann der Liebhaber der Jagd hinter der Hecke, im Graben, oder in einem erhabenen Schirm die Hirsche der Liebe pflegen sehen, und nach Gefallen

len die besten auslesen und schießen. Man macht ihnen auch an solchen Orten mit Waldhörnern Musik, und bemerkt, wie sie aufmerksam zuhören und sich darüber freuen.

Die Mutter trägt (ist schwer, geht hochbeschlagen) 8 1/2 Monat oder 40 Wochen, schleicht sich bey bemerkter Endigung ihrer Schwangerschafft von der Gesellschafft weg, und gebiert (setzt) gemeiniglich im Monat May in jungen Schlägen oder dicken finstern Gehölze auf einem Lager (Bette) von Moos ein und nur sehr selten zwey Kälber*). Vier Tage bleibt das Junge hier liegen, und man kann es betasten, dann läuft es aber mit seiner Mutter davon. Anfangs geht es ihr nach, wenn es aber stärker geworden ist, geht es vor ihr her. Die Mutter hegt die zärtlichste Liebe gegen dasselbe, eilt beym geringsten Geräusch zu seiner Hülfe herbey, drückt es, wenn die Gefahr zu nahe ist, ins hohe Gras und Gebüsch nieder, sucht alsdenn den Feind auf Abwege zu bringen, und säugt es so lange, bis sie sich wieder trächtig fühlt, da es sich alsdann schon selbst ohne Milch ernähren kann. Bis zum dritten Monat ist seine Farbe weiß, gelb und braun gefleckt. An einigen Orten heißt es bis zu Michaelis, an andern bis zum folgenden März ein **Kalb**; ist es männlich, ein **Hirschkalb**, ist es weiblich, ein **Wildkalb**. Das Wildkalb bekommt von da an bis zu seiner Begattung im zweyten oder dritten Jahre, den Namen eines **Schmalthiers, Altthiers**, einer **Hindin** (Hündin,) das Hirschkalb aber nach dem ersten Jahre, wenn es nur einzelne Spieße aufgesetzt hat, welche nach dem sechsten Monate hervor zu keimen anfangen, den Namen eines **Spießers**, Spieß-

*) Doch giebt es auch in Thüringen Exempel von Müttern, die drey Kälber brachten, und zwar etliche Jahre hinter einander.

Spießhirsches, und im zweyten Jahre, wenn es an den Spießen die Augensprossen bekommt, eines Gablers, Gabelhirsches. Wenn der Hirsch dreyjährig ist, so heißt er ein Hirsch vom zweyten Kopf, im vierten Jahre, nennt man ihn einen Hirsch vom dritten Kopf, und im fünften vom vierten Kopf, im sechsten Jahr ist er ein schlechtjagdbarer Hirsch, und im siebenten ein jagdbarer. Er wächst bis ins achte Jahr, und wird von der Zeit an ein Kapitalhirsch genannt.

Die Jungen lassen sich zähmen, lernen ihren Fütterer bald kennen, und kommen bey seinem Ruf, oder bey dem Ton eines Instruments herbey. Man nimmt sie sehr jung weg, läßt sie an einer Kuh saugen oder gießt ihnen die Kuhmilch ein. Man zieht sich manchmal Hirschkühe zu diesem Zwecke auf, daß man die wilden Hirsche durch sie zur Brunftzeit auf bestimmte Plätze lockt. Sonst bedienten sich die spätern römischen Kaiser *), und die alten Deutschen ihrer zum Zug; zum Reiten aber haben sie niemals gebraucht werden können, außer daß man ehedem die Grausamkeit begieng, die Wilddiebe auf Hirsche zu schmieden, um sie dadurch allmählig im Gehölze in Stücken reißen zu lassen.

Krankheiten. Die sogenannte Knotenkrankheit ruinirt oft, wie die Pest, die ganze Wildbahn eines Forstes **). Wenn der Jäger diese Krankheit an dem Rothwild bemerkt,

*) August II. König von Pohlen fuhr mit einem Zuge von 8 Hirschen und der jetzige Herzog von Meinungen hat noch 6 zu eben diesem Gebrauch.

**) Beschreibung dieser Krankheit s. Ochse. In den Jahren 1748 und 1778 fielen viele 100 Stück Rothwildpret an dieser Krankheit im Herzogthum Gotha.

bemerkt, so kann er weiter nichts thun, als er pürschet das gesunde weg, oder jagt es in andere Forste, und läßt das hinkende, da diese Krankheit mehrentheils mit Hinken, welches die Knoten verursachen, verbunden ist, durch Hunde fangen, schneidet ihnen die Knoten aus, und reiniget die Wunden mit Eßig und Salz, welches Verfahren die Genesung bewirket.

Giftige Thaue machen auch oft große Niederlagen unter diesem Wild, indem sie die Auszehrung verursachen.

Die **Ruhr** erfolgt zuweilen, wenn nach einem harten und langanhaltenden Winter die hungrigen Hirsche bey plötzlich eintretender warmen Frühlingswitterung zu viel junge Knospen von Kräutern und Bäumen fressen. Man muß daher die Hirsche im Winter immer mit Heu füttern.

Eine zu große Menge **Engerlinge** über der Gurgel, verursacht ihnen auch oft den Tod, und das **Verhalten** des Urins macht den männlichen Hirschen oft große Schmerzen, besonders in der Brunftzeit *).

Die Hirsche leiden auch zuweilen am **Zahnweh**, indem ihnen die **Eck-** und **Backenzähne** faul werden. **).

In

*) Zur Heilung des letzten Uebels soll er folgendes seltsame Mittel gebrauchen. Er sucht nämlich eine Kröte oder giftige Schlange in ihren Löchern auf, zieht sie durch heftige Athemzüge hervor, tritt sie tod und verschluckt sie. Alsdenn läuft er aus allen Kräften, erhitzt sich, wirft sich ins Wasser; und ist curirt. Eine artige Fabel!

**) Wenn sich die Jäger zuweilen wunderten, warum die Hirsche bey der besten Aesung mager oder gar Kümmerer waren, so habe ich diese Krankheit oft als die Ursache gefunden.

In ihrem Magen findet man auch zuweilen weißgelbe, schalige Steine, welche den Bezoorsteinen gleichen, in Gestalt einer Kugel, welche **Hirschbezoor, Hirschkugeln, Hirschsteine** heißen, und woran sie oft viel leiden.

**Feinde.** Die Luchse und Wölfe töden die Hirsche.

**Der Afterkriecher** *) legt die Eyer in die Nase derselben, wodurch die Engerlinge (Enderlinge), von welchen die Jäger fälschlich glauben, daß sie sie mit ihrem Futter verschluckten, in dem Magen und in zweyen Beuteln unter der Zunge (Weidemesser) über der Gurgel (Droßel) entstehen, und sich hier bis zu ihrer vollkommenen Größe von einem zähen Schleim, der immer in Ueberfluß vorhanden ist, ernähren. Im Julius geben sie diese Larven durch ein beständiges Niesen aus der Nase von sich. Diese verpuppen sich in der Erde und verwandeln sich in 4 bis 5 Wochen in das eigentliche Insekt, den Afterkriecher.

Die **Vieh- Ochsen- oder Kuhbremse** **) legt die Eyer in die Haut, und verursacht die Engerlinge unter derselben.

Eine

*) Oestrus haemorrhoidalis. L. heißt oft auch Ochsenbremse und — Afterkriecher, weil er den Pferden die Eyer an den After legt. Die 2 Flügel dieser Bremse sind ungefleckt, das Bruststück ist schwarz, das Schildlein blaßfarben, der Hinterleib schwarz, die Wurzel des Hinterleibes weiß und die Spitze gelb.

**) Oestrus bovis. L. Die Flügel sind gefleckt, das Bruststück ist gelb mit einer braunen Binde, der Hinterleib ist gelb und an der Spitze schwarz. Da die Made im Spätherbst unter die Haut kriecht, und die Bremse im Frühjahr auskriecht, so ist das Hirschleder gewöhnlich im Winter auf dem Rücken ganz voller Löcher und nur im Julius und August, da diese Löcher wieder zu gewachsen sind, sind die Häute ganz gut. Dieß gilt auch von den Rehen.

Eine Laus (Pediculus Cervi), welche die Jäger Hirschwanzen nennen, weil sie braun und breit ist, plagt besonders die Kümmerer gar sehr.

Die große Holzwespe*), deren Stich die tödliche Knotenkrankheit verursachen soll. Blasenwürmer und Egelwürmer findet man in ihnen.

Jagd. Der Jäger hat mancherley Kennzeichen, wodurch er das Daseyn eines Hirsches in einem gewissen Bezirke vorher sagen kann. Von einem guten Jäger wird erfordert, daß er nicht nur die Fährten (Tab. XIV. Fig. 15. a) im Gange und Trabe; b) flüchtig) des Spießers bis zum Kapitalhirsch, durch alle Alter hindurch, kenne, sondern auch die Fährten der alten, trächtigen und gelten Thiere von den Fährten der alten Hirsche, und die Fährten der jungen trächtigen Thiere von denen der jungen Hirsche zu unterscheiden wisse, ja sogar ihre Schwere anzugeben im Stande seyn müsse. Und wirklich so schwer die Sache zu seyn scheint, so leicht ist sie dem aufmerksamen Beobachter, besonders wenn er sich dabey dieses Mittels bedient, daß er sich den Laufst des Hirsches, dessen er sich bemächtigt, und dessen Spur er sehr genau beobachtet und aufgezeichnet hat, aufhebt, und sich nach und nach von mehrern eine Sammlung verschafft, die ihnen das verschiedene Alter dieser Thiere anzeigt.

Wir begnügen uns hier nur einige vorzügliche Kennzeichen der Hirschfährten auszuzeichnen. Eines jagdbaren männ-

lichen

*) Sirex Gigas. L. auch Riesenwespe. Die Brust ist haarig, die Bauchringe sind schwarz, und der übrige Hinterleib röthlichgelb. Das Weibchen bohrt mit seinem sägeförmigen Legestachel in faules Tannen- Fichten und Kiefernholz und legt die Eyer drein.

lichen Hirsches Fährte ist ohngefähr 3 1/2 Zoll lang und 2 1/2 Zoll breit. Seine Schalen sind breiter und stumpfer, als der Hindin ihre, welche schmal und spitzig zu laufen. Seine Ballen sind länger, breiter und stärker, drücken sich tiefer ein, und zwar in Gestalt eines Herzens, da hingegen der Hirschkuh ihre nur gerade und schmal auslaufen, und auch vor den Ballen nicht die gewölbte Erhöhung (den Burgstall), wie jene verursachen. Er tritt beynahe gar nicht in die Vorderfährte, sondern einen Finger breit dahinter, da hingegen das Thier in die Vorderfährte tritt.

Die Spießer haben keine scharfe Spitzen an den Klauen, welche gespalten sind, die Afterklauen stehen hoch und sind sehr spitzig; bey den andern jungen Hirschen wird alles nach und nach stumpfer, und die Afterklauen stehen mit zunehmendem Alter niedriger (sie werden kürzer gefesselt). Im Schnee, Sand, Thon, Thau und Gras lassen sich die Fährten leichter beobachten. Sonst merkt der Jäger auch noch auf die verschiedene Gestalt der Excrementen (Losung).

Man bemächtiget sich des Hirsches auf vielerley Art.

Er ist es, der die großen theuren Jagdlustbarkeiten, die Hauptjagden verursacht. Zur Vervollkommung des Vergnügens legt man hierbey oft Teiche an, durch welche die Hirsche zu schwimmen gezwungen werden (Wasserjagd), welches sie auch sehr geschickt, und zwar in der Ordnung thun, daß der größte voran schwimmt, und der folgende immer seinen Kopf auf den Rücken des vordern stützt. Auch bey einem solchen Jagen hält ihre sonstige Sanftmuth die Probe nicht aus, denn wenn sie sich zu sehr eingeschlossen und in Gefahr fühlen, werden sie oft so wüthend, daß sie Menschen und Hunde mit ihrem Geweihe hart verwunden, zu

Vo=

Boden werfen und mit Heftigkeit auf ihnen herum stampfen. Auch hier ist es, wo sie die größte Schnellkraft ihres Körpers und ihrer Schenkel zeigen, indem sie oft über ein Tuch oder Garn von 14 Fuß Höhe springen. Sonst werden sie auch von den Jägern geklappert, oder am Anstand geschossen. (s. in der Einl. Jagd.)

Wenn sie in Hirschnetzen gefangen werden sollen, so werden diese dem Wind entgegen aufgestellt, so daß die Forkeln inwendig stehen. — Die grausamen Parforcejagden haben größtentheils aufgehört; auch martert man die Hirsche nicht so oft mehr langsam durch die zerfleischenden Bisse der Hetz- und Jagdhunde tod.

Die guten jagdbaren Hirsche, welche wenigstens 10 Enden haben und 3 Centner wiegen müssen, werden vom May an bis in die Mitte des Septembers geschossen, die Schmalthiere und Kälber aber bis Weihnachten; doch pflegt hier die Leckerhaftigkeit der Menschen auch Ausnahmen zu verursachen. Ueberhaupt aber muß der Jäger allzeit nach Masgabe seines Wildstandes jagen. Wäre die Wildbahn nicht stark besetzt, so daß sich noch mehrere Stücke, ohne Schaden der Landwirthschafft, nähren könnten, so sollte er nur das alte abständige Wildpret schießen; wäre aber kein Mangel dran, so schösse er jährlich so viel alte Hirsche, als zum Beschlagen unnöthig sind; oder hätte er wenig Hirsche und mehrere Thiere, so benutzte er von diesen diejenigen, welche gelte gehen, oder sonst alt sind.

Nutzen. Der Vorzug, den der Mensch diesem Thiere vor allen andern wegen seiner Schönheit eingeräumt hat, hat verursacht, daß man von jeher darauf bedacht gewesen ist, alles von ihm zu nutzen.

Das Fleisch (Wildpret), des Hirsches ist nach Alter, Geschlecht und Jahrszeit von verschiedenem Werth. Das Fleisch von jungen Hirschkälbern verschafft uns sehr schmackhafte Braten; das der Spießer ist mittelmäßig, von Schmalthieren schon besser. Das Wildpret der jungen Hirsche von 3 bis 4 Jahren hat den dritten Rang; vom vierten bis siebenten ist es schon härter. Das Fleisch vom Weibchen ist immer milder und besser als vom Männchen. Nur zur Zeit der Hirschfeiste von Jacobi bis zur Brunftzeit haben die Hirsche den besten Geschmack; vor derselben aber schlechtes, und nach derselben noch schlechteres. Kurz vor und in der Brunftzeit können sie nur genoßen werden, wenn man ihnen gleich nach der Erlegung das Kurzwildpret ausschneidet, sonst bekommt ihr Fleisch einen gar widerlichen Geschmack. Das derb gewachsene Fleisch an den Keulen, Blättern (Bügen), vorzüglich der Theil vom Schwanze über den Keulen bis an die Rippen (Federn), welcher Ziemer heißt, und der Rükken, geben die besten Braten; nach diesem folgen die Kehlbraten, zwey Streifen am Halse, wo der Schlund und die Gurgel liegt, die Mehrbraten, zwey Streifen, die über den Nieren und am Rückgrat liegen, und zuletzte kömmt das Kochwildpret, worunter das übrige, Hals, Brust und die Seiten, (Krieben, Wümmer, Wände) begriffen sind. Die Hirschohren werden wie Nudeln klein geschnitten, als ein Fricasse zugerichtet, und die Läufte werden wie Rinder- und Kälberfüße, oder als Sülzen (Sulze) verspeiset.

Die Haut, wenn sie nicht zu sehr durch die Engerlinge durchlöchert ist, giebt weißgegerbt vortrefliche Beinkleider, Reitkoller, Degenkoppel, Handschuhe und anderes Riemenwerk,

werk, rothgegerbt gute Stiefeln, und wird auch als Pelzwerk z. B. zu großen Müffen verarbeitet.

Die Haare dienen zum Ausstopfen der Sättel, Stühle, Polster und Kissen, die guten zu Tapazierungen, die groben zu Fußdecken.

Die Geweihe sind eine Jagdnutzung, müssen in Jägerhäusern zum Zierrath Haaken seyn, und geben roh oder geraspelt und grün gepeitzt Griffe zu Messern und Hirschfängern. Die Köche machen daraus mit und ohne Wein eine nahrhafte und stärkende Gallerte. Mit gebrannten und pulverisirten Hirschhorn macht man den Kaffe klar, und man braucht es auch um das Bier, das etliche Tage alt ist, hell zu machen und wider die Säure zu bewahren. Auf eine Tonne rechnet man für einen Groschen pulverisirtes Hirschhorn. Dieses wird mit zwey Kannen von dem nämlichen Bier ans Feuer gesetzt, aufgekocht, und warm in die Tonne gegossen. Das Bier bleibt eine Nacht ruhig liegen, und wird alsdenn auf Flaschen gezogen.

Die Hirschkolben werden, in Wasser gekocht, geschält, mit Baumöhl und Eßig getränkt und wie Salat gegessen, oder mit Trüffeln und sauern Limonen zugerichtet und fricassirt, oder mit einer gewürzten Butterbrühe zubereitet. Man macht auch aus dem Hirschhorn eine Hirschhornschwärze, die man eben so, wie die Elfenbeinschwärze brauchen kann.

Die Apotheker machen aus dem Hirschhorn verschiedene Präparate. Das gebrannte Hirschhorn soll ein absorbirendes Mittel seyn, die Schärfen dämpfen, die Schweiße befördern, und die Würmer vertreiben. Der Hirschhornspiritus, der gleichsam verstorbene Lebensgeister wieder be-

leben soll, und mit andern Arzeneyen versetzt, in vielerley Krankheiten gebraucht wird, ist bekannt genug. Sonst giebt es noch das Hirschhornmagisterium, den Hirschhornliquor, das Hirschhornöhl, das Hirschhornsalz, und das Hirschhornsälbchen.

Aus einem am Feuer gelinde gebrannten Stückchen Hirschhorn soll man auch bisweilen den Schlangenstein (Piedra de la serpente) machen.

Die Kolben, wenn sie noch zart und blutig sind, in kleine Stückchen zerschnitten, und mit Kreuzwurzsaft über einen Kolben gezogen, sollen einen vortreflichen Spiritus gegen giftige Biße geben.

Aus den Klauen machen die Drechsler Ringe und dergleichen Dinge, und die Ringe hielten unsere Vorfahren wider die Krämpfe sehr wirksam.

Das Mark ist eine gute Salbe das Eisen vorm Rost zu bewahren, soll außerdem Schmerzen lindern, die Hitze in Fiebern stillen, aufgesprungene Hände heilen, gelähmte Glieder wieder geschmeidig machen, wenn man es so warm als möglich auflegt.

Das Unschlitt braucht der Lichtzieher und Seifensieder; sonst ist es zu Wund- und Brandpflastern gut, heilet wundgelegene Theile kranker Personen, erfrorne Hände und Füße, und leistet den Reisenden, wenn sie die müden Füße damit bestreichen, heilsame Dienste.

Der Knorpel, oder das röthliche Beinchen (Hirschkreutz, Hirschbein, Herzbein) das man in dem Herzen des Hirsches an der linken Seite vor der Oeffnung zweyer Arterien

rien findet, welches wie zwey halbe Monde an einander liegt, gewöhnlich 3/4 Zoll lang und 1/2 Zoll breit ist, und aus verhärteten Sehnen oder Blut entsteht, soll gepülvert in mancherley Zufällen der Weibspersonen, sonderlich in Hämorrhoidalzufällen und hypochondrischen Dämpfen gute Dienste thun, und man findet es noch immer in den Apotheken.

Das gedörrte Blut mit Eßig eingenommen treibt den Schweiß, und hilft bey Verrenkungen, Verhebung und Stechen im Leibe. Sonst brauchte man noch in der Medicin, die **Hirschknochen**, die **Hirschklauen**, die **Hirschthränen** (in der Epilepsie) die **Hirschblase**, die **Hirschgeilen**, die **Hirschruthe**, das **Laab** aus dem Magen ungebohrner Hirschkälber und andere Theile mehr.

Endlich so sind die **Hirschzähne** aus Aberglauben auch ein Amulet geworden, und werden in goldenen Ringen, besonders von den Jägern getragen.

**Schaden und Mittel dagegen.** Die Hirsche schaden dem Landmann an seinen Feld- und Gartenfrüchten und dem jungen Holzanflug, indem sie in harten Wintern die Zweige der jungen Birken und vorzüglich der Rothbuchen abbeißen. Man findet zuweilen eine große Strecke junger Buchen, deren Spitzen so scharf abgebissen sind, wie wenn sie jemand mit den schärfsten Messer schief abgeschnitten hätten. — Mittel, sie von Kohlgärten abzuhalten, sind, daß man über den Zaun eine Linie zieht, und im Felde an jede Ecke seines Ackers ein Stückchen Teufelsdreck einer Welschennuß groß in Leinwand genäht, flach eingräbt, oder besser und sicherer, daß man einen Faßreif nimmt, die inwendige Seite mit Teufelsdreck in Bergöhl zerlassen, bestreicht, und den

Reiß in die Erde stickt. Der Regen kann alsdenn diese Materien nicht abwaschen, und der Geruch erhält sich lange Zeit. Sie wittern diesen eckelhaften Geruch von weiten, und fliehen ihn, wie den Hund. Hanfsaamen um die Aecker herum gesäet, sichert den Feldbau auch, so wie die eingesteckten Krautspflanzen ein Gemisch von altem Schmeer und Schießpulver, womit man die am Ende stehenden Pflanzen bestreicht.

**Abänderungen und verschiedene Namen** verursacht ihr Aufenthalt; daher, wie wir oben schon bemerkten, 1) der **Berghirsch** (Cervus montanus), welcher gewöhnlich einen längern behaarten Kopf, niedrige und schwärzlichere Geweihe, stumpfere Schalen, größere Fährten und ein schmackhafteres Fleisch hat, als 2) der **Landhirsch**, Hirsch der Ebenen. 3) Diejenigen, welche sich auf Kohlstätten aufhalten, und lange schwarze Zoten am Halse oder auch nur eine dunkelbraune Brust haben, nennt man **Brandhirsche**. Sonst redeten die Jäger auch noch von **Pferde-** und **Bockhirschen**.

## 2. Der Damhirsch.

Cervus Dama. Lin.
Le Dain. Buff.
The Fallow Deer. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Geweihe sind rückwärts gekrümmt, zusammen gedrückt, und an der Spitze breitzackig.

### Beschreibung.

Dieser Hirsch, der in Deutschland, besonders in den brandenburgischen Landen nicht selten ist, hat eine mittelmäßige

mäßige Größe, ist um ein ziemliches kleiner als der Rothhirsch, doch aber viel stärker als der Rehbock, erreicht die Höhe von 3 Fuß und drüber *) und eine Schwere von 300 Pfunden. Er gleicht in seiner Gestalt und Oekonomie dem gemeinen Hirsch gar sehr. Alle Glieder des Leibes haben fast gleiche Lage und Bildung. Er brunftet, setzet, wirft ab, setzt auf, und fegt das Gehörn, wie dieser, nur alles einen Monat später. Allein sein Geweih selbst ist dünner, glatter, dehnt sich mehr in die Breite, und ist nach Verhältniß mit mehr Enden besetzt, ist nach innen gekrümmt und endigt sich mit einer langen und breiten Krone (Schaufel). Denn wo die Krone bey den Rothhirschen ist, da wird das Gehörn des Damhirsches ganz breit, zuweilen zwey Hände breit, aber nicht dick. Bey den alten sind oft die Stangen über die Hälfte breit und dünne, und mit vielen Enden versehen, aber die Enden sind weder hoch, noch lang, sondern ganz kurz. Je besser nun der Hirsch ist, je besser er die Schaufeln und Enden ausbildet (vereckt); und dieses Gehörn giebt ihm alsdenn auch ein prächtiges Ansehen. Er wirft es nach Verschiedenheit seines Alters im April bis zum Junius ab, und es wächst ihm wieder, wie dem edlen Hirsche, aus schweißigtem Knorpel mit rauhem Baste.

Er variirt in der Farbe, und es giebt nicht nur röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe, graue, sondern auch schwärzliche, weißgefleckte, und ganz weiße. Der Unterleib fällt allzeit ins weiße.

Er ist von Natur in der Wildniß flüchtig, munter, scheu und muthig, und streitet oft um einen Weideplatz oder eine Gattin viele Stunden lang. In der Gefangenschafft

 aber

*) Par. Ms.: Höhe fast 3 Fuß.

aber, legt sich sein Feuer, und er wird sehr kirre, und furchtsam. — In der Begattungszeit hört man ein Geschrey von ihm, wie vom Rothhirsch, nur weniger stark, und es lautet fast, als wenn ein Mensch vomirt.

Die Antipathie zwischen den Roth- und Damhirschen, da man sagt, die Rothhirsche wichen ihnen, zögen gar weg, oder nähmen, wenn sie mit ihnen in einen Garten eingesperrt wären, von Kräften ab, ist ganz ungegründet, und nur alsdann, wenn beyde Arten an einem gemeinschaftlichen Platze gefüttert werden, oder sich äsen, müssen die Damhirsche warten, bis die Rothhirsche gesättiget sind, und oft das genießen, was ihnen jene übrig lassen.

Ihr Alter erstreckt sich ohngefähr auf 20 Jahre.

Das Weibchen (Thier, Tanngeis) ist eben auch, wie beym Rothhirsch, schwächer, kleiner, leichter, und hat kein Gewethe.

**Aufenthalt.** Fast alle gemäßigten Länder der alten Welt sind das Vaterland dieser Thiere. Sie leben gesellig, versammlen sich in starken Rudeln, und pflegen sich nicht leicht zu trennen. Auch die alten Damhirsche (Tannböcke) machen sich nach der Brunst in Rudel zusammen, und leiden eher als die Rothhirsche junge Damhirsche und Weibchen unter sich. Diese sondern sich aber mehrentheils von selbst wieder ab, und es hält sich sodann das Wild oder Thier mit den jungen oder schlechten Hirschen zusammen. Sie lieben erhabenes, mit kleinen Hügeln besetztes Erdreich, und verändern ihren Stand nicht so leicht und weit, wie die Rothhirsche. Vom Monat März bis zu Ende des Augusts suchen sie die Dickige auf, um sich vor den empfindlichen Mückenstichen zu sichern.

Nah-

**Nahrung.** Im Winter gehen sie in die Haiden, wo es Haidekraut oder junge Gehäue und Schläge giebt; und im Sommer nach den Wiesen, und dahin, wo sie junges Holz und Laub haben. Wo die Felder nahe an die Gehölze stossen, ziehen sie sich auch nach der Saat, und in das Getraide; doch machen sie solche weite Wechsel nicht nach ihrem Geäse, wie die Rothhirsche. Wenn Eichelmast vorhanden ist, so ziehen sie dieser gerne nach. Das übrige ist wie beym Rothhirsche.

**Fortpflanzung.** Ihre Brunstzeit fällt einen Monat später, als bey den Rothhirschen, nämlich in October, und währet einen ganzen Monat. Der Hirsch jagt sich lange mit dem Thiere herum, und dieses ist 8 Monate trächtig, setzet meist im Junius 1, auch 2 Kälber, und säuget sie bis wieder zur Brunst. Bis ins sechzehnte Jahr dauert die Zeugungskraft. Das junge Thier (Wildkalb, Tannkützel) brunstet schon im zweyten Jahre, wenn es keine Noth gelitten hat, sonst aber meist im dritten. Nach dem ersten Jahre wird das Hirschkalb ein Spießer (Spießert) und setzt Spieße auf; nach dem andern Jahre Gabeln, auch wohl 6 bis 8 Enden; nach dem dritten Jahre 8 oder 10 Enden, da denn die Stangen oben breit zu werden anfangen; nach dem vierten Jahre 10, 12, auch wohl mehr Enden, zu welcher Zeit auch die Breite der Stangen oben merklicher wird; nach dem fünften Jahre setzt der Damhirsch schon ziemlich breite Schaufeln auf; und wenn er erst Schaufeln aufgesetzt hat, und es befinden sich 30 Enden daran, so wird er doch nicht nach den Enden benannt (angesprochen), sondern heißt ein guter Schaufelhirsch.

Feinde.

Feinde. Von den Lüchsen und Wölfen werden sie verfolgt und von einer braunen haarigen Laus (Pediculus cervi) und von den Engerlingen geplagt.

Jagd. Die Fährte (Tab. XIV. Fig. 15. a) im Gang und Trabe, b) flüchtig.) hat ebenfalls wieder die größte Aehnlichkeit mit der Fährte des Rothhirsches, und ein Damhirsch macht seine Spur so stark und breit, als ein Rothhirsch von 6 Enden, oder ein altes Roththier, und das Damthier läßt sich, wie ein Rothwildkalb im October, spüren. Doch muß man wohl merken, daß bey aller Aehnlichkeit doch die Fährten der Damhirsche kürzer gefaßt, die Wände der äusersten Seiten der Ballen flächer und eröffneter, fast wie bey den zahmen Ziegen sind.

Uebrigens gehört er zur hohen Jagd, und wird eben so, wie der gemeine Hirsch gejagt. Wenn er von Hunden verfolgt wird, so flieht er nicht so weit, als ein anderer Hirsch, weichet allen Wegen aus, suchet bald seinen Stand wieder, und stürzt sich gern ins Wasser um der Gefahr zu entgehen; wird aber alsdenn meist gefangen.

Nutzen. Das Wildpret der Damhirsche, ist zärter, fetter, als das Fleisch des gemeinen Hirsches, und besonders werden die noch an der Mutter säugenden Kälber allem andern Wildpret vorgezogen.

Die Häute sind fast noch besser als vom Rothhirsch, und geben feinere Beinkleider und Handschuhe.

Das Unschlitt ist auch besser, und hat, so wie das Haar, Geweih und die Klauen eben den Gebrauch, wie beym gemeinen Hirsch.

Der

Der ostindische Schlangenstein (Piedra cobra de Capello) soll aus dem zerstückten und calcinirten Geweih gemacht werden.

Die Medicin, welche die Alten von vielen Theilen dieses Thiers machten, ist außer Gebrauch.

Schaden. Der Damhirsch schadet, wie man aus seiner Nahrung sieht, auf eben die Art, wie der gemeine Hirsch.

Namen. Er heißt auch: Dammhirsch, Dämlein, Dämmhirsch, Tannhirsch, wilder Rehbock. Die guten und starken werden nicht jagdbare, sondern Schaufelhirsche, und die größten und fettesten rechte gute Schaufelhirsche genennt.

(38) 3. Das Reh.

Cervus Capreolus. Lin.
Le Chevreuil. Buff.
The Roe. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Die Geweihe stehen aufrecht, sind knotig, und endigen sich in zwey Spitzen. Die Hinterbacken sind weiß.

### Beschreibung.

Das Reh lebt in ganz Europa, die kältesten Länder ausgenommen, und ist daher auch in den Unterwäldern des thüringischen Gebirges nicht selten. Das Männchen heißt der Rehbock oder Bock schlechthin, und das Weibchen Reh, Ricke, Hille, Ziege, Gais.

Dieß

Dieß artige schmucke Thier hat mit dem Hirsch und der Ziege viele Eigenschaften gemein. In der Art der Fortpflanzung und Ernährung ist es der Ziege sehr ähnlich, und in der Gestalt und Farbe dem Hirsch; doch streitet es in vielen Stücken mit letzterm noch um den Vorzug. Es hat nämlich feurigere Augen, glänzendere und glättere Haare, geschmeidigere Glieder, ist zwar kleiner, aber dafür auch von der Natur mit mehr Lebhaftigkeit, Muth und Stolz begabt worden. In seinem ganzen Betragen zeigt es mehr Gewandheit und Verschlagenheit. Es kämpft mit jungen Hirschen und behauptet immer als Sieger sein Recht.

Seine Größe ist 4 Fuß 4 Zoll *), die Höhe 2 Fuß 8 Zoll, und der Schwanz (die Blume) ist 1 Zoll lang und kaum merklich. Der Kopf ist klein, aber wohlgebildet und läuft in eine stumpfe Schnauze aus. Die Augen sind groß und haben einen blaulichten ovalen Augapfel. Die Thränenhöhlen fehlen. Die Ohren sind 6 Zoll lang, spitzig, inwendig und auswendig wollig, und stehen weit von einander. Im Munde stehen in der untern Kinnlade sechs Vorderzähne, welche ihm in der Ordnung, wie dem Schafe, vom zweyten bis vierten Jahre ausfallen und durch neue breitere ersetzt werden, — keine Eckzähne und auf jeder Seite oben und unten sechs scharf gespitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweymal ausgehöhlt und auswendig zweymal auswärts gebogen ist.

Dem Kopf des **Rehbocks** giebt das kurze, ästige, länglicht runde, grade aufrechtstehende, rostfarbene, knotige, unebene und dichte Gehörn eine besondere Zierde. Er trägt seinen

*) Par. Ms: Länge gegen 4 Fuß; Höhe 2 1/2 Fuß.

seinen wohlgebildeten langen Hals hoch, und sein Rücken ist wenig eingebogen. Seine Beine (Läufte) sind schlank und die schwarzen Klauen (Schalen) mit den gleichfarbigen eyrunden falschen Hufen (Afterklauen) glänzen, wie polirt. Sein vorzügliches Merkmal, woran ihn der Jäger schon von weiten erkennt, ist ein langer Haarzopf unter dem Leibe in der Gegend des Zeugungsgliedes (Pinsels).

Die Ricke hat einen schmälern Kopf, längern und dünnern Hals, schmälere Brust und schlankern Leib. Sie ist gewöhnlich ungekrönt, doch findet man sie auch, wiewohl sehr selten, mit einem Gehörne von zwey Zoll Länge ohne Enden versehen, das sie ebenfals, wie er, jährlich abwirft. Sie zeichnet sich schon in der Entfernung durch ihren niedrigtragenden Hals und besonders durch den langen gelben Haarbüschel am Geburtsgliede (Feigenblatt) sehr kenntlich aus.

Die Farbe ändern die Rehe, so wie die Hirsche des Jahrs zweymal. Vom Frühjahr bis zum Herbst sind die Haare kurz und weich, gelbbraun oder rostfarben; im Winter aber sind sie länger, rauher, eschgrau und bekommen durch die gelben und weißen Spitzen, die sie haben, eine röthlichgraue Farbe. Sonst läuft über die Nase, an der Oberlippe weg, ein schwarzer Streif, der übrige Theil der Nase ist bis an die Augen schwarz und weiß gesprengt, das Untermaul weiß, die Ohren mit einer schwarzen Einfassung geziert, und an der Wurzel weiß, die Kehle gelb, der Unterhals mit zwey weißen Flecken bezeichnet, und der Bauch schmutzig weißgelb. Die Hinterbacken sind ganz weiß, und dadurch unterscheiden sie sich von den andern Rothwildpret. Das Haar ist an der Wurzel immer grau; und am Bauche und den Hinterschenkeln befinden sich zwey Haarnäthe.

Auch

Auch das Gehörn wechselt der Rehbock alle Jahre. Im ebenten Monat setzt er seinen ersten Hauptschmuck, zwey urze Spieße auf. Diese werden bey den folgenden Wechelungen länger, und erscheinen im vierten Jahre mit zwey Zacken, welche sich alsdenn alle Jahre mit neuen vermehren, is sie die Zahl sechs oder acht erreicht haben. Selten findet nan Rehbocksgehörne mit 12 Enden. Nach der Brunst virft er sein Gehörn jedesmal ab, welches ihm dann im ritten Monate wiederum vollkommen gewachsen ist. Das auhe Bast desselben schlägt er im Februar und März an den Birken, Sahlweiden, Tannen und Kiefern ab, und ordentlicherweise sollte sich dasselbe in zwey Spitzen endigen, allein veil er seinen noch weichen Putz nicht, wie der Hirsch, schoiet, oder schonen kann, und unvorsichtig und muthwillig jenug ist, an den Sträuchern und Bäumen damit anzustoßen, o findet man ihn gar oft mit wunderlichem Gehörn versehen.

Beyde Geschlechter können sehr schnell laufen, fertig chwimmen und ihr scharfes Gesicht und feiner Geruch macht, daß sie ihren Feinden oft entgehen; sie richten deshalb den Kopf immer in die Höhe und nach dem Winde zu und könen einen Menschen auf 300 Schritt weit riechen (im Wind vernehmen).

Ihre Stimme, welche sie in der Brunftzeit und beonders dann hören lassen, wenn ihnen etwas unvermuthees aufstößt, ist ein helles weitschallendes dreymaliges Belen (Schmälen), welches sie in einiger Entfernung langsam chleichend, so lange fortsetzen, bis sie dasjenige deutlich ehen, was sie stutzig machte, und ist es ein Mensch oder Hund, so laufen sie mit der größten Schnelligkeit stumm davon.

Ihr

Ihr unverkürztes Lebensziel erstreckt sich bis ins sechzehnte Jahr.

**Aufenthalt.** Die Rehe lieben trocknen Boden und trockne Luft. Ihren Aufenthalt haben sie dahero gern auf hohen Plänen an den äußersten Gränzen der Waldungen, wo die Hafer- Erbsen- Linsen- und Grummetfelder in der Nähe sind, in lichten Hölzern, in Gegenden, wo faule Bäume und vorzüglich die jungen Schläge nahe sind und die Brombeerstauden häufig wachsen. Sie vereinigen sich nicht, wie die Hirsche, in starke Truppen (Rudeln), sondern leben nur in Gesellschafft von 3, 4 und 5 Stücken. Der Bock ist beständig um seine Gais, deren er eine, zwey, höchstens drey hat, lebt unter denselben, und seinen Jungen, wie ein Hausvater, und vertheidigt sie bis auf den Tod. Es besteht dahero auch eine Rehgesellschafft nur aus einer Familie, die so lange in der schönsten Vertraulichkeit zusammen lebet, bis die Jungen wiederum neue Familien errichten können. Im Sommer suchen sie den alten Standort wieder, den sie sich einmal zu ihrem Aufenthalte erwählt haben, wenn sie der harte Winter in niedrige dicke Laub- und Schwarzwälder getrieben hatte. Ehe sie sich niederlegen, scharren sie allzeit mit ihren Vorderläuften einen runden Platz, des Sommers um auf der frischen kühlen Erde zu liegen, und des Winters um den Schnee wegzubringen, der ihnen sonst die Haare naß und schmutzig machen würde.

**Nahrung.** Ihrer Nahrung (Geäse) gehen sie gern des Abends und Morgens auf trocknen Wiesen, in jungen Gehegen und Holzschlägen nach, wo sie sich an den besten Kräutern und Gräsern, an dem Laub der Weiden und besonders der Pappeln erquicken. Der Bock tritt allzeit zuerst

 aus

aus dem Holze, und kundschaftet die Gegend aus, ob es sicher ist, und die Ziege folgt ihm nach; hingegen wenn sie verjagt werden, oder aus Furcht fliehen, so geht sie voran, und er folgt nach, um sie erst in Sicherheit zu lassen. Die Berberis- und Brombeerstauden sind ihnen ein sehr angenehmes Futter und nächstdem das Genist (Ginster). Sie ziehen auch im Frühjahr, wenn das Getraide noch jung ist, zu Felde, und thun im Sommer den Waldeinwohnern auf ihren Hafer-, Erbsen- und Linsenäckern, besonders aber in ihren Gemüßgärten, bey zu starker Hegung und Vermehrung großen Schaden, indem sie vorzüglich die Bohnenblätter so sehr lieben, daß sie bey aller ihrer natürlichen Schüchternheit und Furchtsamkeit durch die rauschendsten Verscheuchungsmittel nicht können vertrieben werden, und im Winter sind sie den Baumgärten durch das Benagen der jungen Obstbäume eben so nachtheilig. Da sie zu dieser Jahrszeit in Wäldern nur selten so viel genießbares Moos, Wasserkräuter und Gräser, Binsen, Kletten und Distelknospen, Weidenblüten, Eicheln, Buchecken und dergleichen abgefallene Früchte finden, wodurch sie sich völlig sättigen könnten, so füllen sie ihren Magen mit Baumknospen, Baumrinden und jungen Zweigen, die ihnen oft unverdaulich sind. Den Durst können sie sich im Nothfall ohne Quelle durch Ableckung des Thaues und Regens von den Blättern und durch Schnee löschen. Das Salz lieben sie, wie die Hirsche.

**Fortpflanzung.** Der feurige, lustige Bock tritt zu Ende des Novembers und Anfang des Decembers auf die Brunft, und da er, wenn er nicht von andern Weibchen, die ihrer Männchen beraubt sind, verführt wird, seinem einzigen Weibchen treu ist, und von keinem Nebenbuhler in

in dem ruhigen Besitz seiner Gattin gestöhrt wird, so brauchet er auch nicht so lange als der herumflatternde Hirsch, und also nur einen halben Monat. Er begattet sich gewöhnlich nur einmal des Jahrs, und nur die Schmalricke läßt sich zuweilen aus Geilheit im August von einem hitzigen jungen Bock, doch ohne Befruchtung, bespringen (beschlagen) *). In der Brunstzeit scheucht er aus Eifersucht oder Schaam seine Jungen weg, und schreyt zuweilen dumpfig und abgebrochen, wovon ihm der Hals aufschwillt. Er geht auch alsdenn gern in die Waldbäche und scharrt den Boden drinnen auf, und die Haare werden ihm am Bauche von den beißenden Saamen schwarz. Die Rehziegen tragen 5 1/2 Monat oder 21 Wochen, und setzen im May und Junius mehrentheils zwey Junge, ein Männchen und ein Weibchen, selten eins, noch seltner drey, an einen düstern einsamen Ort in Bergen oder in ein dickes Gebüsch an nassen Wiesen. Vier oder fünf Tage vorher, ehe sie setzt, sucht sie sich nach und nach von ihrem Gatten, ohne, daß er es bemerkt, zu entfernen, den ersten Tag nur etliche Stunden, den andern länger und so fort, bis sie am letzten gar unsichtbar bleibt und ihre Jungen gebiert. Sie thut dieß wahrscheinlich deswegen, weil sie glaubt, der Vater würde seine Kinder auf-



*) Noch neuerlich hat man mit Zuversicht behauptet, die Brunstzeit des Rehes sey im August und es trage 11 Monate, obgleich der Foetus im ersten Monate unbemerkbar sey; allein nach unsern eigenen und den Erfahrungen so vieler Forstmänner, können wir diese Behauptung nicht unterschreiben. Aus dem Beweise, den man aus dem Wachsen, und Abwerfen der Geweihe hernimmt, ergiebt sich wohl weiter nichts, als daß die Natur hier nicht den nämlichen Weg betritt, den sie beym Hirsch gewählt hat.

stellen, wie es zuweilen zu geschehen pflegt. Acht Tage bleibt sie also von ihm getrennt, alsdann aber sucht sie ihn wiederum in dem alten Stande auf und führt ihn freudig zu seinen Junge. Diese blöcken ihn, wie die jungen Lämmer, liebreich an, unterdeß ihm seine zärtliche Ricke allerhand Liebkosungen macht. Von der Stunde an trägt er nun wieder für sie und seine Jungen die größte Sorge. Diese muntern niedlichen Junge sind anfangs buntgefleckt, nämlich roth und weiß. Sie saugen vier Monate, laufen aber den zehnten Tag schon mit ihrer Mutter davon. Die gute Ricke liebt sie so sehr, daß sie bey den geringsten Geschrey derselben blindlings herbey gelaufen kömmt, und oft einen Menschen, der sie betastet, ungescheut umrennet. Man nennt die junge Rehe auch **Rehkälber**, Rehkätzlein, Rehkützel, Rehzicklein, wenn die männlichen ein Jahr alt sind, **Spießböcke, Spießer** und die weiblichen, **Schmalthiere, Schmalrehe, Schmalricken.** Man kann sie, obgleich mit vieler Mühe, zähmen und gewöhnen, daß sie, wie die Hunde, mit in Wald laufen. Sehr selten fallen ganz weiße Rehe.

**Krankheiten.** An eben der **Knotenkrankheit** die die Hirsche zuweilen im Thüringerwald befällt, leiden auch die Rehe. — Die **Engerlinge** (s. Hirsch) sollen ihnen zuweilen, bey zu sparsamer Nahrung, wenn der harte Winter bis in die Mitte des Frühlings dauert, den Magen durchfressen und wenn sie sich im späten Frühjahr in einen Klumpen ballen, um zu ihrer Verwandlung ausgespieen zu werden, den Schlund und die Luftröhre verstopfen, daß sie elend sterben müssen.

In harten Wintern genießen sie viele Baumrinden und junge Zweige, welches unverdauliche Futter sich oft in ihrem Leibe in einem Klumpen zusammenwickelt, in ihren faltigen

Ma-

Magen, wie eingeleimt, fest sitzt, und die Auszehrung verursacht, wenn es nicht durch die bald hervorkeimenden Frühlingsblätter der Birken und Haselstauden ausgeführt wird. Und dieß ist die Ursache, warum oft bey tiefem und lange liegendem Schnee die ganze Wildbahn der Rehe ein Opfer des Todes wird. Auch der Durchfall oder die Ruhr, die nach langem Hunger und zu viel genossenem jungen Laube entsteht, streckt viele im Frühjahr todt zur Erde nieder.

**Feinde.** Der jungen Rehe Feinde sind die Füchse und Wiesel, (s. Wiesel) und der alten die Wölfe, Luchse und Hunde; doch fängt der Fuchs im Winter, wenn der Schnee eine Kruste vom Froste hat, welche das Wild im Laufen hindert, auch alte Rehziegen und Rehböcke. Beym Anblick des grimmigen Wolfes und Luchses gerathen diese schüchterne Thiere in die größte Furcht und ergeben sich oft freywillig, dem Hunde aber entgehen sie mehrentheils durch List. Wenn sie sich nicht durch eine schnelle ununterbrochene Flucht retten können, so verlieren sie entweder seine Spur durch Seitensprünge oder drücken sich plötzlich auf die Erde nieder, lassen ihn über sich hinspringen oder ruhig vorbeylaufen.

Da das Reh ein reinlicheres Thier ist, als der Hirsch, so ist es auch mehr von Holzböcken und Läusen (Pediculus cervi) befreyt, als er. Die Bremsen (s. Hirsch), welche dem Hirsche ihre Eyer im September in die Haut und Nase legen, thun es auch dem Rehe.

**Jagd.** Die Fährte (Tab. XIV. Fig. 16. a) gehend oder trabend, b) flüchtig) der Rehe ist geschränkt und fast stets gezwungen; doch spalten sie auch ihre Klauen, wenn

 sie

sie flüchtig sind, und setzen alsdenn auch die Afterklauen ein. Die Hinterfährte ist allzeit kleiner, als die Vorderfährte, und der Bock macht seine Spur etwas stumpfer, als die Ziege. Sie werden eben so, wie der Hirsch gejagt, gepürschet; geklappert und im Garn gefangen. Noch ein besonderes Jagen ist das Rehblatten, wo der Jäger mit einem Stückchen Birkenschale oder mit einem Apfelblatt den zweystimmigen Ton der Ricke nachahmet, auf welchen betrügerischen Ruf der Bock, wie ein Pfeil geflogen kömmt, aufs Blatt geschossen wird, und so den Tod der Liebe stirbt. (s. in der Einl. Jagd.)

**Nutzen.** Das Wildpret dieser Thiere ist eine vortreffliche Speise, und man nützt es das ganze Jahr. Besonders delikat ist das Fleisch der Kälber von 12 bis 18 Monaten, und die Rehzunge.

Die Aerzte benutzten sonst die Leber, die Milz, das Gehirn, und die Galle, und das Rehunschlitt wird, wie das Hirschunschlitt, zuweilen noch jetzt in der Medicin gebraucht.

Das Fell wird roh gahr gemacht und zu Stühlen, Polstern, und Satteldecken verbraucht. Die gemeinen Chineser tragen kurze Kamisöler davon, an welchen das Haar auswärts gekehrt ist. Die Louisianer wissen die Rehhäute sehr gut zuzubereiten, wozu sie besonders das Gehirn dieser Thiere als das vorzüglichste Material nützen. Es gehen viele davon nach Frankreich, und bekommen zu Niort den Namen von Gemsenfellen.

Das weißgegerbte Leder ist feiner als das Hirschleder, und es verarbeitet es der Beutler, wenn es nicht von Enger-

lingen

lingen zu sehr durchlöchert ist, zu guten Beinkleidern, Handschuhen u. d. gl.

Die Haare dienen zu Fütterungen der Polster und Stühle, und sind theurer als die Hirschhaare, weil sie sich nicht so leicht zusammenballen.

Die Geweihe werden als Haaken in Landwohnungen angenagelt, von den Drechslern zu Tobacksköpfen und Pfeiffenröhrchen gedreht, und von Messerschmidten zu Messerstielen gebraucht.

Bey langwierigen Krankheiten ist wider das Wundliegen ein Rehbocksfell das beste Mittel. Man nimmt nämlich ein langhaariges Rehbocksfell, legt auf die rauhe Seite ein Tuch, welches man mit Hirschtalg bestreicht, und wickelt den Kranken nackend in dasselbe.

Diese Thiere sollen auch in Waldungen durch ihren Mist und Urin Anlaß zu Salpetererzeugungen geben.

Schaden. Das Reh stiftet eben den Schaden, den der Hirsch stiftet, und nach mehrern, da es sich in Waldungen im Frühjahr vorzüglich von den Knospen der jungen Bäume und der Sträucher nähret, und auch in Gemüßgärten seine Nahrung suchet.

---

## Die siebenzehnte Gattung.

### Antilope, Gazelle. Antilope.

#### Kennzeichen.

Vorderzähne sind in der obern Kinnlade keine, in der untern acht.

Die Eckzähne fehlen.

Die Hörner sind einfach, dicht, inwendig knöchenartig, mit einer hornichten Scheide versehen, die mehrentheils geringelt oder spindelförmig gedreht ist, und werden nicht abgeworfen.

Das Kinn hat keinen Bart.

Einen Thränensack an Augen haben die mehresten hierher gehörigen Arten.

Die Klauen sind bey den mehresten zugespitzt.

Die Säugewarzen liegen zwischen den Hinterfüßen.

Die meisten wohnen in Heerden von 100 und mehr beysammen.

Die Arten dieser Gattung stehen zwischen den Hirsch- und Ziegenarten mitten inne. Dem Ansehen und den Haaren nach gleichen sie den Hirschen; den Hörnern nach aber den Ziegen. Die falschen Hufe sind bey ihnen kleiner und sehen Warzen ähnlich. Sie bewohnen das wärmere Asien und Afrika, und nur eine Art ist europäisch, nämlich:

## 1. Die Gemse.

Antilope Rupicapra. Erxl.
Capra Rupicapra. Lin.
Le Chamois. Buff.
The Chamois. Penn.
(Taf. XIII. b. Fig. 1.)

### Kennzeichen der Art.

Mit aufrechten, runden, hackenförmigen Hörnern, und rothbraunen Haaren auf dem Rücken, und an den Seiten.

## Beschreibung.

Die Gemse, welche man auf den Gebirgen von Tyr[illegible] Kärnten, Krain, Steyermark, Salzburg noch häufiger [illegible] den Steinbock antrifft, gleicht an Grösse und Gestalt d[illegible] Ziegenböck am meisten, und scheint nur um deswillen etw[illegible] grösser, weil ihre Füße höher sind, und ihr Hals gestreck[illegible] ist. Man darf sie nicht mit dem Steinbock verwechseln, [illegible]dem sie ihrer ganzen Gestalt und ihren Theilen nach völ[illegible] verschieden ist, und mit welchen sie außer den Haaren, u[illegible] der Lebensart fast nichts gemein hat. Das deutlichste u[illegible] am meisten in die Augen fallende Kennzeichen, wodurch [illegible] sich von allen andern Thieren unterscheidet, sind ihre H[illegible]ner. Diese stehen gleich über den Augen hervor, sind schwa[illegible] rund, aufrecht, mit runzlichen Ringeln umgeben, mit ein[illegible] glatten Haaken, der nach dem Rücken zu gekrümmt ist, 10 Zoll lang. Sie werden mit dem Alter immer größ[illegible] und bekommen jährlich einen Ring mehr; die Spitze a[illegible] und der Haaken bleiben immer glatt. Inwendig sind sie a[illegible]gefüllt, und haben nur an der Wurzel eine Höhle vo[illegible] Zoll. Vor den Hörnern befindet sich in der Haut eine O[illegible]nung, welche zu einer trockenen und blinden Höhle füh[illegible] welche ebenfals diesen Thieren besonders eigen ist. [illegible] Oberlippe ist ein wenig gespalten; die Augen groß, röthl[illegible] hell, und scharfsehend; die Ohren ohngefähr 5 Zoll la[illegible] und inwendig mit weißen Haaren besetzt. Der Schwanz[illegible] 3 Zoll lang. Die Klauen an den Füßen sind von unten [illegible]nausgefüllt und hohl, ziemlich lang, scharf zugespitzt, [illegible] weit aus einander stehend.

Die Gemse hat zweyerley Haare, längere und kürz[illegible] Das längere nimmt den Kopf, Bauch und die Füße [illegible]

und das längste am Bauch und Füßen ist 4 1/2 Zoll lang. Auf dem Rücken sind die Haare kürzer, so wie beym Rehbock; doch sind sie auch von zweyerley Art; die eine nämlich ist länger und flammig, und zwischen diesen stecken kleine krause Futterhaare. Vorn unter den Knieen ist ein besonderer Haarbüschel. Die Farbe ist im ganzen braunroth; unten an der Kehle befindet sich ein breiter weißer Streif; und an der Stirne, neben den Hörnern und am Unterleibe ist die Farbe schmutzig weiß. Der Schwanz ist ganz schwarz. Die abwechselnde Verschiedenheit in der Farbe besteht darinne, daß die Haare im Frühjahr, wenn sie ihre Rauhheit und Länge verliehren, weißgrau, im Sommer roth, und im Herbste wieder dunkelbraun, ja meistens samtschwarz werden. Sonst giebt es auch weiße, und gefleckte, doch letztere sehr selten.

Die Weibchen haben ebenfals Hörner, und sind vom Männchen weder in der Größe, noch einer andern auffallenden Eigenschafft unterschieden. Sie haben 4 Zitzen.

Es sind gesellschafftliche, muntere, flüchtige, vorsichtige, wilde, schüchterne und menschenscheue Thiere. — Ihre Stimme ist ein leises kaum bemerkliches Blöcken; bey Furcht oder Gefahr aber pfeiffen sie gar heftig, und bedienen sich darzu mit der Nasenlöcher. — Sie werden 20 bis 30 Jahre alt.

Aufenthalt. Die hohen beschneiten Alpen von Europa, in der Schweiz, Savoyen, Dauphine, die pyrenäischen und apenninischen Gebirge, und vielleicht die meisten Kettengebirge Asiens sind ihr Vaterland. Sie lieben eine reine, dünne Luft, und eine warme, niedrige scheint ihnen unerträglich zu seyn; doch wagen sie sich nicht auf die höchsten, äußersten Felsspitzen, wie die Steinböcke, sondern halten

ten sich mehr in den mittlern Berggegenden, und zwar theils auf kühlen Steinklippen, theils im Gehölze und Buschwerk auf, und man sieht sie oft auf den Steinklippen heerdenweis zu 60 und mehrern beysammen herum laufen. Sie weiden mit einander, ziehen mit einander von einem Ort zum andern, und ergreifen mit einander die Flucht vor ihren Feinden. Sie sind furchtsamer im Klettern und Springen, als der Steinbock, und springen also weder so weit, noch so schnell, als derselbe. Wenn sie einen Felsen hinauf oder herunter steigen, so geschieht solches nicht im graden, sondern in einer schrägen Linie, besonders wenn es bergab gehet. Ueber steile Felsen springen sie oft 20 bis 30 Fuß hoch hinunter, ohne sich halten zu können. Während eines solchen Absprunges schlagen sie nur drey= bis viermal mit ihren Füßen an den Felsen an. Die Wärme meiden sie so sehr, daß man sie auch im Sommer nirgends als im Schatten, bey Schnee und Eis antrifft, und im Winter in hohen und dichten Wäldern. Ihr Aufenthaltsort ist also im Sommer und Herbst immer auf den hohen Gipfeln und zwar an unzugänglichen Orten, in Steinrissen von Felsen eingeschlossen, oder an jähen Grasplätzen; aber immer nahe an Schnee und Gletschern. Sobald der Tag anbricht kommen sie unter den hohlen Felsen, eingefallenen Felsenstücken hervor (denn Höhlen und Nester haben sie nicht) und weiden. Sobald der Tag stärker hereinbricht, ziehen sie sich aus Furcht vor Verfolgung in abgelegne, unzugängliche, rauhe, wilde, aber allzeit schattige Bergthäler, die sie vorzüglich lieben, und ruhen da neben dem Schnee, wie die gemeinen Ziegen, aus. Sie wälzen sich sehr gern im Schnee und auf den Gletschern, wozu sie ihre große innerliche Hitze, womit sie die Natur begabt hat, treibt. Gegen Abend gehen sie wieder auf die

Weide

Weide und bey einbrechender Nacht wieder unter ihre Felsen. So wie die Natur auf den hohen Berggipfeln erstirbt, so ziehen sie sich auch herabwärts nach den Wäldern, und schlagen in den dichtesten und wärmsten Wäldern ihre Wohnung auf, und zwar gern auf der Sommerseite und an solchen Orten, wo ihnen ihr Instinkt sagt, daß sie vor den Schneelawinen am sichersten seyn. Sie suchen hier gern die sogenannten Wettertannen auf, weil sie deren niedere und ausgebreitete Aeste vor Kälte und Schnee schützen. Die unangenehmste und härteste Zeit ist für sie der Frühling, wo sich, um der rauhen Waldnahrung zu entgehen, bis zu den Häusern in die bewohnten Gegenden herab kommen. Sie gehen zu dieser Zeit in Bergen nach Plätzen, die an der Sonne liegen, ob ihnen gleich der Weg durch Schnee, der hoch und weich ist, sehr beschwerlich wird, da ihr Körper gar nicht so gebaut ist, daß er sie tragen kann, und sie beständig sinken. Wenn sie über ein solches tiefes Schneefeld fliehen müssen, so beschleunigen sie dadurch ihre Flucht, daß das letzte auf den Rücken des vor ihm gehenden springt, so über den Rücken aller andern setzt, und sich an die Spitze stellt; ihm folgt das vorletzte und thut ein gleiches, u. s. f.; und sie sind auf diese Art schnell über ein solches Schneefeld weg.

Obgleich die Gemse ein gesellschaftliches Thier ist, so giebt es doch Einsiedler unter ihnen, wie unter den wilden Schweinen, die alle Gesellschaft scheuen, und nur für sich einzeln leben. Es sind die sogenannten Stooßböcke, welche deswegen so heißen, weil sie sich am liebsten in den Alp-Erlenstauden, die in der Schweiz Stooß heißen, aufhalten. Es sind dieß, wie bey den wilden Schweinen, alte Männchen, die vor Alter weißgrau und langhaarig sind. Sie sind immer die fettesten.

Nah-

Nahrung. Sie nähren sich im Sommer bis zum Herbste von den vortreflichsten Alpkräutern, welche die Natur blos für sie hervorgebracht zu haben scheint. Im Winter fressen sie das hohe Waldgras, und haben sie dieses nicht, so dient ihnen das Moos, das von Tannenästen in weißen langen Bärten herabhängt zur Nahrung. Hier bleiben sie zuweilen, wenn sie sich auf die Hinterbeine stellen, um dieß Moos zu erreichen, in den Aesten hängen, und man findet sie tod. Im Frühjahr suchen sie das jung aufkeimende Wiesengras auf. Von den unverdaulichen Zasern der Bärenwurz, Gemswurz, Allermannsharrnisch u. d. gl. bilden sich in dem Magen im Winter harte rundliche Kugeln, die sogenannten Gemsenkugeln, (Gemsballen, europäischer oder deutscher Bezoar,) die äußerlich mit einem schwarzbraunen, lederartigen Häutchen umgeben sind, und denen man vor Zeiten, weil sie einen guten Geruch und bittern Geschmack haben, allerhand Heilkräfte andichtete. Sie weiden, wie die Rehe, des Morgens und Abends, selten am Tage. Daß sie unterdessen eine Schildwache, die Vorgeiß genannt, ausstellten, welche sich beständig umsähe, und sobald sie etwas höre oder sehe, ein lautes Geschrey erhebe, wodurch die andern die Flucht ergriffen, gehört zu den Fabeln. Vielmehr ist jede ihre eigene Schildwache. Jede hält alle Augenblicke den Kopf in die Höhe, durchschaut die Gegend, oder durchwittert die Luft, und die erste, welche etwas Verdächtiges entdeckt, warnt die andern. Diese Warnungsstimme besteht in einem starken Pfeiffen, welches so nachdrücklich ist, daß es sehr weit durch die Berge hallet, und so lange nach einander anhält, so lange es nur das Athemholen erlaubt. Anfänglich ist der Ton sehr hell und scharf, zuletzt aber nimmt er ab, und wird niedriger. Nachdem sie

eine

eine Weile ausgeruhet, so wiederholt sie diese Warnung, sieht sich nach allen Seiten um, stampft mit den Füßen auf den Boden, und in einem Augenblick ist die ganze Gesellschafft über die steilsten Felsen weg. Auch wenn sie sich gelagert haben, stehen ihnen Kopf und Augen immer in der Höhe, und man kann von ihnen mit Recht sagen, daß sie mit offenen Augen schlafen. Sie lecken mehr Schnee als sie Wasser trinken. Sie lieben, wie alle ihnen ähnliche Thiere, das Salz, und finden sich dahero gern bey Salzlecken und solchen Felsen ein, welche salzige Feuchtigkeiten ausschwitzen. Auch lecken sie Sand, und an Sandsteinen, vermuthlich um ihre Zunge zu reinigen. Im Winter werden sie sehr mager, und sind nur vor ihrer Brunstzeit vorzüglich fett.

Fortpflanzung. Ihre Brunstzeit ist, wie bey den Ziegen, um Martini und zu Ende des Aprils, und zu Anfang des Mays ist ihre Setzzeit. Jenes ist der Zeitpunkt, wo sich die großen Gesellschafften in kleinere vertheilen, und wo nur 2 und 3 bey einander angetroffen werden. Die Männchen gerathen hierbey oft in schwere Zweykämpfe, wenn 2 nach einen Weibchen gehen. Der Ueberwinder empfängt, wie bey den Hirschen, den Lohn seiner Tapferkeit. Die Begattung geschieht, wie bey dem gemeinen Ziegengeschlechte. Die Gemse trägt, wie die Ziege, 20 bis 22 Wochen, und wirft mehrentheils nur 1, selten 2 Junge. Sie sucht bloß ein trocknes und verborgenes Lager unter einem herüberhangenden Felsen auf, ohne sich ein besonderes Wochenbett zubereiten. Sie säugt das Junge sechs Monate lang, und nimmt alle Beschwerden der Erziehung auf sich, weidet mit demselben in den sichersten Orten, und lehrt es, wenn es Stärke genug hat, über Felsen und Abgründe setzen. Man hat

hat oft mit Verwunderung die mütterliche Sorgfalt beobachtet, wenn ein Feind nahe war, wie sie ihm zärtlich, wie eine Ziege meckernd, zuruft, wenn sie über einen Felsen gesetzt hat, und das Junge den Sprung vergeblich versucht, wie sie zurück kehrt, und den Sprung so lange vormacht, bis das Junge nachspringt. Die Junge trennen sich nicht eher von der Mutter, bis sie mannbar sind, welches im dritten Jahre geschieht. Sie sollen sich nur sehr jung, und sehr schwer zähmen lassen.

**Krankheiten.** Da sie immer die frische gesunde Bergluft und die guten Alpenkräuter genießen, so sind sie wenig Krankheiten ausgesetzt. Doch bekommen sie von übermäßigem Salzlecken die Krätze. Ob ihnen die Gemskugeln, die man oft im Magen, in der Größe einer welschen Nuß bis zu einer Faust findet, und die, so lange sie in ihnen sind, weich, und nur erst an der Luft hart werden, Schmerzen verursachen, ist unbekannt.

**Feinde.** Außer den Menschen verfolgen sie die Bäre, Wölfe, Luchse, der große Alpengeyer und Adler, und die Stechfliegen plagen sie gar sehr. Die Schneelauvinen vergraben auch zuweilen ganze Heerden.

**Jagd.** Die Gemsenjagd, die in manchen Gegenden, wo diese Thiere wohnen mit der größten Leidenschafft getrieben wird, ist mit vieler Gefahr verknüpft, und es stürzen jährlich Jäger von den Felsen in die Abgründe, indem sie von den Gemsen herabgeworfen werden, wenn sie ihnen den Paß besetzen wollen. Die Gemsenjäger spüren sie an der Fährte, die der Fährte der zahmen Ziege ähnlich ist, und sich in längern und weiter gesperrten Klauen ausdrückt. Die

gewöhn-

gewöhnlichste Art, sie zu erlangen ist (der Anstand), daß man ihren Wechsel merkt, sich ohne Geräusch hinter Anhöhen, und Felsen, dem Wind entgegen, weil sie einen guten Geruch haben, anstellt, und sie mit einer guten Pürschbüchse todschießet. Dieß kann man auch bey den Salzlecken, die man ihnen anlegt.

Sonst stellt man auch **Klopfjagden** an, wie bey andern Thieren, indem sich Schützen dem Wind entgegen anstellen, und sich durch Treiber und Hunde die Gemsen zutreiben lassen.

**Man lappt sie auch**, wenn sie auf niedrige Berge kommen, **des Nachts ein**, macht Feuer hinter die Lappen, und treibt sie am Tage zum Schuß.

Die eigentlichen Gemsenjäger, die **Gemsensteiger** heißen, scheuchen sie auch von einer Klippe zur andern immer in die Höhe, klettern mit scharfen Fußeisen nach, und wenn sie sie so weit gebracht haben, daß sie nicht weiter können, so treten sie ihnen ganz nahe, setzen ihnen das **Thillmesser**, eine Art Hirschfänger, an die Seite; die Thiere reiben es sich von selbst ein, und stürzen sich dann vom Felsen herab.

**Nutzen.** Das **Fleisch** der alten Gemse ist ein hartes und zähes Wildpret, aber der Jungen ihres giebt eine vortrefliche Speiße, und wird theuer bezahlt. Es giebt Gemsen von 50 Pfunden.

Die Häute sind sehr dicht und werden vom Weißgerber zu sehr gutem Leder bereitet; das Beinkleider, Handschuhe, Kollers u. s. f. giebt. Die Kollers halten sehr lange, und leiden gar nicht durch die Näße. Man braucht es auch

zur

zur Reinigung des Quecksilbers, welches durchgedrückt wird. Ein Fell kostet 6 bis 9 Gulden.

Die **Milch** soll die guten Eigenschafften der Ziegenmilch haben.

Das **Talg** wird, wie das Ziegentalg, benutzt, und eine fette Gems hat oft 10 bis 12 Pfund.

Die **Hörner** braucht man zu Stockknöpfen; die Schmiede zum Aderlassen der Pferde.

Das **Blut** (Schweiß) aus der frischen Wunde trinken die Gemsenjäger, und glauben sich dadurch gegen den Schwindel auf den steilsten Felsen zu stärken. Ueberdieß hält man das Gemsenblut in der Medicin, besonders in der Pleuresie für sehr wirksam.

Die **Gemsenkugeln** und andere Stücke brauchten die Alten in der Arzeney. So hielten sie z. B. das Unschlitt in Milch zerlassen und eingenommen für ein sicheres Mittel in der Lungensucht.

**Verschiedenheiten und Benennungen.** Man unterscheidet 2 Racen. Die eine, von den Schweizern **Grat-thier** genannt, ist klein und rothbraun, bewohnt die höchsten Bergspitzen und steilsten Felsen im Sommer, nährt sich von den besten Kräutern und verläßt die obersten Theile der Wälder auch nicht bey dem größten Eiß und Schnee. Sie soll außerordentlich wild und scheu seyn. Die andere ist dunkelbrauner und etwas größer, hält sich in Büschen, Wäldern und zuweilen in den Thälern der Berge auf, nährt sich von guten Kräutern und kleinen Zweigen der Tannen, und heißt **Waldthier**. — Sollte aber nicht etwa unter beyden Racen der Unterschied nicht größer und der nämliche seyn,

 wie

wie unter Feld- und Waldhasen, oder Feld- und Berghirschen? Wer oft in der Natur selbst untersucht, und beobachtet hat, findet diese Bemerkung vielleicht sehr wahrscheinlich.

Diese Thiere heißen noch: Gämse, Steinziegen, wilde Feldgeis, Felsengeis, Steingeis, Felsenantilope; und das Männchen besonders: Gemsenbock, Damhirzlein.

---

## Die achtzehnte Gattung.

### Die Ziege. Capra.

#### Kennzeichen.

Diese Gattung hat 8 untere Vorderzähne und keine Eckzähne.

Die Hörner sind hohl, zusammengedrückt, gereift, und beyden Geschlechtern eigen.

Das Kinn hat einen langen Bart.

Die Säugwarzen sitzen zwischen den Hinterfüßen.

### 1. Der Steinbock.

Capra Ibex. Lin.

Le Bouquetin. Buff.

The wild Goat. Penn.

(Tab. XIII.)

#### Kennzeichen der Art.

Mit mondförmig zugerundeten Hörnern, die oben knotig, und nach den Rücken gebeugt sind.

Be-

## Beschreibung.

Dieses merkwürdige Thier wird nur höchst selten noch in Deutschland in den höhern Schneegebürgen von Tyrol und Salzburg angetroffen. Es übertrifft an Größe unsere Ziege weit, und wiegt im Alter einige Centner.

Der Kopf ist im Verhältniß mit dem übrigen Körper sehr klein; die Schnauze dick und etwas gekrümmt; die Augen groß, rund, hell und feurig; die Ohren kurz und eyrund. In der Bildung des Kopfs hat es mehr Aehnlichkeit mit dem Hirsch, als der Ziege. Der Bart ist sehr lang. Die Hörner haben eine schwärzliche Farbe und eine schräge Richtung nach hinten. Nach außen krümmen sie sich niederwärts, und sind mit der Spitze bisweilen etwas einwärts gebogen. Ihre Länge beträgt 1 1/2 Elle; sie sind also nach Verhältniß des Körpers und Kopfs sehr lang und stark. An ihrer Wurzel sind sie sehr breit und verjüngen sich ganz unmerklich nach ihren Spitzen hin. Ihre scharfen, nach der Länge gehenden Kanten bilden eine Art von Vorderfläche, welche durch schräge, höckrige, und gleichlaufende Kanten bezeichnet ist. Diese höckerigen Querkanten oder Knotenringe sind jedesmal in desto größerer Anzahl vorhanden, je älter das Thier ist. Das Gehörn eines alten Steinbocks wiegt wohl 20 Pfund, hat oft 24 Knotenringe, welche sein Alter anzeigen, und eins hält bis 3 Maas Wasser. Er ist dickleibig. Die Beine sind dünn; die Klauen lang, scharf, gespalten, fest, spitzig, inwendig hohl, und nach der äußern Seite mit einem hervorstehenden Rande begränzt. Der Schwanz ist kurz, unten kahl, übrigens mit langen Borsten besetzt.

Der Bart ist rothfalb oder schwärzlich. Die Haare des Leibes sind lang, röthlich braun, oder rothfalb, im Al-

ter grau; längst dem Rücken geht ein brauner Streif, und über- und unterhalb den Vorderbeinen befindet sich ein schwarzer und weisser Flecken. Der Schwanz ist an der Wurzel und den Seiten weiß, oben und am Ende schwarz. Im Winter ist der Leib mit einem doppelten Pelze bekleidet, der obenher ein ziemlich sprödes, unten aber ein feineres und dichteres Haar hat.

Die Steinbockziege ist viel kleiner, aber doch merklich grösser als die Hausziege, hat einen kleinen Bart, weit kleinere Hörner *), eine hellere Farbe, und 2 Zitzen.

Sie sind scheu, flüchtig, und können, ohnerachtet es schwerfällige Thiere sind, mit der größten Leichtigkeit steilen Felsenwänden hinauf laufen, und abgeschnittene Felsen und die tiefsten Abgründe nöthigen sie nie ihren Weg zu ändern, sondern sie fliegen mit der größten Schnelligkeit schnaubend von einer Klippe zur andern; ja sie sind die stärksten Springer unter allen bekannten Thieren. Sie stürzen sich auch wohl von jähen Anhöhen herunter, ohne sich zu schaden, weil sie allzeit die Hörner vorhalten.

**Aufenthalt.** Sie bewohnen die höchsten Schneegebirge, Felsen und Steinklippen der Alpen, daher man sie in dem Walliserlande, Savoyen, der Schweiz, auf den Pyrenäen, carpathischen Gebirgen, dem Taurus, Caucasus, in Sibirien, Kamtschatka, und vielleicht auf den meisten hohen Gebirgen der alten Welt antreffen soll **). Hier halten sie

sich

*) Nach Hrn. von Haller und Hrn. Blumenbach ist sie ungehörnt.

**) Nach den Erfahrungen und Behauptungen des Hrn. D. Girtanner soll diese Art in Tyrol und dem

Steyer-

sich in kleinen Heerden auf den steilsten, für Menschen beynahe unzugänglichen, Felsen auf, bahnen sich den Weg durch



Steyerschen Alpen ausgegangen, und der einzige Ort, wo sie sich jetzt noch fände, die unbesteiglichen Gletscher des Thals von Aost in Savoyen seyn. Die Steinböcke anderer Gegenden hält er von ganz anderer Art. Das unbekannte Verschwinden derselben von den Alpen, da sie doch im vorigen Seculo daselbst noch sehr gemein wären, erklärt er sich so. Er sagt: die Größe des Steinbocks und die Länge und Schwere seiner Hörner zeige an, daß er nicht für die Gegend, die er jetzt bewohne, geschaffen sey. Sein natürlicher Aufenthalt schienen die subalpinischen Gebirge zu seyn. Hier hätten sonst bey den dichtesten Wäldern und einer geringen Bevölkerung ganze Heerden geweidet. Aber so wie die Bevölkerung zugenommen hätte, so wären auch die Steinböcke genöthiget worden, sich weiter in die Höhe auf die Felsen zu ziehen, um den Verfolgungen der Menschen zu entgehen. Hier hätte aber sogleich eine große Menge derselben aus Mangel an Nahrung, vor großer Kälte und durch die Raubvögel, welche den Jungen nachzustellen pflegen, ums Leben kommen müssen. Da der Steinbock ferner der Blindheit sehr unterworfen wäre, welche ihren Grund offenbar in dem sehr starken Rückprall der Sonnenstrahlen vom Schnee hätte, so verursachte auch dieß vielen den Tod. Die Jäger hätten ihm versichert, daß gegenwärtig kaum noch überhaupt 100 Stück von dieser ganzen Art Thiere übrig wären.

Der Erzbischoff von Salzburg unterhält in seinem, eine Stunde weit von Salzburg gelegenen, Garten Hellbron eine Heerde Steinböcke. In dem großen Park desselben ist in der Mitte ein waldiger Berg. Eine schroffe Felsenstirn auf einer Seite desselben dient diesen Thieren zu einem natürlichen Aufenthalt, und sie sollen, ihrer zunehmenden Seltenheit wegen in den Gebirgen des Landes hier nachgezogen werden.

den Schnee, setzen über Abgründe weg, springen von Felsen zu Felsen, besteigen mit etlichen Sprüngen die höchsten und steilsten Felsen, wenn sie nur irgend eine kleine Unebenheit antreffen, wo sie sich anklammern können, und kommen nur in die Thäler, wenn sie bey Verfolgung nicht weiter klettern können, oder von den Schneelawinen, und vom Schwindel, den sie zuweilen bekommen sollen, ergriffen werden. Sie lieben vorzüglich die Einöden, scheuen die heftige Sonnenhitze, so wie die übermäßige Kälte. Im Sommer bewohnen sie die Nordseite der Gebirge, im Winter aber suchen sie die Mittagsseite und die Thäler. Sie laufen über das Eiß, sobald nur etwas Schnee darauf gefallen ist.

**Nahrung.** Ihre Nahrung besteht aus Kräutern und allerhand wildem Gesträuche, so auf den höchsten Bergen wächst. Sie lecken beständig an den Steinen, besonders an solchen, welche vom Salpeter und Salz angelaufen, mürbe und kalkartig sind.

**Fortpflanzung.** Der Steinbock tritt im October auf die Brunft, ist einen ganzen Monat hitzig, sammlet sich alsdann wieder in Rudel, und bleibt am Fuße der Gebirge. Die Ziege, die wohl 21 Wochen, wie die zahme trächtig ist, gebiert 1 Junges, selten 2. Diese lassen sich, wenn sie bald gefangen werden, leicht zähmen *), werden bey ihrer großen Munterkeit, die sie beybehalten, überaus kirre, und schmeichelhaft, wie die andern Ziegen, ja lassen sich sogar unter diesen mit der Heerde auf die Weide treiben und begatten sich mit ihnen.

Jagd

*) Die Bewohner der Insel Creta sollen die Jungen mit den Hausziegen aufziehen.

**Jagd.** Die Jagd des Steinbocks, ist wie die Gemsenjagd, sehr mühsam und gefährlich, und Hunde kann man dabey gar nicht gebrauchen. Wenn er vom Jäger soweit in die Enge getrieben und verfolgt wird, daß er keinen Anlauf mehr gewinnen kann, um sich von einem Felsen zum andern zu schleudern, so rennt er mit einem gewaltigen Stoß auf ihn zu, und stürzt ihn, wenn er nicht geübt genug ist, um mit der gehörigen Geschicklichkeit auszuweichen, in das nächste Thal herab.

**Nutzen.** Das Fleisch des Steinbocks, das im Geschmack dem Hirschwildpret an die Seite gesetzt wird, soll zähe und schwer zu verdauen seyn, wird aber gegessen.

Die **Hörner** werden, so wie von andern Thieren verarbeitet, besonders zu Trinkgeschirren für Jäger und Hirten; große Herren lassen sie zierlich ausschneiden und mit Gold oder Silber einfassen, da sie alsdann theuer bezahlt werden; auch brauchen sie die Chineser und Türken zu den besten Bogen.

Die **Haut** wird mit den Haaren zu Kleiderfutter verbraucht, und ohne Haare von den Semischgerbern zu Leder zubereitet, welches aber wenig geachtet wird, da sie überaus dünne ist.

Das **Blut** wird in der Heimath dieser Thiere als ein schweißtreibendes Mittel gebraucht.

**Schaden.** Er verursacht zuweilen den Tod des Jägers, der ihn verfolgt.

**Verschiedenheiten.** Nach den Abbildungen zu urtheilen, mag es wohl gar verschiedene Varietäten unter diesen Thieren geben, die aber beyde in den Tyroler- und Schwei-

 zer-

Alpen sich aufhalten müssen. Die eine muß ein glattes schartiges Fell, und die andere ein langes zottiges Ziegenfell haben. Die letztere ist die bekannteste und gewöhnlichste.

## (39) 2. Die Ziege; der Bock.

Capra Hircus. Lin.
Le Bouc; la Chevre. Buff.
The domestic Goat. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Dieß Thier hat gekerbte, unebene, hohle Hörner und am Kinn einen Bart.

### Beschreibung.

Die Ziege, welche jetzt ein so nützliches Hausthier allenthalben geworden ist, hat den Steinbock (Ibex) oder den wilden Bock (Capra Aegagrus) zu ihrem Stammvater. In thüringischen Walddörfern findet man sie fast in allen Häusern. Man kann sie als das Mittelthier zwischen dem Reh und Schaf betrachten, da sie so viele Merkmale mit beyden Thieren gemein hat. Ihre Größe ist nach ihrer Wartung und Nahrung verschieden. Gewöhnlich ist sie über 4 Fuß lang und 2 1/2 Fuß hoch *).

Der Kopf des Bocks ist kurz, schmal, mit Haaren dicht bewachsen, welches ihm ein wildes Ansehen giebt. Er läuft von der breiten Stirn gerade aus bis zur Nase, die weite Löcher hat. Die Backen sind dick. Die Oberlippe ragt über die Unterlippe hin, und beyde sind mit Drüsen rund

*) Par. Ms: Länge 4 Fuß; Höhe 2 Fuß.

rund um besetzt. Der Mund enthält in der untern Kinnlade acht Schneidezähne; die Eckzähne fehlen, und auf jeder Seite stehen sechs scharfkantige Backenzähne. Die Vorderzähne werden zu eben derselben Zeit, und in eben derselben Ordnung mit neuen verwechselt, wie bey den Schafen, und man kann also ihr Alter nicht nur, wie bey den Kühen, nach den Knoten der Hörner, sondern auch nach diesen Zähnen bestimmen. Die großen Augen haben einen eyrunden oben und unten gedruckten, gelben Augapfel mit einer beynahe rechteckigen Pupille; sie spielen tückisch unter den langen Kopfhaaren hervor, und sind, so wie die langen Ohren weit abstehend. Viele Böcke und Ziegen sind mit Hörnern versehen, die aber nicht einerley Beugung und Länge haben. Manche Böcke haben Hörner, welche über 2 Fuß lang sind. Sie sind mehrentheils gerunzelt, spiralförmig, oder bloß zurück gekrümmt, an den Seiten zusammen gedrückt, an der Wurzel breit, und an den auswärtsgebogenen Enden spitzig zulaufend. Bis kurz vor der Spitze sind sie hohl, und machen die Scheide eines saftigen Knorpels aus, welcher in denselben in die Höhe steigt. Bey den meisten Ziegen und auch bey manchen Böcken findet man vor dem Halse einen langen Bart, oder zwey Verlängerungen der Haut, welche man Eicheln oder Glöckchen nennt, und die bis 3 Zoll lang sind. Der Hals ist lang, der Rücken steigt allmälig bis zur Hüfte, und senkt sich alsdenn plötzlich wieder. Der kurze Schwanz ist unten ganz glatt, die Beine sind dick und die Füße weißklauig.

Der Körper ist auf der Haut dicht mit weißer Wolle bedeckt, und über dieselbe legt sich dann das fünf Zoll lange Haar, und bildet auf dem Rücken einen Scheitel. Die längsten Haare befinden sich an den Hinterschenkeln; Hals, Kopf,

Schwanz und Beine sind mit kurzen steifen Haaren besetzt. Die Farbe ist mehrentheils weiß, doch findet man auch schwarze, aschgraue, blaulichte, schwarzbraune, und mit diesen Farben gefleckte, und die licht- oder erbgelben mit einem schwarzen Streif über dem Rücken sehen schön aus.

Die Ziege unterschreidet sich vom Bock durch den längern und glättern Kopf, längern und schmälern Hals, längern Leib, durch die kürzere, weniger gebogenere Hörner und kürzere, aber feinere Haare.

Die Ziege hat ein lebhaftes Naturel, so, daß alle ihre Handlungen muthwillg, ungestümm und flüchtig geschehen. Ihr ganzes Betragen ist wunderbar, widersprechend und launig. Sie bezeugt sich tückisch, und freundschafftlich, stößig und liebkosend gegen die nämliche Person. Bald ist sie sehr biegsam und bald wieder im höchsten Grade störrig. Heute geht sie ihrem Feinde muthig mit ihrer harten Stirn entgegen, und morgen bebt sie mit den größten Hörnern furchtsam vor ihm zurück. Heute begleitet sie ihren Versorger allenthalben hin, wohin er gehet, und morgen flieht sie ihn von weiten. Jetzt schleicht sie ganz bedächtlich und langsam ihren Weg dahin und plötzlich streckt sie sich zur Erde nieder. Jetzt springt sie muthwillig herum, schlägt vorn und hinten aus, und auf einmal steht sie still da, wie vom Blitz gerührt, und sieht starr vor sich hin. Ueberhaupt scheint sie aber dem Menschen von Natur zugethan zu seyn, und soll auch in öden Gegenden keine merkliche Wildheit annehmen. — Ihr Meckern und Schreyen, wodurch sie ihre Leidenschafften ausdrückt, ist jedermann bekannt. — Sie wird nicht über 12 Jahre alt.

Auf-

**Aufenthalt und Nahrung.** Die Ziegen, welche entweder in einem eigenen Stalle allein, oder in einem Stalle neben anderm Vieh gehalten werden, verlangen ein reinliches und trockenes Lager, weil sie von Unreinlichkeit und Feuchtigkeit sehr leicht krank werden. So leicht sie die heißesten Sonnenstrahlen, Gewitter und Regengüsse aussehen können, so sehr suchen sie aller Kälte nach Möglichkeit auszuweichen. Der Stall, oder Ort, wo sie stehen, muß also täglich gereinigt, und vorzüglich im Winter mit frischen Stroh bestreut werden.

Die Böcke befinden sich in Pferdeställen sehr wohl, wo sie das, was die Pferde von ihrem Futter herabfallen lassen, aufsuchen, und verzehren. Und dieß ist die leichteste Art sie zu ernähren. In ihren Nahrungsmitteln verlangen sie Abwechselung. Im Sommer füttert man sie in Ställen am besten mit Bergkräutern und Gräsern, mit grünem Laub, Kohlblättern, geschnittenen Rüben u. s. f. Fettes Wiesen- und Gartengras verwüsten (verurzen) sie nur, indem sie ohne den dringensten Hunger bloß die trocknen Kräuter aussuchen; doch können sie auch an Kleefutter gewöhnt werden. Das Laub der Brombeerstauden und Roßkastanien, so wie die Frucht von letzterm Baume, lieben sie gar sehr. Sie verabscheuen selbst die Wolfsmilch, welche sie purgiret, nicht. Man hat den Versuch gemacht, und ihnen 576 Kräuter vorgelegt, und gefunden, daß sie 449 davon fraßen, und 127 unberührt ließen. Bewundernswürdig ist es, daß ihnen ein ganzes Bündel Schierling nichts schadet; da hingegen Flöhkraut, die Blätter und Frucht vom Spindelbaum (Evonymus europaeus) ihnen Gift sind, und zu viel Eicheln ihnen so krampfhafte Schmerzen verursachen, daß sie zur Unzeit ihre Jungen werfen.

An manchen Orten werden sie im Sommer, entweder, wenn ihrer nicht viel sind, zugleich mit den Schafen, oder, wenn sie eine Heerde ausmachen, von einem eigenen Hirten allein auf die Weide getrieben. Ein Mann ist nicht im Stande mehr als 40 bis 50 Ziegen zu weiden, weil sie sehr unbändig sind und leicht über Gräben und Zäune springen. In wilden, felsigen, bergigen, unfruchtbaren, trocknen und magern Gegenden ist es sehr wohl gethan, wenn sie ausgetrieben werden, und sie thun keinen merklichen Schaden, wenn sie nur von Weinbergen, jungen Laubholzgehägen und Gartenzäunen, weil sie die Rinde von vielen Bäumen, junge Zweige und Baumknospen sehr lieben, sorgfältig entfernt werden. Es ist grausam, wenn man diesen muntern und hurtigen Thieren in der Jugend zwey Vorderzähne ausbricht, und einen von ihren Hinterfüßen mit Durchschneidung einer Sehne lähmt, damit sie auf der Weide keinen Schaden thun sollen. Ein guter Hirte muß und kann eine solche Behandlung entbehrlich machen. Auf der Weide suchen sie besonders trocknes Moos, Steinflechten, dorniges Gesträuch und trockne Kräuter auf, und befinden sich in sumpfigen und feuchten Gegenden und zu fetten Weiden nicht wohl; daher man sie in ebenen Gegenden nur selten zu halten pflegt. Sie sind nicht so zärtlich, als die Schafe, können in der größten Sonnenhitze auf den Spitzen der Berge ihren Mittagsschlaf halten, und befinden sich so weit besser, als im Schatten auf dem weichsten Grase. Auch Regen und Ungewitter sind ihnen nicht zuwider, nur die Kälte können sie nicht so gut, wie die Schafe, ausdauern. Das bethaute Gras, welches dem Schaf- und Rindvieh so ungesund ist, ist ihnen gesund, und sie können daher des Morgens, ehe der Thau verdünstet ist, auf die Weide geführt werden.

Den

Den Winter über erhält man sie mit Heu von sogenannten dürren Gärten und Bergwiesen, und mit getrocknetem Laube, das im September abgestreift worden ist. Ihr Getränke, das sie täglich zweymal verlangen, würzet man mit Kleyen, Leinkuchen, und zuweilen mit Salz. Mit Hafer, Kohlrüben, weißen, gelben Rüben und Kartoffeln mästet man sie.

Fortpflanzung. Die Ziegen werden in der Hauswirthschafft bis jetzo in Thüringen noch vorzüglich ihrer Milch halber gehalten, und da in derselben ein merklicher Unterschied in Ansehung des Geschmacks statt findet, indem manche Ziegen sehr übelschmeckende, oder wie die Landleute sagen, meckernde Milch geben, so werden nur diejenigen zur Zucht auserlesen, von welchen man gute, wohlschmeckende Milch bekommt.

Dabey muß eine Zuchtziege noch folgende Eigenschafften haben. Sie muß ziemlich hoch seyn, ein breites Kreutz, breite Lenden, dicke Schenkel, große Euter und lange Zitzen (Striche) und lange und viele Haare haben, und der Zuchtbock, der sich mit ihr begatten soll, muß groß seyn, einen kurzen, fleischigen Hals, kleinen Kopf, niederhängende Ohren, dicke Schenkel, starke Beine, viele und weiche Haare, und einen langen und dicken Bart haben. Und da es in unsern Gegenden Ziegen und Böcke mit Hörnern und ohne Hörner giebt, so, daß man bey letztern nur den Ansatz darzu unter der Haut fühlt, so wählt der Landmann vorzüglich die ungehörnten, weil jene in den Ställen durch ihr muthwilliges Stoßen und Bohren die Wände beschädigen.

Allein neben dem Nutzen, den die Ziege durch ihre gute Milch leistet, würde man noch einen wichtigen durch ihre

Haare

Haare erlangen, wenn man dieselbe zu verfeinern suchte. Dieß könnte (wenn man nicht ganz diese gute Race einzuführen vermöchte) einstweilen mit der Vermischung unserer Ziege mit dem angorischen Ziegenbocke geschehen. Und man hat wirklich auch schon nicht ohne Vortheil den Versuch gemacht; und unsere Ziegen von angorischen Böcken bespringen lassen, und die Haare der Lämmer sind sehr verfeinert worden. Man könnte ihnen bald eine noch größere Güte verschaffen, wenn man bey der Fortpflanzung die nämlichen Regeln beobachtete, die man bey der Fortpflanzung der Schafe mit spanischen Widdern befolget. (s. Schaf Fortpflanz.)

Die Ziege verlangt den Bock (bockt) gewöhnlich nur in den Monaten September, Oktober und November, und man befriedigt ihr Verlangen alsdann, wenn man voraus sieht, daß die Lämmer zu einer solchen Zeit zur Welt kommen werden, wo ihnen das Wetter und Futter zuträglich ist. Sie giebt dieß Bedürfniß durch ein unaufhörliches Meckern zu erkennen. Zuweilen wird sie auch im Monat May noch einmal brünstig. Der geile Bock, der im zweyten Jahre eine Heerde von 100 Ziegen belegen kann, begattet sich zu allen Zeiten, und stinkt besonders im Herbste, wo sein Fortpflanzungstrieb am stärksten wirkt, sehr heftig. Die Gais trägt 21 bis 22 Wochen und setzt (hippelt, lammt) gewöhnlich 1 oder 2, zuweilen 3 und selten 4 Lämmer (Zickelchen), die sie vier oder fünf Wochen lang säuget. Sie hat oft schwere Geburten auszustehen, weswegen sie eine besondere Aufsicht verlangt. Man füttert sie vor und nach ihrer Niederkunft einige Tage mit Heu. Den Jungen keimen die Hörner im zweyten Monat hervor. Das Böckchen ist nach einem Jahre, und das Gaischen im siebenten Monate schon zur

Fort-

Fortpflanzung fähig. Allein man gestattet das Werk der Zeugung dem Bock nicht eher als nach dem dritten, und der Ziege nach ihrem zweyten Jahre, und nach dem fünften Jahre läßt man den Bock nicht mehr bespringen, und nach dem siebenten die Ziege nicht mehr trächtig werden, weil vor und nach dieser Zeit die Jungen keine gute Nachzucht geben.

Wenn man im Winter die Ziegen unter die Schafe stellt, so lassen sie sich, besonders die Jungen, von den Schafböcken bespringen, und bringen sonderbare Bastarden zum Vorscheine, die beyderley Eltern ähneln.

Das Verschneiden der Böcke geschieht entweder im sechsten Monate, wenn man auf den Nutzen des Fleisches sieht, weil dieses dann nicht den üblen Geschmack des Bockfleisches annimmt, saftig und zart wird, oder erst im zweyten Jahre, wenn man auf die Haut Rücksicht nimmt, welche, da sie alsdann ihr völliges Wachsthum erreicht haben, größer, stärker und dauerhafter wird.

Krankheiten. Die Ziegen sind nicht so vielen Krankheiten ausgesetzt, wie die Schafe.

Von allzufetten Kräutern bekommen sie leicht den Durchfall, der zuweilen zur Ruhr und tödlich werden kann, aber im Anfang durch dürres Futter leicht sich hemmen läßt.

Außerdem sind sie eben so, wie die Schafe, der Drehkrankheit (Ringkrankheit, dem Schwindel) unterworfen, welche eben die Kennzeichen und Ursachen, wie bey den Schafen hat, und auf eben die Art geheilet wird.

Wenn sie nach dem Werfen aufschwellen, so gießt man ihnen zwey Löffel voll Wein mit Kümmel in den Hals.

Wenn

Wenn sie die Wassersucht bekommen, so schneidet man ihnen unter der vordersten Schulter die Haut ein wenig auf, daß das Wasser herausläuft, und streicht das Loch mit weißem Pech zu.

Die von großer Hitze erhärteten Euter bestreicht man mit saurer Milch.

Noch einige Krankheiten mehr haben sie mit den Schafen gemein, welche sich auch wie bey diesen heben lassen.

**Feinde.** Der **Wolf**. Eine Art von weißgelber **Milbe** plagt sie, und die **Blasenwürmer** und **Madenwürmer** verursachen ihnen oft Krankheiten *).

**Nutzen.** Die Ziege nutzet durch ihr Fleisch, ihre Milch, Haut und Haare.

Die Ziegenlämmer, welche, wenn sie noch an ihrer Mutter saugen, geschlachtet werden, haben ein zartes, schmackhaftes und leicht verdauliches Fleisch, das dem Lammfleisch gleich geschätzt wird. Das Fleisch der Ziege ist, wenn sie guter Art ist, auch ohne Bocksgeschmack, aber härter und schwerer zu verdauen, als das Schöpsenfleisch. Der beschnittene Bock hat ein nahrhaftes, aber allzeit unschmackhaftes Fleisch.

Das **Talg**, wovon nicht selten bey einer gemästeten Ziege zehn Pfund gefunden werden, wird von Gerbern zu Zubereitung des Leders und von Lichtziehern zur Verfertigung guter harter Lichter vorzüglich gesucht. In der Arzeney wird es

*) Daß der Gaismelker, Ziegensauger, (Tagschlaf, Caprimulgus. Lin.) ein Vogel, sich des Nachts an die Euter der Ziege hänge und die Milch aussauge, ist eine alte Fabel.

es als zertheilend, schmerzstillend und heilend gebraucht, besonders ist es denen, die sich wund geritten haben, sehr nutzbar.

Einige Aerzte empfehlen die Galle wider die fallende Sucht, als ein bewährtes Mittel. Wenn der Körper des Kranken vorher durch Abführung ist gereiniget worden, so muß derselbe die neun ersten Tage des Mayes hindurch die Galle von einem jungen Ziegenbocke in Honig aufgelößt, einnehmen. Dabey muß er sich nicht nur während der Kur, sondern auch nach derselben das ganze Jahr hindurch alles Weins enthalten.

Das getrocknete Blut wird bey Quetschungen, das geronnene Blut aufzulösen, gebraucht.

Die Ziegen werden bey uns bloß ihrer Milch*) halber gehalten, welches ein vortrefliches Getränke für gesunde und kranke Menschen ist, da sie dünner und leichter zu verdauen ist, als Kuhmilch. Wie viele Haushaltungen der armen Walddörfer ernährt beynahe allein die Milch einer einzigen guten Ziege und trocknes Bröd!

Vorzüglich aber ist die Milch wegen ihres medicinischen Nutzens berühmt, da sie nicht allein vielen Kranken ein gesundes Nahrungsmittel, sondern auch ein bewährtes Heilungs-

*) Man trifft auch zuweilen Böcke an, die neben dem Hodenbeutel noch mit einem Eiter versehen sind, und Milch, wie die Ziegen geben. So befand sich 1763 auf dem Gute Waldau, nahe bey Bischoffswerder in Ostpreußen, und noch neuerlich in der Gegend um Göttingen ein Thier dieser Art.

lungsmittel ist. Es ist bekannt, daß die Ziege einen gereinigtern Geschmack hat, als die Kuh, und dahero immer die besten Kräuter auswählt, da hingegen jene auf der Weide alles unter einander verschluckt. Man zieht aus diesem Grunde mit Recht bey Kranken die Ziegenmilch der Kuhmilch vor, und giebt ihr den Rang gleich nach der Eselsmilch, und sie ist noch fetter und nicht so eckel, als diese. Man hat bemerkt, daß die Ziege vorzüglich zusammenziehende und bittere Kräuter genießt, und schreibt deswegen ihrer Milch auch eine stärkende Kraft zu. Es ist sogar versucht worden, eine Ziege, deren Milch man zur Kur brauchen will, besonders mit einem oder etlichen Kräutern zu füttern, welche gegen die Krankheit, die man heilen will, vorzügliche Kräfte haben, und man rühmt die guten Folgen dieses Verfahrens. So hat man z. B. für schwindsüchtige, denen diese Milch sonderlich sehr heilsam ist, die Ziegen im Frühjahr mit Gänseblumen, Huflattig, Lungenkraut, Nesseln u. d. gl. gefüttert; gegen den Scorbut mit Kresse, Bachbungen, Löffelkraut; gegen die Hämorrhoidalbeschwerden mit Schafgarbe, und alsdenn diese Milch vortreflich gefunden. Weiter hat man durch Versuche entdeckt, daß sie alle mögliche zu Pulver gestossene Arzeneyen, wenn solche anfänglich in geringer, nach und nach aber in größerer Quantität unter das Futter gethan, und mit Küchensalz vermischt worden sind, ohne Widerwillen verzehrt haben, und ihre Milch dadurch die geläuterten Kräfte der Arzeney bekommen hat.

Die wohlschmeckenden frischen Ziegenkäse sind bekannt genug. — In Italien werden aus der Ziegen- und Schafmilch die süßen guten Käse gemacht, die den Namen Ricotta haben. Die süße Milch wird nämlich mit ihrem Rahm abgesot-

gesotten, und alsdenn mit einer Säure von einigen Tropfen Salzgeist oder Laab geschieden, wodurch die schweren und groben Käsetheile zu Boden sinken, die leichtern und feinern aber mit dem Rahm in die Höhe steigen; diese werden mit einem kleinen spanneweiten runden Binsenkörbchen abgeschöpft, die Molke muß abträpfeln, und den folgenden Tag können diese Käsekörbchen schon verkauft und der Käse kann genoßen werden.

Aus den **Ziegenfellen** wird Corduan, Saffian, Pergament, eine Art Juften, Chagrain nnd gewöhnliches weißgegerbtes Leder bereitet. Die schönsten Corduane kommen aus der Lavante, Constantinopel, Schmirna und Aleppo; nächst diesen folgen die spanischen, ungarischen und französischen. In Deutschland macht man auch Leder, das man Corduan nennt; man ist aber an manchen Orten damit zu frieden, wenn man die schon bereitete weiße Bockfelle aus der Türkey, meist über Venedig kommen läßt, und sie selbst närbet, färbet und glättet. Die Bocksfelle geben besonders gute Beinkleider und Handschuhe, und aus den ungebohrnen Lämmerfellen wird das feinste Pergament verfertiget. Das sogenannte Hühnerleder ist nichts anders, als die obere abgezogene, weiß gelassene oder blau, grün, roth und violet gefärbte Haut des Ziegenfells, woraus die schönen Sommerhandschuhe gemacht werden, und die glasirten dänischen Handschuhe entstehen aus dem Leder der jungen Ziegenfelle.

Die weichen kurzen Haare werden vom Hutmacher, mit andern Haaren vermengt, zu Hüten, und allein zu Stricken, Bürsten, besonders den sogenannten Magenbürsten und Pinseln genutzt, und die langen werden zu Parücken und Salleisten (Salbenden) an den Tüchern verarbeitet;

 lange

lange und kurze aber spinnen die Landleute zu Garn und verfertigen daraus Strümpfe und Socken. Es würde sich der Mühe verlohnen, wenn man durch öfteres Kämmen der Ziegen und Trockenhaltung der Ställe diese Haare zu veredlen suchte, sie im Frühjahr abschüre, gleich den Kameelhaaren kämmte, spänne, und zu starken Zeugen verweben ließ; und dieser Nutzen würde um desto größer werden, wenn man sich die Verbesserungen unserer Ziegen und ihrer Haare durch die angorischen Böcke ernstlicher angelegen seyn ließe. Die einzeln Versuche, die man mit glücklichem Erfolg in Deutschland schon gemacht hat, sollten uns zur Nachahmung reihen. — Aus den Ziegenhaaren macht man auch, die in der Färberey gebräuchliche Haarfarbe.

Die **Hörner** werden zuweilen, wie anderes Horn von den Drechslern verarbeitet, und die arabischen Schröpfer zerschneiden, wenn sie schröpfen wollen, die Haut mit einem schlechten Messer, und setzen statt der Schröpfköpfe abgesägte Bockshörner auf die Wunde.

Der **Mist** der Ziege ist eine gute Düngung, besonders auf kalten nassen Aeckern. Eben derselbe soll auch frisch in Gegenden gestreut, wo Maulwurfshaufen sind, ein wirksames Mittel seyn, dieselben zu verjagen, weil sie seinen Geruch nicht vertragen können.

**Schaden.** Bey nachläßiger Hütung werden die Ziegen durch das Schälen der Bäume, Benagen der Zweige, und Abfressen der Knospen den Gärten, Weinbergen und Wäldern schädlich, und die gehörnten zerstoßen die leimenen Wände der Ställe.

Die

Die nützlichste Varietät ist:

a) Die angorische Ziege.
Capra (Hircus) Angorensis. Lin.
La Chevre d'Angora. Buff.
The Angora Goat. Penn.

## Beschreibung.

Diese Ziege hat von Angora, ihrem Vaterlande, den Namen bekommen. Sie heißt auch Seidenziege und das Männchen Seidenbock und gehört zu unserer Art, weil sie sich auch in unserer kältern Gegend mit unsern Ziegengeschlechte begattet und fortpflanzet. Sie hat lang herabhängende Ohren, und unterscheidet sich dadurch von der unsrigen gar merklich. Die Augen sind groß, lebhaft, und stehen weit von einander. Die Hörner des Bocks sind lang, breiten sich in einer wagerechten Richtung von beyden Seiten des Kopfs aus, und winden sich in Schneckenlinien zusammen. Die Ziege hat kürzere und vorne niedergebogene Hörner, welche mit ihrer gekrümmten Spitze bis ans Auge reichen, und mancherley Biegungen und Richtungen haben. Der Hals ist kurz. Die Beine sind länger, aber der Leib kürzer, als an der gemeinen Ziege.

Das Haar hängt in 8 Zoll langen, feinen, seidenartigen Locken an den Seiten herab, so daß die halben Beine mit diesen lockigen Haaren bedeckt sind. Man hat sie auch von verschiedenen Farben; allein die eigentlichen angorischen Ziegen sind blendend weiß.

**Aufenthalt und Nahrung.** Diese Hausthiere werden in ihrem Vaterlande in großen Heerden unterhalten

 und

und der Ertrag ihrer seidenartigen Haare macht den eigentlichen Reichthum von Angora aus. Nach dem Beyspiel der Holländer, Engländer, Venetianer, und Schweden, hat man auch diese nützlichen Ziegen in Deutschland, im Oestreichischen auf dem Fürstlich Lichtensteinischen Gütern, in Bayern, Franken, um Anspach herum, in der Unterpfalz, ohnweit Heidelberg zu Tossenheim an der Bergstraße, und an andern Orten einheimisch zu machen versucht. Sie gewöhnen sich sehr leicht an unser Clima, und nehmen mit eben der Nahrung und Wohnung, wie unsere gemeinen Ziegen vorlieb. Im Sommer weiden sie an den magersten und unfruchtbarsten Orten, indem sie vorzüglich die guten Kräuterspitzen lieben; im Winter aber und bey nassem und schlechtem Wetter nehmen sie auch mit bloßem Heu vorlieb. Bey guten Futterkräutern und Kleefutter befinden sie sich auch in einem reinlichen Stalle gar wohl. Sie müssen ihres Nutzens halber oft gekämmt und gewaschen werden.

**Fortpflanzung.** Sie pflanzen sich nicht nur unter sich in unsern Gegenden fort, und bringen alle Frühjahr zwey auch wohl drey Junge zur Welt, sondern sie können auch mit Vortheil mit inländischen Heerden vermischt werden, und man kann schon in der vierten Zeugung auf diese Art Junge mit seidenen Haaren bekommen. Verhütet man besonders, daß kein Bock wieder mit dem von ihm abstammenden Gaisen zur Vermischung kommt, so gelangt man noch eher zu seinem Zweck, und man könnte auf diese Art in kurzer Zeit ein ganzes Land mit diesen nützlichen Thieren anfüllen. (Weiter s. Fortpflanz. der Ziege. S. 621.)

**Nutzen.** Sie pflanzen sich in unsern Gegenden allein, und mit unsern Ziegen fort, und können uns also eben so, wie

den

den Arabern durch ihre Häute den schönen morgenländischen Saffian und Corduan, und durch ihre Haare, welche ihnen des Jahrs zweymal abgeschoren werden, das schöne Kämelhaar verschaffen. Aus letztern macht man das sogenannte Kameelgarn, welches eigentlich Kämelgarn heißen sollte, da diese Thiere in ihrem Vaterlande Kämel heißen. Schöne Zeuge, die meisten Brüsseler Kämelotte, viel sogenanntes türkisches Garn werden aus diesen Haaren verfertiget. Auch mit andern Haaren vermischt, werden sie zu Parucken verarbeitet..

Außerdem ist auch ihr **Fleisch**, und ihre **Milch**, deren sie mehr als unsere Ziegen geben, sehr gut zu genießen.

---

## Die neunzehnte Gattung.

### Das Schaf. Ovis.

#### Kennzeichen.

**Unten befinden sich 8 Vorderzähne und die Eckzähne mangeln.**

Die Hörner sind hohl, zusammengedrückt, einwärts gedreht, runzlich zurückgebogen, und an Anzahl und Gestalt verschieden.

Das Fell ist wollig.

Die Säugwarzen sitzen zwischen den Hinterfüßen.

## (40) 1. Das gemeine Schaf.

Ovis Aries. Lin.
La Brebis; le Belier. Buff.
The Ram. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Es hat hohle, zur Seiten plattgedruckte, runzliche, zurückgebogene Hörner, die aber (der Anzahl und Gestalt nach in jedem Lande verschieden ausfallen, und) sehr oft fehlen.

### Beschreibung.

Die zahmen Schafe, die jetzt beynahe in der ganzen Welt verbreitet sind, und nach Verschiedenheit ihres Vaterlandes auch eine verschiedene Bildung und Nutzbarkeit erhalten haben, stammen vielleicht alle von dem **wilden Sibirischen Schafe Argali**, und von dem **Muffolos** oder **Muflons** (Ovis Ammon Erxl. Capra Ammon Lin.) in Sardinien und Corsika ab.

Man theilt sie nach ihrem Vaterlande in verschiedene Racen ab, die nach ihrer Größe und Gestalt, nach der Form und Anzahl der Hörner, nach der guten und schlechten Wolle unterschieden sind. In Deutschland kennen wir außer unsern gewöhnlichen deutschen Schafen noch die kleinen Schafe, die sogenannten **Schnucken** oder Haideschnucken mit kurzen Schwänzen, die vorzüglich in der Mark Brandenburg auf dürren sandigen Boden gut fortkommen, und jetzo zu unserm großen Vortheil auch die **spanischen** und kleinen **englischen** Schafe.

Was die äußerliche Gestalt der Schafe betrifft, so nimmt man nicht sowohl auf ihre Schönheit, als vielmehr auf

auf ihre Größe auf die Feinheit und Güte der Wolle Rücksicht. Das ganze Schaf ist gleichsam nur ein wolliger Klumpen, der von vier magern und steifen Füßen unterstützt wird. Das Maul ist lang dürr und spitzig, die obere Lippe hängt über die untere her, und die Stirn ist breit.

Gleich im ersten Jahre haben die Lämmer, die, wenn sie männlichen Geschlechts sind, Stöhrlämmer, Bocklämmer, wenn sie weiblichen Geschlechts sind Schaf-Kälber-Kilber-Schibben- oder Zibbenlämmer, und wenn sie gehammelt sind, Hammellämmer heißen, acht kleine spitzige Vorderzähne in der untern Kinnlade, welche die Schäfer fälschlich Hundezähne nennen. Diese Zähne verwechseln sie mit größern breitern vom zweyten Jahre an bis zum sechsten. Es fallen ihnen nämlich im zweyten Jahre die zwey mittlern spitzigen Zähne aus und schieben sich statt derselben zwey größere und breitere ein, die dem Thier, den Namen Zweyschaufler verschaffen, und im dritten Jahre fallen zwey andere, und zwar zu beyden Seiten der beyden mittlern einer, aus; und wenn diese wieder durch größere und breitere ersetzt sind, und das Thier ein Vierschaufler geheißen hat, so verliert es im folgenden Jahre wiederum zwey andere, und heißt Sechsschaufler, und im fünften Jahre endlich stehen, nach dem Ausdrucke der Schäfer, alle acht Schaufeln da *).

Rr 5 Aus

*) Man hat auch noch andere Benennungen für diese Thiere, die von dem Zahnwechsel ihren Ursprung haben. Im ersten Jahre heißt das Mutterlamm, ein Lamm, im zweyten ein Jährling, im dritten ein Schaf, Schilke oder vierzähnig, und wenn es im fünften die acht breiten Vorderzähne zusammen hat, ein voll-

Aus diesem Wechsel der Vorderzähne ist man im Stande das Alter der gesunden Schafe bis ins sechste Jahr zuverlässig zu bestimmen. Nach diesen aber wird es ungewiß, und man vermuthet es nur durch die ungleich längere Entblößung der Zähne vom Zahnfleisch, die abgestumpften Backenzähne und das allmählige Ausfallen der gelben Vorderzähne, welches letztere meist im achten Jahre anfängt.

Daß die großen und weit von einander stehenden Augen der Schafe gewöhnlich einen gelben *) Stern, eine längliche horizontalliegende Pupille haben, ohne Feuer sind, die Ohren weit auseinander zur Seite auswärts gekehrt, horizontal, unterwärts geöffnet stehen, die Widder einen großen herabhängenden und schwankenden Hodenbeutel, und die Mutterschafe zwey Eiter mit zwey Zitzen haben, ist jedermann bekannt.

Die gelblichten Hörner steigen nicht wie beym Ochsen und der Ziege in die Höhe, sondern biegen sich seitwärts nach hinten, wenden sich nach unten vorwärts, und krümmen sich wieder nach den Augen zu. Den Schafmüttern mangeln sie entweder ganz, oder sind dünner.

Auch bekannt genug ist die Farbe der Schafe; die meisten nämlich sind schmutzig oder blaßgelb weiß, doch giebt es auch

vollmäuliges Schaf. Ein Hammel heißt im ersten Jahre ein geschnittenes Lamm, im andern ein zweyzähniger Jährling, im dritten ein vierzähniger, im vierten ein sechszähniger, im fünften ein vollmäuliger Hammel.

*) Dies ist gewöhnlich die Farbe des Augensterns. Man hält die mit schwärzlichem Stern für die besten; allein dieß Kennzeichen trügt.

auch braune, schwarze und gefleckte. Ihre Wolle, die aus dünnen festen, biegsamen, weichen und fettigen Haaren besteht, ist auf dem Rücken, und an den Seiten des Halses krauser und kürzer als auf den übrigen Theilen des Halses, an den Seiten des Leibes und an den Schultern. Diejenige an den auswendigen Schenkeln, und an dem Schwanze ist gröber, steifer, und fast glatt, und die an den noch übrigen Theilen des Leibes befindlichen Haare, kann man nicht eigentlich Wolle nennen. Der Schwanz hängt bis über die Kniekehle herab und ist nur wenig beweglich.

Ihr Naturel ist milde und folgsam, daher sie ihrem Leithammel, dem bellenden Hunde und dem pfeiffenden Schäfer treulich folgen und sogar die Sprünge und Bewegungen, die ihnen der Leithammel vormacht, alle maschinenmäßig nachmachen; dagegen aber zeigen sie in allen ihren Handlungen die größte Dummheit, und bey dem geringsten unerwarteten Auftritte außerordentliche Blödigkeit und Furchtsamkeit. Ein Knall, eine Feuerflamme, ja das geringste Geräusch macht sie gleich stutzig, sie stampfen mit den Füßen, drängen sich zusammen, oder ergreifen die Flucht. Ja der Blitz und Donner bringt sie ganz außer aller Faßung, daß sie oft durch ihr ängstliches Anstemmen die stärkste Horde über den Haufen werfen. So dumm sie sind, so schwächlich sind sie auch. Ein kurzer Weg fällt ihnen beschwerlich und eine größere Reise macht sie ganz kraftlos. Ihr Herz pocht ihnen, ehe sie zu laufen anfangen und gleich sind sie außer Athem. Sonst sind ihre Affekten beynahe in einer stäten Ruhe. Ihre harte Stirn, oder ihre Waffen, die Hörner, brauchen sie eben so selten zum Stoßen, als ihre schwachen Füße, um nach ihren Beleidigern auszuschlagen. Zur Zeit der Begattung sind

sind sie etwas muthwillig, aber keiner sonderlichen Hitze unterworfen, und nur selten kämpfen ein Paar muthige Böcke um eine Braut. Auch wenn sie Junge haben, werden ihre Affekten nicht höher gespannt. Eine Schafmutter läßt sich ihr Junges wegnehmen, ohne erzürnt zu werden, ohne sich zu wehren, oder durch einen ungewöhnlichen Laut ihre Betrübniß zu erkennen zu geben. Nur als Lämmer belustigen sich diese Thiere mit poßierlichen Seitensprüngen und gegenseitigen Necken. — Sie scheinen das Licht und die Musik zu lieben, und die Schäfer sagen, daß sie am besten und ruhigsten weideten, wenn ihnen auf der Schalmey eine Tafelmusik gemacht würde, und daß sie ihr Abend- und Morgenlied in der Horde mit der größten Aufmerksamkeit anhörten.

Ihr Blöcken, das sie zu allen Zeiten hören lassen, ist außer dem allgemeinen Abschiedsgeschrey bey der Trennung der Böcke, Hammel, Schafe und Lämmer jeden Morgen, aus der Horde, wo sie, nur durch eine Flechtenwand geschieden, zusammen geschlafen haben, und bey dem freudigen Wiedersehen des Abends in der Horde, fast ohne alle Bedeutung.

Sie leben über 14 Jahre; sind aber nur höchstens 7 Jahre nutzbar.

Dieß sind die Kennzeichen und Eigenschafften, die überhaupt der ganzen Schafart zukommen.

Das thüringische Schafvieh nun insbesondere hätte wirklich, im ganzen genommen, vor den andern gewöhnlichen Deutschen einen Vorzug, so wohl in Ansehung seiner Größe, als Güte der Wolle, wenn man es wagte, das Schmiervieh, das man noch in so vielen Gegenden aus unrichtigen Gründen hält, gänzlich abzuschaffen. Die gewöhnliche Höhe desselben

desselben ist 2 Fuß, und die Länge von der Kopfspitze an beynahe 3 1/2 Fuß *). Der Kopf ist kurz, die Nase kaum etwas gebogen, die Hörner fehlen mehrentheils ganz, und wenn auch zuweilen ein Lamm gebohren wird, dem Hörner wachsen, so haben sie doch keine Festigkeit und gehen bald wieder verlohren.

**Aufenthalt und Nahrung.** Man ist auch noch beynahe in ganz Thüringen gewohnt, so wohl in den ebnen als gebirgigen Gegenden die Schafe im Sommer auszutreiben, und im Winter in dunkle dumpfige Ställe zu bannen.

In den gebirgigen Gegenden, wo weder hinlängliche Aecker noch Wiesen sind, wo es viele steile unbebaute Berge giebt, und wo die nützliche und nöthige Holzaussaat noch nicht eingeführt ist, wodurch die Wälder viele Blößen und vieles Gras haben, wird es wohl nicht möglich seyn, die Stall- oder Hordenfütterung einzuführen, wenn man nicht in solchen Gegenden die Schafe gänzlich abschaffen will. Allein in den ebenen und unwaldigen Gegenden sollte man wirklich einmal die alten Vorurtheile fahren lassen, und die so nützliche **Hausfütterung** in Ställen und auf dem Hofe oder die Fütterung auf dem Felde, die sogenannte **Pferchfütterung**, (Futterschäferey) einführen **).

Alles

*) Par. Ms.: Länge über 3 Fuß, und Höhe 1 Fuß 9 Zoll.

**) Wer es weiß, wie viele Plätze von gutem Erdreich noch in Thüringen bloß deswegen, damit die Schafe daselbst einige elende Gräser finden können, öde und unbebaut liegen; wie vortheilhaft daraus künstliche Wiesen und Kleefelder gemacht werden könnten; wer es

Alles kömmt daher auf die Behandlungsart der Schafe in Absicht ihrer Weide und Fütterung, welches beydes die gehörige Ordnung und Vorsicht erfordert.

In

es weiß, wie auch auf den steinigen, bergigen und leeren Triften, die hier so häufig sind, in thonigen und schlechten Boden nach Esparsette rc. sehr gut fortkommen; wer den Zwang und Schaden kennt, den diejenigen Aeckerbesitzer leiden müssen, welche die Brache zur Hut der Schafe unbebaut liegen lassen müssen, und welche oft selbst keine Schafe besitzen; und wer zugleich den Nutzen des Kleebaues auf der Brache kennt; der wird die Möglichkeit und Wichtigkeit der Stall- und Hordenfütterung leicht einsehen und wünschen.

In Gegenden, wo man diese Feld- und Hausfütterung eingeführt hat, hört man von keinen Krankheiten und Seuchen der Schafe, so von nassen, bethauten, von giftigen Regen, von Mehlthau, von schädlichen Insekten verdorbenen, mit Giftgräsern bewachsenen Weiden entstehen, oder die durch stinkende, giftige, stehende Wasser eingetrunken werden. Die Schafe kehren nicht von den großen, unbebauten Triften in ihre Horden und Ställe hungrig, oder von den jungen, unreif abgenagten Gräsern, krank zurück. Statt 2 bis 3 Pfund rauher schlechter Wolle, geben sie 5 bis 6 Pfund feiner guter Wolle, sind stets zum Schlachten tüchtig, und ihr nützlicher Dünger verschafft die reichsten Erndten. Ja der arme Landmann, der vorhero kein Schaf ernähren konnte, kann nun auch, wenn auch ihm, wie billig, ein Stück von dem unbebauten Riede zu Theil wird, sein wollenreiches Schaf und gutes Rind halten, und sich und seine Familie besser ernähren.

Diese nützliche Fütterung aber einzuführen, ist nicht schwer, wenn nur diejenigen, die diese Aenderung und Ver-

In Gegenden, wo die Schafe ausgetrieben werden, muß der Schäfer sich wohl vorsehen, daß sie nicht zu früh aus

Verbesserung machen können, ernstlich Hand ans Werk legen wollten. Wie leicht ließen sich nicht die großen Riede unter die Einwohner eines Orts vertheilen, und ihnen die Anweisung geben, ebene Gegenden in künstliche Wiesen und fruchtbare Aecker zu verwandeln, und bergige Gegenden mit Esparsette und zu andern dürre wachsenden Futterkräutern zu besäen? Und könnte die Obrigkeit Schaden haben, wenn sie auch zum erstenmale die Sämereyen zum Kleebau, und den künstlichen Wiesen unter die Armen umsonst austheilte, oder nur einstweilen vorschöß; auch deswegen, um dem Landmann, der oft so schwer von seinen alten Vorurtheilen abzubringen ist, der oft bey offnen Augen nicht sehen will, den Vortheil dieser Behandlungsart der Hausthiere erst recht handgreiflich zu machen.

Den Schafen das künstliche Wiesenfutter zu verschaffen, säet man auf die umgerißenen ebnen Riede: alle Kleearten (Trifolium), Esparsette (Hedysarum Onobrychis), Luzerne (Medicago sativa), Pimpenel (Pimpinella), Täschelkraut (Thlaspi bursa pastoris), Schafschwingel (Festuca ovina), Graslauch (Lolium perenne), Zaunwicken (Vicia sepium), Honiggras (Holcus Europaeus), Himmelbrod, Bocksbart (Tragopogon pratense), Mariengras, Wiesenhafer, Raigras (Avena elatior), deutschen Spargel (Spergula arvensis), Knotenkraut (Spergula pentandria) ꝛc. Alle diese Kräuter bekommen den Schafen sehr wohl, wachsen gut, und solche Wiesen dauern sehr lange, wenn der Heusaamen alle Jahre gehörig gesammelt und im März an den Orten, wo es nöthig ist, eingestreut wird. An Berge säet man die Esparsette, die 20 Jahre lang abgemähet werden kann, wenn man die bloßen Flecken immer auszubessern sucht.

Das

aus den Ställen und Horden gehen, wenn der Reif, Thau und die Regentropfen noch auf den Kräutern hängen, weil das

Das vorzüglichste Futter ist aber auch für die Schafe der Klee, und den Kleebau betreibt man auf folgende Art am vortheilhaftesten. Man säet nämlich in gewöhnlich zubereitetes Sommerfeld entweder zugleich mit der Gerste und Hafer, oder nach denselben den sogenannten spanischen, holländischen, brabanter Klee (Trifolium purpureum, majus, sativum, pratensi simile), schneidet die reife Sommerfrucht hoch ab, und erndet dann im Herbst zum erstenmale den Klee ein, welcher getrocknet mit den Stoppeln ein gutes Winterfutter giebt. Im Winter deckt man ihn mit Mist wohl zu, öffnet ihn im Frühjahr, (bey uns in der Mitte des Aprils) bestreut ihn, wenn man kann, mit Gips, und mäht ihn zum erstenmal, wenn er 8 Tage geblüht hat (bey uns in der Mitte des Junius). Man richtet es dabey so ein, daß man bey der täglichen Fütterung alle 5 Wochen wieder von vorne anfangen kann, denn in dieser Zeit wird der abgemähte wieder zum abhauen tüchtig seyn. Diese Erndte hat man gewöhnlich im Brachfelde dreymal (ohne die im vorigen Herbste) zu genießen. Mit der dritten Erndte macht man um Bartholomäi (zu Ende des Augusts) den Beschluß.

Man ackert alsdenn diese Brachäcker um, so, daß die Kleewurzeln in die Höhe kommen, egt sie, pflügt sie im Herbst zum zweytenmal, wirft den Wintersaamen ein, und man hat eine gute Getraideerndte ohne vorhergegangene Düngung zu hoffen, weil die Wurzeln bey ihrer Fäulung dem Acker eine bessere Düngung verschaffen, als jeder andere frische Mist.

Da man bey dieser Art des Kleebaues alle Jahre Kleesaamen nöthig hat, so ist es am besten ihn selbst zu ziehen; man läßt daher so viel Klee des zweyten Wuchs

dadurch die so gemeinen Krankheiten der Schafe, die Lungenfäule und Darmsucht entstehen; so wie er überhaupt die Weide an feuchten, sumpfigen Orten, besonders in regenhaften Jahrs-

Wuchses (oder nahe vor dem Thüringerwalde: des ersten Wuchses, weil der Saamen des zweyten nicht gehörig reif wird) auf der Mitte des Ackers stehen, als man Saamen nöthig hat, weil man aus Erfahrung weiß, daß dieser mehr Körner erhält, als der des ersten Wuchses, welcher seine Kräfte mehr in den Stengeln und Blättern verschwendet. Das Einsammeln des Klees kann durch Kinder geschehen, die jeden Tag durch den Acker gehen und die schwarzen Köpfe abpflücken.

Den Luzernerklee, der eben so ein vortrefliches Schaffutter ist, säet man in Gärten, auf Aecker mit Wiesenhafer vermischt, und er dauert bey guter Düngung 15 bis 20 Jahre.

Außer diesen kann man auch noch, wenn man viele Aecker besitzt, beständige Kleeäcker halten, die 3 Jahre ihr gutes Futter reichlich geben, oder sich das Wickenfutter, das aus der Aussaat der Wikken, mit Hafer und Erbsen vermischt, entsteht, und des Jahrs dreymal abgemähet werden kann, verschaffen. Letzteres läßt man auch reifen, braucht die Körner zur Mast, und das Stroh als ein gutes Winterfutter für die Schafe.

Dieß sind die vorzüglichsten Futterkräuter, die durch ihren Anbau die Schafzucht so sehr nutzbar machen.

Man verzeihe mir diese scheinbare Ausschweifung um der Folge willen. — Im Erfurtischen, auf einigen Gothaischen Kammergütern, und an vielen andern Orten in Thüringen hat man auch angefangen den Kleebau zu treiben, um vielleicht auch bald die Schafe, so wie das Rindvieh, vortheilhafter in dem Stalle, oder vielmehr in den Horden zu füttern. Das altenburgi-

 sche

Jahrszeiten aufs sorgfältigste zu meiden hat; dahingegen kann er des Abends bey hellem Wetter wohl etliche Stunden in die Nacht hinein die Schafe weiden lassen, weil dann die schädlichen Ausdünstungen aus der Erde und die Thautropfen noch nicht eingetreten sind. Und da sie mehr Kälte als Hitze vertragen können, und durch die offnen Weiden in den heissen Mittagsstunden sehr leicht von verschiednen Krankheiten befallen werden, so muß er diese Stunden mit seiner Heerde an schattigen Orten zubringen. Vor allen Dingen muß jeder, der die Schafe mit Nutzen halten will, darauf sehen, daß sie im Frühjahr und im späten Herbst, wo sie hungrig nach Hause zurückkehren, und im Winter, wenn es die heitere und gelinde Witterung verstattet, sie auszuführen, noch nachgefüttert werden. — Es scheint auch, wie wenn die Schafe nach ihrem verschiedenen Alter von Natur eine besondere Weide erforderten. Die Lämmer verlangen eine nahrhafte nahe Weide, weil sie noch zu schwach sind, an den steilen und magern Bergen herum zu klettern. Die Hammel, die zur Schlachtbank bestimmt sind, wollen fette Weiden auf Brachen und in Stoppeln, und für die Mutterschafe sind die gesunden Bergweiden am aller vortheilhaftesten.

Man zählt 387 Kräuter, die das Schaf nach einem von Linne' gemachten Versuch frißt und 141, die es unberührt läßt.

Die **Hordenfütterung** ist freylich viel vortheilhafter, sie hat aber ebenfalls verschiedene Vorsichtigkeitsregeln.

Sol-

sche Land sollte uns wenigstens in diesem Stücke zum ökonomischen Muster dienen, wo man keine Brache kennt, die Schafe aber doch auf die breiten Feldraine treibet, und des Nachts und bey schlechtem Wetter im Stalle läßt.

Sollen die Schafe im Felde gefüttert werden, so baut man eine geräumige Horde mit niedrigen Raufen an den Seiten, entweder in die Nähe des Kleefeldes, das man für die Schafe bestimmt hat, auf, und verrückt sie des Tages dreymal, (welches man wegen der Fettigkeit und Menge des Düngers thun kann) oder man stellt sie auf einen andern entferntern zur Düngung bestimmten Acker, und führt den Klee auf den Karren dabey, oder endlich man befestigt sie an einen schattigen Ort, streut Stroh ein, und schafft von da den Mist weiter auf seine Aecker.

Außerdem bringen die Hofhorden eben den Nutzen, den die Feldhorden bringen, wenn man genöthigt ist, die Schafe darinnen zu füttern, welches geschieht, wenn man den Pferch auf dem Felde nicht nutzbar genug anbringen kann, oder welches leider! der Fall nach lange zu seyn scheint, wenn sich die verschiedenen Besitzer einer Heerde in Absicht der Gesammtfütterung nicht vereinigen können. Eine solche Horde muß dick mit Stroh bestreut seyn und hoch liegen, damit der Harn abfließen kann, welchen man in eine mit Stroh gefüllte Grube leitet. — Man hat die Gewohnheit, daß man die Schafe dreymal des Tages mit grünem Futter füttert; allein man thut besser, wenn man ihnen fünf kleinere Portionen vorlegt, weil sie sich so leicht bey der wohlschmeckenden Kost überfressen können. Ein gesundes Schaf zehrt täglich 12 Pfund gutes grünes Futter auf.

Im Frühjahr, wenn man die trockene Fütterung endigt, ist nöthig, daß man den Schafen anfangs vieles Heu oder Stroh und wenig Gras, und nach und nach immer mehr Gras und weniger dürres Futter, auch den besten Klee (denn das streitet wider die sichersten Erfahrungen, wenn man vor-

giebt, daß zu fettes Futter den Schafen schade) vorlegt, und eben so verfährt man im Herbste, indem man anfangs vieles grünes Futter und wenig Heu oder Stroh, und nach und nach immer mehr trockenes Futter mit weniger Gras füttert, bis man sie nach einiger Zeit, (und dieser Uebergang braucht gewöhnlich im Frühjahr und Herbst nur drey Wochen zu dauern) lauter dürre Nahrung ohne Abnahme ihrer Kräfte zu geben getraut.

Das grüne Futter darf niemals eher abgemäht werden, bis die Sonne oder die Luft den Thau abgetrocknet hat. Es werden daher die Mittags- und Abendfütterungen des Morgens nach dem Thau und die kommende Morgenfütterung des Abends geholt.

Man darf, wie schon oben (s. Note S. 640) ist bemerkt den, auch den Klee und die Espersette nicht früher verfüttern, als bis sie acht Tage geblühet haben, nach der sichern Erfahrung, daß sie vor der Blüte den Schafen schädliche Blähungen und Koliken verursacht haben. Dasjenige Futter also, das im Herbste vor den Frösten die Blüten nicht mehr treiben kann, wird zu Heu gemacht, so wie überhaupt alles dasjenige, welches man unter 5 Wochen nicht grün verfüttern kann, und man trocknet es am besten auf den Aeckern selbst auf aufgestellten Stangen, die mit etlichen Sprossen durchkreuzet sind.

Da der Winter in unserm Thüringen oft zu rauh, hart und unbeständig ist, so ist es wohl nicht zu rathen, die Schafe in dieser Jahrszeit, ob ihnen gleich Kälte und Schnee nichts schaden, beständig unter freyem Himmel zu lassen, wie man es wohl in wärmern Ländern thun kann, man treibt sie dahero bey zu großer Kälte in die Ställe. Diese müssen groß,

hoch

hoch, und so gebaut seyn, daß man die schädlichen Dünste immer durch frische Luft wegtreiben kann, welches durch bretterne Dunstschornsteine (Dampfröhren) zu bewerkstelligen ist. In der Mitte und an den Seitenwänden müssen Raufen mit untergelegten Krippen befestiget seyn, in welchen alles, was von der Raufe abfällt, die Körner, die ihnen etwa vorgeschüttet werden, und die aus dem Gesträhde fallen, aufbewahrt werden können; der Boden muß in der Mitte erhaben ausgelegt werden, damit die so nützliche Gauche an ihrem bestimmten Ort ablaufen kann, und der Mist muß immer weggeschaft, und reines, weichgedroschnes Stroh gestreut werden. Auch darf es nicht darinnen stäuben. Die Hitze besonders, wenn sie dumpfig und feucht ist, schadet diesen zärtlichen Thieren ungemein, dahero muß man ihnen immer Kühlung verschaffen.

Gewöhnlich glaubt man freilich die Schafe bedürften im Winter kaum etwas Stroh oder Hölzlaub, und darinn bestünd eben der Nutzen der Schafzucht vor der andern Viehzucht; allein man schadet sich allzeit bey einer solcher Behandlung. Das Schaf bedarf eben so, wie das übrige Stallvieh, auch im Winter sein gutes Futter, wenn es den Nutzen verschaffen soll, den man mit Recht von ihm verlangen kann. Es verlangt also auch im Winter gutes Heu und Kleefutter, und den ohne Blüte abgemähten Klee, der mit Stroh in Hexel ist verwandelt worden. Von dieser Kost verzehrt es täglich in drey Fütterungen 2 bis 3 Pfund. Zur Abwechslung füttern dann die Wirrgebünde von Erbsen, Bohnen, Wickenfutter, Linsen, und die Strohgebünde von Gersten und Hafer, die deshalb auch nicht ganz rein ausgedroschen werden, sehr gut. Ein Schaf verdauet davon täglich 4 bis 6

Pfund. Eben so können die Besitzer von Laubhölzern das gedörrte Laub von Pappeln, Weiden, Ahorn, Faulbaum (Rhamnus frangula), Ulmen, Erlen und Eschen, als ein gutes Futter nutzen. Hierzu müssen die Zweige im zweyten Safte im August abgehauen, in Bündel gebunden und an der Luft getrocknet werden. In dieser Gestalt steckt man das Laub im Winter den Schafen auf die Raufe, und sammlet alsdenn die Reißer wieder als Brennholz zusammen. Bey dieser Fütterung muß aber das Laubholz in Menge da seyn, weil diese unzeitige Fällung dem Holzwuchs allzeit nachtheilig ist.

Sie können auch, wenn es gefroren ist, auf die grüne Wintersaat getrieben werden. — Die Waldbewohner thun wohl, wenn sie die so häufig wachsenden Ginstersträuche (Genista tinctoria et germanica), welche den Schafen nicht nur ein sehr angenehmes, sondern auch wegen ihres bittern Saamens ein sehr gesundes Futter sind, eintragen und trocknen. Außerdem verzehren die Schaafe mit besonderm Appetit alle Arten von Kohlblättern und Rüben, sie bekommen aber diese Leckerbißen nur erst dann, wenn man genöthiget ist, anderes schlechtes Futter zu füttern, so wie man ihnen auch nur im Nothfall etwas Hafer, Gersten, oder Waizenkleyen in ihre Krippen schüttet. Ja man hat auch angefangen sie nicht ohne Vortheil mit Siede, wie das Rindvieh zu füttern. An wilde zerstampfte Kastanien kann man sie auch leicht gewöhnen; sie sind ihnen eine gesunde Speise, sonderlich ein Gegenmittel der Faulsucht. Die Hammel, die man im dritten und vierten Jahre mästet, erhalten im Winter zu ihrer Nahrung gutes Heu, Wurzel- und Kohlgewächse, Hafer und etwas geschrotene Gerste, und zwar in öftern Mahlzeiten, so viel sie

sie fressen wollen. Im Herbste verlangen sie weiter nichts als gutes Gras und Ruhe.

Diese gute Winterfütterungsart der Schafe muß nun allerdings befolgt werden, wenn man von ihnen den gehörigen Nutzen ziehen will. Man kann sich bey jeder gemischten Heerde, die mehrere Besitzer hat, von der Wahrheit dieser Behauptung augenscheinlich überzeugen, denn nur die schlecht gefütterten verliehren im Frühjahr ihre Wolle und sterben, wenn sie dann auf einmal wieder die jungen zarten Gräser gierig verschlucken und geben bey der Wollenschur nur halb so viel und schlechtere Wolle als die gut gefütterten.

Noch ist es nöthig, die Kräuter zu bemerken, welche den Schafen schädlich und giftig sind, als Warzenkraut (Euphorbia), Mausöhrlein (Pilosella), Sonnenthau (Drosera), Schachthalm (Equisetum), Butterkraut (Pinguicula), Sumpfhahnenfuß (Ranunculus), Binsengras u. d. g.

Da man die Erfahrung gemacht hat, daß die Schafe lange Zeit ohne zu trinken, leben können, so haben die meisten Schäfer in Thüringen auch noch die schädliche Gewohnheit, daß sie dieselben nur in heißen Sommertagen an einen flachen Teich, oder einen Fließgraben führen, und es die übrige Zeit dem bloßen Zufall überlassen, wenn und wo sie Wasser finden, ihren Durst zu stillen *). Allein dieß ist

Ss 4 wirk-

*) Ja es sind mir thüringische Dörfer bekannt, wo die Schafe im Sommer gar nicht getränket werden. Z. B. führe ich nur das Gothaische Dorf Grauel an, in dessen Flur sich außer zwey Brunnen im Dorfe gar kein Wasser befindet, wo also die Schafe gar nicht zur Tränke geführt werden können, und sich doch dabey so wohl befinden, daß sie für die gesundesten und besten in der ganzen Gegend gehalten werden.

wirklich die Ursache von sehr vielen Krankheiten der Schafe, besonders der Faul- und Lebersucht, wenn sie genöthigt sind, aus unreinen Quellen zu trinken. Es ist daher der Schäfer Pflicht sie alle Tage ein- oder zweymal zu einem reinen, hellen Wasser zu führen, und zwar mit der Regel, daß wenn sie fettes Gras, Klee, Wicken ꝛc. gefressen haben, nicht eher als eine Stunde nach der Fütterung. Den eingepferchten Schafen giebt diese tägliche Wanderung zur Tränke eine nützliche und nöthige Bewegung. Im Winter bedürfen sie bey ihrer trockenen Nahrung des Trunks noch mehr, und sie müssen daher alle Tage dreymal mit Brunnenwasser ihren Durst löschen können. Einsichtsvolle Oekonomen setzen ihnen alle Tage einen vollen Kübel in Stall, und lassen sie nach Belieben trinken, weil sie bey der Strohfütterung weniger und bey der Heufütterung mehr Wasser zu sich nehmen, dabey bedienen sie sich eines Vortheils, der die Wolle erstaunend wachsen macht, sie weichen nämlich zu gewissen Zeiten einen Rübölkuchen in den Kübel ein, und lassen die Schafe drüber trinken. Die Schafe lieben diesen Trank gar sehr.

Auch das Salz ist ihnen sehr heilsam*). Es baut der Verstopfung vor, macht Freßlust, und verhütet in sumpfigen Gegenden die Faulsucht. Man giebt es den Heerden, die ausgetrieben werden, in dürrem Wetter (sälzet sie) in Thüringen gewöhnlich alle 14 Tage in Salztrögen oder Salzrinnen in der Maaße, daß auf 20 Stück richtig 1 Pfund Salz

*) Es sind daher die Weiden an der See für diese Heerden vortreflich. Alle mit salzigen Düften geschwängerte Kräuter geben ihnen unvergleichliche Nahrung; ihr Fleisch wird schmackhafter; die Milch vermehrt sich, wird besser, und die Wolle weißer und sanfter.

Salz kömmt; bey nasser Witterung versagt man es ihnen aber gänzlich, und zwar deswegen, weil sie alsdenn, durch den Durst genöthigt, aus allen Wassern und zwar so viel trinken, daß sie sich allerhand Krankheiten zu ziehen würden. In den Oertern, wo die Schafzucht verbessert ist, bekommen sie diese Quantität alle 8 Tage; und dieß sollte allgemein eingeführt werden *).

**Fortpflanzung.** Um die Schafzucht zu verbessern, kömmt das meiste darauf an, daß man bey der Fortpflanzung derselben mit der gehörigen Klugheit zu Werke geht.

Man wählt zur Zucht solche **Widder** (Böcke, Stähre, Stöhre, Stiere), die einen dicken, kurzen Kopf, eine stumpfe Nase, kurze und enge Nasenlöcher, eine breite, hohe und runde Stirn, große und lebhafte Augen, große und wollige Ohren, einen starken, breiten Hals, einen starken länglichten Leib, einen breiten Rücken, ein breites Kreutz, großen Bauch, starke Hoden, einen langen Schwanz haben, und nicht nur am ganzen Leibe mit dichter, langer und feiner Wolle bekleidet, sondern auch an Kopf und Beinen, wo sonst weniger Wolle ist, rauh und gut bewachsen sind.

Eben so muß eine gute Schafmutter (Zibbe, Schibbe) großleibig und breitschultrig seyn, große helle Augen,

Ss 5 einen

*) Bemerkungswerth ist noch bey der Nahrung der Schafe, daß sie bey dürrer Witterung den Gänsekoth mit einer solchen Begierde fressen, daß sie zuweilen in vollem Jagen über einen solchen Platz laufen, wo dieß Federvieh gehütet wird, um einander zuvorzukommen. Sie müssen zu einer solchen Zeit (da sie es bey feuchter Witterung nicht thun) etwas angenehmes und gesundes in diesem Nahrungsmittel finden.

einen starken und langen Hals, der fast wie ein Pferdehals gekrümmt seyn muß, breite Brust und Rücken, einen großen Bauch, lange Zitzen, kurze, dünne Beine, dichte und lange Wolle, sonderlich um den Hals, Bauch und das Genicke haben.

Da beyde Geschlechter ohnehin in unsern Gegenden meist ohne Hörner sind, so kann man um desto eher lauter solche zur Zucht wählen, die diese Waffen nicht führen, und sich also in der Schwangerschafft und in ihren sonstigen Kämpfen nicht schaden können. Eben so müssen sie auch ohne alle Flecken ganz weiß seyn, weil oft die Eltern mit dem kleinsten Flecken ganz bunte Lämmer erzeugen.

Der Widder, wenn er eine gute Nachkommenschafft stiften soll, muß drey Jahr alt seyn, weil diese Thierart erst im dritten Jahre ausgewachsen ist. Neuere Oekonomien wollen ihn gar erst im vierten Jahre zulassen. Er kann, wenn er zuweilen etwas Hafer erhält, 50 und mehrere Schafe gehörig befruchten *). Er leistet im fünften und sechsten Jahre seine besten Dienste, und seine Kräfte dauern bis ins achte Jahr.

Das Schaf ist ebenfalls zu einer guten Nachzucht nicht eher tüchtig, als im dritten Jahre, bringt im vierten und fünften die besten Lämmer, und taugt nur bis ins neunte Jahr zum Mutterdienst.

Man

*) Ein Stöhr hat oft in einer Nacht 70 Schafe befruchtet. Man darf also nur die Widder zur Begattungszeit gut füttern, so hat man ihrer wenig nöthig. Des Nachts stöhren sie vorzüglich gern, weil sie warm zusammen gedrängt sind.

Man weiß nach den untrüglichsten Erfahrungen, daß zur Verbesserung der Schafzucht der Widder das meiste beyträgt, und daß, wenn dieser lange und feine Wolle trägt, auch die Lämmer, die er erzeugt, lang- und feinwollig werden. Es ist daher eines jeden Pflicht, der Herr von einer guten und reichen Heerde werden will, daß er sich noch dem Beyspiel einiger weisen Oekonomen im Herbste etliche spanische oder englische Widder verschafft*), und sie mit ausgelesenen, feinwolligen Schafen begatten läßt.

Dabey besteht das ganze Geheimniß, in kurzer Zeit eine ganze Heerde guter Schafe zubekommen, darinne, daß man drey bis vier Jahre hintereinander alle Jahre neue englische oder spanische Widder den alten Müttern beygesellt, die männlichen Lämmer, die aus dieser Zeugung entspringen, als zur Fortpflanzung untauglich schlachtet, die Abstammung also immer gehörig unterbricht, und niemals zuläßt, daß sich Blutsfreunde mit einander vermischen. Man hat bey diesem Verfahren oft schon bey der dritten Zeugung die Freude, daß die ganze Heerde, ohne jemals wieder auszuarten, die feinste Wolle trägt, besonders wenn man noch diesen Vortheil benutzt, mit den Stöhren von einer Heerde zur andern zu wechseln, und dabey die Kleefütterung (dieß ist allemal die Bedingung, wenn von einer merklichen und schnellen Verbesserung der Schafzucht die Rede ist), wie in Spanien und England, einführt**).

In

*) Einen solchen Widder kann man schon in unsern Gegenden für 1 bis 2 Louisd'or kaufen.

**) Das Clima und der Boden verhindert ganz und gar die Verfeinerung der Wolle nicht, wie man gewöhnlich

In Thüringen läßt man die Böcke vom Ende des Septem-
rs bis zu Ende des Octobers zur Begattung (bespringen,
iten, bocken, stöhren, stähren), und die Schafe bringen dann
ich 21 bis 22*) Wochen, also im Februar und März 1,
ten 2 und nur höchst selten 3 Lämmer zur Welt (lammen,
mmern). Ist aber ein Oekonom mit vielen und guten Fut-
r versehen, so braucht er sich an keine Zeit zu binden, son-
rn kann die Schafe befruchten lassen, wenn er will, oder
e Böcke beständig unter denselben lassen. Bey gutem Klee-
tter verlangt auch das Schaf in etlichen Wochen nach dem
mmen den Widder wieder, und man hat den großen
ortheil, daß es in einem Jahre zweymal Lämmer bringt.
i dieser zweymaligen Begattung, die nach den besten Er-
hrungen die Mutter nicht entkräftet, kann man sie auch,
wie jedes gelte (gelle, gölte) Schaf durch Hanfsamen,
afer, oder durch ein Treibmittel, das aus Knoblauch oder
viebeln, mit Kleyen und Salz vermischt, besteht, reitzen.

Nach der Begattung machen die Böcke mit den Ham-
eln und jungen Widdern eigene Heerden, und die Schafe
eiben allein.

Da

lich einwendet. Das rauhe und kalte Schweden be-
stätigt dieß. Ehe man den Spaniern und Englän-
dern die Kunst die Wolle zu verfeinern ablernte, war
die schwedische Wolle eben so schlecht, als die unsrige.

*) Ich weiß aus eigener Erfahrung und viele Schäfer, die aufmerksam sind, bestätigen es, daß das Schaf gewöhnlich mit einem Kälberlamme 21 und mit einem Bocklamme 8 Tage länger, also 22 Wochen trächtig ist. Doch verursachen, wie man leicht denken kann, allzu gute und allzu schlechte Fütterung und Krankheiten hierbey Ausnahmen.

Da die Schafmutter in ihrer Schwangerschafft ein sehr weichliches und empfindliches Thier ist, so muß sie besonders zu Ende derselben wohl in Acht genommen, mit gesunden Futter gefüttert, und ja nicht vorsetzlich gejagt werden. Sie ist auch mehr als ein anderes Thier schweren Geburten unterworfen, die nicht selten Mißgeburten verursachen; der Schäfer muß daher die Lage des Lammes im Mutterleibe und die Handgriffe bey der Geburtshülfe wohl kennen. Damit sie sich bald wieder von ihrer Entkräftung erhole, reicht man ihr in den ersten Tagen gutes Heu, Gerstenschrot oder Kleyen mit etwas Salz vermischt, zu ihrer Nahrung, und damit sie sich gewöhne ihr Junges zu lecken und gern um sich zu leiden, so bestreut man es mit ein wenig Salz, wenn es gebohren ist. Gesunde Lämmer können gleich nach der Geburt laufen, und suchen das Eiter von selbst, welches vorhero rein abgeschoren worden ist, damit sie keine Wolle verschlucken, die sich sonst leicht im Leibe in Ballen verwandeln und tödlich werden könnte. Man versagt den Lämmern auch die erste reinigende Muttermilch nicht, und läßt sie entweder 8 bis 10 Wochen, oder besser, so lange saugen, bis sie sich selbst entwöhnen.

Sobald man bemerkt, daß sie anfangen gröbere Nahrung aufzusuchen, so legt man ihnen von dem feinsten und besten Heu vor, oder setzt ihnen Kleyen hin, weil beydes ihr Blöcken verhindert, und das Wachsthum der Wolle befördert; ja, wenn sie recht gut gedeihen sollen, so kann man ihnen neben der Muttermilch noch zuweilen Hafer, geschrotene Wicken, Klee und Gras geben. Man darf auch die jungen, schwächlichen Lämmer nicht so gleich mit ihren Müttern auf die Weide treiben, weil sie abgemattet werden, und

Thau,

Thau, Schnee, Kälte und Regen sehr üble Wirkungen auf sie machen. Das furchtsame und unempfindliche Schaf läßt sich sein Lamm wegnehmen, ohne sich zu wehren, ohne zu zürnen oder sonst eine betrübte Empfindung zu erkennen zu geben; und zeichnet sich dadurch vor allen andern Thieren aus.

Von den Bocklämmern wird die nöthige Anzahl zu Zuchtböcken von weißer Farbe, starkem Halse, krummer Nase, breitem Rücken, munterm Betragen, und feiner und krauser Wolle ausgesucht.

Die Stöhrlämmer aber, die geschlachtet werden sollen, schneidet, (hammelt) man nach 14 Tagen, und diejenigen, die Zuchthammel werden sollen, nicht eher als im zweyten Jahre, weil sie dann größer, stärker und wolliger werden und gleichwohl das zarte und wohlschmeckende Hammelfleisch erhalten.

Die Beraubung der Mannbarkeit (Lämmerleuchten) geschieht auf verschiedene Art, indem man entweder nur einen Einschnitt in den Hodensack macht, und die Geilen herausdrückt, welches das Hammeln auf Lämmerart genannt wird, oder mit zwey Einschnitten, welches das Hammeln auf Kälberart heißt, oder es geschieht durch Abschnüren, indem man den Hodensack fest zubindet und ihn nach 8 Tagen abschneidet oder nach Belieben abfallen läßt, oder durch Klubben, indem man den Hodensack zwischen ein Holz spannt und nach einiger Zeit wegschneidet. Der beyden letztern Arten bedient man sich vorzüglich bey erwachsenen Stöhrlämmern und bey alten Widdern. Da, wo man gewohnt ist, auch verschnittene Schafe, sogenannte Schafhämmel, Schöpse zu halten, geschieht die Verschneidung nach der sechsten Woche, durch einen Einschnitt in der lin-

ken

ken Seite der Lämmer, durch welche Oeffnung die beyden Eyerstöcke gezogen werden. Die Oeffnung nähet man hierauf wieder so zu, daß der Faden auf beyden Seiten herabhängt, und nach etlichen Tagen wieder herausgezogen werden kann.

Den muntern, starken, weißen, ungefleckten und wollenreichen Mutterlämmern, die man zur Zucht behalten will, haut man nach acht Wochen die Schwänze ab zum Unterscheidungszeichen von den Widderlämmern, und wie man glaubt, als eine Erleichterung des Begattungsgeschäfftes.

**Krankheiten.** Die Schafe sind so wie alle zahme Thiere, die nicht mehr triebmäßig ihre eigentliche vom Schöpfer angewiesene Nahrung, wie die wilden Thiere, suchen können, und deren Lebensart so große Einschränkungen und Zwang leiden muß, vielen Krankheiten ausgesetzt.

Die Merkmale des Schäfers, woran er den gesunden Zustand eines Schafs erkennt, sind folgende: Es muß den Kopf hoch tragen, lebhafte Augen, eine trockne Schnauze, feuchte und unschmutzige Nasenlöcher, einen guten und leichten Athem, behende Füße, festsitzende Wolle, eine **rothe Haut**, und besonders **röthliche Augenadern** haben. Diese Merkmale bezeugen mehrentheils die Gesundheit des Schafes, außer in der Faulsucht, der gewöhnlichsten Krankheit der Weideschafe in feuchten Sommern, welche sich erst im Februar in der Lammzeit in ihrem Daseyn vollkommen, ohne vorhergegangene deutliche Kennzeichen, zeigt*). Diese

1) Lun-

*) Die Thüringischen Schäfer haben daher ein Sprüchwort: **Michel ist ein Schmücker und Peter ist**

1) **Lungen- und Leberfäule** entsteht mehrentheils dann, wenn die Schafe auf nasse Wiesen getrieben werden, oder in kalter Witterung bethautes oder bereiftes Futter genießen. Man beugt ihr durch das bloße Salzlecken, oder besser, wenn man das Salz mit Schwefel, Spießglas, Wachholderbeeren und bittern Wurzeln vermischt, vor. Als ein geheimes und sicheres Mittel gegen die Lungenfäule bey der Kleefütterung preißt man an, acht bis 10 Tropfen Terpentinöhl zweymal und bey nassem Wetter viermal wöchentlich unter obiges Salzfutter zu geben.

2) Eine andere Krankheit der Schafe ist **die Seuche**, wo bey der Oeffnung die kleinen Gedärme ganz blau angelaufen sind. Sie rafft ganze Heerden weg. Entdeckt man sie noch in ihrem Ursprunge, so heilet sie zuweilen Mithridat, oder Vitriolspiritus in Wasser eingegeben.

3) Das **Lendenblut**, wo die Schafe oft ganze Stücken Blut pferchen und das **Blutbissen**, wo sie Blut harnen, entsteht auf fetten Weiden von noch unbekannten Kräuterarten*). Warm Bier mit etlichern Eyern und vieler Butter hilft allzeit.

4) **Die Maulsucht**, die bey nasser Witterung die Schafe befällt, und wo sie einen dickgeschwollenen Kopf, dicke

ist ein Drücker; welches sie so auslegen, daß um Michaeli, wenn man Schafe kauft, auch die faulen noch die Kennzeichen der gesunden, z. B. rothe Augen und Haut haben, obgleich die Fäule schon ziemlich Wurzel in ihnen gefaßt hat, und daß erst um Peterstag (den 22sten Februar) diese Krankheit völlig ausbricht.

*) Den Hahnenfuß mit rautenförmigen Blättern giebt man fälschlich für die Ursache an.

dicke Lippen, Augen und Ohren bekommen, wird dadurch gehoben, daß man ihnen ein Stückchen Ohr nach dem andern abschneidet, wo bey dem Bluten die böse Feuchtigkeit mit weggeht, oder daß man ihnen in die Ohren mit ein Stückchen sogenannter Christwurz (Helleborus niger, L. schwarze Nießwurz) einzieht. Im ganzen Kopf befindet sich bey dieser Krankheit eine gelbliche Feuchtigkeit.

5) Das sogenannte **Feuer** bekommen sie ebenfalls in kalten, nassen Wetter. Sie kriechen dabey zusammen, zittern und fressen nicht. Man zieht ihnen Nießwurz im Schwanz ein.

6) **Die Erhitzung** oder heiße Sucht entsteht im Sommer von allzu großer Hitze. Die Thiere sperren das Maul auf, schäumen und bluten aus der Nase. Eine Aderlasse an dem Unterkiefer, wo die Wurzel des vierten Backenzahns liegt, soll helfen. Man macht es daher nicht ohne Grund dem Schäfer zur Pflicht, in den heißen Mittagsstunden des Sommers schattige Oerter mit seiner Heerde aufzusuchen*).

7) Das größte Unglück für eine Heerde ist, wenn die **Pocken**, (Blattern) unter ihnen zu wüthen anfangen. Die ganze Heerde wird insgemein angesteckt, wenn man nicht schleunig die angesteckten und reinen Schafe von einander abson-

*) Dieß muß den Schäfern von der Obrigkeit bey schwerer Strafe anbefohlen werden, denn sonst nehmen sie alle Tage von dem Landmann 1 Gr. Haltgeld (wie sie es nennen) auf den Aeckern, und lassen den Schafen die schmachtendste Hitze 2 bis 3 Stunden des Mittags ausstehen, wodurch ihnen diese und viele andere Krankheiten zugezogen werden.

verhindert. Die Schafe bekommen ein häßliches Ansehen, die Köpfe werden besonders dick und über und über mit Blattern, die den Kinderblattern ähnlich sind, besäet. Ein Pfund Talg oder Fett mit 1/4 Pfund Kienöhl oder Terpentin geschmolzen und äußerlich gebraucht, heilet sie. Auch braucht man innerlich, wenn sie weit um sich gegriffen haben, mit gutem Erfolg Spiesglas in Brunnen oder auf Brod, oder etliche Tage nach einander 6 Tropfen Habacucöhl auf Brod eingegeben. Wenn die Pocken (auch andere ansteckende Krankheiten) in der Nähe sind, so muß man reinen frischen Theer in Wasser quirlen, und ihnen täglich davon zu saufen geben; dieß bewahrt sie vor der Ansteckung.

8) Das Schmiervieh sollte man auch gänzlich abschaffen, und dafür gutes reines einführen. Denn obgleich die Bläschen oder Liesen der Heerde nicht tödlich sind, so wird doch die Wolle, wenn sie die Schafe aufbeißen oder aufkratzen, durch den verursachten Grind verdorben, und das reine Vieh angesteckt; ja es kann zuweilen auch eine gefährliche Raude daraus entstehen. Ein Oekonom in Thüringen hat den Versuch gemacht, und den Schafen immer reines frisches Wasser gegeben, alle 14 Tage in einen Bach gebadet, und hat dadurch sein Vieh, das mit lauter Schmiervieh umgeben war, gereinigt und rein erhalten. Die Schäfer machen die sogenannte Gosse, die sie in hölzernen Büchsen immer bey sich führen, aus schlechtem Toback und Lauge, drücken die Blätterchen auf, und gießen diese Salbe hinein. Einige Schäfer kauen den Toback, spucken dann auf die Wunde, und sagen, daß dieß Verfahren besser wirke. Menschenharn thut auch die Dienste, oder ein Decoct von 1 1/2 Loth Grünspan, 6 Loth gemeinen Rauchtoback und 1/2 Pfund Kaminruß.

9) Der

9) Der Zungenkrebs wird wie bey den Kühen behandelt. (s. Krankh. d. Ochses n. 3.).

10) Befällt ein Schaf die Wanstkolik, welches man daran erkennen kann, wenn das Thier steif da steht, nicht frißt, tief Athem holt, zittert und aufgeschwollen ist, so treibt man es so lange herum, bis es pfercht, sperret ihm auch wohl durch ein Holz das Maul auf, wodurch es gereitzt wird herumzuspringen, und den Abgang des Windes befördert. Sie entsteht von allzufetten und bethauten Gräsern, die das Schaf in zu großer Menge genießt. Man hat auch die heftigsten Blähungen mit einer Hand voll Schnupftoback in Milch eingegossen vertrieben.

11) Die Ringkrankheit oder das Drehen (Kreisel, Dosell) der Schafe, welches von sogenannten Blasenwürmern, die im Gehirn in gewissen Wasserblasen ihren Sitz haben, und ihnen sehr große Schmerzen verursachen, herrührt, soll durch ein Loth rothen Gauchheil (Anagallis arvensis) in geschrotenem Malz pulverisirt eingegeben und kalten Gauchheilthee nachher eingegossen, vertrieben werden können. Andere spritzen dem drehenden Schafe Hirschhornspiritus in die Nase.

12) Die Vollblütigkeit (Blutkrankheit) und das damit verknüpfte Ersticken der Schafe erfolgt, wenn die Schafe aus dürrer elender Fütterung, sogleich in fette Weide kommen und die jungen Gräser zu gierig in Menge verschlucken. Man hilft ihnen durch eine Aderlasse.

13) Für die Wassersucht, die von Verstopfungen in den Eingeweiden und von den Schafegeln, die den gehörigen Einfluß der Galle in die Gedärme hindern, entsteht, kennt man noch kein sicheres Hülfsmittel. Zu Pulver gebrannte,

Tt 2 durch

durch ein Sieb geriebene und mit Salz vermengte Mohnhäupter den Schafen zu lecken gegeben, soll die Schafegeln tödten; auch hat sie die Natur wider die Wassersucht Salzlecken gelehrt, und einige Knospen von Wermuth, ihnen zuweilen gegeben, ist ein gutes Verwahrungsmittel. Auch soll gestoßener Gyps mit etwas Kleyen und Salz vermischt, helfen. Eben diese Arzeney ist auch für diejenigen, die herzweich sind, oder **Wasserkröpfe** haben, bewährt gefunden worden.

14) Den **Durchfall** bekommen die Schafe vom Graße, das mit Mehlthau befallen ist. Man stößt trockene Erlenknospen zu Pulver, thut halb so viel trockenes Salz darzu und giebt jedem Schaf 2 Löffel voll.

15) Die **Gelbsucht** ist eine gefährliche Krankheit. Die Schafe haben gelbe Augäpfel und eine gelbe Haut. Sie sterben gewöhnlich nach drey Tagen. Man kennt noch kein probates Mittel dagegen. Gewöhnlich giebt man des Tages ein Quentchen gepülverte Enzianwurzel, und eben so viel venetianische Seife mit etwas Honig vermischt.

**Feinde.** Der gefährlichste Feind der Schafe ist, wie bekannt, der **Wolf**. Die **Blasenwürmer** in der Leber und im Darmfell, und die **Palisadenwürmer** sind ihnen auch beschwerlich, ob sie ihnen gleich keine tödtliche Krankheit verursachen.

Der **Afterkriecher** und die **Schafbremse** *) setzen ihnen ihre Eyer in die Nasenlöcher, und die Made der letztern soll ihnen auch eine Art Drehen verursachen.

Die

*) Oestrus haemorrhoidalis et ovis. Letztere heißt auch Stirngräbler, ist aschgrau und schwarz gefleckt und der Kopf hat viele ausgehöhlte Punkte auf dem Wirbel.

Die Schafegel, (Egelschnecken, Leberwürmer, Leberegeln), welches ovale, platte, bräunliche Würmer sind, die sich in der Leber befinden, aus Eyern, die sie mit unreinem Wasser einsaufen, entstehen, und im Leibe ausgebrütet werden sollen, verursachen oft die Schafwassersucht, und eine große Menge derselben einen langsamen Tod.

Die Schafzecken (Hippobosca ovina,) eine Art Holzläuse, sind den Schafen auch eine sehr große Plage. Man wäscht sie mit Salzwasser, Eßig, oder mit Wasser, in welchem Toback oder bittere Mandeln abgekocht sind. Alle diese Mittel verscheuchen sie plötzlich. Nach der Wollschur entfernen sie sich auch von selbst, wenn die Schafe zum erstenmal beregnet werden.

Die kleine Schafmilbe (Mistlaus, Acarus Ricinus) ist ein noch schädlicheres Ungeziefer. Sie rupfen sich an solchen Orten, wo sie von demselben gebißen werden, die Wolle aus.

Die Ochsenbremen*) verfolgen sie stark, und saugen ihnen auf eine schmerzhafte Art das Blut aus.

Die Oekonomen beschuldigen auch eine Art bräunlicher Fliegen, Spinnfliegen genannt, daß sie ihre Eyer um die Fontenelle lege, unter derselben Wasserblasen verursache, in welchen sich die Maden dieser Insekten, welche auf dem Kopf einen rothen Punkt, und rückwärts zwey Haaken hätten, befänden, und ebenfalls ein Drehen der Schafe, so wie die Blasenwürmer verursachten.



*) Tabanus bovinus. L. Sie hat grauliche Augen und auf dem Rücken dreyzackige Flecken.

**Nutzen.** Daß das Schaf ein sehr nützliches Thier ist, ein Thier, an dem alles gut und brauchbar ist, weiß jedermann.

Durch die **Wolle**, wodurch es so viele tausend Menschen ernährt, bekömmt es aber seinen vorzüglichsten Werth. Die Eigenschaften einer guten Wolle sind, daß sie lang, weiß, klar, weich, fest und elastisch ist. Und diese Eigenschafften alle erlangt auch unsere thüringische nicht eher, als bis wir uns überwinden, spanische oder englische Stöhre zu unsern Heerden zugesellen. Doch ist sie nicht schlecht. Man nimmt sie hier nur einmal ab, und zwar im Junius. Dabey wäscht man die Schafe vorhero, da hingegen in andern Gegenden die Wolle nach der Schur gewaschen wird. Keine Art der Wäsche hat vor der andern etwas zum voraus. Man hat geglaubt, die Schafe, welche zweymal geschoren würden, gäben mehr Wolle als die Einschürigen, allein sichere Beobachtungen beweisen das Gegentheil, und die Einschürigen bringen noch überdieß den Vortheil der längern und und theurern Wolle. Indessen schiert man die zweyschürigen zum erstenmal 3 Wochen nach Ostern und bekommt die **Winterwolle**, und zum zweytenmale eine Woche vor Michaeli, und erlangt die **Sommerwolle**, welche besser ist. Die Lämmer scheeren einige im ersten Jahre, andere lassen sie bis zum zweyten mit der Wollen gehen, und letztere haben grössern Vortheil. Man unterscheidet dreyerley Sorten auf jedem Felle, 1) die **Kernwolle**, vom Rücken und Hals, 2) die **Mittelwolle**, vom Schwanz und den Schenkeln, 3) die schlechte, von der Kehle, dem Bauch und den übrigen Theilen des Leibes, und man sondert bey der Schafschur jede Sorte besonders ab. Das Wachsthum der Wolle nach der Schur wird dadurch befördert, daß man die Schafe

mit

mit Hopfenwasser, Weinhefen und Oehlkuchen und etliche Tage mit Salzwasser wäsche. Ein gut gefütterter Hammel trägt in Thüringen 6 bis 7 Pfund *) Wolle, und ein Schaf 4 bis 5 Pfund.

Der Nutzen der Wolle ist zu bekannt, als daß ich ihn hier genau zu beschreiben brauchte. Man macht daraus Tücher und allerhand Zeuge, Handschuhe, Hüte und viele Dinge mehr. Der Kürschner verarbeitet die Felle auch mit den Haaren gefärbt und ungefärbt zu Pelzen, Handschuhen, Decken u. d. gl.

Daß das Fleisch, besonders der zweyjährigen Hammel, eine gesunde und angenehme Speise sey, ist bekannt genug. Man mästet sie mit eben dem Vortheil als das andere Mastvieh, und es ist ein schädliches Vorurtheil, daß man ihnen immer das geringere Futter geben zu müssen glaubt, und nicht bedenkt, daß je besser das Futter ist, das sie bekommen, desto größer auch der Nutzen wird, den man von ihnen zu genießen hat. Es weiß jeder verständige Oekonom, daß ein Hammel, der 16 Gr. mehr an gutem Futter, als z. B. Hafer und Rüben mit Salz vermischt, verzehrt, um 2 Rthl. theurer verkauft wird, als ein anderer, der durch sparsame Kost, mit bloßen Wirrgebünden von Stroh zur Schlachtbank tüchtig gemacht worden ist.



*) Ich kannte einen Oekonomen, der ein außerordentlicher Liebhaber der Schafe war und sich gewöhnlich etliche Hammel hielte, die er besonders, ob sie gleich mit ausgetrieben wurden, gut fütterte und abwartete, Sie trugen ihm alle Jahre 8 Pfund Wolle ein. Ein Beweiß, daß alles auf die Fütterung und Wartung ankömmt.

Die Schafmilch ist die nahrhafteste Milch und für manche Personen eine sehr angenehme Speise. Wenn man bey Kleefutter einen Ueberfluß an Milch bemerkt, und sich in einer Lage befindet, wo man mehr Vortheil aus der Milch, als aus der Wolle ziehen kann, so kann das Melken bis Crucis (den 14ten Sept.) wohl erlaubt seyn. Allein unter andern Umständen ist das Schafmelken der größte Fehler in einer Schäferey; denn die Nahrungssäfte, die in die Milchadern geführt und ausgemolken werden, müssen nothwendig der Wolle und dem Fleisch am Zufluß ihrer erforderlichen Säfte und vorzüglich den Lämmern an ihrer nöthigen Nahrung entzogen werden. — In Island macht man aus der Herbstmilch der Schafe ein wohlschmeckendes Gericht, indem man sie so lange, bis sie dick wird, kochen läßt.

Die weiße Schafbutter lieben wenige Personen, desto mehrere aber die Schafkäse, zu welchen aber nicht die geronnene Milch allein, sondern auch die Sahne genommen werden muß, wenn sie ihren guten Geschmack bekommen sollen. Das Schmelzen, welches ihre Fettigkeit verursacht, so wie das Anschmeißen der Fliegen, wird dadurch gehindert, daß man ihre Außenseite mit Salzwasser besprengt.

Aus den mit der Wolle zubereiteten Schaffellen macht man die sogenannten Schafpelze, und die auf diese Art bereiteten Lämmerfelle geben ein feines Futter unter die Kleidung, und werden zu Pelzen, Mützen, zu Verbrämungen gebraucht, und die besten kommen unter dem falschen Namen, ungebohrner Lämmerfelle aus Rußland zu uns.

Die Schafhaut gerbt der Roth- und Weißgerber und der Pergamentmacher und der Schuster, Beutler, Buchbinder

der und Riemer verarbeitet sie. Aus den Lämmerfellen macht man dänische oder glasirte Handschuhe; aus den Hammelfellen Pergament und Oehlhaut, aus den Schaffellen Pergament zu Kindertrommeln, und das feinste geben die ungebohrnen Lämmerhäute.

Den Talg weiß der Lichtzieher und Seifensieder und jede gute Hausfrau in ihrer Oekonomie zu nutzen. Um Eyer lange Zeit frisch zu erhalten, überzieht man sie mit diesem Talg.

Die Eingeweide, als Lungen, Herz, Nieren, Leber und Kaldaunen werden gegessen, und einige Därme geben die so bekannten Darmsaiten und Raqueten. Die feinen Violin- und Harfensaiten werden von den Därmen der Lämmer gemacht, indem sie umgekehrt, rein gewaschen und auf einer Maschine zusammengedreht werden. Sonst braucht man sie auch um Wurstfleisch hinein zu füllen.

Von den Knochen wird von den Papiermüllern der Papierleim gekocht, und das Fett derselben, das bey Zubereitung des Leims gewonnen wird, wird zu verschiedenem Gebrauch z. B. der Geschmeidigkeit des Leders angewendet. Um die Rostflecken vom polirten Stahl wegzubringen, ist das weißgebrannte Pulver von diesen Knochen gut. Man reiniget den Rostflecken erstlich mit Brandwein, alsdann reibt man ihn mit diesem Pulver trocken rein ab.

Der Schafmist ist endlich ein Hauptnutzen, den die Schafzucht gewährt. Er ist es, der es mit nöthig macht, daß man die Kleefütterung, wo man ihn in Menge von besonderer Güte und ohne Verlust erhält, allgemein machen sollte. Welche Fruchtbarkeit erlangen nicht diejenigen Aecker,

auf denen der Pferch (Nachtdünger) gestanden, oder die mit Schafmist gedüngt worden sind? zwey Jahre hindurch geben sie die reichlichsten Erndten und sechs Jahre lassen sie noch die Spuren ihrer Düngung bemerken. Nur muß man beobachten, daß nicht die Waizen- und Gerstenäcker diese Düngung erhalten, wenn der Waizen gute Semmeln und die Gerste gute Graupen geben sollen. Man benutzt auch den Schafmist mit Oehl vermischt zum Walken, und die Egypter in Kahiro brauchen den Ruß vom verbrannten Schafmist zu Salmiak. Noch ein **Nebennutzen** desselben ist, daß er gedörrt in eine Wunde gestreut, dieselbe heilet, und frisch mit der mittlern Rinde des Erlenbaums in Sahne gekocht, eine sehr gute Brandsalbe ist.

Die Hörner und **Klauen** der Schafe geben nebst andern Abgängen von ihrer Wolle und Fellen, z. B. die Pechzeichen, eine sehr vortrefliche Düngung.

Die alten Aerzte empfohlen alles von den Schafen in der **Medicin**, auch sogar die Schafläuse.

Sie sind auch, weil die geringste Aenderung des Wetters Einfluß auf sie hat, **lebendige Barometer**, und durch sie werden die Schäfer Wetterpropheten. Es mögen wohl in ihrem Gehirn eben die Veränderungen, wie in einem Wetterglase, vorgehen. Laufen sie, um nur einige Beyspiele anzuführen, schnell zusammen, trennen sich schnell wieder, und springen in die Höhe, so ist mehrentheils ein Gewitter nicht ferne; laufen sie aber des Abends auf Berge und Anhöhen und springen auf denselben herum, so folgt anhaltendes heiteres Wetter.

**Schade.** Die Schafe reißen auf nassen Wiesen die Wurzeln der Kräuter aus, benagen Bäume und Stauden, und

und besonders in Wäldern die jungen Kiefern. Dieser doppelte Schaden aber kann durch die Menschen verhütet werden, so wie der dritte, daß sie auch noch unschuldigerweise die großen, so wenig benutzten Triften, durch ihre Weide nöthig machen.

Die merkwürdigsten, und jetzt zu unserm großen Vortheil auch in Deutschland bekannten Abänderungen sind:

### a) Das spanische Schaf.

Ovis hispanica. Lin.

(Tab. XIII. b. Fig. 2.)

Seine Hörner haben einen auswärts gebogenen Haaken. Es ist klein, verschieden gefärbt, und hat die vortreflichste und feinste Wolle.

Es hält unser Clima sehr gut aus, hat eine starke Natur und pflanzt sich unter allem am meisten fort. In Spanien weidet die Heerde das ganze Jahr hindurch unter freyem Himmel, in einer mehr kalten als warmen Luft, im Sommer in Gebirgen, im Winter in Ebenen. — Es ist wenigen Krankheiten ausgesetzt; doch bekommt es in unsern Gegenden oft einen Ausschlag auf der Haut, der aber durch das Waschen mit einem Decocte von Nießwurz leicht und geschwinde vertrieben werden kann. — Es wird in Spanien vor der Wollschur nicht gewaschen, sondern muß nur stark schwitzen, davon die Wolle eine große Geschmeidigkeit erhalten soll.

b) Das

### b) Das englische Schaf.

Ovis Anglica. Lin.

The hornless Sheep.

Es hat keine Hörner; der Schwanz geht nur bis an die Kniee; die Füße sind kurz; die Stirne ist schwarz.

Die Wolle ist feiner, länger und sanfter als der deutschen Schafe ihre. Ein zweyjähriges Mutterschaf liefert an 6 Pfund Wolle, ein Widder bis 8, und ein Hammel bis 9 Pfund alle Jahre.

In England werden sie meist in kleinen Heerden gehalten, damit sie desto besser besorgt werden können, und bleiben Sommer und Winter außer dem Stalle.

Es giebt große und kleine.

---

## Die zwanzigste Gattung.

### Der Ochs. Bos.

#### Kennzeichen.

Unten hat diese Gattung 8 Schneidezähne, die Eckzähne aber mangeln.

Die Hörner sind hohl, vorwärts halbmondförmig gebogen und glatt.

Die gespaltenen Hufe sind bey den hierher gehörigen Thieren viel stärker und breiter, als bey den vorhergehenden.

Die Weibchen sind, wie die Männchen, gehörnt, und der Körper hat kurze Haare.

1. Der

## 1. Der Büffel.

Bos Bubalis. Lin.

Le Buffle. Buff.

The Buffalo. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Er hat in die Höhe gebogene, einwärts gedrehte, und etwas zusammengedruckte Hörner.

### Beschreibung.

Dieses Thier, dessen eigentliches Vaterland Asien und Nordafrika ist, wird nicht nur, seit dem siebenten Jahrhundert, in der Türkey, Griechenland, Italien und Ungarn, sondern auch in den salzburgischen und andern mehr nördlichen Gegenden von Deutschland *) gezogen, und zum Zuge gebraucht. Es ist größer, stärker, schwerer, als der gemeine Ochs. Seine Länge beträgt über 9 Fuß **), und er wiegt gewöhnlich über 1000 Pfund, wovon die Haut allein 100 Pfund ausmacht.

Die Bildung des Büffels hat im Ganzen genommen viel Aehnlichkeit mit dem Stier. Doch ist seine Stirne und das Stirnblatt erhabener; das Maul breiter und nicht aufgeworfen; die Ohren länger und spitziger. Der Kopf ist im Verhältniß gegen den Leib klein, und neiget sich immer gegen die Erde. Die Hörner sind schwarz, vorne und hinten platt, und am Ende zugespitzt. Gleich beym Ausbruch aus der Stirne wenden sie sich in schräger Richtung nach außen, nach unten und hinten, drauf krümmen sie sich hinterwärts und nach

*) Z. B. in der Casselschen Menagerie pflanzten sie sich fort.

**) Par. Ms.: Länge über 8 Fuß.

nach oben zu über. Auf dem Untertheile sind einige Erhöhungen. Die Augen liegen nahe bey den Hörnern und weiter vom Ende des Mauls. Der Hals ist dick und lang; der Hintertheil des Rückens gegen den Schwanz zu abhängig. Der Leib ist dick, hat sehr hartes, starkes Leder, aber etwas schlankere Gliedmaßen als der Stier. Die Schenkel sind kurz, dick und stark. Der Schwanz ist kurz, dünne und beynahe kahl.

Die Haut hat am ganzen Leibe eine schwärzliche Farbe, außer zwischen den Beinen, und das Haar ist entweder schwarz oder roth, dünne gesäet, steif, so wie bey den Schweinen, an den Seiten des Leibes. Die Stirne ist von verwirrten langen Haaren ganz zottig. Die Brust, Kreutz, Bauch, und der größte Theil der Beine ist völlig kahl. Die längsten Haare sind 3 1/2 Zoll, und die Schwanzhaare 6 bis 7 Zoll lang.

Ueberhaupt hat dieses Thier ein plumpes, und wegen seiner magern Gliedmaßen, kahlen Schwanzes, scheudummen Blickes, und finsterer Miene ein niedriges und häßliches Ansehen, und sein Naturel ist dabey wild, hart, unbiegsam, zornig, und pflegt ihm deswegen einen Ring, wie dem Bären, in die Nase zu legen, um ihn zu regieren. Die rothe Farbe ist ihm so gehäßig, daß er bey Erblickung derselben, ganz unbändig wird; das Feuer aber setzt ihn in Furcht. Er ist nächst dem Schweine das schmutzigste Hausthier, und läßt sich nicht gern reinigen und striegeln. — Er geht gern ins Wasser und schwimmt geschickt.

Er brüllet entsetzlich, und mit stärkern und tiefern Tönen, als der gemeine Ochse.

Sein Weibchen hat sehr kleine Euter, und giebt wenig Milch.

Auf-

Aufenthalt, Nahrung und Fortpflanzung hat er in Deutschland fast gänzlich mit dem zahmen Rindvieh gemein; geht mit ihm auf die Weide, kann aber weniger Hunger und Durst aushalten; denn er läuft oft von seiner Arbeit, ohne sich durch etwas aufhalten zu lassen, weg, nach seiner Krippe, und von da nach der Tränke. Sein Stall muß sehr dauerhaft, und Krippe und Raufe stark und wohl verwahrt seyn.

Die Büffelkuh ist ohngefähr 12 Monate trächtig, läßt sich bis zum Kalben bespringen, und bringt ein Junges zur Welt. Wegen der Wohlfeilheit ihres Unterhaltes sollten diese Thiere in Deutschland mehr angezogen werden. Sie nehmen bey ihrer großen Gefräßigkeit grade mit den schlechtesten Futter vorlieb, als Erbsen- Bohnen- Hirsen- und türkischen Waizenstroh und sind im Stalle immer mit Grummet, etwas Salz und Wasser zu frieden. Auf der Weide halten sie sich im Sommer des Ungeziefers halber gern in Sümpfen und Morästen auf, wo sie sich so tief im Wasser verstecken, daß zuweilen kaum der Kopf hervorragt.

**Feinde.** Ihre Feinde sind vorzüglich die Engerlinge und die Bremen, welche sie zuweilen ganz wüthend machen.

**Jagd.** Auf den philippinischen Inseln erlegt man die wilden Büffel zu Pferde mit Lanzen, und die Negern besteigen in den Gegenden, wo sich diese Ochsen des Nachts aufhalten, die Bäume, und schießen sie tod.

**Nutzen.** Das Fleisch der alten Büffel, ob es gleich grobfaserig und hart ist, wird von Leuten, die schwere Arbeit verrichten, gegessen, und das Fleisch der Jungen ist sehr schmackhaft.

Die

Die fette Milch der Büffelin hat ein sehr starken Geschmack; die Butter und die Käse, welche unter dem Namen Caseo di Cavallo, oder Marzalino bekannt sind, sollen wohlschmeckender, als vom gemeinen Rindvieh seyn.

Aus der sehr starken Haut macht man sehr gutes Sohlenleder und anderes, welches zu Stiefeln, Schuhen, Handschuhen, Schilden, Reitkollets, Degengurten, Jagdtaschen, Patrontaschen und besonders zu Schläuchen tauglich ist.

Die Sehnen, Flechsen und dergleichen werden zu Leim gesotten.

Das Blut dient zu blauer Farbe und Gärtnertreibereyen, auch zur Nahrung der Thiere.

Die harten Hörner und die Klauen werden vom Kammmacher und Horndrechsler, wie alle Hörner und Klauen, und besonders zu Rosenkränzen und Tobacksdosen verarbeitet *).

Das Fett und Mark soll zum Zertheilen, und zur Stärkung der Nerven, so wie das Horn mit Myrrhen und Oehl vermischt und in die Ohren gethan gegen den Schmerz derselben, der von Erkältung herrührt, dienen.

Die Knochen werden zu feiner Drechslerarbeit gebraucht.

Die Haare und der Mist werden, wie beym Rindvieh, benutzt; und letzterer, der einen starken Bisamgeruch hat, ist vorzüglich kühlend auf warmen Boden an Bergen.

Da

*) Aus Aberglauben verfertigte man sonst Ringe aus diesen Theilen, welche gegen den Krampf und andere Krankheiten dienen sollten.

Da diese Ochsen außerordentlich stark sind, so braucht man sie, wie die andern, zum Pflügen, Ziehen und Schleifen, und 2 Büffel vor einen Wagen gespannt, ziehen eben so viel, als 4 starke Pferde.

Schaden und Mittel dagegen. Die wilden Büffel fallen, wenn sie verwundet werden, Menschen an, und treten sie mit Füßen; und richten oft auf bebauten Feldern großen Schaden an. Man hält sie von letztern Orten mit Feuer ab. Die zahmen gehen zuweilen bey großem Durste mit Karn und Pflug in den nächsten Teich oder Fluß, und haben schon manchem Führer im Zorn das Leben geraubt. Auf feuchten Wiesen treten sie wegen ihrer Schwere zu tief ein.

(41) 2. Der Ochs, Stier. Die Kuh.
Bos Taurus. Lin. Vacca.
Le Boeuf. Buff.
The Ox. Penn.

Kennzeichen der Art.

Die Hörner sind rund und auswärts gekrümmt, und an der Kehle befindet sich eine schlaffe Haut (Schlauch).

Beschreibung.

Das zahme Rindvieh stammt wahrscheinlich von dem Auerochsen (Urochsen*) ab, welcher sonst auch im Thüringer- und Harzwalde gefunden wurde, und noch jetzt in Pohlen, Lit-

*) Ur heißt im Altdeutschen Wald, Urochs oder Auerochs also Waldochs, wie Auerhahn Waldhahn.

Litthauen und Sibirien wild angetroffen wird. Der Auerochse ist zwar größer, hat ein grimmigeres und wilderes Ansehen, härtere Schultern, Genick und Brust, als der zahme Ochs, und seine Farbe ist auch beständig, nämlich allzeit schwarzfahl mit einem mausefahlen Streif auf dem Rücken; allein demohngeachtet darf man ihn als Stammvater anerkennen, wenn man bedenkt, wie viel die Zähmung und die Verschiedenheit des Futters auf die Thiere wirkt, so, daß auch das zahme Rindvieh selbst, das doch gewiß von einem Stamme entsprungen seyn muß, nach der Verschiedenheit des Klimas und besonders der Nahrung von verschiedener Größe, Farbe, und von verschiedenem Wuchse ist, und daß es sogar in einigen Provinzen Englands und in Ißland Ochsen giebt, welche ihr vorzügliches Kennzeichen, die Hörner nicht haben *).

Man giebt folgende äußerliche Eigenschaften an, welche zu einem guten und schönen Stück Rindvieh erforderlich wären. Der Kopf soll kurz und breit, die Ohren lang und haarig, die Hörner glänzend, stark, und von mittelmäßiger Länge, das Maul breit und flach, die Nasenlöcher weit offen, die Lippen schwarz, der Hals groß und dick, die Schultern breit, dick und fleischig, die Brust groß und breit, der Schlauch (Triel) bis zu den Knieen niederhangend, die Lenden und das Kreuz breit, die Rippen rund und krumm, der Bauch groß und hangend, der Rücken gerade, der Schwanz bis zur Erde niederhangend und sehr haarig, die Hüften lang, die Beine und Schenkel stark, die Klauen breit, kurz, und stark, und die Haut dick und weich seyn. Nach diesen allge-

*) Im [illegible]; bey Prag auf dem Oberstburggräflichen Güthe. Carl Egon Fürst zu Fürstenberg brachte sie nach Böhmen.

allgemeinen Eigenschafften, werden nun unter den Racen, die nach Verschiedenheit ihres Vaterlandes auch verschiedene und noch besondere äußerliche Eigenschafften haben, die Hausthiere gewählt.

Wir wollen die vornehmsten Racen, welche auch in Thüringen nicht unbekannt sind, hier mit ihren unterscheidenden Merkmalen angeben:

1) Die Dänischen und Jütländischen Ochsen sind dickleibig, und haben kurze Füße und wenig ausgebogene Hörner. Ihre Farbe ist schwarz und weiß, oder roth und weiß. Man mästet sie auf 10 Centner.

2) Die Pohlnischen haben hohe Beine, weit auseinanderstehende Hörner und eine blauliche oder falbe Farbe. Sie werden zu 9 Centnern gemästet.

3) Die Ungarischen haben niedrige Beine, einen dicken und starken Leib, und eine weißliche Farbe. Sie wiegen gemästet oft 9 Centner.

4) Die Schweizerischen. Sie sind groß, lang und hoch und meist schwarz von Farbe *).

5) Die Frießländischen haben niedrige Füße, und sind sehr lang, dick, breit und meist roth von Farbe. Sie werden oft 12 Centner schwer gemästet. Die Kuh giebt zu

 mans

*) Steyermark ist das einzige Land, welches in Absicht der Rindviehzucht dieß mit der Schweitz gemein hat, daß die Kühe den ganzen Sommer hindurch auf den Alpen weiden. Hier werden auch Butter und Käse gemacht, welches man Brenteln nennt. Letzteres besorgt allzeit eine Weibsperson die Brentlerin, Sandin oder Schwaigerin heißt. Das Rindvieh ist daher in dieser Gegend sehr groß und gut.

manchen Zeiten wegen der guten Weide täglich 20 bis 24 Kannen Milch.

6) Die Fränkischen. Sie sind hochbeinig, langgestreckt und meist roth von Farbe. Sie können 9 Centner schwer gemästet werden *), und werden sehr stark nach Frankreich verhandelt.

7) Die Böhmischen. Das starke untersetzte Nationalvieh ist schwarzbraun von Farbe, und man hat fette Ochsen zu 16 Centnern.

Da die übrigen deutschen, die noch nicht durch eine größere Art verbessert worden, kleiner sind, als alle diese angegebenen Racen, so sind auch die thüringischen verhältnißmäßig kleiner, ob man gleich in manchen Gegenden des Thüringer Waldes, wo gute Weiden sind, Ochsen mästet, welche 8 Centn. wiegen.

Der thüringische Ochs ist von mittler Statur, kurz gebaut, hat einen dicken schweren Kopf und kaum gekrümmte Hörner. Die Kuh ist hochbeinig, langhälsig, langleibig, hat ein erhabenes Kreuz und einen spitzig zulaufenden mit einer aufgeworfenen Nase versehenen Kopf. Doch werden Beobachter, so wie allenthalben, also auch in jedem thüringischen Dorfe, eine abweichende Bildung des Rindviehs erkennen, wovon die Ursache in der verschiedenen Weide und

in

*) Im Jahr 1775 wurde zu Nürnberg ein Ochse von 25 Centn. und 40 Pfund geschlachtet. Er hatte 340 Pfund Talg und die Haut wog 70 Pfund. Im Jahr 1692 wurde aber in Lincolnschire ein Ochse geschlachtet, der obigen am Gewicht noch weit übertraf; er wog 35 Centner und 77 Pfund.

in dem verschiedenen Wasser zu suchen ist. Die Kühe z. B., welche in den tiefen Wäldern Thüringens weiden, haben lange spitzige, rückwärts gebogene Hörner, einen langen dünnen Hals, den sie, wie die Hirsche, hoch tragen, dünne Beine und einen hohen Nacken, eine breite Brust und Kreuz sind gestreckt, und meist roth von Farbe. Hingegen die Kühe der Landdörfer haben einen großen Kopf, der, wenn sie gehen, mit dem Hals, und Rücken in einer Linie fortläuft.

Die gewöhnliche Länge der thüringischen Kühe ist vom Kopf bis zum Schwanz 8 Fuß, und die Höhe 4 1/2 Fuß*), doch sind sie, je nachdem sie in der Jugend gut oder schlecht gefüttert und gewartet wurden, auch größer oder kleiner.

Die gemeinste Farbe des thüringischen Rindviehes ist die rothbraune, doch giebt es auch gelbbraune, gelbe, rothe, schwarze, weiße, fahle, schimmelfarbene, und gefleckte. Die Farbe hat übrigens keinen merklichen Einfluß auf die Güte des Thiers; nur müssen die Haare selbst dicht, weich, glatt, und glänzend seyn, weil dieß Kennzeichen der Gesundheit sind. Doch liebt man das graue, weiße, blaßgefärbte und gefleckte Rindvieh deswegen nicht, weil es von Fliegen, Bremsen und anderm Ungezieser weit mehr, als das braune, rothe und schwarze gequält wird. Wie bekannt, so hat der Ochs eben so, wie das Pferd auf der Stirne einen Stern oder Wirbel von Haaren.

Die Schönheit, Geschmeidigkeit, Lebhaftigkeit und Hurtigkeit des Pferdes mangelt dem Rindvieh gänzlich. Sein Körperbau ist unförmlich, der Kopf länglich viereckig, die Lippen überhängend und die obern dick und stumpf, die



*) Par. Ms.: Länge 7 Fuß; Höhe 3 1/4 Fuß.

zwölften auf. — Ihr Brummen und Blöcken, wodurch sie ihre Begierden und Leidenschafften ausdrücken hört man täglich. Den Stier scheint selten eine andere Leidenschafft als der Trieb zur Fortpflanzung zum Brüllen zu reitzen. Die Kuh aber schreyet weit öfterer aus andern Ursachen, und das Kalb blöckt bald aus Schmerz, bald aus Mangel der Nahrung, bald aus Sehnsucht nach der Mutter.

Aufenthalt. Die Ställe, welche dem Rindvieh zum Aufenthalte angewiesen werden, müssen geräumig genug seyn, so, daß jedes Stück einen Raum von zwey Ellen in der Breite einnehmen kann. Die Höhe derjenigen, in welchen der Mist nur etliche Tage liegen bleibt, ist 8 Fuß, und wo man ihn bis zur Düngung liegen läßt, 10 bis 12 Fuß. Die Raufen und Krippen werden nach der Größe des Rindviehes eingerichtet, und in Ställen, in welchen der Mist bis zur Düngung sich sammlet, müssen sie in Säulen, so eingelegt seyn, daß man sie in dem Verhältniß, nach welchem die Streue unter ihnen wächst, durch Hülfe eiserner Nägel höher stellen kann. Der Boden muß mit Steinen ausgepflastert, und so eingerichtet seyn, daß von der nützlichen Gauche nichts verlohren geht; unter den Deckbalken müssen genugsame Fenster und Oeffnungen, durch welche im Sommer die frische Luft die Ställe durchstreichen kann, und wo möglich an der Decke ein oder etliche Dunstschornsteine (Dampfröhren, Zugschornsteine), je nachdem der Stall groß oder klein ist, angebracht werden, welche unten mit einem Schieber versehen sind, wodurch sie mehr oder weniger geöffnet werden können. Die Streue muß in der Maaße eingestreuet werden, daß das Vieh immer trocken liegt, und reinlich und sauber aussieht. Dem Federvieh darf

man

man nicht erlauben in diese Wohnungen des Rindviehs zu gehen, weil die verlohrnen Federn, wenn sie sich mit dem Futter vermischen, demselben einen heftigen und langwierigen Husten, ja oft den Tod verursachen; und wenn sich diese Thiere wohl befinden sollen, so müssen sie eben so wohl, wie die Pferde, obgleich nicht so oft, gestriegelt und gebürstet, im Sommer zuweilen gebadet und abgeschwemmet werden, und immer einen ausgewaschenen Schwanz und gereinigte Klauen haben. Diejenigen, die Sommer und Winter im Stall bleiben, müssen zuweilen auf den Hof gelassen werden, weil ihnen sonst das Horn an den Klauen zu groß wächst, und dadurch das Gehen erschwert wird.

Nahrung. Das erste und vorzüglichste, worauf man bey der Nahrung des Rindviehs zu sehen hat, ist, daß es satt und gut gefüttert werde. Wir kennen in Thüringen zweyerley Arten der Kuhwirthschafft in Ansehung der Fütterung. Erstlich, wo die Kühe, nebst der Hutweide in Feldern und Wäldern, wohin sie im Sommer alle Tage getrieben werden, auch noch besonders Nahrungsmittel im Stalle verlangen. Zweytens, wo die Kühe beständig, Sommer und Winter, im Stalle bleiben, und keine Hutweide genießen *).



*) Es ist bekannt, wie viel Streit zwischen den Oekonomen deshalb ist geführt worden, ob es besser sey, die Kühe auf die Gemeindeweiden auszutreiben, oder die Gemeindeplätze zu vertheilen, und sie in künstliche Wiesen und in Aecker zu verwandeln und die Kleefütterung einzuführen. In Thüringen sollte billig nur für die Bewohner des Thüringerwaldes die erstere Art allein bleiben, weil hier der Mangel an Wiesen und Aek-

Denjenigen Kühen, die auf die Weide gehen, wird vor- hero beym Melken ein Futter Gras vorgelegt und alsdenn beym

Ackern, und also an hinlänglichem Futter zur Haltung des Rindviehs, das oft der vorzüglichste Nahrungszweig der Waldbewohner ist, nothwendig macht, und weil bey gehörig getroffenen Maasregeln die Hütung im Holze auch jetzt noch ohne beträchtlichen Nachtheil erlaubt werden kann. Allein die großen gemeinen Weideplätze in den ebenen Gegenden Thüringens sollten billig alle abgeschafft, vertheilt, und dadurch die auf unzählige untrügliche Erfahrungen ihres Nutzens sich gründende Stallfütterung eingeführt werden. Denn (damit ich nur einiges hierbey bemerke,) der große Nutzen, den das Rindvieh durch seinen Dünger verschafft, geht durch die Treibung auf die Weide zur Hälfte verlohren; die meisten Wiesen können nur dürre Wiesen seyn, d. h., die Besitzer derselben bekommen nur Heu von denselben, und müssen das Grummt entbehren, um das Vieh darauf weiden zu lassen; die feuchten Wiesen werden durch das schwere Vieh zertreten; die Gemeindeplätze sind, wenn sie einmal abgehütet worden, meist leer von allem guten Futter, und das Vieh frißt sich an den jungen unkräftigen Grassprossen nur krank und hungrig; die Kuh verläuft die Milch; und endlich die mehresten Krankheiten, ja die verheerenden Rinviehseuchen, entstehen daher, wenn das Vieh schädliche, beregnete, bethauete, und bereifte Kräuter frißt, und bald große Hitze, bald große Kälte und bald das heftigste Regenwetter aushalten muß. In den Waldgegenden, wo die meisten dieser nachtheiligen Folgen nicht zu befürchten sind, muß daher darauf gesehen werden, daß der Hirte vorzüglich den letztern Uebel auszuweichen sucht, und daß das Rindvieh, wo möglich, jede Woche einmal einen Tag im Stalle bleibt und mit Heu oder besser, um das Heu im Sommer zu schonen, mit Gras, das mit viel Salz vermischt ist, gefüttert wird.

Ue-

beym Austreiben im Hofe frisches Wasser zu trinken gegeben. Wo sie zu Mittag wiederum eingetrieben werden, müssen sie abermals erst getränket werden und dann beym Melken ein Futter Gras bekommen. Hierauf erhalten sie, wenn man es für nöthig hält, ein laues oder kaltes Getränke mit Kleyen, Getraideschrot oder Trebern und Spülich, dann gehen sie wiederum auf die Weide, und des Abends bekommen sie nach der Tränkung ebenfalls wieder eine Portion Gras.

Bey der Stallfütterung des Rindviehs auf der andern Seite sind eben die Vorsichtigkeitsregeln nöthig, die bey dem Schafvieh angewendet werden mußten, so wohl in Absicht der Zeit des Abmähens des Klees, Esperfetts, Grases und Wickenfutters, als auch des Vorlegens selbst. Es muß im Frühjahr und Herbst nach und nach an die grüne und trockene Nahrung gewöhnt werden, und vor allen Dingen ist Abwechselung im Futter nöthig, weil man bemerkt, daß die ståte Kleefütterung zuweilen Eckel erweckt. Man giebt ihm von dieser grünen Nahrung täglich 5 kleine Fütterungen, weil es, wenn ihm zuviel auf einmal vorgelegt wird

Ueberhaupt ist der Nutzen der Stallfütterung beym Rindvieh außer allem Zweifel; beym Schafvieh aber bleibt er noch problematisch und hier muß sich jeder Oekonom nach seiner Gegend und Lage richten.

Ein Landmann, der 30 Morgen Land zum Klee- und Futterbau verwendet, kann davon 25 Kühe im Stalle ernähren. Diese 30 Morgen bringen ihm nach sichern Erfahrungen, mehr Nutzen als 90 Morgen Fruchtland, und durch den erlangten Dung verdoppelt er die Fruchtbarkeit seiner Aecker. Ein mehreres s. Schaf. S. 637 Anmerk.

wird; dasjenige, was von seinem Athem erwärmt ist, liegen läßt, oder unter die Füße tritt. Zum Tranke bekömmt es dabey nichts als frisches, reines Quell- oder Bachwasser.

Bey der Winterfütterung ist, wenn man von den Kühen den gehörigen Nutzen an der Milch haben will, noch mehr Abwechselung nöthig. Sie bekommen daher immer abwechselnd täglich viermal gedörrten Klee, Heu, Grummt, Erbsen- Korn- Waizen- Gersten- und Haferstroh; dazwischen aber erhalten sie des Tages zweymal eine Siede von Heckerling vermischt mit etwas Salz, Kleyen, Gerstenschroot, Trebern, oder Oehlkuchen, gestampften weißen, rothen Rüben, Runkelrüben, Erdkohlrüben, Krautdorschen, Erdäpfeln, Obstabfällen, und andern Abgängen in der Küche, die in einem besondern Faße (Spülichfaße) aufgehoben werden. Dabey muß man aber zwischen jedem Futter das nöthige Wiederkäuen abwarten. Ihr Getränke muß ebenfalls kalt seyn, und darf nur höchstens mit etwas warmen Wasser abgeschreckt werden, weil warmes Getränke seine Kraft verliert, das Vieh ermattet, und ihm unnöthigen Schweiß austreibt. Eine Milchkuh muß vor allen Dingen viel Wasser bekommen, wenn sie viel Milch geben soll, und man sagt daß der große schwarze Rettig und die Pastinake die Milch sehr stark vermehrten.

Linne' hat den Versuch gemacht, und gefunden, daß das Rindvieh 276 Kräuter fraß, und 218 unberührt ließ. Schierlingskraut, gelber Sturmhut (Aconitum Lycoctonum), Eisenhütlein (Aconitum Napellus), Bilsenkraut, Tobackskraut und Wasserrispengraß, (Minsch oder Segger

Poa

Poa aquatica), wenn die Blätter von einer Krankheit gestreift sind, sind ihm Gift. *)

Zu allen Jahrszeiten ist dieser Viehart zur Erhaltung ihrer Gesundheit wöchentlich einmal an einem bestimmten Tage eine Hand voll Salz mit Kleyen vermengt vorzulegen nöthig. Kühe, welche auf solche Art, und besonders mit Kleeheu und Wurzeln gefüttert werden, können auch im Winter des Tages dreymal gemolken werden, damit die Milch nicht abnimmt und in Fleisch übergehet.

Nach den bekannten Ausrechnungen soll man zur Erhaltung einer Kuh ein zweyspänniges Fuder Heu, von ohngefähr 10 Centnern und 1 Schock Stroh brauchen, von blossem Heu aber zwey solcher Fuder. Sonst rechnet man gewöhnlich täglich auf eine Kuh im Winter 20 Pfund Heu, und im Sommer 80 bis 90 Pfund Klee. Eine ganz genaue Berechnung läßt sich nicht angeben, und das vorzüglichste bey der Fütterung kömmt auf die Ordnung an, die man bey derselben beobachtet, sonst kann man noch zweymal so viel Futter verwüsten.

Ein Ochs, der nicht arbeitet, muß mit Heu und Stroh in gleichem Maaße zu seiner Sättigung vorlieb nehmen, wenn er aber arbeitet, so kann er mehr Heu als Stroh und zur Stärkung seiner Kräfte vor Anlegung des Jochs jeden Tag etwas Hafer verlangen. Er scheint das Rockenstroh lieber, als das weniger nahrhafte Gerstenstroh zu fressen.

Was

*) An einigen Orten z. B. im Amte Altenburg, wo man keine Brache hat, füttert man das Rindvieh so lange im Hofe und Stalle bis die Felder leer sind, alsdenn treibt man es in die Stoppeln und auf die abgemäheten Wiesen.

Was die Mast des Rindviehs anlangt, so werden die Kälber, die man gut schlachten will, mit süßer abgekochter Milch und Semmeln gefüttert, wobey man ihnen täglich ein rohes, von Schalen freyes, Hühnerey in den Hals steckt, wovon sie in 4 bis 6 Wochen sehr fett werden. Die Mästung des größern Viehes aber, der Kühe und Ochsen ist sehr verschieden und jeder Oekonom richtet dieselbe nach seinem Vortheil ein. Jedoch sind gewisse Vortheile bekannt, deren man sich ohne große Unkosten bedienen kann, und die sowohl die Mästung beschleunigen als auch verbessern. Wicken, Kleeheu, gelbe Rüben, Salz und kaltes Wassergetränke, in welches etliche Händevoll Gerstenschrot gemengt werden, thun dieß. Man legt nämlich einem Stück Mastvieh täglich viermal in gleichen Theilen vermischt Heu und Grummt vor; giebt ihm nach einer Mahlzeit kühles Wasser mit Gerstenschrot oder Trebern, und nach dem Wiederkäuen vier Händevoll geschrotene Wicken mit einer Handvoll halb Salz und halb Salpeter vermischt. Bey dieser Fütterungsart erspart man die Zeit, das Vieh wird in 6 bis 8 Wochen fett, nicht krank, und der Aufwand des Salzes und Salpeters ersetzt das dadurch erhaltene Unschlitt reichlich. Im Sommer bedient man sich statt des Heues und Grummts des Klees.

Fortpflanzung. Um den Nutzen von dem Rindvieh zu erlangen, den man von ihm erwarten kann, kommt alles darauf an, daß man sich bemüht, eine gute Nachzucht zu erhalten. Dieß kann in Thüringen jetzo ebenfalls sehr leicht geschehen, da man daselbst verschiedene Rindviehzuchten, sogenannte Schweitzereyen, die aus schweitzerischen, oder ostfriesländischen Vieh bestehen, antrifft, wenn nur mehr Ernst und Eifer da wäre, solche Verbesserungen zu machen.

Außer-

Außerdem kann man auch schon durch gutgezogene Kälber, Kühe und Ochsen (Farrochsen, Stammochsen, Bullen, Reitochsen; Brummochsen, Wucherstiere, Haagen), aus der Nachbarschaft, oder aus seiner Heerde diese Viehzucht verbessern, wenn man nur allzeit die größten und besten aussucht.

Ein Kuhkalb muß daher allzeit schön gewachsene Hörner, mittelmäßig lange Beine, einen schlanken Leib, und einen guten Ansatz zum Eiter haben, und von einer Mutter abstammen, welche viele und gute Milch giebt, und ein Bulle muß einen kurzen, dicken Kopf und breite Stirn, schwarze Augen, dicke schwärzliche Hörner, eine breite starke Brust und Hals, langen Leib, einen langen haarigen Schwanz haben, und wo möglich dunkelbraun oder schwarz von Farbe seyn.

Wenn keine Ausartungen entstehen sollen, so dürfen die Kälber nach 18 Monaten nicht mehr mit dem ältern Rindvieh unter einerley Heerde seyn, um die zu frühzeitige Vermischung zu verhüten, wodurch schwache Mütter und schwache Kälber entstehen; die Kuhkälber dürfen vor dem dritten Jahre nicht zum Ochsen kommen *), und die Ochsenkälber müssen bey gutem Futter drey, oder besser, damit sie ganz ausgewachsen sind, vier Jahre alt seyn, ehe sie zur Begattung (Reiten, Bespringen) zugelassen werden, und die Ochsen dür-

*) Es ist der Versuch, besonders von armen Leuten gemacht worden, daß sie die jungen Kühe, (Kalben, Versen, Stärken), die zur Fortpflanzung tüchtig sind, durch Drucken und Streichen dahin gebracht haben, daß sie Milch gaben; ja man ist sogar soweit gegangen, und hat eine solche melkendgemachte Kuh beschnitten, und dadurch erhalten, daß sie immerfort einerley Milch, und einerley Maaß von Milch gegeben hat.

dürfen nicht länger als drey Jahre bey einer Heerde bleiben, um dadurch die Begattung mit den jungen Kühen, die von ihnen abstammen, zuverhüten, müssen alsdenn entweder mit Ochsen von andern Heerden vertauscht, oder gemästet und geschlachtet, und überhaupt nicht länger als bis in ihr neuntes Jahr zum Bespringen gebraucht werden. Ein einziger Ochse ist übrigens vermögend, 60 Stück Kühe zu befruchten, allein man gesellet ihm mit größerm Vortheil nur die Hälfte zu.

Den Reiß zur Begattung (Rindern, Oechslichwerden) fühlen alle Kühe, so wohl diejenigen, welche auf die Weide getrieben werden, als diejenigen, welche man in Ställen hält, mehrentheils in den drey Frühlingsmonaten, April, May und Junius, und geben ihn durch ein heftiges und unaufhörliches Brüllen, durch das Bespringen anderer Kühe, Mangel der Freßlust, und durch das Aufschwellen der Geburtsglieder zu erkennen. Im Freyen auf der Weide empfangen sie mehrentheils alle beym ersten, zweyten und dritten Sprung glücklich, und die Kräfte des Ochsen zu diesem Geschäffte erhält man in diesen Monaten durch Gersten, Wikken, und besonders durch Hafer.

Die Kühe tragen 283 bis 285 Tage, oder 9 Monate, und bringen im zehnten eins, und sehr selten zwey Kälber zur Welt (kalben, kälbern). Dieß geschieht fast jedesmal in den letzten Wintermonaten, im Februar und März. Da aber manchem Oekonomen sehr viel daran gelegen ist, wenn er zu einer bestimmten Jahrszeit eine frischmelkende Kuh hat, so hat man auch auf Mittel gesonnen, den Trieb zur Begattung, so wohl bey Ochsen als Kühen zu jeder Jahrszeit rege zu machen. Dem Ochsen, welchem es nur selten

an

an Lust und Munterkeit zum Bespringen fehlt, reitzt man, wenn man ihm das Maul mit einem Strohwisch bestreichet, mit welchem man die Geburtsglieder der Kuh gerieben hat. Den Kühen aber giebt man einige Gründlinge (Cobitis barbatula L.), eine kleine bekannte Fischart, zu fressen, oder sicherer, 14 Tage hinter einander in kleinen Portionen gestoßene Hanfkörner, oder nur die Oehlkuchen von denselben unter dem Futter, oder geröſteten Hafer mit Salz vermischt, oder Kümmel unter dem Futter, und man kann nach einem von diesen gebrauchten Mitteln, den Ochsen zu lassen.

Denjenigen Kühen, welche mit der Heerde auf die Weide gehen, und die man zur Mästung gern gelte haben will, kann man die Lust zum Rindern durch fein gepülvertes Glas, das man ihnen zwischen zwey Brodschnitten zu fressen giebt, benehmen.

Die Kühe, welche das zweyte und dritte Kalb bekommen, müssen vier Wochen vor ihrer Niederkunft, und vier Wochen nach derselben, mit einem guten lauen Getränke von schwarzem Mehl, Kleyen und schlechtem Getraide, und mit gutem Grase, Heu und Wurzeln gefüttert werden, damit sich die Milchgefäße erweitern, und die Euter groß und gefüllter werden.

Wenn die Kühe nicht von selbst 4 oder 6 Wochen, ehe sie kalben, die Milch verliehren, so muß man aufhören, sie zu melken, weil die Milch, die sie dann noch haben, dem zarten Kalbe nöthig seyn kann.

Da sie sehr oft schweren Geburten unterworfen sind, so muß ein geschickter Hirte die Lage des Kalbes im Mutterleibe, und die Handgriffe, die bey der Geburtshülfe nö-

thig sind, kennen, um ihnen in der Noth helfen zu können. Sie bekommen, wenn sie das Kalb gebohren haben, kein geistiges Getränke, sondern bloß ein Getränke von lauem Wasser, in welches eine Handvoll Roggenmehl und etwas Salz gemischt ist. Die Verzehrung der Nachgeburt muß verhindert werden, weil sie ihnen eine langsame Auszehrung verursachen soll.

Ein gesundes Kalb wird nach den ersten empfangenen Liebkosungen der Mutter durch Lecken, wobey man es mäßig mit Salz und Brodkrumen bestreut, das Eiter sogleich von selbst suchen, und man läßt es auch die erste reinigende Muttermilch genießen.

Diejenigen Kälber, welche zur Nachzucht aufgestellt (angebunden) werden sollen, werden nicht von Kühen genommen, welche zum erstenmal kalben, sondern von solchen, die das zweyte, dritte, vierte oder fünfte Kalb bekommen, die viele Milch geben, und deren Milch mehr Butter als Käse giebt, und sie müssen, wenn sie recht gut werden sollen, vor oder kurz nach Weihnachten gebohren worden seyn. Sie saugen vier Wochen an der Mutter, und werden alsdenn in einen andern Stall gebracht, um das Sehnen der Mutter und Tochter nach einander zu verhindern. Es werden ihnen anfangs Milchgetränke mit Kleyen, Geschrot, oder grobem Mehl vorgesetzt, nach diesen werden sie, wenn man sie lauteres Wasser zu trinken dadurch gelehrt hat, daß man ihren Durst durch Bestreichung der Zunge und des Mauls mit Salz, erregte, mit geschnittenem Heu und Strohfutter, das mit Kleyen oder grobem Mehl vermischt ist (Siede), und mit aufgestecktem guten Heu, Hafer und Gerstenstroh weiter gefüttert, und zuletzt im May und Junius auch an Gras ge-

gewöhnt, welches man ihnen so lange unter die Siede schneiden lässet, bis man glaubt, daß sie ohne Nachtheil ihrer Gesundheit auf die Weide gelassen, oder bloßes Gras und Kleefutter im Stalle genießen dürften.

Andere halten folgende Schweizerart, die Kälber zu erziehen, für besser. Das Kalb darf nach derselben niemals an der Mutter saugen, sondern wenn es von derselben abgeleckt ist, so melkt man sie, und setzt die Milch dem Kalbe in einem irrdenen Geschirr, in welches man die Hand verkehrt legt, so daß der Daumen nur aus der Milch hervorragt, vor. Wenn es dann an dem Daumen zu saugen anfängt, so zieht man ihn in das Geschirr zurück, nimmt hierauf die Hand ganz heraus, und es wird forttrinken. Diese Täuschung wird so lange wiederholt, bis das Kalb diese Nahrung ohne Daumen zu sich nimmt, und zwar täglich dreymal. Drey Wochenlang bekommt es die reine Muttermilch, in der vierten gießt man ein wenig milchwarmes Wasser unter dieselbe, in der fünften den dritten Theil, in der sechsten die Hälfte Wasser, in der siebenten 2/3 Wasser, und endlich nach der siebenten bekommt es milchwarme Molke. Braucht man in der vierten Woche die Milch, so kocht man grobes schwarzes Brod in Wasser mit etwas Milch vermischt zu einem Brey, und giebt ihm davon dreymal des Tages. Statt süßer Milch kann auch saure oder Buttermilch gebraucht werden, wenn man viele Kleyen und schwarzes Brod einmengt. Unter dieser Kost verfließt ein Vierteljahr. Nach dieser Zeit erhält es entweder saure Milch oder Molke mit gekochtem Leinsaamen, Oehlkuchen oder Nachkorn, und nach vier ganz verflossenen Monaten füttert man es mit gutem Heu und Hafergarben, und tränkt es mit Milchmolken. Das ganze

erste Jahr bekommt es denn gewöhnlich kein Gras oder grünes Futter, und erst im zweyten wird mit Gras, und besonders mit Klee im Stalle die Fütterung fortgesetzt; doch kann man auch mit der gehörigen Vorsicht Luzerner und Klee im ersten Jahre füttern. Die guten Wirkungen dieser letzten Methode sind, daß die Kälber keine Haare einsaugen, die Kühe und Kälber beym Entwöhnen nicht nach einander schreyen, die Milch gehörig aus dem Euter gezogen wird, und die Kälber allzeit größer und stärker werden müssen, als nach der vorigen Erziehungsart.

Im ersten Winter erfordern die Kälber besondere Aufsicht und Wartung; denn dieser macht eigentlich den gefährlichsten Zeitraum ihres Lebens aus. Im folgenden Sommer werden sie alsdenn schon stark genug, um vom nächsten Winter nichts mehr fürchten zu dürfen. Da sie unter zwey Jahren noch keine Zeichen des Alters haben, so werden sie im ersten Jahre Absetzekälber oder Zuchtkälber, im zweyten aber Versen und Stiere genennt.

Von Kühen, welche gut ans Fleisch setzen, und nicht viel Milch geben, bindet man die Ochsenkälber an.

Das Verschneiden geschieht entweder in den ersten Wochen, oder wird, wie einige lieber wollen, bis ins zweyte Jahr verschoben, weil alsdenn erst der Ansatz zu einem starken Hals und Brust, und zur Größe und Stärke da ist, und jetzt erst die schönsten als Bullen zur Nachzucht ausgesucht werden können. Allein länger darf auch diese Operation nicht verspart werden, sonst wildern sie schon, und wachsen nicht mehr so gut*). Man bedienet sich hierbey gewöhnlich einer kur-

*) Auch ihr Trieb zur Fortpflanzung verliehrt sich alsdenn nicht, und sie pflegen sich noch immer hitzigen Kü-

hen

kürzern Methode, als bey den Pferden. Man bindet den jungen (oder alten) Ochsen feste, und läßt ihn von einigen starken Personen auf der Seite an eine Mauer oder Wand andrücken. Der Schäfer oder Hirte nimmt alsdenn zwey gleiche 8 Zoll lange und 2 Zoll dicke Klippelhölzer, welche an dem einen Ende zusammengebunden sind. Zwischen dieselbe klemmt er den Hodensack auf der offnen Seite ein, und bindet sie, indem er sie fest zusammenhält, und nach den Hoden zu abwärts straff anzieht, auf der andern Seite gut zusammen. Man sieht zuweilen zu, ob die Hölzer noch feste gebunden sind, und läßt sie von selbst mit dem verfaulten Hodensack abfallen. Mit bloßen Bindfaden läßt sich diese Castration auch verrichten. Das männliche Rindvieh bekommt nach diesem Verlust seiner Mannbarkeit einen längern Hals, Kopf, Leib und Hörner. Es wird, da es seine Wildheit, seiner Stärke ohnbeschadet, verliehrt, mehr zur Arbeit geschickt, gelehriger und verträglicher. — Im dritten Jahre ist es die höchste Zeit einen **Zugochsen** zahm zu machen, und unter das Joch zu beugen, weil mit seinem Alter auch seine Ungelehrigkeit, Unbändigkeit und Halsstarrigkeit zunimmt. Zwey die zusammen an einem Joche ziehen sollen, führet man zusammen an die Weide, und bindet sie an eine Krippe.

Man beschneidet auch die Kuhkälber, die den Namen **Nonnen** bekommen. Dieß geschieht aber in den ersten Wochen. Man rühmt ihre Brauchbarkeit beym Fuhrwerke,

 ihre

hen mit großen Nachtheil zu nähern. Denn fast das bloße Berühren des Ochsen erzeugt an den Geschlechtstheilen der Kuh gewisse Fleischgewächse oder Warzen, welche wohl von einer unreifen eiternden Saamenmaterie entstehen, und durch ein glühendes Eisen wieder vertrieben werden müssen.

ihre Behendigkeit, Stärke und Anlage zum Fettwerden gar sehr.

**Krankheiten und Mittel dagegen.** Das Rindvieh, das auf die Weide getrieben wird, ist mehrern Krankheiten, die von schädlichen und verdorbenen Gewächsen, von der schnellen Abwechselung und von der schlechten Witterung entstehen, ausgesetzt, als das Vieh, welches im Stalle bleibt. Es gehören dahin vorzüglich

1) Die **Hornviehseuche**, Viehseuche, welche zuweilen, wie die Pest, um sich greift, und die Länder sperret. Sie ist von mancherley Art, die vorzüglichste aber besteht in einer Entzündung an verschiedenen Theilen, welche sich anfänglich durch Hitze und Ausfließung der Augen und Nasen äußert, und von einem verhärteten Magen (Psalter) und zu großer Galle entspringt. Lange anhaltende dürre Witterung, staubige Weide, unreines Getränke, Pfützensaufen, und Mehlthaue bewirken diese Fehler der Eingeweide. Das Maul des Viehes des Tages etlichemal mit Salz ausgerieben, und mit Eßig ausgewaschen, und ihm eine Kugel von Sauerteich zwey Zoll im Durchmesser und ein Paar Messerspitzen voll Salz eingegeben, hilft gewöhnlich. Dasjenige, das beständig und stark mit Leinkuchenmehl gefüttert worden ist, soll mitten in der Viehseuche unter dem angesteckten Vieh gesund geblieben seyn. Auch saure Aepfel oder Extract davon, retten und bewahren es.

2) Die **Knotenkrankheit**, das fliegende Feuer, der fliegende Brand verursacht zuweilen ein großes Viehsterben. Es entstehen an verschiedenen Theilen des Leibes große Knoten, die eine gelbe Feuchtigkeit enthalten, und von welchen das Vieh, wenn sie nahe am Kopfe sind, in 8 bis 12 Stun-

Stunden, und wenn sie weiter davon sind in 24 bis 36 Stunden stirbt. Sie bricht allzeit im August aus, das Rindvieh wird damit überfallen, wenn es des Abends im Walde weidet, man glaubt durch den Stich einer Wespe, und giebt die große Holzwespe als Ursache an *). Diese Krankheit steckt nicht an. Man schneidet dem Vieh die Knoten an den Orten, wo es geschehen kann, ganz aus, oder wo es nicht geschehen kann, schneidet man sie nur auf, drückt die giftige Feuchtigkeit heraus, und legt dürre Christwurz auf, damit sie vollends herausgezogen wird, und reiniget die Wunden mit Weineßig oder Urin.

3) Der **Zungenkrebs**, die Mundfäule, die Finnen, der Krebs, die Schwämme, eine ansteckende Krankheit. Aus kleinen weißen Körnchen an der Zunge und dem Zahnfleisch des Rindviehs wird eine oder mehrere schwarze Blasen; die Stimme wird rauh; es steht schwer auf den Hinterfüßen, und bekommt einen starken Husten, mit einem üblen Geruch begleitet, welchen Zustand man auch die faule Bräune nennt. Diese Krankheit entsteht wahrscheinlich vom Genuß giftiger und besonders vom Mehlthau verdorbener Kräuter oder faulen stillstehenden Wasser. Ein Verwahrungsmittel gegen dieselbe ist Wachholderbeeren, oder Lorbeeren und Küchensalz gepülvert fünf Finger voll die Woche etlichemal unter dem Futter gegeben. Den Thieren, die eine Blase haben,



*) Sirex Gigas. L. (s. Hirsch. S. 577.) Mir kömmt diese Ursache außer vielen andern Gründen auch daher sehr unwahrscheinlich vor, weil es alle Jahre diese große Holzwespe giebt, 1787 sehr häufig gab, und man doch von diesem Uebel nichts gehört hat, und weil sich dieß Insekt nach meinen Beobachtungen nie ans Vieh, noch dahin setzt, wo sich das Vieh etwa drauf legen könnt.

haben, muß dieselbe vor allen Dingen aufgeschnitten und mit scharfen Mitteln, als mit Weinessig ausgewaschen, mit blauen Vitriol ausgerieben und mit Salz, Alaun oder Salpeter bestreut werden, sonst fällt die Zunge in kurzer Zeit vom Brand verheert, stückweise heraus. Innerlich giebt man im Frühjahr alle Morgen und Abend dem Vieh frische Weidenblätter, ein Paar Löffel voll Salz, und einen Löffel voll gestossene Enzianblätter; im Winter aber 1/2 Pfund Enzianwurzel, 8 Loth Schwefel, 4 Loth Salpeter, und 3 Loth Ofenruß, gepülvert in einem Tag 3 Eßlöffel in frischem Wasser. Auch folgende Mittel helfen. Wenn man nämlich bemerkt, daß die Zunge des Thieres nicht rein ist, so schlägt man ihm die Droßelader und giebt ihm einen Trank aus Salpeter, Weinsteinrahm und Campher und in der Folge Chinarinden und stärkere Säuren. Dabey bekommt es nur halbe, aber unverdorbene Fütterung, und es wird ihm ein Fontenell an die Brust gesetzt (eingezogen) aus der in spanischer Fliegentinktur geweichten schwarzen Nießwurz.

4) Die **Maul- und Fußkrankheit.** Es entstehen zwischen den Klauen und im Maul am Gaumen, Zahnfleisch, und auf der Zunge helle Wasserblasen, wie die Haselnüsse groß. Die Ursach dieser Viehseuche ist wohl schlechte Witterung, und die dadurch verunreinigte Luft, welche schädliche Dünste in sich enthält, die auf das Rindvieh wirken. Man verwahrt dasselbe zu solchen Zeiten, wenn diese Seuche herrscht, gegen diese Krankheit, wenn man ihm Morgens und Abends in seinen Trank Leinkuchen mit 1/2 Loth Salpeter giebt. Die Blasen selbst reibt man mit einem Tüchelchen, das in Salzwasser getaucht ist, an den Füßen und im Maul auf, und bestreicht auch wohl die Stellen, wo die Blasen standen, mit Theer.

5) Das

5) Das Blut. Es ist zweyerley.

a) Das Herzblut auch das Blähen, Auflaufen. Dieß ist eine Krankheit der Kühe, wenn sie bey ungewohnter Kleefütterung, hungrig auf einmal eine zu große Menge saftiger Kräuter, besonders aber Klee fressen, welcher ihnen im ersten Magen stecken bleibt und ihn aufblähet. Ein einfaches Mittel ist folgendes: Man vermischet 1/4 Pfund Leinöhl mit einem Nösel lauer Milch, und gießt es ein. Nach Verhältniß des Viehes wird dieses Mittel verstärkt oder vermindert. Wenn aber die Haut schon wie eine Trommel aufgeschwollen ist, so muß man mit dem Stich helfen. Man nimmt darzu ein Stechmesser (Trokar), so wie es bey Menschen in der Wassersucht zum Abzapfen gebraucht wird, und stößt es dem Vieh auf der linken Seite zwischen der letzten Rippe, dem Hüft- und Kreuzknochen in der Mitte der Weiche, senkrecht ein, und läßt den Wind, durch die mit dem Messer eingestochene Röhre, heraus dringen.

b) Das Lendenblut, wo sie Blut misten. Es entsteht von zu fettem Gras auf der Weide, von jungem Laube, von einem hitzigen Trunk in heißen Sommertagen, und besonders vom kleinen Sauerampfer, den sie im Walde zu häufig genießen. Ein Stück eingestecktes Specks hilft.

6) Das Feuer. Die Kühe nehmen bey der besten Fütterung ab, und sehen trübe aus den Augen. Man zieht ihnen mit Christwurz an den Hinterbeinen an.

7) Die Kröte. Sie ist zweyerley:

a) Die Herzkröte, innerliche Kröte, das böse Ding. Sie blöcken plötzlich schrecklich, fallen nieder, und sind, wie vom Schlag gerührt, tod.

b) Die ordentliche oder äußerliche Kröte. Bey dieser Krankheit schwillt diesen Thieren der ganze Kopf und der Mastdarm. Man schlägt ihnen eine Ader am Halse, sticht ihnen den Geschwulst mit einer spitzigen Nadel auf, daß die gelbe Feuchtigkeit durchfließt, und giebt ihnen einen Löffel voll Mithridat und Bergöhl ein. Sonderbar ist es, daß hitzige Kühe diese Krankheit meistens aus Rache und Zorn bekommen, wenn sie in einem Kampfe nicht gewonnen haben, oder stark gestoßen worden sind.

8) Die Darmgicht, Colik, das Darmschneiden. Sie wälzen sich hierbey schrecklich. Ein Löffel voll Eßig mit Kreide curirt sie.

9) Das Blutharnen (das Rothe), welche Krankheit sie besonders alsdenn befällt, wenn sie in waldigen Gegenden im Frühjahr Kräuter freßen, auf welche der Blumenstaub der Fichten und Kiefer gefallen ist. Ein halb Loth Alaun in sechs Nösel Milch aufgelößt, und auf einmal eingegeben, so wie Schweinefett, Heu und öfteres kaltes Getränke, sind zwey gute Mittel; und wenn die Krankheit heftig ist, so schlägt man dabey eine Ader.

10) Der Durchfall. Diesen stopft ein Hühnerey oder Malz; und ist er heftig, blauer Thon eines Eyes groß in warmen Wasser aufgelößt. Bey jungem Vieh leistet die Rhapontikwurzel die vortreflichsten Dienste.

11) Die Entzündung des Euters, und das Aufspringen der Striche, welchen Uebeln die Kühe durch vielerley Zufälle so sehr ausgesetzt sind, vertreibt man durch Bestreichung mit gesalzener Butter, oder durch Auflegung einiger

ger Lilienblätter, die etliche Tage in Baumöhl eingetaucht gewesen sind.

12) Geschwulste und Knoten des Euters. Diese bringt man, wenn sie sich nicht durch gelindes Reiben mit Kampher zertheilen lassen, durch Umschläge von warmer Hafergrütze zur Eiterung, und heilt sie alsdenn, wie andere Geschwüre.

13) Alle äußerliche Fleischwunden von Stößen oder Schlägen werden mit einer Salbe von Eyerdotter, eben so viel dickem Terpentin und ohngefähr einer Wallnuß groß ungesalzener Butter täglich dreymal verbunden, und geheilet.

14) Eine Haarkugel findet sich zuweilen in dem Magen dieser Thiere, welche aus den Haaren zusammen geballt ist, die sie sich ablecken und verschlucken.

15) Die große Warzen unterbindet man mit einem Pferdehaar oder einem seidenem Faden, und die kleinen beitzet man mit einer scharfen Lauge weg.

Feinde. Die Wölfe stehlen Kälber von der Weide weg. — Das Rindvieh wird von der Kuhmilbe, Hundemilbe, Kälberlaus *), von den Stechfliegen **), Mücken und Ochsenbremen sehr gepeiniget. Man besprengt es zur Abschreckung dieser Feinde mit Wasser, worin grüne Nußschalen und Nußblätter abgekocht sind oder mit Heringslake.

Die

*) Pediculus vituli. L. Sie hat einen breiten zugespitzten Hinterleib von blauer Farbe.

**) Conops. Sie ist grau.

Die Ochsenbremsen *) verursachen die sogenannten Engerlinge, welche die Haut löcherlich machen, und dem kränklichen Vieh sehr nachtheilig sind.

Das Saugen der Viehfliege **) muß dem Rindvieh einen sehr großen Schmerz erregen, weil sie, wenn sie von einem solchen Insekte verfolgt werden, wie wüthend herumspringen, und vor Angst sich bepissen.

Die große Holzwespe (s. Knotenkrankheit) soll die tödliche Knotenkrankheit verursachen.

Bandwürmer, Blasenwürmer, Spulwürmer und Egelwürmer machen ihnen oft große Beschwerden.

Nutzen. Es ist oft unter den Oekonomen Streit gewesen, ob die Pferde oder Ochsen in der Oekonomie nützlicher wären, und man ist immer geneigt gewesen, zum Vortheil der Ochsen zu sprechen; und so viel ist auch allerdings gegründet, der Ochse ist wohlfeiler, nimmt mit geringerer Kost vorlieb, giebt bessern Dünger, ist weniger Krankheiten ausgesetzt, als das Pferd, und kann, wenn er ausgedient hat, gemästet werden, allein das Pferd verdrängt ihn wegen seiner Langsamkeit in ebenen Gegenden und großen Landwirthschaften, und er darf nur in bergigen Gegenden wegen seines anhaltenden und sichern Schrittes am Pflug und Wagen den Vorzug vor dem Pferde behalten.

Man

*) Oestrus bovis. L. Kuhbremse. Die Geschwülste, die davon entstehen, heißen Dasselbeulen, Wiekebeulen s. Hirsch. S. 576.

**) Musca nemorum. L. auch Pisselmücke, Baier, Biesfliege, Waldfliege. Sie hat 4 Augen, und ihr Körper ist gelb geringelt mit 3 weißen Gürteln.

Man spannt gewöhnlich an Pflug und Wagen zwey Ochsen an ein Joch, um die Gleichheit des Schrittes zu erhalten; allein wenn dieselben nicht genau einerley Höhe, Gang, Schritt, Munterkeit und Stärke haben, so ist dieß eine große Plage für dieselben, und man thut besser, man jochet jeden Ochsen allein, entweder vor die Stirn, oder im Nacken an. Er läßt sich auch mit einem leichten Kummt an der Brust anspannen, doch scheint er hier seine gehörige Stärke und Folgsamkeit nicht zu beweisen.

In einigen Gegenden Asiens und Afrika wird er, wie in den ältesten Zeiten, zum Ausdreschen des Getraides *), zum Reiten und Tragen gebraucht, und in einigen Gegenden Schwedens muß er in den Ziegelhütten den Thon treten.

Die Kühe unter das Joch zu beugen, wie es auch in einigen thüringischen Orten üblich ist, und besonders im Gespann mit einem Ochsen oder Pferde, ist grausam, da sie durch solche schwere Arbeiten, bey welchen sie auch noch durch ihre Milch nutzen müssen, zu sehr abgemattet und elend werden. Verschnittene Kühe sollen aber so gut und noch besser als die Ochsen gebraucht werden können.

Den größten Nutzen leisten die Kühe durch ihre Milch, und die vier Zitzen am Euter, wodurch sie sich von allen mit ihnen verwandten Thieren unterscheiden, und ihre Fähigkeit auch ohne ein säugendes Kalb lange Milch zu geben, beweist, daß sie dadurch ganz vorzüglich zum Nutzen der Menschen bestimmt sind. Gute Kühe geben in einem Tage, wenn sie Kleefutter bekommen und im Stalle stehen, 10 bis 12

Maaß

*) 5 B. Mos. 25, 4. 1 Cor. 9, 19.

Maaß Milch. Man melkt sie in thüringischen Walddörfern, wo sie den ganzen Tag über in den Bergen auf der Weide bleiben, zweymal, und in den Landdörfern gewöhnlich dreymal des Tages. Kühe, die immer im Stalle sind, sollten billig alle Tage dreymal gemolken werden, denn durch das öftere Melken werden die Milchgefäße erweitert, und es wird immer mehr Milch im Eiter abgesondert. Gute Milch darf weder zu dick noch zu dünne, sondern sie muß vielmehr in Ansehung ihres Zusammenhangs so beschaffen seyn, daß ein Tröpfchen, das man abfließen läßt, seine Rundung behält, und eine schöne weiße Farbe hat. Nach dem Melken muß die Milch sogleich nicht durch ein Haarsieb, oder durch ein wollenes Tuch, sondern durch einen wohlgereinigten leinenen Beutel, welcher in einen Ring eingefaßt ist, geschüttet werden, und zwar, wenn sie Rahm (Sahne) ansetzen soll, in ein breites irrdenes Gefäß, worin sich die in die Höhe steigenden öhlichten Theile, die die Sahne bilden, besser sammeln können, als in einem engen hohen Topf. Der Ort, wo die Milch aufgehoben wird, muß nicht dumpfig, und weder zu warm, noch zu kalt seyn. Der Rahm, welcher gebuttert werden soll, darf nicht zu lange auf der geronnenen (sauern) Milch stehen, sonst wird er scharf und übelschmeckend, und theilt diesen scharfen und übeln Geschmack auch der Butter, die im May und Junius, und in Hollstein und Thüringen am besten ist, mit. Die Butter wird, außer zur Speise, zum Einschmälzen der Wolle vom Tuchmacher, in Salzsiedereyen, um das Salz zum Schäumen zu bringen, in Zuckersiedereyen, um das Aufwallen des Zukers beym zweyten Sud zu mäßigen gebraucht. Die Buttermilch kann man trinken und zu Speisen verbrauchen, eben so wie die saure. Letztere giebt, wie bekannt, die gewöhnlichen Käse,

welche

welche nach der verschiedenen Behandlungsart gut oder schlecht werden. Die Edammer, Limburger, Pflastersteinkäse, Aberdammer, die Schweizer- und Parmesankäse behaupten vor allen übrigen den Vorzug. Auch die Molke, die dabey zurück bleibt, kann man in der Oekonomie und Arzney verschiedentlich nützlich anwenden, und in Salzsiedereyen schäumt man das Salz damit. Das Waschen mit saurer Milch ist auch ein gutes Mittel wider die Sommerflecken, wenn man sich dabey der Sonne entzieht. — Man bedienet sich auch jetzt der Milch mit mehrern Vortheil zur Stärke, weil sie die Leinewand nicht zerfrißt. Man setzt sie nämlich 48 Stunden an einen kühlen Ort, verhindert das Gerinnen, nimmt die Sahne sehr rein ab, und taucht darein die gewaschene Leinwand.

Die Milch, welche sich in den Eitern der Kühe, ehe sie kalben, sammelt, brauchen die Isländer, als einen Leim, um Bücher, Holz und andere Dinge damit zu leimen, und auch unter die Dinte.

Das Rind- und Kalbfleisch ist ein vorzügliches Nahrungsmittel der Menschen, welches ihnen, auch bey den öftersten Genuß, keinen Eckel verursacht, wie die andern Fleischarten, und schmackhaft, nahrhaft und leicht verdaulich ist. Es wird frisch, geräuchert und mit Salpeter eingemacht, oder als Pöckelfleisch gegessen, und auf vielerley Art zugerichtet. Die Kaldaunen und übrigen Eingeweide werden ebenfalls gegessen; das Fett giebt gute Suppen, und das Mark nährt und stärkt entkräftete Personen.

Mit den Haaren stopft der Sattler Sättel, Polster und Stühle aus; der Filzmacher macht davon Matratzen und Filz-

[illegible]; der Tüncher mischt sie unter seinen Kalch, um ihm mehr Festigkeit zu verschaffen, und der Ackerbesitzer kann diejenigen, welche beym Weißgerber, wo sie mit Kalch vermischt sind, abgehen, als einen vortrefflichen Dünger auf nassem Boden brauchen.

Aus den Häuten der Kälber, Kühe und Ochsen machen die Roth- und Weißgerber allerhand Lederarten, und der Pergamentmacher aus den Kalbfellen Pergament. Mit dem aus diesen Leder bereiteten **Juften**, dessen Bereitung ein Geheimniß war, führt Rußland einen ansehnlichen Handel. Die Kostromischen und Jeroslauischen sind die besten. Ein gutes Juftenleder muß nicht allzuschwer und groß, geschmeidig und wohlriechend seyn, die Fleischseite muß eine weiße, und die andere eine frische Farbe haben. Der weiße englische Juften und der schwarze Thranjuften gehört auch zu den besten Arten. Unter den rothgegerbten **Kalbleder** ist das englische das beste. Das Bristalische, Erlangische und Schweizerische ist bekannt genug. Das Bauzener ist auf der Narbenseite karmesinroth. Der vielfältige Gebrauch dieser Produkte ist zu bekannt, als das ich ihn nöthig hätte, zu beschreiben.

Von den Abfällen bey der Zubereitung der verschiedenen Lederarten, so wie van den Knorpeln und Sehnen, wird der **Hornleim** oder Schreinerleim verfertiget, guter Dünger gesammelt, und die Schweine werden von dem Abschabsel des Leders so fett, daß sie nicht aufstehen können.

Man macht auch **Felle** mit den **Haaren** gahr, und braucht sie zu Stühl- und Kufferbeschlägen, und zu Ranzen. Die auf solche Art gegerbten Felle von ungebohrnen Kälbern

geben

geben gute Handschuhe und Gebräme; und andere Kalbfelle verhüten, unter das Bettuch gelegt, das schmerzhafte Durchliegen der Kranken.

Aus dem mit Kalch gereinigten Felle eines Kalbskopfs. kann man einen sehr guten Leim zum Zusammenkitten des zerbrochenen Porzellans und zum Lackiren kochen.

Die Hörner der beschnittenen Ochsen verarbeitet der Drechsler zu Pfeifenröhrchen und andern Dingen, der Hirte zu blasenden Instrumenten, und die des andern Rindviehes der Hornarbeiter und Kammmacher zu Dintefäßern, Knöpfen, Dosen, Pulverhörnern, Kämmen u. s. f., und die Abgänge von diesen Arbeiten geben den besten Dünger.

Die Weißgerber brauchen einen an einen Stock befestigten Ochsenschwanz, statt des Pinsels, um die Felle mit Kalch einzuschmieren. In Ostindien braucht man ihn zu Fliegenwedeln.

Das Blut des Rindviehs braucht man in Zuckersiedereyen, um den Zucker zum Schäumen zu bringen und zu reinigen; in den Berlinerblaufabriken, als einen Zusatz zu dieser Farbe; in Salzsiedereyen, um das Salz zum Schäumen zu nöthigen; zum Anstreichen allerley Holzwerks; zur Blutlauge; zum Zeugfärben; zu Dünger, und zu einem dauerhaften Ofen- und Wasserkitt.

Die Ochsenklauen werden vom Drechsler, Messerschmidt zu Heften, und vom Kammmacher verbraucht. Ueberhaupt muß man sie, wie alle Viehklauen, aufsammeln, um entweder das Fett zum Brennen in Lampen oder zum Einschmieren der Schlösser aus denselben zu ziehen, oder sie zum Eisenhärten, oder zum Dung auf Wiesen und Aecker ganz oder geraspelt zu verwenden.

Das Ochsenklauenfett ist, wenn es in einem kleinen Mörser so lange gerieben wird, bis es sich in eine grünliche Salbe verwandelt, ein gutes Mittel das Eisen und den Stahl, wenn sie damit bestrichen werden, eine Zeitlang vor dem Rost zu bewahren.

Das Rinderfett und Talg, das, wenn das Vieh mit gelben Möhren, Kürbißen, Klee und Oehlkuchen gemästet wird, gelb, und mit Heu und Stroh, weiß aussieht, braucht man theils an Speisen, theils zu Lichtern und Seifen, theils um das Salz zum Schäumen zu bringen, und auch um die Frostwunden gegen den Winter damit zu bestreichen, daß sie nicht wieder aufbrechen.

Das Laab aus dem Kälbermagen befördert das Gerinnen der Milch zu süßem Käse.

Mit der Galle wäscht man bunte Sitze, damit die grüne Farbe nicht ausgehe. Eben so benutzt sie auch der Mahler und Tüncher. Sie wird auch getrocknet in der fallenden Sucht, die von einer fehlerhaften Galle herrühre, weiter zur Beförderung des Stuhlgangs und zur Vertreibung der Spulwürmer gebraucht.

Aus den Blasen verfertigt man pneumatische Betten.

Die Gedärme benutzt der Fleischer zur Füllung der Würste, und der Luftschiffer zu Luftballons. In England zieht man das äußerste Häutchen vom Mastdarm ab, und bereitet daraus eine dünne, doch feste Haut, welche die Formen abgiebt, zwischen welchen man das Dukatengold zu Goldschaum oder Flittergold auf dem Ambos schlägt, womit England ganz Europa versieht, und Rahmen, Leisten, Bücher u. a. m. vergoldet werden. Eben dieß Häutchen mit Gummiwaß-

mitwasser gesteift, ist die sogenannte englische Haut, womit die Wundärzte die Aderlaßöffnungen und andere Wunden durch das bloße Anhauchen verbinden.

Das männliche Glied des Stiers wird auf eben die Art, wie die Roßadern verbraucht; und es bedienen sich auch einige Eltern und Schullehrer desselben noch statt des Stocks zur Bestrafung der Kinder.

Die Haut, welche das Kalb um sich mit auf die Welt bringt, gebrauchen die Isländer statt des Glases zu Fenstern.

Alle Knochen dieser Thiere werden gebraucht. Aus den starken Knochen der Vorder- und Hinterbeine werden, nachdem das Fett ausgelaugt ist, von den Drechslern allerhand Dinge, als Stockknöpfe, Büchschen u. d. g. gedreht, aus den übrigen weniger starken werden Hefte, Schalen und Stiele an die Messer gemacht, und aus den kleinern brennt man die Beinasche, die zu Gefäßen gebraucht wird, in welchen Metalle geschmolzen werden, und auch die schwarze Mahlerfarbe giebt, welche man Beinschwarz nennt.

Wie nutzbar das Rindvieh durch seinen Dünger wird, weiß jeder Landmann, und wie nachahmungswürdig und vortheilhaft in dieser Rücksicht die Stallfütterung sey, sollte ebenfalls jeder wissen. Verbrannt geben die Exkremente Sal. miac. Einige Aerzte empfehlen für einen entzündeten Brustgeschwulst die Umschläge von frischem Kuhmist; und die Lauge desselben bleicht Leinewand, leinen und baumwollen Garn schön weiß.

In neuern Zeiten hat man auch den Aufenthalt in Kuhställen schwindsüchtigen Personen empfohlen, wel-

chen die Einathmung der Dünste an diesen Orten sehr heilsam seyn soll.

Das Rindvieh hat Vorempfindungen von einem Gewitter, und zeigt sie durch sein Bestreben den Stall zu erreichen, oder sonst wo unter Dach zu kommen.

**Schaden.** In jungen Schlägen von Laub- und Schwarzholz thut das Rindvieh großen Schaden, und den Rasen der feuchten Wiesen ruinirt es durch seinen schweren Tritt.

Sechs-

# Sechste Ordnung.

## Thiere mit einem Pferdegebiß. *Belluae.*

Von den Thieren dieser Ordnung nützen einige dem Menschen vorzüglich als lasttragende.

Wir beschreiben 2 Gattungen und 3 Arten.

## Die ein und zwanzigste Gattung.

### Das Pferd. Equus.

#### Kennzeichen.

In der obern und untern Kinnlade sind 6 Vorderzähne; die obern stehen senkrecht und parallel, und die untern mehr vorwärts gerichtet.

Die einzelnen Eckzähne sind von den Vorder- und Backenzähnen abgesondert.

Die Füße haben einen Huf, und zwischen den Hinterbeinen sitzen 2 Eiter.

Diese Gattung enthält auch zwey Bastardarten.

### (42) 1. Das Pferd.

Equus Caballus. Lin.
Le Cheval. Buff.
The Horse. Penn.

#### Kennzeichen der Art.

Es hat kurze spitzige Ohren, am Halse eine Mähne und einen langbehaarten Schweif.

## Beschreibung.

Daß das Pferd wegen seiner vortreflichen Eigenschaften vor allen zahmen Thieren einen großen Vorzug habe, ist außer allem Zweifel. Ja es zeichnet sich durch seine Kühnheit, Geschwindigkeit, Stärke, Dauer, Gelehrigkeit, Gedächtniß, Schärfe der Sinnen, Wachsamkeit, Sanftmuth, Dienstfertigkeit, Folgsamkeit, Treue und Zuneigung zum Menschen, um ihm zu dienen und ihn zu vergnügen, durch seine Geselligkeit, Schmeichelhaftigkeit unter sich, durch seinen schönen Körperbau und durch sein stolzes Ansehen, vor jeder andern Thierart aus. Es bekam daher auch vom Schöpfer eine Natur, die unter allen Himmelsstrichen, wie die menschliche, ausdauern kann, und ein Auge, das wie der Vögel ihres mit einer Nickhaut versehen ist, mit welcher es dieses sein kostbares Sinneswerkzeug gegen alle Verletzung schnell bedecken kann, ohne des Lichts gänzlich beraubt zu seyn.

Seinen Ursprung hat es ebenfalls, wie die andern zahmen Thiere, von einer wilden Race, die klein, dickköpfig und häßlich seyn, und noch jetzt in Arabien, Siberien, und in der großen Tartarey gefunden werden soll *). Unter der Hand der Menschen hat es sich aber so schön gebildet, daß seine Gestalt jedermann vergnügt, und es ist gewiß unter allen Thieren, bey seinem langgestreckten Körperbau, an allen Theilen seines Leibes am regelmäßigsten und zierlichsten gebaut. Eine kleine Vergleichung mit allen übrigen vierfüßigen Thieren kann jeden davon überzeugen. Obgleich sein

Kopf

*) Andere halten dieß für verwilderte Pferde, und glauben nicht, daß es noch ursprünglich wilde gebe.

Kopf mit sehr langen Kinnbacken versehen ist, so nimmt es doch weder die blödsinnige Miene des Esels, noch das dumme Ansehen des Ochsen an, und die regelmäßigen Verhältnisse der Theile seines Kopfs geben ihm vielmehr einen freyen, lebhaften Anblick, der durch die Schönheit seines erhabenen Halses noch mehr erhöhet wird. Seine lebhaften Augen öffnen sich in verhältnißmäßiger Weite. Die Ohren haben ihren regelmäßigen Bau, sind weder zu kurz, wie beym Ochsen, noch zu lang, wie beym Esel. Die Beine sind wohlproportionirt. Der Haarbüschel über der Stirne, die Mähne am Halse zieren es vortreflich, und scheinen Muth, Stärke und Stolz anzukündigen; und nichts konnte den schöngewölbten Hintertheil des Pferdes vortreflicher decken und endigen, als der lange, dickhäarige Schweif, welcher alle Thierschwänze an Schönheit übertrifft.

Die große Mannichfaltigkeit von Farben (Haaren) hat eine Menge Benennungen unter den Pferdekennern hervorgebracht. Man theilt nämlich die Farben des Haares in einfache, zusammengesezte, und außerordentliche ein, und begreift unter den einfachen: das weiße, isabellenfarbige, braune und schwarze Haar; unter den zusammengesezten: das graue und wolfsgraue; und unter den außerordentlichen: die Tigerfarbe, Schäckenfarbe, Porcellanfarbe, und Pfirsichblütfarbe. Alle diese Hauptfarben haben nun wieder ihre abweichenden Schattirungen und Mischungen, die aber nur den eigentlichen Kunstverständigen interessiren können. Der weiße Flecken, den man an der Stirn oft von verschiedener Größe erblickt, und den man auch durch künstliche Mittel hervor zu bringen sucht, heißt eine Blässe oder Stern. Die Aehre aber eine andere Art

von Stern, den man an der Stirn, Brust, auf dem Bauche, und bey den Dickschenkeln sieht, besteht aus einer solchen Stellung der Haare, wo sie gleichsam aus einem gewissen Mittelpunkte ausgehen, und sich so ausbreiten, daß sie eine kugelförmige Höhlung, wie einen Trichter bilden. Und unter dem römischen Degen versteht man eine Haarnath, die von Haaren, die gegen den Strich laufen, gebildet wird, und längst dem Halse oder an der Mähne hinläuft.

Nach den verschiedenen Himmelstrichen, und nach den verschiedenen Nahrungsmitteln in denselben, die das Pferd genießt, hat es auch eine verschiedene Bildung bekommen, die zwar im Ganzen die nämliche bleibt, aber durch die Proportion seiner Theile, da man auf dieses Thier so vorzüglich sein Augenmerk richtet, die Menschen veranlaßt hat, es in verschiedene Racen nach den Ländern, in welchen diese Abweichung der Theile merklich ist, einzutheilen. Man hat daher folgende vorzügliche Nationalpferde:

1) Die Arabischen. Sie sind die schönsten Pferde und werden allenthalben und sonderlich in der Türkey sehr hochgeschätzt. Man macht dreyerley Abtheilungen unter ihnen:

*a*) die edlen, *b*) die mittlern, *c*) die schlechten. Ueber die edle Art hält man Stammbäume *). Alle sind von mittlerm Wuchs, mehr mager als fett, leicht, geschmeidig, feurig, stolz und dauerhaft. Von ihnen stammen die schönsten Pferde in den meisten Ländern her.

2) Die

*) Man hat ihre Abkunft bereits 2000 Jahre aufgeschrieben, und man sagt, daß sie ursprünglich von der Stuterey des Königs Salomo abstammten.

2) Die Barbarischen. Der Kopf ist schön und klein und der Hals lang und fein; die Mähne dünne; der Körper schmächtig und die Farbe gewöhnlich grau. Die Höhe ist 5 Schuh.

3) Die Spanischen. Der Kopf ist groß, die Ohren sind lang, der Hals ist stark und lang, die Mähne dick, die Brust breit, das Kreuz rund, der Körper schwer, die Farbe schwarz, auf der Stirn weiß gezeichnet, das Betragen stolz, und kühn, und ihr Gang schön und reitzend natürlich.

4) Die Englischen. Es sind sehr schöne hohe, langgestreckte Pferde mit einem kleinen Kopf, einer krummen Nase, steifen kleinen Ohren, und dünnen Beinen, brauner, gelber und gefleckter Farbe. Sie stammen von Arabischen und Barbarischen Pferden ab, und sind wegen ihres festen Tritts, großen Schritts, und wegen ihrer Geschwindigkeit berühmt genug. Sie sind zur Parforcejagd gut zu gebrauchen.

5) Die Friesländischen. Der Körper ist stark, Rükken und Kreuz breit, die Stellung hoch, der Hals kurz, der Kopf groß und die Farbe sammtschwarz. Es sind vorzüglich gute Wagenpferde.

6) Die Dänischen. Der Körper ist vollgebaut, der Hals dick, die Schultern stark, der Wuchs schön. Es sind dauerhafte Kriegspferde. Sie haben einen anmuthigen Gang im Wagen, und unter ihnen sind die Schäcken und Tigerpferde sehr gemein.

7) Die Neopolitanischen. Eine Mittelgattung. Sie haben einen dicken Hals, großen Kopf und krumme Nase,

sonst einen vollkommnen Wuchs, und einen stolzen Anstand in ihren Bewegungen. Sie sind ungelehrig, boshaft und eigensinnig, laufen und ziehen aber gut.

8) Die Pohlnischen. Sie sind klein, unansehnlich, doch geschwind, dauerhaft und unermüdet.

9) Die Ungarischen. Sie sind beynahe den Pohlnischen ganz gleich, nur nicht von so starkem und festem Bau *).

10) Die Rußischen. Sie sind klein, mit unförmlichen langen Mähnen, doch dauerhaft und stark.

11) Die Türkischen. Sie sind wohlgestaltet, ob sie gleich lange nicht das vollkommene Verhältniß der Leibestheile, wie die barbarischen haben. Ihr Hals ist dünn und schlank, der Leib lang, der Rücken zu hoch und die Schenkel zu dünne. Sie sind jachzornig, können aber das Laufen wohl aushalten.

12) Die Ißländischen. Die kleinste Race mit kurzen steifen Haaren, doch gut proportionirt. Sie sind dauerhaft, aber boshaft.

13) Die Deutschen. Die Größe ist über mittelmäßig, der Kopf groß, der Hals kurz, der Körper und die Beine stark. Sie sind gute Zugpferde.

Von den Friesländischen und Dänischen stammen unsere thüringischen Pferde ab **). Diejenigen, die in der Gegend

*) N. 8. und 9. machen auch wilde Gestüte und müssen gejagt und eingefangen werden. Man bemerkt auch an ihnen, daß sie nicht leicht ihre Zähne abnutzen, und also von Natur Beguts, wie die Franzosen sagen, oder Pferde von unkennbaren Alter sind.

**) Da in Thüringen noch wenig Pferde gezogen werden, so kommen dieselben meistentheils als Fohlen vom Bremer Viehmarkte.

zend des Thüringerwaldes auf dem Lande gezogen werden, sind von mehr als mittlerer Größe, haben einen starken Kopf, eine gerade eckige Nase, einen kurzen dicken Hals, starke Mähnen, breite Brust, dicke Beine, kurzen dicken Leib, starkes Kreuz und Schwanz. Sie sind eben nicht ansehnlich, aber dafür desto dauerhafter.

Bey der Kenntniß der Pferde kömmt alles auf ihre Schönheit, Gesundheit und Brauchbarkeit an, und der Wuchs derselben, ihre gröbern und feinern Gliedmaßen bestimmen allemal die Art ihrer Brauchbarkeit.

Der Roßverständige theilt das Pferd in drey Haupttheile ein, beschreibt darnach seine Gliedmaßen, und bedient sich dieser Kunstausdrücke:

1) Die Vorderhand, zu welcher Kopf, Hals, Brust und Vorderbeine gehören.

2) Der Leib, welcher den Rücken, die Lenden, Seiten und Bauch bis an die Hüften in sich faßt.

3) Die Hinterhand, welche das Kreuz, die Hinterbeine und den Schwanz in sich begreift *).

Ein gutes und gesundes Pferd muß muthig und munter seyn, und ein schönes folgende Eigenschafften haben: Einen langen, magern und dünnen Kopf, kleine, schmale und zarte Ohren, die enge und grade in die Höhe stehen; große,

*) Fast alle Theile des Pferdes größere und kleinere haben in der Kunstsprache eine eigene Benennung, so heißen z. B. die Schläfe, Augenadern u. s. f. Sie aber hier alle anzuführen, würde unnöthig seyn.

große, helle Augen, voll Feuer, mit dünnen Augenliedern, und ausgefüllten Augengruben; schmale und magere Kinnbacken; weite Nasenlöcher, die inwendig roth sind, und überhaupt eine etwas übergebogene Nase (Ramskopf); ein wenig gespaltenes, und inwendig rothes Maul, eine schmale und dabey erhabene Stirn. Der Hals muß lang, hoch und dabey der Oberhals dünn, mit langen Mähnen geziert, an den Schultern grade in die Höhe laufend, am Kopf schmal, und krumm, wie ein Schwanenhals, seyn, und der Unterhals grade in die Höhe steigen. Diese beyden Theile der Kopf, Hals und ihre Stellung tragen das meiste zur Schönheit des Pferdes bey. Außerdem muß es eine breite Brust, flache, magere Schultern, einen runden Leib, einen ebenen Rücken, ein rundes, starkes Kreuz, dicke Hüften und Oberschenkel, dünne Füße, schwarzglänzende, hohe Hufe, und einen dicken Schweif haben. Wo alle diese Eigenschafften beysammen sind, sagt man: **Das Pferd ist von gutem Geist.**

Offenbare Fehler an (guten und schönen) Pferden sind, wenn sie wechselsweise bald das eine, bald das andere Ohr heben und sinken lassen, denn alsdenn sind sie gewöhnlich tückisch; wenn sie beyde Ohren oft hängen lassen, denn dieß ist ein Zeichen ihrer Faulheit; wenn sie satteltief sind, d. h., wenn sie einen vertieften Rücken haben, denn sie werden dann bald müde, und endlich, wenn sie an den Füßen oder Huf fehlerhaft sind, denn sie werden leicht hinkend.

Ein Pferd, das zur Jagd gebraucht werden soll (**Jagdpferd**, auch **Parforcepferd**), muß vorzüglich eine gute Brust haben, um im Laufen auszuhalten, und leicht und geschwind zu laufen. Die Schultern müssen flach, und sehr biegsam,

sam, der Leib mehr lang als kurz, und das Maul gut und nicht gar zu empfindlich seyn; und endlich muß es lieber zu langsam als zu hitzig seyn, um sich in Bewegung bringen zu lassen.

Die sogenannten **Schußpferde**, welche beym Bürschen gebraucht werden, müssen so abgerichtet seyn, daß sie ganz ruhig und ohne eigenen Willen sind, und den Schuß, ohne zu erschrecken, hören können. Um leicht aufsitzen zu können, wählt man sie von mittler Statur.

Zu **Kriegspferden** für Officiere verlangt man empfindliche, biegsame, geschickte, leichte und muntere Pferde, und sieht hierbey nicht so sehr auf Zärtlichkeit und Schönheit.

Ein **ordentliches Reitpferd** braucht nur stämmig und stark zu seyn, und ein festes Maul und gute Knier zu haben.

Ein **Reitpferd zum Vergnügen** darf eher klein als groß seyn, um durch seine Bewegung nicht so sehr zu ermüden. Bey sichern Schenkeln und einem guten Maule kann ihm die allzu große Hitze und Lebhaftigkeit fehlen. Die feinsten unter diesen sind die **Frauenzimmerpferde**.

**Prachtpferde** müssen ihrem Zwecke gemäß ein prächtiges Ansehen haben. Schönheit der Farbe, der Gestalt, der Mähne und des Schweifes, und Muth und Stolz sucht man bey ihnen.

Bey **Kutschenpferden** sieht man auf niedere Hinterschenkel, grade Lenden, einen hohen Kopf, und ein gutes Maul.

Ein **Pferd für einen Oekonomen** muß eine breite Brust, und ein starkes Kreutz haben, sonst ist es gleich, ob

die

die Ohren hängen oder stehen; und zu Last- und Packpferden fordert man besonders untersetzte und starke Thiere.

Da man bey der Brauchbarkeit des Pferdes besonders auf sein Alter Rücksicht nehmen muß, so ist man bemüht gewesen, sichere Kennzeichen davon aufzusuchen, und diese hat man in den Zähnen gefunden. Nur Schade ist es, daß diese Kennzeichen das Alter des Pferdes nur bis ins zehnte Jahr mit Gewißheit bestimmen.

Das männliche Geschlecht hat allzeit 40 Zähne, 12 Vorderzähne, (Nabzähne) 4 Hundezähne (Haaken) und 24 Backenzähne (Stockzähne); dem weiblichen Geschlechte fehlen entweder diese Hundezähne, oder sie sind nur sehr kurz. Etliche Tage nach der Geburt keimen schon 4 Vorderzähne bey einem Füllen hervor *), zwey oben und zwey unten, bald darauf noch vier andere, welche sich oben und unten an den Seiten der vier erstern ansetzen, und nach 3 oder 4 Monaten, die vier letzten, welche oben und unten auf jeder Seite der acht ersten anschließen. Das Füllen hat alsdenn 12 Vorderzähne, die man Füllenzähne oder Milchzähne nennt. Sie stehen unerschütterlich, bis das Füllen 2 1/2 oder 3 volle Jahre alt ist; alsdann aber fallen sie in der nämlichen Ordnung wieder aus, wie sie hervorgebrochen sind; erstlich nämlich die vier mittlern, zwey oben und zwey unten, welche in 14 Tagen durch vier andere ersetzt werden, die höher sind, aber statt der weißen Farbe eine gelblichte bekommen haben. Jetzt ist der Zeitpunkt, wo man sagt, daß das Pferd zu zeichnen anfange, und daß der erste Bruch geschehen sey. Nach Verlauf eines Jahres geschieht der zweyte Bruch, und es fallen die vier folgenden aus, und in 14 Tagen treten eben-

falls

*) Sehr selten bringen sie 4 Zähne mit auf die Welt.

falls wiederum vier neue an ihre Stelle. Nach dem vierten oder 4 1/2 Jahren verliehrt es endlich die beyden letzten Vorderzähne, die ebenfalls durch vier andere wieder ersetzt werden, aber nicht so geschwind. Die obern kommen eher hervor, als die untere. Sie heißen **Eckzähne**, und zeigen das Alter des Pferdes bis ins achte Jahr an. Sie sind ausgehöhlt und haben in dieser Höhlung einen schwarzen Flecken, den man die **Bohne** oder den **Kern** zu nennen pflegt. Nach der Abnahme dieser Höhlung in den Vorderzähnen der untern Kinnlade berechnet man das Alter bis ins achte Jahr, wo gewöhnlich die **Grube** ausgefüllt, und das schwarze Maal verschwunden ist, wenn nämlich die Pferde ihre gewöhnliche Nahrung und nicht bloßes Gras bekommen haben. Nach dieser Zeit nimmt man die **Hundezähne** als Merkmale an, welche im vierten Jahre hervorbrechen und sehr spitzig sind. Sie bleiben bis zum sechsten Jahre sehr spitzig, werden alsdenn nach und nach stumpfer, und im zehnten Jahre sind sie bey dem gewöhnlichen Futter ganz stumpf, und dabey sehr lang, weil sich in diesem Alter das Zahnfleisch von denselben abzulösen anfängt. Von dieser Zeit an wird also das Alter der Pferde gänzlich ungewiß, und ein hohes Alter kann man alsdann bloß daran erkennen, wenn diese Zähne sehr lang und lose, und die Furchen des Gaumens verschwunden sind.

Ein bestimmtes Lebensziel kann man bey den Pferden nicht angeben. Es ist nämlich bekannt, daß je später sich die Pferde völlig ausbilden, und ihren vollkommenen Wuchs und Größe erlangen, desto besser und älter werden sie. Ein Pferd, welches im sechsten Jahre erst sein völliges Wachsthum vollendet hat, ist 20 Jahre gut zu gebrauchen, und lebt 40 Jahre und drüber; hingegen ein Pferd, das durch

eine

eine äußerliche oder innerliche Ursache schon im vierten Jahre ausgewachsen ist, ist nur 10 Jahre gut, und wird nicht leicht über 24 alt.

Das Wiehern der unbeschnittenen Pferde, dessen Töne nach der Verschiedenheit ihrer Leidenschafften, als der Freude, des Verlangens, Zorns, der Furcht und des Schmerzes abwechseln, und welches von Wallachen und Stuten viel seltner gehört wird, die Art ihrer Vertheidigung, das Ausschlagen mit den Hinterfüßen und das Beißen, und ihr sehr kurzer Schlaf, der oft nur zwey bis drey Stunden dauert, ist jedermann bekannt.

Aufenthalt. Die Pferde, die man zum Reiten, Fahren und Tragen gebraucht, werden in Thüringen durchgängig bloß in Ställen gehalten, und kommen gewöhnlich gar nicht ins freye Feld auf die Weide. Man baut ihnen daher bequeme Ställe, welche die frische Luft durchstreichen, und die Sonne erleuchten kann, und diese entfernt man gern von den Schweineställen, weil ihnen der Geruch des Schweinemistes zuwider ist, und reinigt sie gehörig. Auf einer Stuterey ist es aber bis jetzo noch ganz anders, weil hier die Pferde nicht nur ihre eigne Ställe, sondern auch ihre großen Weidenplätze auf freyem Felde, wohin sie des Sommers über von besondern Pferdehirten getrieben werden, brauchen. Und zur Fohlenzucht scheinen die Triften wirklich noch den größten Nutzen zu leisten, ob man gleich auch hier bey gehörig getroffenen Maßregeln die Stallfütterung ohne Schaden einführen, und dadurch die großen Pferdeweiden besser nutzen könnte.

Ein Stall, worin die Mutterpferde, die zur Fortpflanzung gehalten werden, sich befinden, muß 15 Schuh hoch

hoch seyn, und viele Fenster zur Erleuchtung, zum Durchstrich der frischen Luft, und zur Sonne haben. Die Stände derselben müssen 10 Schuh 8 Zoll tief, und 7 Schuh, 6 Zoll um der Fohlen willen breit seyn. Das Steinpflaster oder die Schwellhölzer erheben sich nur vorwärts um 4 Zoll, damit die Feuchtigkeiten ablaufen können. Die steinerne Krippe steht 4 Fuß hoch, die Raufe 1 1/2 Schuh über denselben, und die Seitenwände sind 4 Schuh und etliche Zoll hoch. Jeder Stand hat am Ende einige Riegel, die den Füllen das Durchkommen verwehren.

Für die Füllen braucht man dreyerley Ställe bis ins vierte Jahr. Einen eigenen Stall für die Halb- und Einjährigen, einen eigenen zweyten für die Zweyjährigen, und einen dritten für die Drey- und Vierjährigen. Bis zum zweyten Jahre brauchen sie keine Stände. — Die Ställe müssen stets reinlich gehalten werden, ob sich gleich die Pferde wenig niederlegen, und viele sogar auch stehend schlafen.

Nahrung. Die Fütterung der Pferde wird nach der Bestimmung derselben eingerichtet. Ein müßiges Pferd kann bey der Hälfte des Futters bestehen, das ein arbeitendes zur Erhaltung seiner Kräfte braucht. Wenn ein Pferd, das am Pflug und Wagen geht, täglich 12 Pfund Hafer und eben so viel Hexel (Heckerling), den man gern aus Waizenstroh schneidet, und Abends bey der Abfütterung 5 Pfund gutes Heu verlangt, so kann ein Kutschen- oder Reitpferd bey seinen mäßigen Arbeiten mit halb so viel Hafer und Heckerling und dem Bund Heu von 5 Pfund vorlieb nehmen. Die trächtigen Stuten, welche mäßig arbeiten, bekommen nebst dieser Portion Heu täglich 10 Pfund Hafer, wenn sie die letzten 3 Monate müßig stehen 6 Pfund, und wenn sie der

Fohlenzeit nahe sind, und es geschehen kann, ein grünes Wickenfutter.

In Stutereyen aber, wo die Pferde auf die Weide getrieben werden, müssen sie im Frühjahre nach und nach an trockenes Futter gewöhnt werden, weil die zu schnelle Abwechselung leicht Durchfall und Verstopfung verursachen kann. Ehe sie vom Hirten des Morgens ausgetrieben werden, bekommen sie allzeit ein trockenes Futter. Des Morgens treibt er nicht früher aus, als der Thau und Reif verschwunden ist, des Abends aber früher ein, ehe er fällt, und in den heißen Mittagsstunden sucht er mit ihnen den Schatten. Sie müssen allzeit auf trockene Wiesen, die kurzes und kleereiches Gras geben, geführt werden, weil nasse Weiden faule und schwere Pferde machen. Die bergigen Gegenden geben daher den Pferden die beste Weide. Es ist auch nöthig, daß alle 14 Tage mit den Weideplätzen abgewechselt wird, damit das abgeweidete Gras wieder nachwachsen kann. Man sieht daher leicht, daß bey einer etwas grossen Stuterey auch eine sehr große Strecke Triftweide zur Erhaltung derselben erfordert wird. Es wäre also rathsamer, diese Plätze mit Klee, Wickenfutter, oder an Ängern mit Esparsette und Luzernenklee zu bebauen, oder sie in künstliche Wiesen zu verwandeln, welche für die Pferde aus Steinklee (Melilotus), spanischem Klee, englischem Raygras (Lolium perenne), Wiesenhafer (Avena elatior), Timotheusgras (Phleum pratense), Wiesenschwingel (Festuca elatior), wolligem Roßgras (Holcus lanatus), und Pimpernelle (Pimpinella sanguisorba) bestehen. Nur muß dabey die Vorsicht gebraucht werden, daß man im Frühjahre und im Herbst das grüne Futter mit Heu und Stroh ab- und zunehmend ver-

mischt,

mischt, ehe man ihnen beydes allein vorlegt, und daß man ihnen bey nassem Wetter bloßes Heu vorsteckt. Die Fohlen bekommen nach Verschiedenheit ihres Alters eben das Futter ihrer Eltern, aber nur erst im dritten Jahre 2 oder 3 Pfund Hafer mit eben so viel geschnittenem Stroh.

Zur Zeit des Härens im Frühjahr und Herbst müssen die, zu dieser Zeit kraftlosen, Pferde geschonet, und besonders gut und ordentlich gefüttert werden *).

Sie bekommen des Tages drey Mahlzeiten und zwar, wenn es die Umstände erlauben, des Morgens 5 Uhr, Mittags 11 Uhr und Abends 7 Uhr.

Zu ihrem Tranke erhalten sie kühles, weiches und helles Brunnen- und Bachwasser des Tages dreymal. Sie saufen auf eine eigene Weise, indem sie Maul und Nase hurtig und tief ins Wasser tauchen, und durch eine bloße Bewegung des Schluckens so viel zu sich nehmen, als zur Befriedigung ihres Durstes nöthig ist.

Alle vierzehn Tage streut man ihnen eine Handvoll Salz unter ihr Futter, welches sie vor den bösen Krankheiten der Druse, des Rotzes und anderer mehr bewahrt und ihnen Freßbegierde macht.

Schädlich ist den Pferden alles junge Laub, die Holzäpfel, besonders der Taxus und folgende Kräuter, Frauenbettstroh (Gallium verum), Otternennich (Agrimonia eupatoria), verschiedene Arten Schierpflanzen (Spiraea), Sonnenwirbel (Myosotis scorpioides), Baldrian (Valeriana offi-



*) In feuchten morastigen Gegenden werfen sie auch zuweilen das Horn an den Füßen ab.

officinalis), Hahnenfuß (Ranunculus pratensis), Pferdeschwanz (Equisetum palustre), und Wolfsmilchskraut (Esula).

Die Pferde sollen nach Linne's Versuchen 262 Kräuter freßen, und 212 unberührt lassen.

Fortpflanzung. Bey der Anweisung der eigenen Erziehung der Pferde in seinem Vaterlande hört man gewöhnlich Oekonomen die Einwendung machen, daß man die Pferde wohlfeiler kaufen, als selbst erziehen könne, ohne daß sie vorhero die Wahrheit ihrer Behauptung wirklich untersucht haben. Man hat wichtige Gründe, die ihnen das Gegentheil zeigen können, worzu vorzüglich die auf Stutereyen geführten Rechnungen gehören.

Dem Staate sollte es besonders Pflicht seyn, darauf zu sehen, daß die Pferde, die im Lande gebraucht würden, auch darin gezogen würden; denn 1) gewöhnen sich fremde nicht so leicht an Luft, Wasser und Futter; 2) ist die Betrügerey mit fremden Pferden zu groß, da man leicht Lungenfaule, und mit andern Fehlern behaftete kaufen kann, wenn man ihren Gesundheitszustand von Jugend auf nicht kennt; 3) muß der Staat immer dafür sorgen, daß das Geld im Lande bleibe, so wie 4) jeder gute Wirth alle entbehrliche Ausgaben vermeiden, und lieber noch Vortheil zu ziehen streben muß. Gegend und Lage eines Landes können hier auch keinen Einwand machen, da in jedem Lande, wo gutes Wasser und Futter ist, auch gute Pferde gezogen werden können.

Man macht gewöhnlich dreyerley Abtheilungen unter dem Gestüte.

1) Wil-

1) **Wildes Gestüte**, wo die Pferde Sommer und Winter im Freyen bleiben. Hier muß man sie, wie in Pohlen einfangen.

2) **Halbwilde Gestüte**, wo sie nur im Sommer auf dem Felde bleiben. Im Brandenburgischen.

3) **Zahmes Gestüte**, wo sie nur im Sommer auf die Weide getrieben werden; und dazu könnte man noch setzen:

4) **Stallgestüte**, wo sie gar nicht auf die Weide getrieben werden.

Die dritte Art ist in Thüringen gewöhnlich *), und die vierte ist nur bey einzelnen Landleuten üblich. Da jene in der That zu kostbar ist, weil man wenigstens auf eine Stute 350 Ruthen gute Weide, und auf ein Säugfohlen die Hälfte davon rechnen muß, so sollte man die vierte Art auch auf großen Stutereyen in ebenen Gegenden einführen, die Triften in künstliche Wiesen verwandeln und die Hirten darzu brauchen, den Zuchtpferden das Futter herbey zu schaffen, sie zur Bewegung auszutreiben, und zu warten.

Um nun eine gute Nachzucht zu erhalten, kömmt alles auf die Güte der **Zuchthengste** und **Zuchtstuten** an. Je entfernter der Himmelsstrich ist, aus welchem der Hengst und die Stute abstammen, desto besser sollen die Pferde, die daher entspringen, werden. Man weiß aus Erfahrung, daß die Stute mehrentheils dem Pferde die Größe und der Hengst demselben die Gestalt der Gliedmaßen giebt; man wür-



*) Z. E. Im Herzogthum Gotha auf der herrschaftlichen Stuterey zu Georgenthal, wo schöne Pferde gezogen werden.

würde daher wohl thun, wenn man seine Pferdezucht durch fremde Mutterpferde verbesserte, allein da diese schwer zu bekommen sind, so thut man es durch fremde Hengste. Nur sorgt man dafür, daß man wenigstens vier Jahre hinter einander immer neue fremde Hengste den Stuten zugesellt, und keine Begattung unter der Blutsfreundschafft zuläßt, wenn keine Ausartungen zu fürchten seyn sollen.

Ein guter **Zuchthengst** (Springhengst, Beschäler), muß von schönem Wuchse seyn, einen langen und schlanken Leib, lebhafte Augen, und kleine Ohren haben, darf nicht unregelmäßig gefleckt seyn; außerdem aber kann er in Ansehung der Farbe, schwarz, schwarzbraun, braun, ein Mohrenschimmel, ein Hermelin, ein Fuchs, ein Schimmel oder getiegert seyn. Doch liebt man die getiegerten und Rothschimmel deswegen nicht, weil jene mehrentheils Rattenschwänze haben, und diese übel riechen.

Einige lassen den Hengst schon im vierten, andere besser im sechsten Jahre, wenn er völlig ausgewachsen ist, zur Begattung. Er ist bis ins zehnte Jahr tüchtig.

**Eine gute Stute,** (Mutterpferd) muß groß seyn, einen langen weiten Leib, gute Schultern, eine breite Brust und einen langen Hals haben. Sie muß völlig 5 Jahr alt seyn, ehe man ein gutes Fohlen von ihr erwarten kann. Man sagt diejenigen Stuten, die Hundezähne hätten, seyen unfruchtbar.

Man irret, wenn man glaubt, daß die Beschäler und Stuten ohne Arbeit seyn müßten, wenn sie gute Füllen zeugen sollten. Denn die Erfahrung bestätigt es, daß die Zuchtpferde bey stäter Arbeit, wodurch ihre Säfte immer gehörig entwickelt werden, bessere Füllen bekommen, als die-

jenigen,

zeitigen, die blos dem Geschäffte der Zeugung ohne Arbeit obliegen.

Die Stuten, welche an eine ordentliche Lebensart gewöhnt sind, und gut gehalten werden, fühlen alle Jahre im Frühjahr den Trieb zur Fortpflanzung (rossen, rösseln) Die Zeit ist gewöhnlich das Ende des Märzes, der April und May, und 14 Tage läßt jede den Reiz zur Begattung am stärksten merken, wo man ihr auch den Hengst verstattet.

Das Beschälen, Bedecken, Bespringen aus der Hand, wie man es nennt, ist die sicherste Art der Begattung. Es geschieht in einer Hütte, die etwas abhängig gebaut ist. Nach dem ersten Sprung führt man in 9 Tagen den Hengst abermals zur Stute, und verlangt sie ihn nicht, so ist sie trächtig; sie verlangt ihn auch mehrentheils, wenn sie nicht empfangen hat, von selbst schon eher wieder. Man begießt sie nicht mit Wasser nach der Begattung, sondern macht ihr eine leichte Bewegung. Ist sie gleich nach derselben lustig und munter, so soll dieß ein Zeichen ihrer Befruchtung seyn.

Ein guter Hengst ist vermögend in einem Jahre 30 Stuten zu belegen, eine des Morgens, die andere des Abends, wenn er dabey nur mäßige Arbeit verrichten und jede Woche zwey Tage von diesem Geschäfte ruhen darf. Man thut aber nicht wohl, wenn man ihm mehr als 20 Stuten zugesellet und ihn des Tages mehr als einmal braucht, weil der zu öftere Gebrauch, wodurch die Säfte schlecht und unvollkommen werden, die Ursach der Blindheit so vieler Pferde seyn soll, die von einem solchen Hengst abstammen.

Im fünften Monat nach der Empfängniß der Stute fühlt man das Füllen, besonders beym Trinken, sich in Mut-

terleibe bewegen. Sie trägt 11, 11 1/2, und auch 12 Monate, je nachdem sie gut oder schlecht gefüttert und gewartet wird *), und man will bemerkt haben, daß diejenigen, die des Morgens empfiengen, allzeit nach 11 Monaten und 10 Tagen das Fohlen brächten, die andern aber später und unordentlicher. Ihre Niederkunft ist nahe, wenn die Milch fließt und um die Eiterwarzen sich zähe weiße Tropfen sammlen.

Sie fohlet mehr stehend als liegend, und da oft verkehrte Lagen sich finden, so muß ein geschickter Hirte in Bereitschafft seyn, der diese Lagen kennt, und ihr beystehen kann.

Sobald das Füllen den Kopf zeigt, muß man ihm das Pferdegift (Hippomanes), ein dunkelrothes, schwammiges Gewächs von der Zunge wegnehmen, weil es ihm, wenn es verschluckt wird, schädlich ist, und sobald es gebohren ist, muß man ihm die schwammigen Ballen von den Fußsohlen abbrechen.

Gesunde Füllen springen gleich nach ihrer Geburt, nachdem ihnen ihre Mutter durch Lecken ihre erste Zärtlichkeit bewiesen hat, auf, und suchen das Eiter, und man verwehrt ihnen die erste Muttermilch nicht, weil sie allzeit ein Abführungsmittel des Erbkothes ist. Sie müssen allzeit an das Eiter gehalten werden, weil sie leicht jedes Ding ergreifen, was rund ist, auch ihren eignen Nabel, und dann sehr schwer ans

*) Diese Bemerkung ist durch viele Erfahrungen bestätigt, daß diejenigen Stuten allzeit 8 und mehrere Tage früher niederkamen, welche gut gehalten wurden, als diejenigen, welche schlecht gehalten wurden, ob sie gleich in einem Tage den Sprung bekamen.

aus Eiter zu gewöhnen sind; und diejenigen, welche bey oder nach der Geburt mutterlos werden, müssen an Stiefmütter oder Ziegen gewöhnt werden, welchen man beym Saugen der Füllen die Augen blendet. Etliche Tage bekömmt die Mutter laues Wasser mit Roggenmehl oder Waizenkleyen und Salz vermischt, dann aber gewöhnlich wieder ihren kalten Trank.

Den neunten Tag nach dem sie gefohlet hat, wird sie gewöhnlich wieder roßig, und man läßt ihr auch den Hengst zu, weil dieser Tag gewöhnlich zur Empfängniß am güngstigsten ist.

Die Füllen entwöhnen sich entweder von selbst, oder werden im fünften Monate entwöhnt. Man kann sie unterdessen in den Ställen herumlaufen, und allenthalben Futter finden lassen. Wenn sie die ersten 12 Zähne vollkommen haben, so bekommen sie schon neben ihrer Muttermilch auch Heckerling, Hafer, Heu und Gras zu ihrer Nahrung. Sie müssen von Jugend auf reinlich gehalten und täglich gewaschen werden. Wo Pferdetriften sind, kommen sie nach den ersten 14 Tagen auf die Weide, wo sie aber mit den Kühen ausgetrieben werden, erstlich nach einem halben Jahre. Ihr Futter im Stalle nimmt nach dem Alter zu.

Nach dem dritten Jahre, und nicht früher, fängt man an, sie zu ihrer Bestimmung vorzubereiten. Man legt ihnen zuweilen ein Gebiß ins Maul, einen Sattel auf den Rükken, spannt sie an einen leeren Wagen, und läßt sie damit ein wenig traben. Die Reitpferde dürfen erst nach vier völlig zurückgelegten Jahren ordentlich beritten werden, aber die Zugpferde kann man eher an den Wagen und Pflug spannen. Jetzt ist auch die Zeit, wo sie beschlagen werden, und

 zwar

zwar im Winter erstlich an den Vorderfüßen, und dann das kommende Frühjahr auch an den Hinterfüßen. Man gewöhnt sie darzu, indem man ihnen zuweilen die Füße aufhebt, auf den Huf mit einem Hammer pocht, und dann für ihr richtiges Verhalten Zucker oder Salz aus der Hand zu lecken giebt. Die Eisen dürfen nicht aufgebrannt, und der Huf nicht abgeraspelt werden, weil er sonst leicht schadhaft werden kann, sonderlich durch den Verlust seines natürlichen äußerlichen Glanzes.

Im zweyten und dritten Jahre werden die Pferde, besonders die herrschafftlichen, durch einen glühenden eisernen oder kupfernen Stempel an den Kinnladen, unter den Mähnen, an den Schultern, Hinterschenkeln oder Hinterbacken vor der Schmiede gezeichnet. Die Wunde wird mit Baumöhl gestrichen und geheilet.

Da man einmal grausam genug ist, zu glauben, daß die Pferde ohne beschnitten (gewallacht, gerissen, gelegt) zu seyn, nicht leicht regiert oder gebändigt werden könnten, und dadurch erst lenksamer und gelehriger gemacht werden müßten, so hat man verschiedene Methoden erfunden, ihnen ihre Kraft zur Fortpflanzung zu nehmen. Die zwey gewöhnlichen sind: 1) das Verschneiden durch Corrosivmittel, und 2) durch Feuer.

Bey der ersten Art, welches die beste ist, weil die zweyte oft Entzündungen nach sich zieht, wird das Pferd geblendet, gegürtet, mit Seilen, die kreuzweiß durch Rinken an den Füßen gezogen sind, langsam und behutsam durch zwey Männer auf den Mist geworfen; der Verschneider öffnet mit einem scharfen Messer den Hodensack, drückt die Geilen heraus, und bindet zwischen vier Hölzchen von 6 Zoll Länge die

die inwendig hohl und mit Sauerteig und Mercurio subli-
mato corrusivo angefüllt sind, und Kluppen heißen, die
Saamengefäße fest, wäscht die Wunde mit Eßig und Salz
aus, läßt dem Pferde nach dem Loßbinden zur Ader, öffnet
die Bindfaden nach 24 Stunden, in welcher Zeit die Saa-
mengefäße zerstöhrt sind, wäscht die Wunde abermals aus,
und nach 14 Tagen ist sie geheilt. Man zerdrückt oder schlägt,
auch zuweilen den Thieren die Gefäße, welche den Saamen
bereiten und führen, breit. Ein solch verstümmeltes Pferd
heißt alsdenn ein **Wallach** oder **Mönch**. Es geschieht
diese Operation allemal im Herbst oder Frühjahr, wenn das
Thier drey oder vier Jahr alt ist; doch kastrirt man auch
alte Hengste glücklich.

Das **Englisiren**, wo man den Pferden einen vor-
züglichen Theil ihrer Schönheit, und ein Vertheidigungs-
mittel gegen den Anfall der Insekten raubt, kömmt jetzt all-
mählich ab. In England konnte man es einführen, weil
in diesem Lande die Insekten, welche bey uns eine so große
Plage der Pferde sind, nicht so häufig angetroffen werden,
und man die Pferde alle der Reihe nach und nahe an einan-
der spannt, wodurch sie sich mit den langen Schwanze in die
Augen schlagen könnten. Es geschieht diese Operation in
einem Nothstall, und es werden ihnen im zweyten oder
dritten Jahre 2 Zoll vom After die Sehnen des Schwanzes
rund herum zerschnitten, der Schwanz wird in die Höhe ge-
bunden, und die Wunde mit Wundbalsam geheilt. Nach
der Heilung schlägt man den Schwanz eine Viertel Elle vor
der Wurzel völlig ab, und der übrige Theil steht grade aus *).

Krank-

*) Bey dem Landgestüte, wo die Landleute sich ihre
Pferde selbst ziehen, sollte die Obrigkeit für gute Heng-
ste

**Krankheiten und Mittel dagegen.** Die Kennzeichen, woran man den gesunden Zustand eines Pferdes erkennen kann, sind folgende: Es muß willig und munter, nicht eckel im Futter und gefräßig seyn; nach der Arbeit und dem Fressen sich ganz ruhig verhalten, oder niederlegen. Der Körper muß immer einerley Grad der Vollkommenheit behalten, nicht bald mager, bald stark seyn. Es muß hell aus den Augen sehen, die Ohren immer aufwärts kehren, ein glänzendes Haar haben, unter dem Zügel schäumen, nicht zu viel trinken, nicht wässerig oder weich misten, ohne Beschwerde harnen, nicht so stark über der Arbeit schwitzen, und leise athmen. Wo diese Kennzeichen alle angetroffen werden, da ist das Pferd gewiß gesund, hingegen wo nur eins fehlt, da ist Aufmerksamkeit nöthig, weil eine Krankheit entweder schon wirklich eingetreten ist, oder wenigstens ihr Daseyn anmeldet.

Ein Merkmahl der Ungesundheit eines Füllens ist, wenn es sein Geschröte vor dem zweyten Jahre sinken läßt, oder wollige Haare hat.

In Dännemark erhält man die Pferde gesund, fleischig und glänzend, wenn man den Saamen von den Brennesseln allmälig trocknet, pulverisirt und des Morgens und Abends eine Handvoll für jedes Pferd unter den Hafer menget.

1) Die Druse (der Kropf), welche von Erkältung, unterbrochener Ausdünstung im Frühling und Herbste, oder von

sie sorgen, und überhaupt mehr auf diese wichtige Sache ihr Augenmerk richten. So wird im hannöverischen Landen ein Beschäler gehalten, den jeder Bauer fordern kann.

von unordentlicher Verdauung entsteht. Der Knoten (dieß muß man zum Unterschiede vom Rotze bemerken), worin sich eine ungesunde Feuchtigkeit sammelt, befindet sich unter dem Kinn mitten zwischen beyden Kieferknochen, und wenn er aufbricht, fließt diese Feuchtigkeit aus beyden Nasenlöchern zugleich. Das Pferd hat dabey das Ansehen, als wenn es innerlich krank wäre, hat matte Augen und frißt nicht gehörig. Besonders drey- und vierjährige Füllen werden damit befallen. Spießglasleber (hepar Antimonii) ist eine Blutreinigung dafür, sonst hilft das ächte Naumannische Drusenpulver, wovon man dem kranken Pferde alle Morgen und Abend einen Eßlöffel voll eingiebt, und ihm zugleich verschlagenes Wasser zum Tranke darreicht. Einen Waidballen, 1 Pfund schwer, in ein leinenes Säckchen geneht, und dem Pferde davon zu saufen gegeben, befördert den Abgang der Kropf- und Drusenmaterie.

2) Der Rotz ist eine ansteckende Krankheit. Es ist ein Fluß aus der Nase, der aus einer verdorbenen, zähen und scharfen Lymphe (Fließwasser) besteht, weiß, gelb, grün und blutig ist, wobey die Nase an der Scheidewand Röthe, Hitze und Geschwüre hat, und eine oder beyde Drüsen seitwärts an den Kieferknochen (nicht wie bey der Druse in der Mitte) geschwollen sind. Diese Drüsenknoten lassen sich als zwey eyrunde Körper, angreifen und verschieben. Es fließet anfangs allzeit nur ein Nasenloch, und das Pferd ist munter, frißt und säuft, wie gewöhnlich. Wenn schon Geschwüre in der Nase sind, und die ausfließende Materie vermischt und vielfarbig aussieht, so ist das Pferd verlohren, und muß todgestochen werden; ist aber die Krankheit noch in ihrem Anfange, so kann sie zuweilen auf folgende Art gehoben

hoben werden. Man schlägt dem Pferde die Halsader, und läßt ihm ohngefähr 3 Pfund Blut wegfließen. Alsdenn kocht man zwey Händevoll Fliederblumen (Hollunder, und eben so viel Käsepappeln mit 1 Pfund Wasser und 1 Loth Pottasche. Dieß spritzt man durchgeseigt und lau dem Pferde täglich drey- bis viermal in die Nase. Nebenher kann man ihm auch einen Beutel mit gekochter Gerste anhängen, deren erweichenden Brudel es in die Nase ziehen muß. Wenn man die vorige Einspritzung vierzehn Tage wiederholet hat, so nimmt man ferner zwey Hände voll rothe Rosen, kocht sie mit 1 Pfund Wasser, säugt dieß durch, mischt ein Pfund Kalchwasser und zwey Löffel voll gelben Honig drein, und spritzt es dem Pferde lau ein. Dabey bekömmt endlich das Pferd folgendes Pulver: Mineralmohr (Aethiops mineralis), Pockenholz, Schwefelblumen und Jalappenwurzel, von jedem 1/2 Loth, zusammengestoßen, und alle Morgen eingegeben.

3) **Der Wurm***), (Springwurm, Pferdepocken). Eine ansteckende und schwer zu heilende Krankheit. Es entstehen an dem Halse, dem Körper oder den Beinen des Pferdes Knoten von der Größe einer Haselnuß, welche zuweilen auch länglicht und von der Dicke eines Fingers sind. Diese Knoten brechen auf, sehn alsdenn aus, wie Speck, und geben eine fette und zähe Feuchtigkeit von sich. Wenn sich viele Knoten an einer Stelle des Körpers öffnen, so entsteht ein ausgebreitetes Geschwür, das immer weiter um sich greift, wie der Krebs. Fließt dem Pferde zugleich die Nase, so ist es heftig angesteckt, und dieß nennt man den innern Wurm.

Diese

*) Ohngeachtet dieses Namens ist doch bey dieser Krankheit an nichts weniger, als an einen Wurm zu denken.

Diese Krankheit, welche die Hengste mehr als die Stuten befällt, kann erzeugt werden, wenn das Pferd von schwerer Arbeit sogleich in Ruhe kömmt, oder wenn es nach einer Krankheit auf einmal zu viel frißt, oder fehlerhaftes Futter erhält.

Man heilet sie gewöhnlich auf folgende Art: Man läßt dem Pferde 4 Pfund Blut aus der Halsader weglaufen, und giebt ihm alle Morgen zwey Loth von einem Pulver, welches aus fein gestoßenem Pockenholz, Spießglas und Schwefelblumen, von jeden gleich viel, besteht. Statt dieses Pulvers kann man ihm auch täglich 1/2 Loth von dem sogenannten Mineralpulver mit Mehl und Honig zu einer Latwerge gemacht, eingeben.

Die Geschwüre heilen geschwind, wenn man sie mit einer Bähung wäscht, die aus einem 1/2 Quentchen Mercurio sublimato, in 3 Pfund reinem Wasser aufgelöset, besteht.

Ein Mittel gegen den Wurm, das einige thüringische Curschmiede allzeit, wenn kein anderes anschlagen wollte, mit dem glücklichsten Erfolg gebraucht haben, ist folgendes: Mann nimmt die innere Rinde der Espenschale, Kreide, Knoblauch, Eicheln, Gartensalbey, Weißwurz, Bilsensaamen, Sadebaum und weiße Enzianwurzel, von jedem gleich viel, verwandelt diese Stücke alle in ein Pulver, und giebt dem Pferde, wie die Schmiede wollen, nur bey abnehmendem Monde einmal, davon 19 bis 21 Eßlöffel voll auf dem Futter zu fressen; dabey darf das Pferd zwey Stunden nichts zu saufen, und zu fressen bekommen, und es muß ihm drey Wochen hintereinander, jede Woche einmal zur Ader gelassen wer-

werden. Verschwindet die Krankheit nicht, so muß die Cur den folgenden Monat wiederholt werden.

Die Hufschmiede theilen diese Krankheit in verschiedene Arten ein, als den Mehlwurm, fliegenden Wurm, (Reutwurm) Strickwurm, verkehrten Wurm, krebsartigen Wurm und innern Wurm. Es sind dieß aber nur bloße Benennungen von eben derselben Krankheit, welche den verschiedenen Grad des Uebels bezeichnen. Die Heilung ist immer dieselbe.

4) Die **Darmgicht** (Verstopfung, Kolik, fälschlich Feivel). Das Pferd windet sich, will nicht fressen, stampft mit den Füßen oder wälzet sich; es schwillt ihm der Bauch und kann nicht misten. Sie entsteht theils von unreinem, theils von verdorbenem Heu und Hafer, theils von versetzten Winden, die von schlechter Fütterung herrühren. Wenn man gestossene Krebsaugen mit Wein dem Pferde eingießt, es reitet, und nicht zum Liegen läßt, so soll es genesen.

5) **Der Strengel** (Bräune) entsteht von einem Geschwäre oder von einer Entzündung im Halse, wo das Pferd den Hals steif hält, sein Futter käuet und fressen will, aber nicht niederschlucken kann. Man hebt diese Krankheit durch eine Aderlasse, und durch Einspritzungen von Honig und lauigem Wasser.

6) Die **Rehe** (Verfangenheit, Verschlagen). Diese Krankheit macht das Pferd, wie die Gicht bey dem Menschen, an einem oder mehrern Gliedern oder am ganzen Körper lahm und steif, so daß es sich nur mit Mühe und grossen Schmerzen bewegen kann, und rührt von Erkältung, von übertriebener Arbeit, von Mangel an Bewegung bey starker

und

und überflüßiger Fütterung, von jähling abwechselndem Futter, oder einem kalten Trunke nach einer Erhitzung, her. Die Rehe wird gehoben, wenn man die stockende Ausdünstung, oder den zurückgebliebenen Schweiß des verfangenen Theils wieder zu bewirken sucht, und den Theilen, die steif sind, Bewegung verschafft. In Schweiß kann man das Pferd bringen, wenn man es langsam und egal mit einem Strohwisch reibt, mit einer warmen Decke überlegt und ihm einen Trank von 2 Loth Hirschhornspiritus, mit etwas Honig und 1/4 Pfund Brandewein versetzt, eingiebt.

7) Der Durchlauf (Durchfall). Man kennt dreyerley Arten:

*a*) Wenn das Pferd dünn mistet. Dieser giebt sich von selbst wieder.

*b*) Wenn ein zäher Schleim vom Pferde geht, oder wie die Schmiede sagen, das Fett dem Pferde geschmolzen ist: Hier bekömmt das Pferd ein Clystier von 1/2 Pfund Leinöhl, mit zwey Eyerdottern, und 2 Pfund lauem Wasser, und innerlich täglich zweymal 1/2 Pfund Leinöhl mit 1/2 Loth Salpeter und 1 Loth gepülverter Enzianwurzel.

*c*) Wenn das Pferd Blut mistet. Dieser Durchfall ist gewöhnlich mit einem Fieber verbunden. Das Pferd bekömmt zweymal des Tages ein Clystier von Wasser mit Leinsaamen gekocht, und innerlich wird ihm alle Morgen 1/2 Pfund Leinöhl mit eben so viel Honig und einem Quentchen gestoßenen Alaun eingegeben.

8) **Der Koller oder Schwindel.** Es giebt zweyerley Arten, *a*) den stillen, und *b*) den rasenden, wüthenden.

Bey der ersten Art verhält sich das Pferd ruhig, sieht vor sich hin, stößt blindlings an alles an, läßt das Futter aus dem Maul fallen, sich den Finger tief ins Ohr stecken, ohne zu schütteln, und die Beine übers Kreuz setzen, ohne sie weg zu bewegen. Bey der zweyten aber tobt es und raset, und läßt nicht ohne Gefahr an sich kommen. Beyde Arten sind fast unheilbar. Mit Aderlassen bis zur Ohnmacht, mit Hunger, stätem Kopfwaschen mit kaltem Wasser, einem Fontenell an der Brust, lassen sie sich zuweilen heben. Man giebt auch innerlich folgende Lattwerge mit gutem Erfolg: 4 Loth Salpeter, und Honig so viel als zu einer Latwerge nöthig ist. Von derselben giebt man dem Pferde ein Hühnerey groß mit einem Quentchen Amoniak Gummi vermischt, auf einem hölzernen Spaten ein.

9) **Das Blutstallen.** Raudensaft mit lauem Wein stillet es.

10) Die **Entzündung** der Eiter wird mit Bleyeßig (acetum saturninum) allzeit vertrieben.

11) **Der Tripper** und die Entzündung, welche bey den Hengsten entweder von selbst aus Geilheit, oder wenn sie zu stark gereitzt werden, entstehen, werden ebenfalls durch Einspritzungen des Bleyeßigs gänzlich curirt.

12) **Der Feivel**; wenn das Pferd oben am Kopf etwas aufbricht, welches den Mähnen herabeitert, rührt von unreinem Geblüte. Rother Gundermann dem Pferde zerstossen in die Nase geblasen, soll ihn vertreiben.

13) **Das Vernageln** wird durch gestoßene und aufgelegte Schafgarbe unfehlbar geheilet.

14) Das

14) Das Satteldrücken entsteht theils vom schlechten Reiten, theils wenn der Sattel nicht paßt, theils zuviel, oder nicht gut aufgepackt wird. Durch folgendes Mittel lassen sich dergleichen Verwundungen bald heilen: Alaun, Salmiak, Grünspan, blauen und weißen Calixtenstein, Weinstein und englisch Kupferwasser, von jedem für einen Groschen, alles in einem neuen Tiegel zerfließen lassen, in ein starkes Papier gegossen, davon täglich eine Haselnuß groß genommen, in Wasser aufgelößt, und den Geschwulst oder die Wunde so lange damit gewaschen, bis der Schaden geheilt ist.

Außerdem giebt es noch viele Krankheiten der Pferde, welche aber alle zu beschreiben zu weitläuftig seyn würde, als das hitzige und kalte Fieber, die Lungensucht, Engbrüstigkeit, Haarschlechtigkeit, Verstopfung des Harns, der Lauterstall, die Krätze, Mauke, Mähnenraude, die Klemmen, verschiedene Beulenkrankheiten, Ueberbeine, Feigwarzen, Hornklüften, den Bugwurm, Stollenschwamm, Leist oder Schale, die Flußgalle, Steingalle, den Blutspat, Wasserspat, Ochsenspat, Hahnenspat, trocknen Spat, die Steingallen, Geschwüre an den Füßen, Entzündungen der Augen u. a. m.

Der Pferdebezoar (Hippopolithos) ist ein eyrunder Körper, in dem Magen, den Gedärmen oder der Blase der Pferde, welcher oft etliche Pfund wiegt, und zuweilen tödlich ist. — Bey den Pferden ist, wie bey dem Menschen, alles Aderlassen, Purgiren und Clystiren ohne die äußerste Noth schädlich.

**Feinde.** Der Bär und der Wolf fällt das Füllen und auch zuweilen das Pferd an.

Plage verursachen den Pferden folgende Insekten und Gewürme:

Die geflügelten und ungeflügelten **Pferdeläuse** (Hippobosca equina et pediculus equi), welche die Säfte der Falben, Rothschimmel und Schäcken besonders lieben. Sie werden durch Waschen mit Tabackslauge vertilgt.

Der **Afterkriecher** (Oestrus hemorrhoidalis s. Hirsch S. 576). Eine Bremse, welche entweder dem Pferde, wenn es mistet, ihre Eyer an das Ende des Mastdarms, wo sie auskriechen, und als Larven in den Falten der Därme sich aufhalten, oder in die Nase legt, von wo die Larven durch den Schlund bis in den Magen schlüpfen oder sich auch in der Schlundhöhle aufhalten. Sie werden oft tödlich, indem sie bey magern Pferden in Menge den Magen durchfressen. Zur Befreyung von dieser Beschwerde dienen fette Oehle, brennbare Geister und eine gesättigte Auflösung des Kochsalzes. Auch hilft den Pferden Schwefeldampf in die Nase gehen zu lassen oder eine starke Prise Rappetaback in in die Nase gerieben.

Die **Stechfliege**, welche im August die Pferde sonderlich durch Aussaugung des Bluts, so wie die **Ochsenbreme**, plagt.

Die gewöhnlichen **Spulwürmer**. Man vertreibt sie dadurch, wenn man den Pferden eine Handvoll Salz in den Hals steckt. Der **Fadenwurm** (Trichuris). Er weicht durch die gewöhnlichen Weidenblätter zu ganzen Nestern fort. Die **Bandwürmer**, **Palisadenwürmer**, **Haarwürmer**, **Egelwürmer** sind ihnen auch oft sehr beschwerlich.

Nuz-

Nutzen. Daß die Pferde sehr nützliche Thiere sind, zieht wohl niemand in Zweifel. Ihre Sanftmuth, welche nur gegen Feinde und gegen große Beleidigungen in Zorn übergeht, und ihre Gelehrigkeit und Stärke macht sie zu solchen nützlichen Hausthieren, welche beynahe dem ganzen Menschengeschlecht unentbehrlich worden sind. Sie dienen in der Landwirthschafft, bey den Posten, im Kriege, und beym Handel durch Reiten, Ziehen und Lasttragen. In der Oekonomie zieht man zwar oft die Ochsen vor, weil diese auch noch, nach dem sie getödet sind, durch ihr Fleisch nützen; allein wenn man bedenkt, daß ein Pferd dreymal mehr, als ein Ochse, verrichtet, so behalten die Ochsen nur einen Vorzug in so fern, daß sie in bergigen Gegenden besonders zum Pflügen wegen ihres langsamen, gewissen und anhaltenden Ganges besser benutzt werden können, als die Pferde.

Im Reiten nützt und vergnügt das Pferd, wenn wir seinen natürlichen Gang betrachten, in Gegensatz des künstlichen, der ihm auf der Reitbahn gelehrt wird:

1) Durch seinen Schritt, wo zuerst der rechte Vorderfuß, hierauf der linke Hinterfuß, alsdenn der linke Vorderfuß, und zuletzt der rechte Hinterfuß aufgehoben wird;

2) durch seinen Trab, wo der rechte Vorderfuß und linke Hinterfuß zu gleicher Zeit; darnach der linke Vorderfuß und der rechte Hinterfuß ebenfalls in einem Augenblicke aufgehoben werden; und endlich

3) durch den Gallopp, welches eine Art von Springen ist. Der linke Hinterfuß kömmt hierbey zuerst auf die Erde zu stehen, um dieser wallenden Bewegung zu einem Ruhepunkte zu dienen, hierauf hebt sich der rechte

Hinterfuß mit dem linken Vorderfuß zugleich in die Höhe, und diese beyden kommen auch wieder zu gleicher Zeit auf die Erde, zuletzt wird der rechte Vorderfuß, welcher gleich nach dem linken Vorderfuß und rechten Hinterfuß aufgehoben wird, wieder niedergesetzt.

Es giebt aber auch Pferde, welche von Natur einen sonderbaren Gang haben, der einen Mittelgang zwischen dem Trabe und Schritt ausmachet, und

4) der Paß genennt wird. Das befremdendste hierbey ist, daß bey einem Schritte die beyden Schenkel der einen Seite, z. B. der rechte Vorder- und Hinterschenkel zugleich sich fortbewegt, und daß hierauf die beyden linken Schenkel im Fortschreiten den zweyten Schritt ausmachen. Dieser geschwinde Gang ist für den Reiter sehr bequem, weil er nicht stößet; mattet aber das Pferd ab, und soll auch nur schwachen Pferden besonders eigen seyn.

Die englischen Pferde sind wegen ihrer außerordentlichen Schnelligkeit im Laufen sehr berühmt. Man hat Beyspiele, daß ein Wettrenner in 22 Minuten einen Weg von einer deutschen Meile zurückgelegt hat.

Ein starkes thüringisches Pferd fährt 10 bis 12 Centner Fracht.

Das Fleisch der Pferde wird von den europäischen kultivirten Völkern gewöhnlich nicht gegessen, aber die südlichen Polacken, welche wilde Gestüte haben, jagen die Pferde und essen sie, und die Kalmucken, Tataren, und die Negern an der Küste von Guinea finden ihr Fleisch ebenfalls sehr schmackhaft, und den Kopf besonders delikat.

Die

Die frische Pferdemilch ist erfrischender als andere. Die Tataren und Kalmucken trinken die saure täglich, als ihren gewöhnlichen Trank. Sie machen auch aus derselben ein berauschendes Getränke, **Kosmos** genannt, und gute Käse.

Mit den **Vorderzähnen**, welche in Holz eingefaßt werden, glättet der Buchbinder das Papier und die Bücherdecken, und die **Backenzähne** können, wie die Backenzähne der Elephanten verarbeitet und polirt, und zu ausgelegter Arbeit verbraucht werden, da sie alsdann wie Agath aussehen. — In Irrland macht man schöne Knöpfe daraus.

Das **Kammfett**, das die Abdecker vom Hals des Pferdes ausschmelzen, wird von den Gerbern, Schustern und in der Oekonomie gebraucht, um das Leder geschmeidig zu machen und zu erhalten.

Die **Urinblase** macht man zu Tabacksbeuteln und zu großen Bällen, und verbindet auch Gläser und Flaschen damit.

Die **Pferdehaut** wird zu Sohlen- und Riemenleder, zu Juften, und ächten orientalischen Chagrain gegerbt.

Die **Sehnen** hinten am Fuße kaufen unter dem Namen der **Roßadern** die Sattler und Orgelbauer, welche letztere sie zum festen Verbinden der Falten an den Orgelbälgen brauchen.

Die **Pferdehaare** werden auf verschiedene Art genutzt. Aus den Haaren der **Mähne** und des **Schweifes** macht man Schlingen um Vögel zu fangen, Bezüge auf Geigenbogen und sonst verschiedene Arten von Gewürken, als Halsbänder, Armbänder, Knöpfe, Haarsiebe, u. s. f. Die gesottenen Pferdehaare geben die weichsten Betten, besonders

 wenn

wenn man Stahlfedern dabey anbringt. Sie werden auch zu Ausstopfung der Buchdruckerballen verbraucht.

Die kurzen Haare der Haut werden zu Pinseln, Hüten, Bürsten, Seilen, zu Matratzen, welche keine Feuchtigkeiten an sich ziehen, zu Ausstopfung der Sättel, Polster, Kissen, Stühle und anderer Meublen verbraucht.

Der Roßschweif ist in der Türkey ein Ehrenzeichen des Kaisers und der Großen.

Aus dem Hufe werden Kämme und verschiedene Dinge vom Horndrechsler verfertiget. Sonst wird er calcenirt zum Berlinerblau verwendet, oder geraspelt auf die Aecker gestreut.

Der hitzige Pferdemist taugt nur auf zähe, kalte Thon- und Leimenfelder mit vielem Stroh, thut aber in Mistbeeten gute Dienste, und wo man Gewächse schnell treiben will.

Gedörrter Pferdemist mit Kleyen vermischt, soll in der Hornseuche und Lungenfäule der Schafe eine Arzeney seyn.

Bey Futtermangel lassen sich die Schafe, Schweine, und das Hornvieh mit frischem Pferdemist, wenn etwas Mehl, Kleyen, Spreu und anderes Futter darunter gemengt wird, füttern.

Der Pferdemist wird gebraucht, um das Bley zu Bleyweiß zu machen, indem man die Töpfe, in welchen Eßig und Bley ist, in denselben verscharret; der durch seine Hitze dünstende Eßig zerfrißt das Bley, und verwandelt es in Bleyweiß.

Die

Die Egyptier um Kahira gebrauchen den Ruß von gebrannten Pferdemiste zu Salmiak. Man kann auch mit diesem Miste die Maulwurfsgrillen (Gryllotalpa) vertreiben. Man macht nämlich zu Anfang des Herbstes in Gegenden, wo diese schädlichen Insekten sich aufhalten, Gruben in die Erde, welche man mit Pferdemist ausfüllet, und wiederum mit Erde bedecket. Im folgenden Frühjahr öffnet man diese Gruben und findet eine Menge alter Maulwurfsgrillen, die sich hier versammlet haben, und tödet sie mit sammt ihrer Brut. Wenn man frischen Pferdemist kocht, oder in warmes Wasser einweicht, und erfrorne Füße zwey Stunden in diese Masse setzt, so wird nicht nur der Frost aus denselben gezogen, sondern sie werden auch gänzlich geheilet. Eben derselbe giebt mit Leimen, Salzwasser, ungelöschten Kalch, Ziegel- und Glasmehl, Hammerschlag, Feilspänen, Kühhaaren, frischen Rinderblut und Wasser, einen sehr dauerhaften Ofenkitt (lutum sapientiae).

In der Medicin werden jetzt weder Milch, Blut, Mark, Urin, Schweiß, Fett, noch Fleisch, Warzen, Huf und Roßbezoar mehr gebraucht, wie sonst.

Schaden. Wenn man sie auf nassen Wiesen weidet, so zertreten sie den Boden, und zupfen die Graswurzeln aus.

## (43) 2. Der Esel.

Equus Asinus. Lin.
L'Ane. Buff.
The Ass. Penn.

### Kennzeichen der Art.

Er hat lange Ohren, über den Schultern ein schwarzes Kreuz, und nur am Ende des Schwanzes schwarze Haare.

## Beschreibung.

Des Esels eigentliches Vaterland ist nicht bekannt, ob man gleich nicht ohne Grund den wärmern Theil Asiens dafür hält. In der Tartarey lebt er noch jetzo, unter dem Namen Kulan, in ganzen Heerden wild, ist etwas größer, schlanker und weit schneller als unser zahmer, sonst aber an Bildung und Farbe, die aschgrau ist, wenig von ihm verschieden. Er zieht von da im Herbste in unzähligen Heerden südlich gegen Indien und Persien, und überwintert daselbst. Man sagt, daß unser Esel aus Arabien nach Griechenland, von da nach Italien, von hieraus nach Frankreich, und aus diesem Lande endlich nach Deutschland zu uns gekommen sey. Kältere Gegenden als unser Deutschland kann er nicht wohl vertragen. In Thüringen wird er nur in bergigen Gegenden von den Mühlern und Landleuten zum Lasttragen gebraucht.

Da er nicht die schöne Bildung, nicht den ansehnlichen Wuchs noch das Feuer des Pferdes hat, so ist er in Deutschland und fast überall ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes, welches er doch wegen seiner Güte, Geduld, Genügsamkeit und vorzüglichen Nutzbarkeit wirklich nicht verdienet. Der große und schwere Kopf, die langen schwankenden Ohren, der breite und dicke Hals, die schmale Brust, der fast schneidende Rücken, die Hüften, welche höher sind als das Vorderroß, das platte Kreuz, der kahle Schwanz, die engen Hinterschenkel machen ohnstreitig, daß er neben dem stolzen und schönen Pferde eine demüthige und plumpe Rolle spielen muß. Doch findet man in Arabien Esel, die wegen ihrer Schnelligkeit, wegen ihres Muths, ihrer Stärke und Schönheit sehr hochgeschätzet werden. Sie haben ein glat-

tes

tes Haar, einen hohen Kopf, leichte Schenkel und werden zum Reiten gebraucht. Auch Italien bringt schon so schöne Esel hervor, die man mit 100 Rthl. und drüber bezahlt. Vielleicht kommt die üble Gestalt, Faulheit und Trägheit unserer Art daher, daß sie unser rauhes Futter und Luft nicht wohl gewohnen können; denn die Erfahrung lehrt, daß ihre Größe von dem Himmelsstriche abhängt, unter welchem sie wohnen; je kälter und rauher dieser ist, desto kleiner und schwächer fallen die Esel aus.

Mit dem Pferd hat der Esel, wie bekannt, die größte Aehnlichkeit. Sein Hauptunterscheidungszeichen sind die langen Ohren, der schwarze Streif über den Rücken mit dem Querstreif über die Schulterblätter, welche beyde die Figur eines Kreuzes verursachen, und der glatte am Ende mit einem Haarbüschel versehene Schwanz. Die Größe unsers thüringischen Hauseſels vom Kopf bis zum Schwanz ist gewöhnlich 5 Fuß 4 Zoll, und die Höhe 3 bis 6 Zoll *). Die Höhe der Beine ist 1 Fuß 9 Zoll; der Kopf hält 1 Fuß 4 Zoll, die Ohren 9 Zoll 6 Linien und der Schwanz 2 Fuß.

Der dicke Kopf hat lange, breite Ohren, die sich nach dem Schall, wohin sie wollen, langsam bewegen. Die Augen stehen an der breiten Stirn weit von einander, und ihr Blick ist traurig. Die Lefzen sind dick und herabhängend. Die Anzahl seiner Zähne ist 36, und er wechselt sie, wie das Pferd. Der Hals ist lang, steht stets grade ausgestreckt, und ist mit kurzen Mähnen behangen. Der Rücken ist gebogen, und der Bauch unförmlich breit. Die schlanken Beine, die schönsten Gliedmaßen am ganzen Esel, haben einen grauen Huf.

Sein

*) Par. Ms.: Länge fast 5 Fuß, und Höhe fast 3 Fuß.

Sein dickes Fell ist mit langen, unansehnlichen, steifen, etwas gekräuselten Haaren überzogen. Die Farbe ist sehr verschieden. Eigentlich ist sie ein besonderes grau, das man das Eselgrau nennt. In den Weichen ist er weiß oder weißlicht, an den Hals und den Füßen mit einigen schwarzen Linien, und auf dem Rücken mit einen schwarzen Kreuz versehn. Sonst giebt es mausefahle, aschgraue, blauliche, rothe, bräunliche, schwarze, schmutzig weiße, und mit allen diesen Farben gefleckte Esel.

Die unangenehme Gestalt hat ihnen die Natur durch ein gutes Gesicht, vortrefliches Gehör und außerordentlichen Geruch zu ersetzen gesucht. — Sie erlangen ein Alter von 36 Jahren. — Ihre Affekten drücken sie durch ein ängstlich ausgestoßenes, fürchterlich klingendes Hinhan-Geschrey, aus, das wechselweise aus hohen Tönen in tiefe, und aus tiefen wieder in hohe übergeht. Die Eselin schreyt höher und schärfer; der verschnittene Esel aber tief und schwach. Ihr Knochengebäude ist dem Pferde völlig gleich.

Die schlechte Erziehung und Sorgfalt, die man auf diese vertiefenen Thiere wendet, verringern allerdings ihre Fähigkeiten. In ihrer Jugend sind sie aufgeräumt, wälzen und überschlagen sich muthwillig auf der Erde, und machen vielerley poßierliche Wendungen und Sprünge, trottiren und galloppiren; im Alter aber verwandelt sich diese Lustigkeit durch die schweren Arbeiten und elende Kost in Schläfrigkeit und Furchtsamkeit, und wenn sie sich dann wälzen, so geben sie damit zu erkennen, daß ihnen die Haut von verschiedenen Unreinigkeiten jücke, und daß sie reinlich gehalten seyn wollen. Ueberhaupt sind sie vor allen Thieren demüthig, geduldig und gelassen. Alle Züchtigungen ertragen sie

ohne

ohne Widerwillen, aber die Wirkung derselben ist auch von kurzer Dauer. Sie verabscheuen allen Koth und Nässe, und können nur mit derben Schlägen durchs Wasser getrieben werden; allein man bemerkt mit Vergnügen, wie die natürliche Liebe der Mutter zu ihren Jungen auch dieser natürlichen Scheue widersteht, denn sie wadet durch den tiefsten Fluß, ja fürchtet auch das Feuer nicht, wenn sie dieselben in Gefahr glaubt. Seinen Treiber kennt der Esel unter 1000 Personen, und gewöhnt sich so an ihn, daß er ihn von weiten spüret, und aufsuchet. Sein Gedächtniß lehrt ihn den Weg, den er einmal gewandert ist, ohne Irrthum wieder finden. Er ersteigt mit der größten Sicherheit und den größten Lasten die steilsten Berge, und geht ohne zu straucheln unbeschlagen über spiegelglatte Eißflächen. Seinen Herrn giebt er die Beladung mit einer unerträglichen Last durch Senkung des Kopfs und der Ohren, Aufsperrung des Mauls, und Einziehung der Lefzen zu erkennen. Blendet man ihn durch eine Binde die Augen, so bleibt er stracks steif auf seinem Platze stehen; und legt man ihn mit einem Auge auf die Erde und verdeckt ihm das andere, so bleibt er auch in dieser Lage wie todt hingestreckt. Er schläft noch weniger, als das Pferd, und nur 4 Stunden des Tages, besonders legt sich der brünstige Esel und die trächtige Eselin nicht eher, als bey der größten Mattigkeit zur Ruhe.

**Aufenthalt.** Der Esel verlangt in seinem Stalle eine trockne Ruhestätte.

**Nahrung.** So uneckel er in seiner Kost ist, welche in schlechtem Gras und Heu, in dornigen Kräutern und Gesträuch, und in Disteln mit Kleyen vermischt, besteht, so eckel ist er in seinem Getränke, welches helles Wasser seyn

muß,

muß, indem er sich auch nicht durch die härtesten Schläge zum Trinken trüben Wassers zwingen läßt.

**Fortpflanzung.** Der Esel geräth im Frühjahr in seine natürliche Brunst, und zwar bey seiner größten Hitze in eine Art von Wuth, die sich aber nur in einem gräßlichen fortdauernden Geschrey äußert, und nicht eher besänftiget wird, bis man ihm die Eselin zuläßt, welches denn auch gewöhnlich im May oder Junius geschieht.

Der Hengsteſel muß groß und stark, nicht unter drey, und nicht über zehn Jahr alt seyn, hohe Schenkel, einen völligen Leib, einen erhabenen und leichten Kopf, lebhafte Augen, große Nasenlöcher, einen langen Hals, eine breite Brust, ein plattes Kreutz, einen kurzen Schwanz, und ein glänzend weiches, dunkelgraues Haar haben.

Man hat die Gewohnheit, daß man die Stute nach der Begattung (Beschälung) prügelt, oder von hinten mit kaltem Wasser begießt, weil sie aus Geilheit nicht leicht zum erstenmal empfängt. Sie trägt 11 Monate und etliche Tage, oder gewöhnlich 290 Tage, bekommt im zehnten Monat ihre Milch, und sucht in der Geburtsstunde ängstlich einen dunkeln verborgenen Ort, wo sie eins, selten zwey Füllen zur Welt bringt. Diese saugen 5 Monate, sind in ihren Jugendjahren lustige und artige Thiere, und vermehren sich schon im zweyten Jahre wieder. Sie bedürfen keiner sonderlichen Wartung und Pflege, da sie mit geringer Kost vorlieb nehmen, und nicht leicht erkranken. Sieben Tage nach der Geburt geräth die Mutter schon wieder in Hitze. Sie zeigt außerordentliche Liebe und Zuneigung gegen ihre Jungen, und ist untröstlich, wenn man sie von ihr trennt.

Kran-

Krankheiten. Nur selten unterliegt der Esel einer Krankheit des Pferdes, besonders wenn man ihn einen trocknen und im Winter einen warmen Stall zu seiner Wohnung anweisset.

Feinde. Vom Ungeziefer wird er auch wegen seines übelriechenden Schweißes unter allen mit Haaren bewachsenen Thieren am wenigstens angefochten. Zuweilen findet man die Eselslaus (Pediculus asini) auf ihm.

Nutzen. Der Nutzen dieses so gering geachteten Hausthiers ist von der größten Wichtigkeit. Auf dem schöner gewachsenen und flüchtigern Esel wird in wärmern Gegenden geritten, und in gebirgigen Gegenden ist der schwere träge Landesel dem Müller und Landmann, der Lasten durch steile und gefährliche Wege fortschaffen soll, fast unentbehrlich. Er trägt eine Ladung von 3 Cent. und mehr, von einem Knaben regiert, sicher an ihren Bestimmungsort, und kann daher unter allen Thieren nach Verhältniß seiner Größe, die schwerste Last tragen. In trocknen, leichten und sandigen Boden zieht er auch den Pflug. Ueberhaupt schreitet, trabet und gallopiert er, wie ein Pferd, nur daß alle diese Bewegungen klein sind, und weit langsamer geschehen.

Die Milch der Eselin, welche der Menschenmilch am nächsten kömmt, ist leicht zu verdauen, nahrhafter als andere, hat schon manchem Schwindsüchtigen das Leben gerettet, und wird in mehrern Krankheiten, weil sie dünn, nicht fett, nicht käßig, und schwachen Mägen dienlich ist, sehr heilsam gebraucht. Auch werden aus derselben die wohlschmeckenden Parmesankäse gemacht.

Das

Das Fleisch der Keulen vermischt man mit andern Fleisch zu den schmackhaftesten Cervelatwürsten, ja das junge Eselsfleisch hält man in einigen Städten Italiens für eine Delikatesse.

Seine Haut wird zu vielerley Gebrauch vom Weiß- und Rothgerber gahr gemacht, und giebt vorzüglich Chagrin, Pergament, Siebe, Trommelfelle und sehr dauerhafte Schuhe.

Die Haare können gesponnen und zu allerhand Fütterungen, als der Stühle genutzt werden.

Der Mist ist eine gute Düngung in feuchten, schweren, kalten, kiesigen Boden, und er ist der einzige Dung, den man frisch brauchen kann, da alle andere Dunggattungen erst einige Monate liegen und sich verzehren müssen, ehe sie in ihre erste Nahrungstheile zerfallen.

In der Medicin leistet der Esel keinen Nutzen mehr, als durch seine Milch.

Benennung. Er heißt auch Hausesel, Steinesel.

Hierher gehören noch zwey Bastardarten, welche vom Pferde und Esel entspringen:

1) Das Maulthier. Mulus.
Le Mulet. Buff.
The Mule. Penn.

2) Der Maulesel. Hinnus.
Le petit Mulet; le Bardeau. Buff.

Ersterer stammt von einem Eselhengst und einer Pferdestute ab, und man wählt zur Begattung ein gutes Mutterpferd und den besten Esel.

Der

Der Beschäleresel muß vorzüglich groß und stark seyn, große Augen, weite Nasenlöcher, einen langen Hals, eine breite Brust, hohe Schultern, einen kurzen Schwanz, eine dunkle Farbe und glatte Haare haben. Die Stute muß jung und groß seyn. Wenn sie besprungen (bedeckt) werden soll, so wird sie geblendet und mit den vordern Füßen niedriger, als mit den hintern gestellt. Der Esel ist vom fünften bis zum vier und zwanzigsten Jahre gut zu diesem Geschäffte der Fortpflanzung, und er kann 10 bis 15 Stuten jährlich befruchten. Die Stute geht mit dem Maulthierfüllen länger als mit dem Pferdefüllen trächtig. Die Jungen, wenn sie zur Welt kommen, sind munter und gleich frisch auf den Beinen, saugen 6 bis 7 Monate, und entwöhnen sich von selbst. Sie werden gewöhnlich älter, als ihre Eltern, wachsen schneller, als das Pferd, und werden oft 17 bis 18 Fäuste hoch. Denenjenigen, welche man zum Reiten brauchen will, schneidet man die Ohren, wie den Pferden, spitzig. Die Hengste wallacht man auch, weil sie viel geiler, als die Pferde sind.

Diese Bastardthiere vereinigen in sich einige vorzügliche Eigenschafften ihrer Eltern, die Schönheit, Größe, Farbe und Munterkeit der Mutter, und die Ausdaurungskraft, den sichern Gang und die Geduld des Vaters; Schade, daß auch Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz und Stimme nach dem Vater einschlagen!

Die andere Art entsteht, wenn der Vater ein Pferd und die Mutter ein Esel ist. Bey der Begattung muß die Eselin hinten tiefer stehen als vorne. Diese Thiere sind plump, faul, träge und klein; die Ohren sind etwas länger, als Pferdeohren, aber das übrige ist mehr väter-

 lich

ich, als mütterlich. Man nennt sie auch Pferdeesel, Stutesel. *)

Beyde Arten brauchen, wie der Esel, vier Jahre zu ihrem völligen Wachsthum, haben, wie dieser 36 Zähne, die den Pferdezähnen gleichen, und eben so, wie jene das Alter der Thiere anzeigen, sind dauerhaft, stark, gesund, und nicht den Schwachheiten der Pferde unterworfen. Sie tragen schwere Bürden von 4 Centnern und drüber, gehen in bergigen und klippigen Gegenden sicherer, und kommen besser fort, als die Pferde. Bey Armeen sind sie dahero vorzüglich gut zu gebrauchen. Sie können 20 bis 30 Jahre gute Dienste thun. — Sie erfordern warme Ställe.

Man erhält sie in der Fütterung sehr wohlfeil. Bey einer Mischung von Pferde- und Eselskost und klarem kaltem Wasser zum Tranke befinden sie sich sehr wohl.

Mit Pferden und Eseln sollen sich diese geilen Mittelthiere auch wirklich fortpflanzen können, nur nicht mit ihres Gleichen.

In Thüringen findet man beyde Arten eben nicht häufig.

Um ihnen ihre natürliche Widerspenstigkeit zu benehmen und pünktliche Folgsamkeit gegen ihren Herrn beyzubringen, müssen sie ihn durch ein hartes Betragen fürchten lernen.

Die

*) Da von dieser Art zuweilen sehr unförmliche Thiere ausfallen, so sind daraus die fabelhaften Jumare entstanden, welches Bastarden von der Pferde- und Ochsengattung seyn sollen.

## Die zwey und zwanzigste Gattung.

### Das Schwein. Sus.

#### Kennzeichen.

In der obern Kinnlade sind vier gegen einander zugekehrte, und in der untern sechs hervorstehende Vorderzähne.

Eckzähne zwey oben und unten; die obern sind kürzer und die untern hervorstehend.

Die Klauen sind gespalten *).

Unter diese Gattung, welche in der Lebensart von der vorhergehenden gar merklich abweicht, sich in vielen Stükken den Raubthieren nähert und durch den kurzen, abgestumpften, beweglichen Rüßel, der ihnen zu Ausgrabung ihrer Nahrungsmittel dient, gar sehr auszeichnet, rechnen wir nur eine Art.

### (44) 1. Das gemeine Schwein.

Sus scrófa. Linn.

#### Kennzeichen der Art.

Vorn, auf dem Rücken stehen steife Borsten, und der kurze Schwanz ist haarig.

Diese Art begreift das zahme und wilde Schwein unter sich. Der wilde Eber ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Stammvater, und nur die Zähmung, eingeschränkte Lebensart und verschiedene Nahrung hat die kleinen Abweichungen seiner Abkömmlinge, der Hausschweine verursacht. Denn



noch

*) Doch findet man auch eine Abart mit ungespaltenen Klauen, z. B. in Ungarn und Schweden.

noch behalten sich zahme und wilde Schweine unter einander und zeugen fruchtbare Junge. Doch um diese Abweichungen gehörig zu bemerken, theilen wir diese Art in zwey Racen ein, in die zahme und in die wilde.

### a) Das zahme Schwein.

Sus scrofa domesticus. Linn.

Le Cochon. Buff.

The Hog. Penn.

#### Beschreibung.

Das Schwein stammt wohl eigentlich aus Indien und ist von da in die ganze Welt verpflanzt worden *). In einigen Stücken ist es zwar durch das Klima und die Nahrung abgeartet, doch hat es noch allenthalben die wesentlichen Kennzeichen behalten.

In Thüringen werden viele Schweine gezogen; und sie behaupten vor andern einen merklichen Vorzug.

Der Kopf ist lang gestreckt, endigt sich mit einem platten runden Knorpel, in dessen Mitte ein Knochen enthalten ist, durch welche die beyden Nasenlöcher laufen, und hängt auf die Erde herab. Die Backen sind breit und hager, so wie der ganze Kopf, an welchem der kurze, breite Hals mit seinen steifen Nacken eingezwengt ansitzt. Der hintere Theil der Hirnschale ist sehr erhaben. Der langgestreckte Rüssel ist mit einem steifen, durch zwey Muskeln beweglichen Knorpel versehen, der ihnen zum Wühlen beförderlich ist. In der obern Kinnlade stehen vier gegen einander gerichtete und in

der

*) Nach Amerika ist es aus Europa gekommen, und zum Theil wieder verwildert (Cochon marron).

der untern sechs etwas hervorstehende Vorderzähne. Die untern sind von ganz anderer Gestalt, als die obern, welche anstatt breit und scharf zu seyn, lang, rund, an der Spitze stumpf sind, und mit den untersten fast einen rechten Winkel machen. Doch findet man auch zuweilen in der obern Kinnlade 4 bis 6 und in der untern 4 bis 8 Schneidezähne, so daß ihre Anzahl entweder oben und unten gleich ist, oder wenn sie ungleich ist, allemal im untern Kiefer auf jeder Seite einer mehr steht als im obern. Der Mund ist zu beyden Seiten oben mit zwey kurzen, und unten mit zwey längern hervorragenden Eckzähnen, (Hauzähnen, Hauern), bewaffnet. Sie sind beym Eber größer als bey der Sau und dem Porkschweine, welchen sie kaum aus dem Munde hervorragen; beyde Geschlechter gehen mit diesen Waffen ihren Feinden trotzig entgegen. Mit den übrigen Backenzähnen deren auf jeder Seite oben und unten 7 stehen, hat ihr Gebiß zusammen 42 bis 44 Zähne. Sie verlieren in ihrer Jugend keinen davon, wie die andern zahmen Hausthiere, sondern die ersten Zähne wachsen immer fort, daher man aus der Größe derselben, besonders der Waffenzähne unter andern ihr Alter erkennen muß. Die Augen sind klein und liegen tief im Kopfe. Die Ohren ziemlich lang, breit, dick, vorwärts gerichtet und schlaff. Uebrigens ist ihre äusserliche Gestalt bekannt genug. Der Leib ist langgestreckt und dick; der Rücken ein wenig erhaben; das Kreuz schmal und spitzig *); die Seiten breit und lang, die Vorderbeine

 kurz,

*) Die Schweine mit breitem Rücken, welcher durch die zu stark gewölbten Rippen gebildet wird, liebt man nicht, weil sie weniger Speck ansetzen und die Käufer hintergehen. Man glaubt nämlich der breite Rücken und

kurz, stark und gerade, die Hinterbeine aber länger; schmal keulig, der Schwanz dünn, kurz, büschlich und schlängelt sich gewöhnlich zirkelförmig, welche Krümmung man schon an den Ferkeln von sechs Wochen gewahr wird. Die Schweine wachsen bis ins fünfte und sechste Jahr, werden mit den Jahren immer größer und schweter, und man hat sie durch gute Wartung und Futter oft zu einer Größe von 7 Fuß und drüber gezwungen.

Die Farbe ist bey den zahmen Schweinen meist weiß, doch giebt es auch schwarze, oder schwarz und weiße, auch rothe, oder roth und weiße, und bey denen von vermischten Farben sieht man auch die Haut an den Stellen anders gefärbt, wo die Borsten von der übrigen Farbe abweichen. Der gewölbte Rücken ist mit hohen harten und steifen, die Seiten aber sind mit kurzen schwachen Borsten besetzt; die längsten und stärksten sind 4 bis 5 Zoll lang und bilden gleichsam eine Mähne, die vom Kopf bis auf das Kreuz herab geht. Sie bestehen, da sie viel härter als die Haare und Wolle anderer Thiere sind, aus einer knorplichten Materie, die den Horn ähnlich ist, und theilen sich am Ende alle in verschiedene Spitzen, wodurch sie können gespalten werden. Das Ende des Mauls, die Kopfseiten, die Gegend um die Ohren, die Kehle, der Bauch und Schwanz haben hingegen sehr wenig Borsten, und sind fast nackend. Der Schwanz ist am Ende langhaarig. Unter dem Halse haben einige zwey Warzen, als Schellchen wie die Ziegen

han-

und die erhabenen Seiten wären mit Speck besetzt. Man nennt solche Schweine in hiesigen Gegenden Stifter, weil sie aus dem Stift Hildesheim stammen sollen. Die böhmische Art liebt man auch nicht, weil sie zu kurz gebaut ist.

hängeid; man kauft diese sehr gern und hält sie, doch ohne Grund, für die besten.

Der Geruch dieser Thiere übertrifft ihren Geschmack, Gehör und Gefühl. Ihr Rüssel ist ein sehr brauchbares Instrument für sie; sie besitzen sehr viele Stärke darinne und können geschickt damit in der Erde wühlen. In ihren übrigen Handlungen aber zeigen sie die größte Trägheit und Ungeschicklichkeit, indem sie keine Geschmeidigkeit in Gliedern, einen gezwungenen und steifen Gang und eine fast gänzliche Unbeweglichkeit im Rücken und in den Lenden haben. Sie mögen auch wohl unter allen Säugethieren die wenigsten Fähigkeiten besitzen, und daher ihr Eigensinn. Der ganze Umfang ihrer Triebe scheint sich blos auf eine wüthende Brunst und unmäßige Freßbegierde einzuschränken, daher sie auch oft ihre eigenen Jungen anfallen. Diese Gierigkeit aber scheint von dem dringenden Bedürfniß, ihren Magen stets gefüllt zu haben, und ihr unreinlicher, und gleichgültiger Appetit von ihrem stumpfen Geschmack und Gefühle abzuhängen. Nur durch lange Uebung lernen sie ihre Wohnung, wenn sie von der Weide zurück kommen, wiederfinden. Sie lieben die Unreinigkeit gar sehr, und sich in Morästen und Pfützen herum zu wälzen, ist ihnen wegen ihrer hitzigen Natur Wollust und — Nothwendigkeit zur Vertilgung ihres häufigen Ungeziefers.

Ihre Stimme ist ein Grunzen, und bey der Beleidigung, Fesselung, Todesnoth, und wenn Gewitter und starke Platzregen sie auf der Weide überfallen, ein hochtönendes gräßliches Geschrey. Wenn unter der Heerde ein Schwein diese Töne angiebt, so stimmen die übrigen alle sogleich zu einem Concert mit ein, und eilen einander zu Hülfe.

Der Eber grunzt nicht so laut als die Sau. — Sie können ein Alter von 20 Jahren erreichen.

Aufenthalt. Alle Zuchtschweine verlangen einen troknen, warmen, geräumigen und reinen Stall (Koben), den man wegen ihres übelriechenden Mistes an einen abgelegenen Ort des Hofes bauen muß, weil dieser Geruch dem Menschen unangenehm ist; ja schädlich werden kann. Besonders nöthig ist es, daß man ihn von den Pferdeställen entfernt anlegt, da das Roß diesen Geruch und das Grunzen der Schweine noch weniger vertragen kann, als der Mensch, und oft davon krank werden soll. So unreinlich diese Thiere auch sind, so verlangen sie doch einen reinlichen Wohnplatz, welcher wenigstens alle acht Tage frisch ausgestreuet werden muß, weil sie sonst weder gedeihen noch fett werden. Auch dürfen Eber und Sau nicht in einem Koben beysammen wohnen, weil ersterer sich zu sehr entkräften, unzeitiges Ferkeln der letztern verursachen, oder die Jungen fressen könnte.

Nahrung. Diese Thiere besitzen eine so erstaunende Freßbegierde, daß sie aus allen Reichen der Natur Nahrung zu sich nehmen, und sogar den Auswurf anderer Thiere fressen. Da sie im Frühjahr auf unbebaute Aecker, im Sommer auf wüste Haiden und Anger, im Herbst in die Getraidestoppeln von einem Schweinehirten getrieben werden, so fressen sie alles, was ihnen auf dem Wege aufstößt, todte Thiere, Koth, Obst, Körner, Kräuter, Wurzeln; und lieben vorzüglich sumpfige Oerter, wo Binsen, Rohr und andere Wasserpflanzen wachsen, deren Wurzeln ihnen sehr angenehm schmecken müssen. Wie der Ritter von Linne' beobachtet hat, so fressen sie 72 Arten von Gewächsen, und rüh-

rühren 171 nicht an. Man kann sie wirklich unter die fleischfressenden Thiere zählen, da sie nicht allein Aas verzehren, sondern auch oft ihre Jungen selbst, besonders der Eber, fressen, die Leichen ausgraben, und selbst kleine unwehrsame Kinder anfallen; letzteres thun vorzüglich die hungrigen säugenden Sauen. Wegen ihres starken Geruchs wittern sie alle süßen Wurzeln unter der Erde und graben sie aus, so wie sie auch nach den Engerlingen, Regenwürmern und Feldmäusen wühlen. Dieser Fähigkeit halber hat man sie auch in manchen Ländern, wie die Hunde gewöhnt, die Trüffeln aufzusuchen. In den Gegenden, wo Eichen- und Buchwälder sind (Eckerich ist), werden sie in dieselben, von der Mitte des Septembers bis in die Mitte des Novembers getrieben. Hier erhalten sie die beste und gesündeste Mast, sonderlich wenn der flüßige Speck, der aus dieser Kost entsteht, durch eine kurze Gerstenfütterung zu Hause noch etwas mehr Derbheit erhält. Damit sie bey dieser Weide den Wurzeln der Bäume und Stauden durch ihr Wühlen nicht schaden mögen; so ist es an manchen Orten gebräuchlich, ihnen eine Sehne am Rüssel zu zerschneiden, oder einen Ring in die Nase zu legen. Vor dem Thau, Reif, Schnee und Regen müssen sie sehr in Acht genommen werden.

Die Hausmast derselben besteht vorzüglich in den Abfällen von Mehl, geschrotenen Getraide, Trebern, Spülich, gekochten Möhren, Kürbißen, Rüben und Kartoffeln, und man sieht daher leicht, daß denjenigen Leuten, die solche Abgänge und Fütterung haben, die Mästung dieser Thiere vorzüglich vortheilhaft seyn muß. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß das Schwein immer den Trank und solche Speisen liebt, die saftig, oder doch durch warmes Wasser saftig ge-

macht worden sind. Die Knollengewächse dürfen ihnen nicht zu warm gegeben werden, sondern erst nach 12 Stunden, und gut gequetscht. Die stärkste und kürzeste Mastfütterung sind Erbsen, wenn man sie im Ueberfluß hat, oder, weil sie zu hart sind, nicht in der Küche nutzen kann. Sie werden mit heißem Wasser begossen, und bleiben so lange stehen, bis sie aufgequollen sind, dann werden sie den Mastschweinen unter ihr Getränke nach und nach gegeben. Mit 8 bis 10 Metzen kann man in kurzer Zeit das größte Schwein fett machen. Den besten und wohlschmeckendsten Speck aber giebt die Kornmast, wenn dieß Getraide mit gutem Wasser, oder mit Molken erweicht wird. Wenn man auf wilde Kastanien kochendes Wasser schüttet, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, so sind sie ebenfalls ein vortrefliches Mastfutter. Man hat auch jetzt in unsern Gegenden nach dem Muster der Engländer angefangen die Kleemast auszuüben, allein man versichert, daß bey dieser Kost die Schweine nicht nur mit einem beständigen Durchfall geplagt würden, sondern auch der Speck eine üble Farbe bekäme, nicht lange dauerte und den guten gewöhnlichen Geschmack nicht hätte. Vor dem Bilsenkraute und den Pfefferkörnern muß man das Futter sichern, weil ihnen beydes Gift ist. Auch zu heiße und zu sehr gesalzene Brühe z. B. von gesottenen Fischen, ist ihnen tödlich.

Fortpflanzung. Jeder Hauswirth muß die Anzahl der Haltung der Schweine nach der Gegend, in welcher er wohnt, und nach den Nahrungsmitteln, die er ihnen mit Vortheil geben kann, beurtheilen. Für Müller, Becker, Bierbrauer, Brandeweinbrennen, Stärkfabrikanten, und für diejenigen Landleute, die Eichel- und Buchmast, oder sonst genugsamen Abfall von Getraide, Milchwerk, Gartengewächsen, Obst, Rüben, Kartoffeln rc. haben, ist die Schweinezucht

zucht sehr rathsam. Man rechnet auf einen Eber 10 bis 12 Sauen. Zu einem guten Zuchteber (Matz, Bär, Hacksch) wird erfordert, daß er breit, kurz, dick und untersetzt sey, einen kurzen stumpfen Rüssel, kleine feurige Augen, große und herabhängende Ohren, einen langgestreckten und dicken Hals, schmächtigen Bauch, schmalen Rücken, kurze und starke Schenkel, breite Keulen, viele Haare und schwarze Borsten habe, weil man bemerkt hat, daß die weißen Schweine schwächer sind. Eine gute Zuchtsau (Sau, Mohr) aber muß langgestreckt und kurzbeinig seyn, einen spitzigen Kopf, lange Seiten, einen dicken und breiten Bauch, wenigstens 12 lange Zitzen (Späne) haben, und von einem fruchtbaren Stamme seyn.

Die Schweine sind schon im achten Jahre mannbar; man läßt aber den Eber sich nicht eher, als nach einem 1 1/2 jährigen Alter begatten, und die Sau erst im zweyten Jahre (hauen). Die beste Zeit die Muttersau belegen zu lassen, ist der Oktober und März; ob es gleich gebräuchlicher ist, sie vom September bis April zukommen zu lassen.

Da der Eber für sich nicht sehr hitzig, die Sau aber desto geiler ist, so wird er vorzüglich durch ihre Neigungen in heftige Brunst gesetzt; und sie geht ihm auch nach, wenn sie schon trächtig ist. Mehrentheils bewirkt die erste Begattung sogleich die gehörige Befruchtung. Nach 7 Jahren sind beyde zur Zucht untüchtig; ob sie gleich ihre Zeugungskraft bis ins funfzehnte behalten. Die Mutter ist ohngefähr 4 Monate dick, und man will bemerkt haben, daß eine einfarbige 15, und eine gefleckte 18 Wochen trage. Sie wirft (ferkelt) unter allen Säugethieren die mehresten, nämlich 4 bis 24 Junge, hegt schlechte Sorgfalt für sie,

indem

indem sie dieselben auch sogar, ohne ein gehöriges Nest zu machen, hinlegt. Sie wird gleich nach dem Werfen wieder hitzig (brausig), und man kann ihr daher mit Vortheil den Eber des Jahrs zweymal zulassen. Wenn man sie um Martini belegen läßt, so fallen die Jungen gegen den April in eine gelinde Jahrszeit. Will man sie aber in einem Jahre zweymal zur Zucht gebrauchen, so kann man zur ersten Begattung das Ende des Augusts wählen, so kommen die Junge (Ferkel) im Januar; hierauf folgt die zweyte Begattung, und die Junge erscheinen in der Erndtezeit. Wenn die Junge drey Wochen alt sind, so läßt man sie mit der Mutter auf die Weide gehen, damit sie Bewegung haben, und sich gewöhnen ihr Futter zu suchen. Sie dürfen nicht über sechs Wochen an der Mutter saugen, sondern (die **Absetzferkel**) müssen alsdenn mit weicher Kost, als Abgängen von Milch, Mehl und Speisen erhalten werden, so auch, wenn die Mutter gleich nach dem Ferkeln stirbt. Von dem ersten Wurf, den die junge Sau thut, wählt man aus bekannten Ursachen keine Junge zu Zuchtschweinen, und keiner weder der jungen noch alten läßt man mehr als acht durch ihre Milch nähren, weil sie sonst zu sehr abgemattet wird, und mehrere Junge nicht gedeihen können. Man schlachtet lieber die übrigen als **Spanferkel** nach 14 Tagen, oder verkauft sie. Sie sind, wenn sie gebohren werden, meistentheils weiß, da sie sich aber nachhero immer im Kothe wälzen, so verändert sich ihre Farbe und wird schmutzig braun.

Im sechsten Monat pflegt man sie zu beschneiden, und zwar, entweder im Frühjahr oder im Herbste, um der Gefahr, die entweder aus zu großer Hitze oder Kälte nach dieser Operation entstehen könnte, vorzubeugen; das Männ-

chen

chen heißt alsdenn Pork und das Weibchen Gelsen. Man Auch die ausgedienten Alten beschneidet man in unsern Gegenden und mästet sie; ob man gleich diese Verstümmelung in andern Ländern an Alten und Jungen für unnöthig hält. Die verschnittene Sau heißt Börgen.

Die Jungen werden gewöhnlich nur ein Jahr alt; man treibt sie im Sommer mit auf die Weide, steckt sie im Herbst, weil zu dieser Jahrszeit Futter im Ueberfluß da ist, und sie durch die Ausdünstung vielweniger, als im heißen Sommer verlieren, ein, und mästet sie 8 bis 12 Wochen, dann sind sie, wenn sie anders von guter Art waren, zum Schlachten tüchtig.

Den jungen Eber, den man zur Zucht ausgewählt hat, muß man in seiner Jugend von den Saumüttern absondern, damit er sich nicht schwäche. Eben so müssen ihm die Hauzähne mit einer Zange abgebrochen werden, damit er keinen Schaden verursache.

**Krankheiten.** Diese Thiere sind vielen Krankheiten ausgesetzt, besonders werden sie leicht krätzig und lausig, welche Uebel man durch die Reinigung und öfteres Baden verhüten kann.

1) Die Seuche entdeckt sich durch wäßrige Augen, und Kopfhängen nach der Seite, Mattigkeit und Abneigung zum Fressen, und entsteht vom Genuß vieles schlechten Futters. Man macht einen sehr guten warmen Mehltrank, schüttet 1/2 Pfund graues klargemachtes Leberkraut, ein Stück rothen Ocker, eines Eyes groß, 1 Loth pulverisirten Salpeter dazu, läßt das Thier hungern, bis es davon frißt; thut dieß etlichemal, bis es wieder Appetit bekömmt, mische

unter

unter alles Futter eine Zeitlang Leberkraut und etwas Salpeter, und das Schwein genest mehrentheils.

2) Die Bräune (Feuer), welche eine Entzündung des Rachens und Halses ist, durch plötzliche Erkältung entstehen soll, und an der schwarzbraunen Zunge kennbar ist, wird oft glücklich durch den kühlenden Saft der Hauswurz (Sempervivum tectorum. L.) mit dem Futter vermischt, gehoben.

3) Der Spaat und die Verrenktheit der Glieder, wo sie besonders den Hintertheil nicht führen können, verhindert man, wenn man die Muttersau nicht im kalten Winter ferkeln läßt, und die jungen Schweine warm und nicht zu lange eingesperrt hält. Wenn bey dieser Krankheit, die man auch den Hinterbrand, das Brandblut nennt, sich im Munde, an der Zunge und im Halse kleine Bläschen finden, und die Borsten, wenn man sie auszieht, blutig sind, so giebt man ihnen alle Morgen eine Pille von einem halben Loth Antimonium, einem halben Quentchen Schwefel und einem halben Quentchen Kampfer mit ein wenig Mehl und Honig ein.

4) Der Zungenkrebs richtet auch oft große Niederlagen unter den Schweinen an (s. Ochs, S. 695).

5) Der Durchfall, der von schlechtem Futter entsteht, wird dadurch gehoben, daß man in jedes Futter eine Hand voll kleingeschnittene Tormentillwurzel thut.

6) Die Finnen (oder Franzosen) sind nach neuern Entdeckungen die Behältnisse für unbewafnete Augen unsichtbarer Würmer (Blasenwürmer) und das Fleisch solcher Schweine ist so schädlich nicht, als man gewöhnlich sich einbildet. Als ein bewährtes Verwahrungsmittel gegen dieselben führt man

an,

an, daß jedes Stück gleich anfänglich bey der Mastung des Morgens nüchtern 1/2 Loth Spießglas mit etwas saurer Milch empfange, und daß man dieses nach 14 Tagen noch einmal wiederhole.

7) Die Gall- oder Schwindsucht haben die Schweine, wenn sie abzehren und mager werden. Ein Loth Antimonium und 1/2 Loth venetianische Seife in Wasser aufgelößt und alle Tage eingegeben, soll diese Krankheit aufheben. Zuweilen werden aber auch die Schweine mager und bekommen einen trockenen Husten, wenn sie Durst leiden müssen. Dieser Husten läßt sich durch Molken sehr leicht stillen.

8) Das Verfangen geschieht, wenn sie sich überfressen oder übersaufen. Es werden ihnen alsdenn die Ohren kalt und die Freßlust verliert sich. Man schneidet ihnen in die Ohren, daß sie bluten, und giebt ihnen etwas Bergöhl oder Krummholzöhl ein.

9) Sie bekommen auch leicht Beulen, und harte Geschwulste an manchen Gliedern. Das beste Mittel ist, dieselben, wenn sie weich sind, zu öffnen, den Unflath rein heraus zu drücken, und den Ort mit Talg und Theer zu beschmieren.

Feinde. Der grimmige Wolf liebt das Fleisch der jungen Schweine gar sehr, und raubt sie also in den Gegenden, wo er zu Hause ist, von der Weide, und wo er kann, auch aus den Ställen.

Junge Schweine und Triebschweine werden von der großen und breiten Schweinslaus (Pediculus Suis. Lin.) geplagt. Bey den größern Schweinen verliehrt sie sich bey gutem Futter von selbst, und bey jungen kann man sie durch

Was

Mischung mit Holzlauge, oder mit Wasser, worin schwarzer Taback abgekocht ist, vertilgen. Wenn sie beym Wühlen in der Erde eine Maulwurfsgrille (Gryllotalpa. L.) verschlucken, so zerkratzt sie ihnen den Magen und die Eingeweide, und sie sterben am Jammer. Eben dieß erfolgt, wenn sie einen Molch (Salamandra. L.) verschlungen haben. Es befinden sich auch Kratzerwürmer und Egelwürmer in ihnen.

Nutzen. Der ökonomische Nutzen dieses Thieres ist bekannt genug, da beynahe keine Haushaltung mehr ohne dasselbe bestehen kann; wiewohl der häufige Genuß des Fleisches eben nicht zu empfehlen ist*). Wenn das Mastschwein in seinem engen Koben allein, wie es ohnehin geschieht, ohne große Bewegung liegt, so gelangt es in kurzer Zeit zu einer außerordentlichen Fettigkeit. Man hat daher verschnittene Sauen geschlachtet, die 6 bis 7 Cent. wogen, deren Speck zu einer 1 1/2 Fuß Dicke aufgewachsen war, und in welchen die Mäuse, da solche Schweine beständig ohne aufzustehen an ihrem Troge liegen, und in dem fetten Fleisch keine Empfindung haben, sich eingefressen, ja sogar genistet hatten**). Zum Räuchern wählt man besonders gern den Speck der Müller-, Becker- und Gerstenmast, da derjenige von der Brandweinsmast thranig, triefend, gelb und übelschmeckend ist.

Die

*) Die Mahomedaner dürfen dieses Thier nicht berühren, geschweige essen. Aus dieser Ursache sollen die Chinesen sich nicht haben entschließen können, den mahomedanischen Glauben anzunehmen.

**) Der Graf von Buffon führt ein englisches Schwein an, das 850 Pfund gewogen; und zu Ludwigsburg war 1775 ein 2 1/4 jähriges Schwein, das 884 Pfund wog, 9 Fuß 4 Zoll lang, und 4 Fuß 5 Zoll hoch war.

Die Englischen, Westphälischen, Pommerschen und Mainzischen Schinken sind bekannt genug.

Daß man übrigens vom Schweine alles nutzen kann, weiß jedermann. Fleisch, Blut, Schmeer, Eingeweide, alles wird von Menschen gespeißt. Das Schweineschmalz braucht man außer zur Speise zu allerley Pomaden, als Wagenschmier, und um Pressen und andere Instrumente und Maschinen einzuschmieren. Aus den ganz jungen Ferkeln macht man ein ganz besonderes Labegericht. Ja der Arzt und Wundarzt weiß verschiedene Theile von ihnen zu Arzeneyen, und besonders ihr Schmalz zu Salben zu gebrauchen. Ein Pfund desselben mit einem Viertelpfund reinen Wachs in einem glasirten Topf zusammen geschmolzen, ist eine gute Salbe für aufgesprungene Lippen und Hände.

Die Schweinsgalle ist ein wirksames Mittel wider die oft gefährlichen Dornstiche und wider alle Wunden; man hebt sie daher gern durchgeseichet in einem Glase auf.

Buchbinder, Sattler, Riemer und Siebmacher verlangen die gegerbte Schweinshaut; und mit den Haaren dient sie zu Decken vor die Stubenthüren.

Die Borsten werden zu Bürsten, Pinseln, Kehrbesen, zu beweglichen Stielen bey künstlichen Blumen von den Putzmachern verarbeitet, und der Schuhmacher braucht sie an feinen Schuhdräthen statt der Nadeln.

Die Blase braucht man zu Tobacksbeuteln, um Flaschen zu verbinden, wie die Eingeweide um Würste hinein zu füllen, und zu Ballons.

Die Zähne dienen zum Poliren.

Der hitzige Dünger thut seine gute Wirkung in einem festen und nassen Boden und ist sonderlich bey Hopfenpflanzungen und dem Hanfbau der beste. Auch soll ein Guß von Schweinemist ein gutes Heilungsmittel für Pflanzen seyn, die der Frost getroffen.

In England werden seit einigen Jahren manche Tücher mit warm gemachten Menschenhaaren und diesem Mist gewalken, und diese Walke hält man bis jetzt noch in England geheim.

Daß einige Gegenden Deutschlands und auch Thüringens durch Verschickung der Schinken, Würste und des Specks viel Geld gewinnen; und daß den Seefahrern dieses geräucherte und eingesalzene Fleisch unumgänglich nöthig ist; erhöhet den Verdienst dieses Thiers noch mehr. Allein es macht sich auch in anderer Rücksicht gar sehr verdient. Selbst das bloße Wühlen im festen, filzigen Boden ist nicht immer unnütz, zu geschweigen, daß dadurch viele noch unvollkommene, nagende, und andere nach ihrer vollkommenen Entwickelung dem Pflanzenreich schädlich werdende Insekten getödet werden.

In Ungarn treibt man um die Heuschrecken zu vertilgen viele hundert Schweine auf die Felder.

Wegen ihres feinen Geruchs kann man sie zu Aufsuchung der Trüffeln abrichten.

Durch ihre Freßbegierde reinigen sie die Luft von den Pestdünsten gestorbener Thiere, abgestandener Fische und andern Aases.

**Schaden.** Die hungrigen, säugenden Sauen haben oft kleine Kinder gefressen. Von Gärten und Wiesen müs-

müssen diese Thiere abgehalten werden, weil sie dieselben durch ihr Wühlen nach Wurzeln, Insektenlarven und Würmern ruiniren.

### b) Das wilde Schwein (ritterliche Thier).

Sus scrofa Aper. Linn.

Le Sanglier. Buff.

The common Hog. Penn.

#### Beschreibung.

Diese Thiere, die in allen Welttheilen, die kältesten Zonen ausgenommen, verbreitet und in der Jägersprache unter dem Namen Schwarzwildpret bekannt sind, unterscheiden sich vorzüglich von den zahmen Schweinen durch ihre schwarze, grau oder bräunlich schwarze Farbe, woher eben dieser weidmännische Ausdruck stammt, durch den längern Kopf, gröbern Rüßel (Gebreche, Wurf), mehr gebogenen Vorkopf, durch die vier größern Eckzähne, welche sie mit auf die Welt bringen, wovon die obern das Gewerft, Gewehr und die untern die Hauer, Haderer heißen, durch die kürzern, rundern, mehr aufrecht stehenden Ohren, stärkere Beine (Läufte), entferntere Klauen, steifere Borsten, den kürzern und fast gerade herunter hängenden Schwanz (Pürzel). Durch ihre Waffen, die zwey großen krummen, scharfen Zähne in jeder Kinnlade, wovon die untern den Rüßel fletschend aufsperren, bekommen sie ein fürchterliches Ansehen. Diese untern Zähne besonders wachsen mit dem zunehmenden Alter immer fort, ragen im vierten Jahre 3 Finger breit über das Gewerft hervor, und werden im sechsten Jahre gelblich, so daß nur die Spitze weiß bleibt. Der Eber (Keuler) haut damit nach der Seite zu beständig über sich, und einem liegenden

 Men-

Menschen kann er daher nicht leicht großen Schaden zufügen; die Sau (Bache) aber, die keine hauenden Zähne, sondern nur kurze Haaken hat, haut mehr unter sich, reißet, beißet und wird daher auch dem Liegenden furchtbar. Der Keuler wetzet sie durch das Anstreichen an den obern so scharf, wie ein Messer. Wenn er aber erst 7 Jahr erreicht hat, so kann er mit denselben keinen großen Schaden mehr verursachen, denn alsdann sind ihm die Spitzen halbmondförmig einwärts nach den Augen zu gewachsen, und verbieten ihm den schädlichen Gebrauch derselben.

Obgleich die mehresten Thiere dieser Art eine schwärzliche Gestalt haben, durch die schwarze, oben in eine graue oder röthliche Spitze sich endigenden Borsten (Federn), welche die Ohren, den Schwanz und die Beine ganz schwarz, den übrigen Leib aber schwatzgrau machen, so giebt es doch auch Verschiedenheiten, und es werden graue, weiße und halb schwarz und halb weißgefärbte unter ihnen gefunden. Unter diesen Borsten, die besonders auf dem Rückgrat weg sehr stark und lang sind, befindet sich eine Lage kurzer Haare, die fein, wollig und grau ist, im Winter sehr dicht wird, ihnen als ein Winterpelz sehr nützlich ist, und unsern zahmen Schweinen als entbehrlich meistens fehlt. Diese Wollenlage verwandeln die alten Keuler, wenn sie sich in der Brunstzeit in ihren harten Kämpfen an den Vorderschultern (Blättern), und auf dem Rücken über den Keulen verwundet haben, durch das Reiben an harzigen Fichten und Kiefern in einen dicken Panzer (Harnisch), an welchem Kugeln und Spieße abprellen. Solche Schweine bekommen auch den eigenen Namen Panzer- oder Harnischschweine. Im Alter färben sich Stirn, Rüßel und Schultern grau.

Sie

Sie leben 20 bis 25 Jahre. — Ihre Stimme, die sie besonders im Kampfe hören lassen, ist so wie ihre übrige Gestalt, Eigenschafften und Betragen den Hausschweinen ziemlich gleich, nur daß sie dieselben noch in der Größe übertreffen, und einen weit schärfern Geruch (Witterung) haben. Ein ausgewachsenes Schwein ist 5 Schuh 4 Zoll lang, und 3 Schuh 2 Zoll hoch *), doch macht die häufige und gute Nahrung bey diesem gefräßigen Thiere, daß es oft noch eine ansehnlichere Größe erreicht und zwey bis dreyhundert Pfund wiegt.

Der Keuler macht sich von der Bache von weiten durch die längern, weit heraus stehenden Zähne, wodurch sich der Rüßel stark in die Höhe wirft und durch den mit einem Haarbüschel umwachsenen Zeugungstheil, kenntlich.

Aufenthalt. Die wilden Schweine werden in Thüringerwalde fast allenthalben, wo die Natur ihnen ihr Futter nicht versagt, und wo man ihre Vermehrung nicht vorsätzlich hemmt, angetroffen. Sie befinden sich gern im dikken Gebüsche, das an nasse und sumpfige Gegenden (Laug) gränzt, und wechseln ihren Aufenthalt nach ihren Nahrungsbedürfnissen. Sie lieben die Gesellschafft, und man sieht oft einen Haufen (Häufel, Schaar, Rudel) von 40 Stükken, die zusammen leben und sich mit gemeinschaftlicher Stärke gegen die Anfälle der Raubthiere vertheidigen. Daß dieß letztere ein Grund ihrer Gesellschafftlichkeit ist, erkennt man unter andern auch daraus, daß sobald nur eins zu Grunzen anfängt, sich die ganze Nachbarschafft zur Gegenwehr rüstet. Eine solche Gesellschafft aber besteht aus etlichen Sauen mit ihren Jungen (Frischlingen) aus zwey und dritt halbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen, heißrint



*) Par. Ms.: Ueber 4 1/2 Fuß lang und fast 3 Fuß hoch.

vorzüglichen Verstande ein Rudel Schwarzwildpret und nur selten trifft man auch einen alten Keuler (Hauptschwein, hauend Schwein) dabey an. Wenn das männliche Schwein 2 1/3 Jahr alt ist, so geht es vom Rudel (Schwarzwildpret) ab, und bekommt den Namen eines angehenden Schweins; sobald es aber 3 Jahr alt ist, heißt es ein dreyjähriger mit dem vierten ein vierjähriger und mit dem fünften ein fünfjähriger Keuler, oder hauendes Schwein; alsdann ist es ein Hauptschwein. Diese alten Keuler leben alle, wie die Einsiedler, allein, und verachten die jungen Schweine.

Ihr Lager, welches sie sich zu ihrem gewöhnlichen gesellschafftlichen Aufenthalt verfertigen, findet man im dicksten Walde, in trockenen Gründen und Brüchen, und ist ein weites aufgewühltes Loch, welches sie mit Reißern, jungem Holz, das sie auch selbst mit ihren Hauern abschlagen, mit Laub und Moos dicht auszufüttern und weich zu machen wissen, und welches man seiner Tiefe und Rundung halber einen Kessel zu nennen pflegt. Hierinne bringen sie mehrentheils den ganzen Tag zu.

Nahrung. Die Zeit ihrer Nahrung (Gefräß, Fraß, Schütt) nachzugehen, ist der Abend, und sie besuchen die Wiesen und Aecker. Im Vorsommer müssen sie mit bloßem Gras, Kräutern, Wurzeln, Würmern und Insekten, denen sie oft durch die Stärke ihres Kopfs und Rüßels 2 Ellen tief in der Erde nachgraben (nachbrechen), vorlieb nehmen. Hierbey thun sie den Wiesen, wo viel Kümmel und die Eberwurz wächst, deren Wurzeln sie vorzüglich lieben, den größten Schaden; indem eine kleine Familie in einer einzigen Nacht einen guten Wiesenacker in einen gepflüg-

ten

ken Feldäcker verwandeln können. Im Sommer ziehen sie sich in Feldern nach den Erbsen, Linsen, Hafer, Kraut, Rüben, und reifenden Roggenäckern, und richten daselbst keine geringe Verwüstungen an. Der Herbst verschafft ihnen dann endlich ihre eigentliches Futter durch die Eicheln, Buchekern, Kastanien, und das Holzobst, deren Genuß sie etliche Meilen weit von ihrem Standorte lockt. Die sogenannte Erdmast (der Heerwurm) die aus Klumpen Maden besteht, welche häufig in nassen Herbsten unter dem Moose angetroffen werden, und sich in eine Art von Schnaaken (Tipula) entwickeln, macht sie vorzüglich feist. Ihre Lekkerbißen sind die Haselnüsse und Trüffeln, denen sie sehr geschickt nachgraben und welche ihrem Wildpret einen sehr angenehmen Geschmack geben. Im Winter gehen sie auch das Aas, besonders des Pferdes, womit die Füchse in Wäldern gefüttert werden, an (ludern), und graben tief nach den Farrenkrautwurzeln.

Fortpflanzung. Nur in der Begattungszeit (Brunst), die in das Ende des Novembers und Anfang des Decembers (um Andreä) fällt, und fast 5 Wochen dauert, gesellen sich die alten Keuler zu den Bachen, und jagen (preschen) alsdann die jungen vom Rudel weg in hitzigen und blutigen Kämpfen. Zu dieser Zeit sind sie ohnehin in einer Art von Wuth, die sich durch Knirschen und den stark mit Schaum umfloßenen Rüssel bemerklich macht, und fürchterlich gegen jeden aufstoßenden Nebenbuhler ausbricht; auch geben sie alsdenn einen besonders starken, süßeckeln Geruch von sich, den die Hunde sehr weit wittern. Sie haben in ihren Kämpfen eine besondere Stellung. Sie streifen sich mit den Schultern und Rücken scharf an einander, und wenden den

kurzen Hals so, daß der Kopf des einen, die Schultern des andern mit den Zähnen berührt; alsdenn schlagen sie die Zähne in die Schultern, und reißen zuweilen so stark und tief ein, daß die Verwundung gefährlich wird. Gewöhnlich suchen sie alsdenn das Harz der Fichtenbäume auf, dessen Balsam die Wunden heilet. Die alten einsiedlerischen Eber sind die grimmigsten, und man findet an ihnen oft sehr viele große und harte zugeheilte Narben, welche Beweise ihrer ehemaligen Tapferkeit sind.

Die Sau wird oft zweymal des Jahrs hitzig, und die jungen Schweine halten die ordentliche Paarzeit auch nicht, sondern gerathen entweder früher oder später in Brunst, nachdem ihre Nahrung gut oder schlecht ist.

Eine Bache trägt 4 Monate, oder 18 bis 20 Wochen, und gebiert (frischt) um Lichtmeße 4, 5 und 6 Junge. Wenn sie ihre Stunde nahe fühlt, verläßt sie ihre Gesellschafft und Familie, und verbirgt sich in ein Dickig, woselbst sie sich und ihren Jungen ein sanftes Lager von Aesten, Moos und Laub, das sie im Rüssel zusammenträgt, unter einen dichten Baum oder Strauch, zubereitet. Die Jungen bleiben 3 Tage hier so stille liegen, daß man sie betasten kann. Nach acht Tagen aber entfernen sie sich schon mit ihrer Mutter. Sie säugt dieselben, wie die zahme Sau, sucht nach zweyen Monaten, wenn sie im Laufen ausdauern können, mit ihnen ihre alte Gesellschafft wieder auf, und behält sie so lange um sich, bis sie wieder frischen will.

Von dem Lager ihrer Jungen entfernt sie sich aus heißer Mutterliebe nicht weit, kömmt beym geringsten Geschrey derselben, wie eine Furie, zu ihrer Beschützung herbeygerennt, und fährt mit äußerster Wuth und ohne Schonung

gegen

gegen den Feind los, der ihr dieselben rauben will*). Wenn die Mutter durch ihr scharfes Gehör und ihren sehr feinen Geruch von weiten Gefahr merkt, und dieß durch starkes Schnauben und Grunzen zu erkennen giebt, so suchen sich die Jungen augenblicklichst unter die dicksten Sträucher, in altem Laube oder Gras zu verbergen, und lauren und horchen da so lange mit der größten Stille, bis die Alte wieder ruhig ist. Sie sind anfangs rothgefleckt, mit schwarzen, braunfalben und weißen Streifen, welches ihr bunter Rock heißt, und üben sich sehr bald im Kämpfen. Sechs Monate heissen sie Frischlinge, alsdenn, aber bis sie 2 1/2 Jahre alt werden, übergegangene Frischlinge, oder die Männchen Beckerlein, und die Weibchen Bachlein. Sie werden sehr zahm, laufen sogar in Wald und kommen wieder zurück.

Krankheiten. Diese wilde Race ist den Krankheiten nicht ausgesetzt, welche die zahme so leicht befällt, hat auch keine Finnen; doch sterben sie manchmal für Hunger in sehr harten Wintern, wo sich denn oft in einem Lager 6 bis 8 beysammen legen und ruhig einschlafen.

Auch allzuheiße Sommer (wie 1782) verursachen ihnen den Brand, woran zuweilen ganze Gegenden aussterben.

Feinde. Der Wolf raubt Frischlinge und junge Schweine, wobey das ganze Rudel sich ihm in einem Kreise entgegen stellt. In Gesellschafft fällt er auch die alten an.



*) Fast bey allen wilden Thieren ist es gewöhnlich, daß das Männchen zur Begattungszeit, das Weibchen aber, nachdem es die Jungen zur Welt gebracht hat, am wildesten und grausamsten ist.

Sie werden auch von den Blasenwürmern, Haarwürmern und Egelwürmern geplagt.

Jagd. Die Gegenwart der wilden Schweine an ungewöhnlichen Orten spürt der Jäger an der Fährte, die sie den Hirschen ähnlich machen, nur daß die ungeraden Klauen (Schalen) nicht so tief, als die Ballen, eingedrückt, und die Schritte kürzer sind. (Tab. XIV. d. Fig 17.) Wer die zahme Schweinefährte kennt, kennt auch die wilde, nur daß die zahmen, jung und alt, abgenutzte Schalen haben, und keinen Beytritt machen. Die wilden machen nämlich die vordere Fährte allzeit stärker, als die hintere, und treten mit dem Hinterlauf allzeit in die Vorderfährte, nur ein wenig mehr auswärts, weil sie hinten breiter als vorne sind. Die Afterklauen setzen sie allemal ein. Die Jungen haben schärfere Schalen, schreiten mit geschloßenen Spitzen, und drücken ebenfalls die weiter aus einandergedehnte Afterklauen in den Boden.

Ihre Jagd, die von St. Galli bis heilige drey Könige dauert, ist sehr gefährlich, und Hunde und Jäger befinden sich dabey in Lebensgefahr. Bey Verwundungen durch die Büchse rennen sie rasend nach dem Orte zu, wo der Schuß herkam, und hauen entweder im Vorbeylaufen nach der Seite hin, oder stemmen sich, wo es möglich ist, mit dem Hintertheile des Leibes an einen Baum, und fechten so mit der größten Wuth und Verzweiflung gegen eine Menge Menschen und Hunde. Gegen die wilden Hetzhunde suchen sie ihren Hinterleib in einem Bache, Sumpf, Dickig oder Dornstrauch zu sichern, und hauen alsdann fürchterlich um sich.

Sie werden zu den grausamen Hetzjagen durch aufgestellte Fallgarne, in welche sie gescheucht werden, und wo

man

man ihnen mit einer Zange den Rüssel zuknebelt, lebendig gefangen.

Mit dem kleinen Zeug werden sie eingelappt, und man schießt sie entweder, oder sie werden durch den Anruf: Huy Sau! auf welches Wort, dessen Laut sie in Zorn setzt, sie auf den angestellten Jäger blind zu rennen, durch ein Fangeisen (Schweinespieß) oder einen Hirschfänger an der Brust durchstochen (abgefangen). Diese letztere gefährliche Art zu tödten ist die gewöhnliche beym Schwarzwildpret, und macht ein vorzügliches Stück der Jägerkunst aus, weil wirklich viel Fertigkeit und Stärke dazu gehört, die Brust eines wüthenden Ebers zwischen den Vorderfüßen zu zerspalten.

In Streifjagen werden sie durch die abgerichteten Hunde (Säufinder, Finderhunde) aufgesucht, vor welchen sie sich stellen, dann durch die losgelassenen Hetzhunde gepackt, und vom Jäger mit dem Hirschfänger todgestochen werden.

Man schießt sie auch Abends, wenn sie zu Felde ziehen, auf dem Anstand von einem Baume herab, oder erlegt (pürscht) sie in Wäldern durch Geschoß, indem man sie die Finderhunde aufsuchen läßt, oder an einem Platz, wohin man Gerstenmalz, Erbsen und Kartoffeln wirft, und sie dadurch herbey lockt. Ein solcher Platz heißt die Saukirre.

Ihre Jagd ist am gewöhnlichsten und besten im November (nach Martini) wo sie am feistesten, aber auch am grimmigsten sind. Im December spürt man sie allenthalben.

Wenn man ein Bestätigungsjagen auf sie anstellen will, so dürfen sie nicht zu enge bestätiget werden, sonst gehen sie wegen ihres scharfen Geruchs durch.

Nutz-

Nutzen. Das Fleisch der wilden Schweine ist eine bessere und gesündere Kost für die Menschen, als das Fleisch der zahmen. Es ist trocken, mürbe, leichter zu verdauen, weil sie sich beständig bewegen, folglich ihre Nahrungsmittel mehr ausarbeiten, und nicht so vielerley unverdauliches Futter genießen. Sie setzen oft, wenn sie gute Eichel- Buch- und Erdmast haben, so dick Speck an, daß die Feldmäuse Löcher in diesen unempfindlichen Fleischtheil einfressen. Man macht gute Schinken und Ribbenbraten aus ihrem Fleisch, und Würste aus ihrem Blute. Der wilde Schweinskopf macht, wie bekannt, durch seine Zubereitung, eine besondere Delikatesse aus. In der Brunstzeit verdirbt das Fleisch in etlichen Stunden, und nimmt einen sehr starken und widrigen Geruch an, wenn man die Hoden, (Kurzwildpret) nicht gleich wegschneidet *).

Die sehr dicke Haut wird roh zu Ranzen, Kumten und Decken vor die Thüren verbraucht, und das gegerbte Fell zu Riemen, Büchern, Schuhsohlen, Sieben und auf mancherley Weise mehr genutzt. Man macht auch Pergament aus den Häuten.

Die Zähne poliren und glätten.

Die Haare haben eben denselben und einen noch vorzüglichern Gebrauch als die Borsten der zahmen Schweine. Die Wolle läßt sich spinnen und zu Unterfütterungen gebrauchen.

In

*) Die Alten pflegten die jungen Ferkel von wilden Schweinen, wenn sie sie habhaft werden konnten, zu verschneiden, und wieder laufen zu lassen; sie wurden dadurch viel fetter und ihr Wildpret weit schmackhafter.

In der Medicin brauchte man sonst die Zähne, und das Schmalz braucht man jetzt noch zu erweichenden Salben.

Man sollte den Versuch unsere Zuchtschweine durch Einfangung und Zähmung männlicher wilder Frischlinge zu veredlen, den man doch nicht ohne Vortheil will gemacht haben, ernstlich wiederholen.

**Schaden.** Den Wiesen und Aeckern sind sie schädlich; und sollten also nur in solchen waldigen Gegenden geheget werden, wo sie dem armen Landmann, nicht so sehr zur Last fielen.

Sie

## Siebente Ordnung.

### Wallfische. *Cetacea.*

Die Thiere dieser Ordnung fehlen meistentheils in Deutschland, weil sie das große Weltmeer, besonders um den Nord- und Südpol herum bewohnen. Unter ihnen werden die größten Thiere des Erdbodens angetroffen.

Mit Gewißheit können wir nur Eine Gattung, und in dieser auch nur eine Art, als ein deutsches Thier betrachten.

### Die drey und zwanzigste Gattung.

### Der Delphin. Delphinus.

**Kennzeichen.**

In beyden Kinnladen sind spitzige Zähne vorhanden.

Oben auf dem Kopfe ist eine Luftröhre.

Der Körper ist gestreckt und schuppenlos, mit vier Flossen besetzt, 2 an der Brust, 1 auf dem Rücken und Schwanze.

Das Männchen hat ein Zeugungsglied, und das Weibchen 2 Säugwarzen.

Es sind fleischfressende Thiere und erscheinen oft in ganzen Gesellschaften. Eine Art *).

1. Der

*) Nur vom Braunfisch kann man mit Gewißheit behaupten, daß er ein Einwohner der Ostsee und an den Küsten Deutschlands, besonders der Insel Rügen, oft gesehen, lebendig gefangen und vom Sturm und Eiße todt ans Ufer geworfen werde. Herr Professor Bock in Königsberg führt zwar in seiner wirthschaftlichen Naturgeschichte Preußens auch den eigentlichen Delphin

## 1. Der Braunfisch.

Delphinus Phocaena. Lin.

Le Marsouin.

The Porpes.

(Tab. XIII. c. Fig. 2.)

### Kennzeichen der Art.

Der Körper ist fast kegelförmig, der Rücken breit, der Rüssel etwas stumpf.

[illegible] Be- [illegible] phin (Delphinus Delphis) als in der Ostsee wohnhaft an, da ich aber keine zuversichtliche Nachricht habe, ob er je an den Küsten Deutschlands ist gesehen oder gefangen worden; so habe ich ihn auch nicht unter die eigentlichen Säugethiere Deutschlands aufnehmen können. Um aber eine genauere Untersuchung zu veranlassen, da man in den Beschreibungen noch nicht sicher ist, ob alle an den deutschen Küsten gefangenen Braunfische auch wirklich zu dieser Art gehören, oder ob auch zuweilen Tümmler, welches der eigentliche Name des Delphins (Delphinus Delphis) ist, womit aber die Fischer alle Delphine, die sie fangen, auch den Braunfisch belegen, gefangen werden, so liefere ich hier nur eine kurze Beschreibung desselben:

Der Delphin, Tümler, Thümmler, Taumler, Springer, Saufisch, Meerschwein, Seevarken.
Delphinus Delphis. Lin.
Le Dauphin.
The Dolphyn.

Die Schnauze steht mehr hervor als am Braunfisch, ist schnabelartig, vorne dick, hinten schmal. Die Oeffnung des Mauls ist groß, und geht bis an den Rücken. Die Kiefer haben oben und unten kleine, scharfe, spitzige und strahlenförmig zusammenlaufende

**Beschreibung.**

Er lebt im europäischen Ocean, in der Ost- und Nordsee, und wird bis 8 Fuß lang.

Der

sende Zähne. Ueber die Schnauze geht eine breite Binde oder Queerstrich. Er hat zwey Blaselöcher, die oben durch eine einfache, mondförmige Oeffnung über der Stirn zusammengehen, und aus welcher nur ein großer, hoher Strahl mit einem Pfeifen herausgestoßen wird. Seine Länge hat (Par. Ms. 9 bis 10 Fuß, der Durchschnitt der Dicke an 2 Fuß; der Schwanz ist 2 Fuß breit; die Rückenfinne 1 1/2 Fuß lang und 13 Zoll breit; die zwey Seitenflossfedern 16 Zoll lang und 10 breit.

Die Haut ist ganz glatt, auf dem Rücken schwarz, am Bauche weiß.

Er zeigt sich oft über dem Meer, schwimmt mit großer Geschwindigkeit, und springt bey bevorstehendem ungestümen Wetter.

Sein Aufenthalt ist das europäische Meer. In der Ostsee bekam man zu Anfang dieses Jahrhunderts im Putziger Winkel, 1734 im Kurischen Haffen, 1738 auf dem Strande bey Fischhausen einen Tümler. Es ist also wahrscheinlich, daß er sich nicht nur an der preußischen, sondern auch zuweilen an der deutschen Küste aufhalten muß. In seiner eigentlichen Heimath geht er haufenweise, und die Jungen gehen voran.

Er verfolgt die Fische, und setzt unter dem Tropik den fliegenden nach.

Das Weibchen trägt 10 Monate und gebiert 1 bis 2 Junge.

Er ist der Delphin der Alten.

Das Fleisch soll schmackhaft seyn. — Er kommt ganz nahe an die Schiffe, und verkündigt den Schiffern Sturm und Wind, wenn er sich bey stillem Wetter sehen läßt.

Der

Der Kopf ist vorne abschüssig, plump und stumpf. Die Schnauze ragt hervor und ist einem Saurüssel ähnlich. Die Kiefer sind oben und unten mit 46 kleinen, scharfen und spitzigen Zähnen bewaffnet. Die Augen sitzen ohnweit der Mundöffnung, sind klein, rund, und ihr schwarzer Stern steht in einem weißen Ringe. Vor denselben ohnweit der Schnauze stehen die kleinen Nasenlöcher, und hinter denselben ist die Gehöröffnung, als ein rundes Loch. Oben auf dem Kopfe zwischen den Augen steht das mondförmige Spritzloch, dessen Ausschnitt nach vorne zugekehrt ist, das die Haut umher ziemlich verschließt, und welches etwa so weit ist, daß man einen Finger hineinstecken kann. Der Körper ist kurz, dick, nach

Der Butzkopf, Nordkaper, Pottfisch, Buttkopf, Sturmfisch.
Delphinus Orca. Lin.
L'Epaulard.
The Grampus.

Auch dieser Bewohner des nordischen Oceans, und Norwegischen Meers erscheint zuweilen in der Ostsee, und es wurde im Pautzker Winkel einer aufgebracht, dessen Hirnschädel auf der Danziger Rathsbibliothek aufbewahrt wird. Der Kopf ist stumpf, und die Oberlippe geht in eine aufgeworfene Spitze aus. Beyde Kinnladen haben stumpfe Zähne. Die Augen sind klein. Im Nacken ist ein Blaseloch, wodurch er das Wasser so hoch, wie der Wallfisch, ausspritzet. Die Rückenfinne ist 3 Fuß lang, und der Leib, der oben braun und unten weiß ist, 24 bis 25 Fuß.

Er nährt sich fast bloß von Heeringen, die er tonnenweise verschluckt, indem er sie mit dem Schwanze durch einen Schwung in einen Wirbel zusammen treibt.

Er giebt 15 und mehr Tonnen Speck zu Thran.

nach dem Schwanze zu schmal. Fast in der Mitte des Rükkens steht eine große dicke Flosse, welche nach dem Schwanze zu, wie ein halber Mond ausgehöhlt ist. Unten nicht weit vom Kopfe liegen zwey fleischige, mit einer schwarzen Haut bedeckte Flossen, welche durch Knochen gegliedert sind. Die Schwanzflosse steht, wie bey andern Fischen, senkrecht, und besteht gleichsam aus zwey nebeneinander liegenden großen Flossen. An dem Bauch ist ein kleines Nabelloch, und weiter hinten eine Spalte, in welcher beym Männchen das Zeugungswerkzeug verborgen ist, und weiter nach hinten der After.

Die Haut ist glatt, dünn, lederartig, oben schwärzlichblau, an den Seiten braun, und unten weiß.

Er schwimmt mit großer Schnelligkeit, auch sogar gegen den Wind, und beugt dabey den Kopf und Schwanz immer nach unterwärts; daher man auf der Oberfläche des Wassers den Rücken nur allein sieht. Sobald er aber tod ist, bekommt er eine grade Richtung. Schlafend soll er den Kopf aus dem Wasser halten und schnarchen. Gefangen giebt er einen stöhnenden Laut van sich, und bleibt 6 bis 8 Stunden außer dem Wasser am Leben. Manchmal wälzt er sich über dem Wasser herum, scheint alsdenn eine dreyeckige Gestalt zu haben, und kann in diesem Zustande leicht erschossen werden.

**Aufenthalt.** Er ist überall in seiner eigentlichen Heimath in Menge zu sehen, sonderlich bey starkem Winde, wo er sich haufenweise um die Schiffe versammelt.

**Nahrung.** Er lebt vom Raube anderer Fische, und jagt und verfolgt die Heeringe in die Bayen und Meerbusen.

Fort-

Fortpflanzung. Er begattet sich im August. Es folgen gewöhnlich 10 bis 15 Männchen einem Weibchen, gerathen dabey oft auf den Strand und können leicht gefangen werden. Das Weibchen trägt 10 Monate, und bringt im Junius gewöhnlich ein Junges, das, so lange es sauget, der Mutter beständig folgt.

Fang. Da er im Sommer durch Vorwachsung eines Häutchens vor die Augen blind wird, so scheuchen und treiben zu der Zeit die Ißländer eine große Menge derselben auf den Strand, und fangen sie.

Wenn er die Heeringe verfolgt, und in Bayen und Meerbusen treibt, so stellt man unten her Garne vor, und fängt ihn und die Heeringe zugleich.

Nutzen. Das Fleisch der Jungen von 6 bis 7 Pfunden ist besonders gut. Die Alten sind grob und zähe, von unangenehmen Geschmack, und werden eingesalzen und geräuchert.

Der zwey bis drey Finger dicke Speck giebt guten und vielen Thran.

Das Blut, das bey Verwundungen warm und in grosser Menge ausströhmet, soll wider den Scharbock dienen.

Schaden. s. Nahrung.

Namen. Kleiner, Delphin, kleines Meerschwein; auch Taumler, Tümler von den Fischern; Nise; und Springer, weil er bey Ankunft eines Sturms aus dem Wasser springt.

## Anmerkung.

Aus diesen Beschreibungen ergiebt sich, daß in Deutschland, so viel als mir bekannt ist, 62 Säugethiere gefunden werden. Diese Zahl würde sich noch bis auf 67 vermehren, wenn wir das **großt Mauseohr** (S. 165), die **große Hufeisennase** (S. 181), den **grauen Seehund** (S. 408) als eigene, und den **Delphin** (S. 782) und **Butzkopf** (S. 785) als **Deutsche** Thierarten annehmen dürften. Unter diesen 62 Arten werden 42 **gewöhnlich** und **häufig** angetroffen — 10 **selten**, 6 davon sind **wild**, nämlich die blasse Fledermaus, der Luchs, Bär, Biber, das Murmelthier, der Siebenschläfer, die Gems, und 3 **zahm**, nämlich das Frettchen, Meerschweinchen, der Büffel — 7 **sehr selten**, nämlich der Nörz, Vielfraß, die Robbe, Rüsselmaus, der Sußlic, Steinbock, Braunfisch und — 3 sind **ungewiß**, nämlich der Weißzahn, die Spitzmaus mit dem vierseitigen, und die Spitzmaus mit dem verkehrten Schwanze.

Wie groß die Anzahl derselben in Thüringen, und wie viel derselben, **gewöhnlich**, **selten** und **sehr selten** sind, wird aus den Beschreibungen selbst sehr leicht ersehen werden können.

---

Erster

# Erster Anhang

## Säugethierkalender,

worin nicht nur der veränderliche Aufenthalt und die Fortpflanzung der Thiere dieser Classe, sondern auch einige besondere Bemerkungen für Jäger und Oekonomen nach den Monaten kürzlich angegeben werden.

---

## Januar.

### Aufenthalt.

Der Wolf streift zuweilen durch den Thüringerwald.

Der Fuchs schleicht jetzo mehrentheils seiner Nahrung halber um den Dörfern herum, weil der Schnee hier nicht so tief ist, als auf dem Hochwald. Bey Sturm und Wind aber ist er beständig im Bau.

Die wilde Katze zieht sich gern nach den zugefrornen Teichen und hält sich im Schilf oder unter den hohlen Ufern auf, besucht auch zuweilen die Dörfer um Hühner und Tauben zu stehlen.

Der Hase macht sein Lager nach der Sommerseite, d. i. gegen Mittag hin, wo er die Sonnenwärme genießen kann.

Einige Feldmäuse ziehen sich noch nach der Wintersaat, die andern bleiben auf den eingeerndeten Haferäckern.

Der Hirsch, das Reh und Schwein suchen in Gesellschafft in tiefen Gebürgen die Dickige auf, wo sie vor Schnee, Eiß, Kälte und Stürmen sicher sind.

 Fort-

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Große Hunde; alte Wölfe; Vielfraße.

Erste Hälfte des Monats: wilde Schweine.

Zweyte Hälfte: wilde Katzen; Luchse; Baumarder; Hasen bey warmer Witterung.

### b) Geburt der Jungen.

Der Bär setzt seine Jungen; zahme Kaninchen und Mäuse, die warm wohnen, bringen ebenfalls Junge.

## Nahrung *).

---

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die großen Hunde müssen belegt werden.

Die Fährten der Füchse, wilden Katzen, Wieseln, Marder, Iltisse, Fischottern werden aufgesucht, und

*) Diese Rubrik bleibt noch bis jetzt leer. Dasjenige, was bis hieher von der Nahrung der Thiere nach den größern Veränderungen der Jahrszeiten bekannt ist, findet man bey der Beschreibung jedes Thieres angegeben. Da das Verzeichniß derjenigen Nahrungsmittel, die jede Thierart in kleinern Zeiträumen des Jahrs oder in jedem Monate zu sich nimmt, noch zu unvollkommen ist, ich dasselbe aber für eine höchst wichtige Sache halte, weil nicht nur die Naturgeschichte an sich dadurch sehr vervollkommet, sondern auch überhaupt ein großes Licht über die weise Oekonomie der Natur verbreitet werden könnte u. s. w., so möchte ich die Ausfüllung dieser Rubrik den Jägern besonders zur Aufgabe machen, da sie diejenigen Personen sind, welche allein und so leicht der Naturgeschichte diese Vollkom-

und da die Bälge dieser Thiere jetzt gut sind, so werden sie gefangen und geschossen.

Die Hasenjagd wird geschlossen, wenn warme Witterung einfällt, weil sich dann diese Thiere schon begatten.

Das Rothwild wird mit Heu und Gerstenstroh und das von der Brunst abgemattete Schwarzwild mit Feldobst, Eckern, Buchheckern, Abgängen von Kraut, Kohl und Rüben, und der Hase mit Heu oder Erbsenstroh gefüttert.

Starke Bachen, Rehböcke, auch gelte Thiere und Rieken kann man noch schießen.

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Um seines eigenen Nutzens halber müssen die Schafe auch in diesem Monate gut und nicht mit bloßem Stroh gefüttert werden. — Ihrer Gesundheit halber besprengt man das Futter zuweilen mit Salzwasser. — Wenn man ihnen jetzt bitteres Erlenlaub vorlegt, und sie husten darauf oder lassen es gar unberührt liegen, so haben sie einen innerlichen Fehler und sind mehrentheils mit der Lungensucht behaftet. — Auch in den Schafställen müssen die Dunstschornsteine geöffnet werden, damit die Schafe, die ihnen zur Gesundheit und guten Wolle so nöthige frische Luft nicht entbehren.



kommenheit verschaffen, und so wichtige Bewegungsgründe zur Verherrlichung Gottes durch tiefere Blicke in die weise Einrichtung und Regierung der Natur an die Hand geben können. Ich meines Theils werde mein möglichstes zu dieser wichtigen Sache beytragen, bitte zugleich meine Freunde und andere Personen aus diesem Stande ein Gleiches zu thun, und mir ihre Bemerkungen mitzutheilen. Dieß könnte dann vielleicht einen wichtigen Beytrag zu einem nützlichen und vollständigen Thierkalender abgeben.

Die trächtigen Stuten müssen gut gewartet und gefüttert, auch bey gelinder Witterung einen Tag um den andern ausgeführt werden. Die Pferde, die sich zu Ende dieses Monats hären, müssen sehr reinlich gehalten, und fleißig gestriegelt werden.

Das Mastvieh, dessen Fleisch eingepöckelt, und geräuchert in den Sommermonaten verbraucht werden soll, wird meist in diesem Monate geschlachtet.

Man stellt auch noch Schweine zur Mast auf.

## Februar.

### Aufenthalt.

Unter den Fledermäusen sieht man schon die langöhrige und gemeine, aus dem Winterschlafe erwacht, bey gelinder Witterung herum fliegen.

Der Wolf, Fuchs und die übrigen Raubthiere sind noch immer unstät.

Die Bärin bleibt noch im Winterlager, obgleich die jungen bey gelindem Wetter und Sonnenschein vor der Höhle spielen.

Der Dachs erwacht aus seiner Betäubung und geht bey Thauwetter, obgleich Schnee liegt, häufig aus.

Die Hirsche ziehen bey einbrechendem Thauwetter wieder in höhere Gebirge und lagern sich an die Sommerseite, um warm zu liegen.

Das Reh behält seinen Aufenthalt, so wie das wilde Schwein.

### Fortpflanzung.

#### a) Begattung der Alten.

Kleine Hunde; Fischottern; Hasen.

Erste

Erste Hälfte: Junge Wölfe; wilde Katzen; Luchse; Baummarder.

Zweyte Hälfte: Zahme Katzen; Steinmarder; Iltisse; wilde Kaninchen *).

b) Geburt der Jungen.

Dachse; gemeine Seehunde; Kälber; Ferkel.

Zweyte Hälfte: Graue Seehunde; Lämmer; Füllen.

## Nahrung.

---

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die kleinen Hunde werden belegt.

Die Bälge der Raubthiere hören mit diesem Monate auf gut zu seyn.

Wölfe, Füchse, Luchse und Wieseln verfolgen die Rehe, die in ihrem Laufe durch den mit einer Eißrinde überzogenen Schnee aufgehalten werden, und töden sie.

Das Wild muß bey kalter Witterung und hohem Schnee gefüttert werden.

Die stärksten und besten Hirsche werfen das Gehörn ab, und die Rehböcke haben das ihrige wieder vollkommen aufgesetzt.

Die Mittel- und niedere Jagd ist zu Ende, und überhaupt auch alles Bürschen und Schießen des Hoch- und Schwarzwildes lieber einzustellen. — Auch müssen die Nachmastschweine ausgenommen werden.



*) Die zahmen Kaninchen begatten sich, wo sie warm wohnen, zu allen Jahrszeiten.

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Schafe müssen besonders vor und nach der Lammzeit gut gefüttert werden und man hört mit diesem Monate auf, sie auf die Saat zu treiben.

Die Lungensucht der Schafe bricht deutlich aus.

Man fängt an das Vieh gegen die Pflüge- und Kalbzeit besser zu füttern; nur darf man den kalbenden Kühen nicht Kleye und Träber allein geben, welches die Milch vermindert, sondern muß es mit Kleeheu vermengen und brühen, woraus das milchreichste Futter entsteht.

Haferstroh ist allem milchtragenden Vieh schädlich.

Die Ochsenkälber der fleischreichen und milcharmen Kühe bindet man zu Zugochsen und die Kuhkälber der magern und milchreichen Kühe zu Zuchtkühen an.

Die Ferkel müssen sehr warm gehalten werden.

Die Mästung des Viehes dauert noch fort; aber die letzten Speckschweine werden geschlachtet, und das letzte Fleisch für den Sommer eingepöckelt und geräuchert.

Die Beschälerpferde müssen gut gehalten werden, damit sie muthig zum Springen werden, die Stuten aber, die besprungen werden sollen, darf man nicht überfüttern. — Auf diejenigen, denen das Eiter zu wachsen anfängt, muß man fleißig Acht haben, weil sie bald fohlen.

# März.

## Aufenthalt.

Der Wolf und die übrigen Raubthiere suchen ihren gewöhnlichen Aufenthalt wieder. Besonders aber hält sich der Fuchs wegen Abgang des Schnees in dicken Hölzern auf, um daselbst zu mausen.

Die meisten Wieseln verlassen die Gebäude und ziehen ins Feld oder Holz.

Der Bär verläßt seine Höhle, und schleppt seinen Jungen lebendigen Raub in dieselbe.

Die grauen Seehunde kommen in der Ostsee an.

Der Igel geht aus seinem Winterquartiere.

Die Hasen begeben sich ins Feld in die Sturzäcker, nicht weit von der grünen Saat.

Die großen und kleinen Feldmäuse fangen an sich zu vertheilen.

Der Hamster besucht die Oberfläche der Erde wieder.

Der Hirsch und das Reh begeben sich in ihre alten Stände, und die Dammhirsche besonders suchen die Dikkige auf.

Die wilden Schweine schweifen in einem gewissen Bezirke bis zu ihrer Setzzeit ihrer sparsamen Nahrung halber allenthalben herum.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Zahme Katzen; Zieselmäuse; Hasen, besonders diejenigen, welche sich zum erstenmal begatten; Kaninchen; Eichhörnchen.

Erste Hälfte: Wieseln; Iltisse.

Zweyte Hälfte: Maulwürfe; Igel; Hausratten; Wanderratten; Hausmäuse; kleine Feldmäuse, und Hamster*); Pferde; zahme Schweine.

b) Ge-

*) Die meisten Mäusearten begatten sich bis zum September, und wo sie der Wärme nicht entbehren müssen, das ganze Jahr hindurch.

### b) Geburt der Jungen.

Hunde; Wölfe von alten Eltern; Biber; Hasen; Ziegen; Lämmer; Kälber.

Zweyte Hälfte: Baummarder; wilde Kaninchen; Steinböcke.

## Nahrung.

---

### Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die jungen Hunde müssen mit Fleiß vor der Kälte geschützet werden.

Die jagdbaren Hirsche werfen das Gehörn ab, und die verlohrnen Stangen werden aufgesucht.

Den ersten März wird alle Jagd geschlossen, und die Salzlecken werden frisch geschlagen.

### Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Maulwurfshaufen müssen zerstreut, und wo möglich alsdenn die Wiesen mit Wasser überschwemmt werden, damit diese Thiere ersaufen. Außerdem müssen sie jetzt auf eine andere Weise vertilgt werden; denn zugeschweigen, daß jetzt ihr Balg gebraucht werden kann, so steht die Vertilgung eines einzigen im März mit der Vertilgung von sechsen in den Monaten Junius und Julius im Gleichgewicht.

Die Zugschornsteine und Fenster müssen auch der Lämmer wegen jetzt Tag und Nacht offen seyn. — Der Schäfer muß die Schafe untersuchen, ob sie die Blattern haben, und sie davon heilen. — Sowohl die jungen Stöhrlämmer, die geschlachtet werden sollen, als auch die einjährigen Bocklämmer

lämmer, die man als Hammel halten will, und die alten Schafböcke, welche nicht mehr zur Fortpflanzung tüchtig gefunden werden, hammelt man. — Wenn es das Wetter leidet, daß die Schafe ausgeführt werden können, so müssen sie sorgfältig von sumpfigen und feuchten Orten abgehalten werden.

Man sucht unter den zweyjährigen Ochsenkälbern die besten zu Bullen aus, und kastrirt die übrigen.

Die dreyjährigen Fohlen, welche im Stalle gefüttert sind, werden gewallacht. — Auf die trächtigen Stuten muß man Tag und Nacht achten.

# April.

## Aufenthalt.

Die Fledermäuse verlassen alle ihre Schlupfwinkel, in welchen sie den Winterschlaf abwarteten, und flattern des Abends herum.

Der Hirsch tritt wegen seines wachsenden zarten Gehörns in niedrige Gehäue, und geht des Nachts weit nach Quellkräutern, und nach der Saat.

Die Gemse gehen wieder auf die höchsten Gebirge.

Die Sau sucht sich ein sicheres Lager in düstern Gebüschen zum Setzen auf.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Maulwürfe; gemeine Seehunde; Waldmäuse; Brandmäuse; Wasserratten; Hamster; Murmelthiere; Ziselmäuse; Pferde.

Zwey=

Zweyte Hälfte: Fledermäuse; Wasserspitzmäuse; Kühe; Schweine.

### b) Geburt der Jungen.

Von jungen Wölfen; wilde Katzen; Wieseln; Hasen; Kaninchen; Ziegen; Füllen; Esel; Ferkel der wilden Sauen.

Erste Hälfte: von großen Hunden; Baummarder.

Zweyte Hälfte: von kleinen Hunden; Steinmarder; Iltisse; Hausratten; Wanderratten; Eichhörnchen; Gemsen.

## Nahrung.

---

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Den Hirten muß aufgelegt werden, die **Hunde** an Stricken zuführen, damit sie keine jungen Hasen fangen.

Wenn das Laub ausschlägt, müssen die **Salzlecken** zu recht gemacht werden.

Die gemeinen **Hirsche** werfen das Geweih ab. — Wo viele Hirsche sind, werden einzelne **Kolbenhirsche** für die Küche und Apotheke gebürschet.

Das Wild verliert die **Engerlinge**.

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Auf die **Maulwürfe** muß noch ernstlich Jagd gemacht werden.

Die **Schafe** und **Kühe** werden auf die Weide getrieben; der Schäfer und Hirte aber muß jetzt besonders auf die Witterung Acht haben. Vorzüglich werden die großen Nebel dem Vieh schädlich; wenn es zu früh ausgeführet wird. — Man fängt auch an manchen Orten an, die **Kühe** in der

der Mitte dieses Monats dreymal zu melken, so wie am Ende desselben die Winterwolle der Schafe abzuscheren. — Das Rindvieh, das sich nun häret, muß man gut warten und reinlich halten.

Die Schweine werden ausgetrieben, wenn sie vorhero gewaschen, und mit Spießglas und weißer Nieswurz purgirt worden sind.

## M a y.

### Aufenthalt.

Die alte Füchsin sucht ihr voriges Sommerquartier wieder auf, und die junge ein neues an einem Orte, wo sie besonders gnugsame Nahrung für die Jungen in einer nicht zu weiten Entfernung finden kann.

Die Hirschkühe und Rehe begeben sich an stille und sichere Oerter zum Setzen.

### Fortpflanzung.

#### a) Begattung der Alten.

Spitzmäuse; Igel; Murmelthiere; Zieselmäuse; Hasen; Kaninchen; Eichhörnchen; Kühe; Pferde; Esel.

Erste Hälfte: Fledermäuse; Wasserspitzmäuse; große Haselmäuse.

#### b) Geburt der Jungen.

Luchse; Fischottern; Maulwürfe; Hasen; Kaninchen; Eichhörnchen; Mäuse; Kälber von alten Hirschkühen, von Rehen; Eselfüllen; Ferkel.

Erste Hälfte: Füchse; zahme Katzen; Gemse.

Zwey

Zweyte Hälfte: Fledermäuse; Spitzmäuse; Wasserspitzmäuse.

## Nahrung.

---

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Ob es gleich gewöhnlich ist, in diesem Monate schon mit den Leithunden zu ziehen, so darf es doch nicht geschehen, weil das Wildpret noch färbt, und von seinen Haaren an den Hecken hängen läßt, wodurch diese Hunde für die Fährte verdorben werden. Man führt sie aber dafür in den jungen Saamen, den sie gern genießen, der ihnen sehr gesund ist, und wie die Jäger sagen, statt einer Purganz dienet.

Die jungen Füchse werden gegraben.

Das Wildpret muß von jetzt an, wegen der Setzzeit gehegt werden; deswegen wird den Holzmachern der Wald Walburgustag verboten und den Eigenthümern der Bauernhunde in Waldörtern befohlen, dieselbe anzulegen, damit sie die jungen Hirsch- und Rehkälber nicht beunruhigen.

Eben deshalb darf auch das weidende Vieh den jungen Schlägen nicht zu nahe kommen.

Die geringen Hirsche werfen endlich das Gehörn ab. — Die jagdbaren pflegen schon gebürscht zu werden.

Die Rehe hären ab, und färben roth.

Die Salzlecken, welche jetzt fleißig besucht werden, frischet man wieder auf, weil das Salz das Wild jetzt beym Verfärben auf den ganzen Sommer hin gut erhält und verbessert.

Das

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Maulwürfe und Wasserratten muß man zu vertilgen suchen, in Gärten und auf den Wiesen.

Das Schafvieh bleibt in Horden auf dem Felde.

Die Kühe dürfen nicht eher auf die Weide geführt werden, bis die Sonne den Thau abgetrocknet hat, und müssen zur Vorsicht vor dem Austreiben ein Schnitt Brod mit Theer und Salz bekommen.

Die Kuhmilch ist jetzt wegen der jungen Maykräuter sehr gesund und die gute Maybutter wird bey schönem, heitern Wetter eingesalzen und eingedruckt.

Die Pferde werden gewallacht. Die Stuten und Füllen werden auf die Weide geführt, weil sich in der Hälfte dieses Monats die Beschälzeit endigt.

# Junius.

## Aufenthalt.

Der Wolf und Fuchs schweifen weit um ihrem Wohnsitze herum, ihren Jungen Raub zu verschaffen.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Bäre; Spitzmäuse; Hasen; Mäuse; Esel.

Erste Hälfte: zahme Katzen zum zweytenmal; Kühe.

### b) Geburt der Jungen.

Spitzmäuse; Wasserspitzmäuse; Siebenschläfer; große Haselmäuse; Hamster; Hasen; Kaninchen; von jungen Hirschkühen; Dammhirsche; Rehkälber; Kälber; Delphine.

## Nahrung.

---

### Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die Arbeit mit den Leithunden nimmt ihren Anfang.

Der Jäger besucht die Fuchsbaue seines Reviers, und sieht zu, ob die Fährten von jungen Füchsen, die jetzt vor denselben spielen und sich in die Sonne legen, zu spüren sind, und gräbt sie aus.

Die hohe Jagd geht für die Vasallen den ersten Trinitatis auf, und man schießt schon für die Hofküche junge Rehe und Hasen.

Der Hirsch verfärbt sich, und schlägt das Bast von seinem reifen Gehörn an Bäumen und Stauden ab.

### Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Wollschur der einschürigen Schafe fällt in Thüringen in diesen Monat.

# J u l i u s.

## Aufenthalt.

Der Hase sucht die Brachäcker auf.

Der Hirsch tritt des Abends zeitig mit seinem vollen Gehörne in die Felder; hält sich gern in dichten Feldhölzern, ja oft in der hohen Winterfrucht auf, um vor dem Ungeziefer sicher zu seyn.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Spitzmäuse; kleine Haselmäuse; Hasen; Kaninchen.

### b) Geburt der Jungen.

Spitzmäuse; Igel; Hasen; Kaninchen.

Nah=

## Nahrung.

---

### Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die jungen Märzhasen werden aufgesucht und geschossen.

Das Holz geht mit dem Anfang dieses Monats, oder gewöhnlich Maria Heimsuchung auf, d. h. wird nicht mehr geheget, weil das junge Wild schon ziemlich erwachsen ist.

### Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Schäfer und Hirte müssen bey heißem Sonnenschein im Schatten Mittag halten, um verschiedene Krankheiten des Rind- und Schafviehes zu verhüten, und die Schweine müssen von Flachsfeldern zurück gehalten werden, weil ihnen dieß Kraut tödlich ist.

Dem Rindvieh darf man kein neues Heu, Stroh oder Getreide vorlegen, und es nicht in solchen Gegenden weiden lassen, wo der Melilotenklee häufig wächst, weil dieser fast den ganzen Monat hindurch mit Mehlthau befallen ist.

Schweine und Pferde müssen oft geschwemmt werden.

Die Füllen werden aus-, aber ehe der heiße Mittag eintritt, wieder eingetrieben.

## August.

### Aufenthalt.

Die Hirsche bedienen sich verschiedener Stände und Wechsel.

### Fortpflanzung.

#### a) Begattung der Alten.

Delphine.

#### b) Geburt der Jungen.

Hasen; Kaninchen; kleine Haselmäuse; Ferkel.
Erste Hälfte: zahme Katzen; Igel.

### Nahrung.

---

### Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die jungen Raubthiere ziehen ihr wollenes Jugendkleid aus, und einen neuen guten Pelz an. Die jungen Bäre behalten aber einen weißen Ring um den Hals, welcher sich erst später verliert.

Zu Ende dieses Monats wird angefangen die Dächse zu graben.

Mit der zweyten Hälfte geht die Hirschfeiste an, den 24sten geht die hohe Jagd auf, und es tritt die rechte Zeit ein, wo die Hirsche mit den Leithund aufgesucht, gejagt und geschossen werden. Jetzt werden also auch die Hauptjagden angestellt.

Der Jäger muß aufmerksam seyn, wenn Rothwild in diesem Monate fällt, ob die Knotenkrankheit die Ursache ist, um die gehörigen Maaßregeln dagegen treffen zu können.

Der junge Rehbock beschlägt die Kieke aus Geilheit, doch ohne Befruchtung.

### Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Man fängt an die schädlichen Hamster durch Ausgraben zu vertilgen.

Septem-

# September.

## Aufenthalt.

Die Wölfe und Füchse, und viele der größern Thiere, die sich nur einmal im Jahre fortpflanzen, jagen die Jungen von sich, und diese müssen sich einen neuen Aufenthalt wählen, oder neue Wohnungen zu verschaffen suchen.

Der **Dachs** entfernt sich weit von seiner Wohnung in die Felder der Rüben und in die Gärten des abgefallenen Obstes halber.

Die Waldmäuse ziehen, wo möglich, aus dem Felde in den Wald.

Die **Hasen** sind bey trockenem Wetter in den Haferstoppeln, bey feuchtem aber in den Hecken und Sträuchern.

Das hin und wieder vertheilte **Hirschwild** zieht sich wegen der Brunft zusammen, und begiebt sich in große Wälder und in Gehäge, und jedes Stück sucht seinen gewöhnlichen Brunftplatz auf.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Wasserratten (Erdwölfe); kleine Feldmäuse, und diejenigen Mäuse, welche in den Häusern warm wohnen.

Der starke feiste Hirsch tritt wüthend auf die Brunft.

Zweyte Hälfte: Schafe.

### b) Geburt der Jungen.

Mäuse.

## Nahrung.

---

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Da der Dachs in die Felder und Gärten geht, so ist ihm am besten des Nachts mit Hunden beyzukommen.

Die Mittel- und niedere Jagd geht den ersten September auf *). Die Dammschaufler erlangen ihre gehörige Vollkommenheit, und noch bis in die Mitte des Septembers werden die Brunfthirsche geschossen; die Schmalthiere und Kälber aber länger.

Den Schaf- und Rindviehhirten werden die Mastхölzer verboten.

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Man nimmt den Schafen, die man gemolken hat, die Milch nicht mehr, und in der ersten Hälfte des Monats ist die Schurzeit der zweyschürigen Schafe.

Man hört auf die Kühe dreymal des Tages zu melken.

# October.

## Aufenthalt.

Die Wölfe begeben sich, da das Feld leer und lichte ist, in dichte Wälder, Brüche und Moräste.

Die jungen Füchse und Dächse fangen an sich Baue zu graben.

Die Hasen gehen auf die Kraut- und Rübenäcker.

Die Haselmaus sucht sich eine Wohnung zu ihrem Winterschlaf aus.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Junge Hirsche; Dammhirsche; Gemse; Steinböcke; Ziegen; Schafe; zahme Schweine.

b) Se-

*) Die Jagderlaubniß der Jäger wird im allgemeinen nach folgenden Tagen bestimmt: Hasen von Jacobi bis Matthäi; Füchse von Michaeli bis Lichtmeß; Dächse von Laurentii bis St. Thomä.

b) Geburt der Jungen.

Wasserratten; kleine Feld- und andere Mäuse, die in Häusern vor der Kälte geschützt sind.

## Nahrung.

---

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die Bärenjagd fängt an, weil besonders die Jungen jetzt fett sind und gute Bälge haben.

Die Hirschlecken müssen, nachdem das Laub abgefallen ist, erneuert werden.

Die wilden Sauen werden geschossen.

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Die Schafe schlafen nicht mehr des Nachts auf dem Felde in Horden, sondern werden alle Abend nach Hause getrieben.

Der bösen Nebel halber muß das Aus- und Eintreiben des Viehes mit Vorsicht geschehen.

Man wallacht die auf der Weide erzogenen Fohlen.

Die Mastschweine werden in die Eckermast geschlagen, und es wird der Anfang gemacht, die Speckschweine zur Mast einzustecken, indem man ihnen anfangs nüchtern 1/2 Loth Spießglas (antimonium crudum) in saurer Milch giebt, welches die Finnen vertilgen und die Mast befördern soll.

# November.

## Aufenthalt.

Die Fledermäuse verbergen sich in ihre Schlupfwinkel, und kommen nur zuweilen noch bey warmen Abenden zum Vorschein.

Die Füchse gehen weit ins Feld auf die Mäusejagd.

Die Wiesel suchen die Gebäude auf.

Der Dachs fängt an nicht alle Tage mehr auszugehen.

Der Igel gräbt sich ein Loch, worin er seinen Winterschlaf abwarten will.

Der Hase zieht nach den Feldhölzern und Gebüschen.

Die kleine Feldmaus begiebt sich auf die grüne Saat.

Der Hamster verscharrt sich in seine Winterwohnung und beginnt den langen Winterschlaf.

Das Hirschwild trennt sich wieder.

Die Rehe gehen paarweise auf große Haiden und in die großen Wälder.

Die Gemse verlassen die höchsten Berggipfel und suchen niedrige und dichte Waldungen zu ihrem Winteraufenthalte auf.

Das wilde Schwein bleibt im Walde.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Ziegen; Dächse; Rehe.
Zweyte Hälfte: wilde Schweine.

### b) Geburt der Jungen.

Kaninchen und Mäuse, die warm wohnen.

## Nahrung.

—

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Alle wilden Raubthiere, Füchse, Ottern, Marder, Iltisse sind nun gut behaart und können gefangen und geschossen werden, und die Klapperjagd nimmt bey Frostwetter ihren Anfang.

Jetzt

Jetzt ist die rechte Zeit zur Hasenjagd und Schweinshetze.

Der Rehbock wirft sein Gehörn ab, und wird geschossen, weil die Rieke sich allzeit einen andern holt.

Der abgemattete Hirsch sucht die Ameisenhaufen auf, zerscharrt sie, und scheint sich durch den geistigen Geruch derselben zu stärken.

Für die Vasallen endigt sich die hohe Jagd mit dem letzten November.

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Es werden immerfort Mastschweine aufgestellt.

# D e c e m b e r.

## Aufenthalt.

Der Luchs streift zuweilen durch den Thüringerwald.

Der Iltiß zieht sich nach den Gebäuden, besonders nach denen, welche im Felde oder Walde liegen.

Der Fischotter fängt an allenthalben herum zu streifen und die Bäche und Teiche auszufischen.

Der Bär bauet sich sein Winterlager.

Der Dachs liegt fest in seinem Bau.

Die Wanderratte zieht in die Häuser.

Der Zug der Feldmäuse nach der Wintersaat und den Hölzern dauert noch fort.

Der Haase macht sein Lager gegen Mittag der Sonne halber.

## Fortpflanzung.

### a) Begattung der Alten.

Rehe.

Erste Hälfte: wilde Schweine.

b) Geburt der Jungen.

Kaninchen und Mäuse, die warm wohnen.

## Nahrung.

---

## Besondere Bemerkungen für Jäger.

Die Bälge der Raubthiere und Hasen sind am besten.

Mit diesem Monate endiget sich gewöhnlich das Bürschen der Schmalthiere und Kälber, die Schweinemast geht zu Ende und die Nachmast fängt an, wenn die Buchecken und Eicheln nicht ganz aufgezehrt sind. Sie richtet sich allezeit nach der günstigen oder ungünstigen Winterwitterung.

## Besondere Bemerkungen für Oekonomen.

Man stellt noch Schweine zur Mast auf.

Zu Ende dieses Monats wird schon Fleisch für den Sommer eingepöckelt und geräuchert.

Die Schafe werden bey flachem Froste auf die stark gewachsene Saat getrieben.

---

Zwey-

# Zweyter Anhang.

## Kurze Anleitung für diejenigen, welche dieß Buch zum Unterrichte bey Kindern brauchen wollen, nebst einem Beyspiele.

Man fängt gewöhnlich den Unterricht der Naturgeschichte mit der Eintheilung in die drey Reiche, in das Thier- Pflanzen- und Steinreich an. Von jedem dieser drey Reiche giebt man dann weiter die verschiedenen Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten an. Hierbey geht man also den Weg der synthetischen Methode, d. h. man bestimmt für die Classen so wohl, als für die Ordnungen, Gattungen und Arten gewisse Kennzeichen und Merkmahle, und dann zählt man dem Schüler z. B. alle die Thiere der Reihe nach auf, welche die festgesetzten Kennzeichen an sich tragen, und also zu einer Classe, zu einer Ordnung, zu einer Gattung, und zu einer Art gehören. So lernt z. B. der Schüler den Iltis alsdann erst kennen, wenn er weiß, wodurch sich die drey Naturreiche von einander unterscheiden, was Säugethiere, Vögel u. s. w. sind; wie viel Ordnungen unter den Säugethieren vorkommen; wie viel derselben zur ersten, zweyten Ordnung gehören; wodurch sich die Thiere dieser Ordnung nach ihren Gattungskennzeichen und Charaktern der Art unterscheiden, und nur alsdann erst, wenn die Reihe an die dritte Ordnung der Säugethiere, an die Raubthiere, und in dieser an die Gattung Marder kommt, so erfährt der Schüler die Geschichte des Iltis. (s. Uebersicht der Säugethiere nach ihren Ordnungen und Gattungen pag. 122.)

So

So brauchbar diese Methode immer an sich seyn mag, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß beym Elementarunterrichte der Kinder die analytische allerdings den Vorzug verdiene. Sie besteht darinne, daß man den Kindern zuerst aus allen drey Reichen der Natur mehrere Gegenstände vorzeigt, sie auf die verschiedenen, am meisten in die Augen fallenden Kennzeichen und Unterscheidungsmerkmahle aufmerksam macht, und ihnen die ganze Geschichte der einzelnen Naturalien in so weit erzählt, als sie ihrer Fassungskraft und andern Verhältnissen angemessen ist. Wenn sie sich hierdurch schon einen ansehnlichen Vorrath von naturhistorischen Kenntnissen anschaulich gesammelt, schon mehrere einzelne Thiere sinnlich kennen gelernt haben, welche lebendige Jungen zur Welt bringen, vier Füße und Brüste haben, an welchen sie dieselben säugen können; wenn sie schon mehrere Thiere aus der Erfahrung kennen, welchen die Natur einen Schnabel, Federn und zwey Füße gab; wenn sie aus eigner, vorhergegangener Beobachtung wissen, was ein haakenförmiger, und was ein kegelförmiger Schnabel ist; was Füße und Zehen mit einer Schwimmhaut verbunden, und was Fischflossen sind; was die Thiere für ein Gebiß haben, die Fleisch fressen, und wie das Gebiß derjenigen beschaffen ist, die sich von Gras und Kräutern nähren; wenn sie schon mehrere Pflanzen und Fossilien gesehen haben u. s. w.; dann macht man ihnen erst die verschiedenen Haupt- und Nebenabtheilungen bekannt, und führt sie nun an, die Naturalien zu classificiren und zu ordnen.

Die Anwendung dieser Methode soll jetzt an einem Beyspiele gezeigt werden, wo der Lehrer nun den Anfang macht, seine Schüler mit der Classification bekannt zu machen, indem

er

er ihnen die Geschichte eines Thiers erzählt. Ich werde die für den Lehrer hierbey nöthigen Anmerkungen in Klammern einschließen.

L. Wißt ihr schon, Kinder, wie das Thier heißt, das ihr hier seht?

(Ein Lehrer, der pädagogische Talente hat, wird hier im Stande seyn, immer etwas neues zu erfinden, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu spannen, und sie rathen zu lassen, wie das Thier heiße?)

K. Nein!

L. So will ich es euch sagen, gebt Achtung, und merkt es. Es heißt Iltiß, oder in Thüringen der Ratze. (s. S. 294) Bey Gelegenheit dieses Thieres, will ich euch denn heute auch wieder etwas neues lehren.

Besinnt ihr euch noch, wie man alle Körper, die sich auf unserer Erde, und in derselben befinden, eintheilt?

Alle. O ja! in Naturalien und Artefacten.

(Man sehe hier nach S. 3. wo, wie ich glaube, dieß alles deutlich aus einander gesetzt ist.)

L. Was sind denn Naturalien?

K. Naturalien sind Körper u. s. f.

(s. die angezogene Stelle.)

L. Aber solche Körper ꝛc. werdet ihr wohl noch nicht gesehen haben?

K. (Einige) O ja, sehr viele: Hunde, Tannen, Sandsteine. (Andere) Es gehören ja dahin alle Thiere, alle Pflanzen, und alle rohen Steine.

L. Habt ihr denn auch wohl ein Hauptunterscheidungsmerkmahl bemerkt, wenn ihr Thiere, Pflanzen und Steine mit einander verglichen, oder von einander unterschieden habt, wodurch ihr das Thier von der Pflanze und

und dem Steine, die Pflanzen vom Stein und vom Thier u. s. w. unterscheiden können?

(Kinder, die vernünftig unterrichtet worden sind, werden hier verschiedene Merkmahle angeben, die theils ganz, theils nur zur Hälfte passen; man kann ohngefähr folgenden Hauptunterschied gelten lassen.)

K. Die Thiere wachsen, wenn sie ihre Nahrung durch den Mund zu sich nehmen, die Pflanzen durch die Wurzeln, und die Steine haben keinen Mund und keine Wurzeln, sondern wachsen und werden größer, wenn sich von außen immer Theilchen ansetzen und anhängen.

L. Gut! Es giebt noch verschiedene Hauptmerkmahle, wodurch sich die Thiere, Pflanzen und Mineralien von einander unterscheiden; aber dieses ist schon hinlänglich. Faßt also den Unterschied so:

Die **Thiere** nähren sich und wachsen dadurch, daß sie Nahrungsmittel durch eine **einzige Oeffnung**, den Mund, zu sich nehmen; die **Pflanzen** nähren sich durch **viele solcher Oeffnungen**, durch die Wurzeln; und die **Mineralien** nähren sich durch keine solcher Oeffnungen, sondern wachsen dadurch, daß **sich Theilchen von außen anhängen**. Da es nun, wie ihr wißt, sehr viele Thiere, Pflanzen und Mineralien giebt, so hat man sie, um sie leichter zu übersehen, geordnet, und überhaupt erst in das **Thierreich**, **Pflanzenreich** und **Mineralreich** abgetheilt, so, daß alle Thiere zum Thierreich, alle Pflanzen zum Pflanzenreich, und alle Mineralien zum Mineralreich gezählt werden. Wohin wird also nun der Iltiß gehören?

K. Ins Thierreich.

L. Ihr habt Recht rc. Sind aber alle Thiere Iltisse?

(Eben

(Eben so, wenn sie der Lehrer die Eintheilung des Pflanzen- und Mineralreichs kennen lehrt.)

K. (lachen) O nein. Da müßte es auch Iltisse mit Federn geben, welche Eyer legten — denn die Vögel sind doch auch Thiere!

L. Also ein zweybeiniger Vogel wäre ganz etwas anders als dieser vierfüßige Iltis. Und so werden wohl auch die Geschöpfe mit Floßfedern und Schuppen —

K. (Einige) O die Fische, die Fische sind auch keine Iltisse — (Andere) haben keine vier Füße — (Andere) Sind aber auch keine Vögel.

L. Und außer diesen, dünkt mich, kennt ihr ja noch Thiere, die davon den Namen haben, daß sie auf der Erde und im Wasser zugleich leben können.

K. Die Amphibien: diese sind wieder etwas anders, als Fische, Vögel und vierfüßige Thiere.

L. Der Frosch z. B. Dann habt ihr ja auch Käfer, Schmetterlinge, und andere Thierchen, die nicht mehr vier, sondern sechs und wohl noch mehrere Füße haben, diesen Sommer genug gefangen? und das waren keine Amphibien, keine —

K. (Alle) Das waren Insekten.

L. Recht! Und nun wären noch übrig?

K. Die Würmer.

L. Wer weiß mir einen Wurm zu nennen?

K. (Einige) Der Regenwurm. (Andere) Die Schnecken, der Spulwurm.

L. Seht, Kinder, diese sechs verschiedene Arten von Thieren, in welche alle bekannten Thiere abgetheilt werden, heißt

heißt man Classen. Es giebt also eine Classe der Vögel, eine Classe der Fische u. s. f.

(s. Classification der Thiere S. 21. 122., wo man auch ein Erläuterungsexempel finden wird. Andere werden jedem Lehrer leicht von selbst beyfallen.)

Wohin wird aber nun der Iltiß zu rechnen seyn? Unter die Vögel u. s. f?

K. Unter die vierfüßigen Thiere.

L. Wo der Frosch z. B. hingehört?

K. Nein; der legt ja Eyer und ist eine Amphibie.

Der Iltiß gehört unter die Classe der Säugethiere.

L. Gut! Was nennst du denn aber ein Säugethier?

K. Ein Thier, das vier Füße hat und lebendige Jungen zur Welt bringt —

L. Welche Jungen die Mutter an ihren Brüsten eine Zeitlang ernährt; woher eben das Wort Säugethier entstanden ist.

Der Iltis ist also ein Säugethier. Wenn ihr nun dieß alles recht gefaßt habt, so wollen wir einige Schritte weiter gehen.

(Hier ist eine kleine Pause nöthig, um die Kinder das eben gelehrte erst durch eine Menge Fragen und Exempel recht einzuprägen, und alsdenn erst auf das folgende aufmerksam zu machen.)

Seht aber nun jetzt einmal das Gebiß des Iltiß recht an! seht wie er die Zähne fletscht! was wird er wohl fressen?

K. (Alle) Fleisch, Fleisch! (Einer) denn er hat ja ein so scharfes Gebiß, wie ein Marder.

(Hier könnte nun die Rubrik von Nahrung eingeschaltet werden; allein um die Kinder in einer gewissen Ordnung bey Beschreibung der Thiere zu erhalten, verspare ich sie bis weiter unten.)

L. Soll-

L. Sollte es auch wohl Säugethiere geben, die kein Fleisch, sondern irgend etwas anderes z. B. Gras und Kräuter fräßen?

K. Den Ochsen, das Schaf. Diese Thiere haben kein so scharfes Gebiß, als dieser Iltis, denn es fehlen ihnen ja die obern Vorderzähne.

L. Werden denn der Ochs und das Schaf die Nahrungsmittel, die sie zu sich nehmen, auch wohl so klar und fein kauen können, wie hier dieser Iltis, der ein so scharfes Gebiß hat?

K. O nein! Jene müssen das Gras und Heu, das sie verschluckt haben, noch einmal kauen.

L. Und wie heißt man sie denn eben dieser Eigenschaft wegen?

K. Sie heißen wiederkäuende Thiere. Deswegen haben sie ja auch vier Mägen, in welchen die Speisen, die sie mit den Zähnen nicht genug zermalmen können, immer nach und nach kleiner gemacht, und verdauet werden, wie sie uns neulich an der geschlachteten Kuh wießen.

L. Richtig. Nun zählt mir aber doch einmal die Vorderzähne an dem Iltiß.

K. Er hat oben und unten sechs Vorderzähne und in jedem Kinnladen zwey spitzige, ei! wie spitzige Eckzähne.

L. Halt —, und wohl aufgemerkt! Alle Thiere, die sechs Vorderzähne oben und unten haben, nennt man Raubthiere. Und weswegen wohl?

K. Doch wohl deswegen, weil sie andere Thiere rauben und fressen.

L. Ja, weil sie andere lebendige Thiere fangen und verzehren. Das Kennzeichen der Raubthiere ist also?

K. Sechs Vorderzähne in beyden Kinnladen.

L. Richtig. Also seht ihr, lieben Kinder, (und ich wünsche, daß ihr dieß recht wohl behalten möget!) daß die Thiere nicht blos nach *c*., sondern auch in Rücksicht ihres Gebißes verschieden sind.

Es giebt Säugethiere, die ein sehr scharfes Gebiß, sechs Vorderzähne in der obern Kinnlade, und sechs in der untern haben, und wieder andere, die nur in der untern Kinnlade Vorderzähne, gewöhnlich achte an der Zahl haben, und in der obern keine. Der Iltis ist also ein Säugethier, das sechs Vorderzähne oben und unten im Munde hat, oder nun bestimmter und besser: Der Iltis gehört unter die Classe der Säugethiere, und zwar unter denselben in die Ordnung der Raubthiere; denn die Abtheilungen, die man wieder der Deutlichkeit und Ordnung halber unter den Säugethieren macht, nennt man Ordnungen. Kennt ihr denn wohl schon mehrere Ordnungen unter den Säugethieren als die Raubthiere?

K. O ja, die wiederkäuenden Thiere, welche nur in der untern Kinnlade Vorderzähne haben.

L. Gut! Kennt ihr denn auch mehrere solcher Thiere, die man unter die Raubthiere rechnen könnte?

K. Doch wohl die Katze?

L. Richtig. Wie viel Vorderzähne würden wir also an dieser, wenn wir sie fiengen, und ihr Gebiß betrachteten, finden?

K. (Alle) 6 oben und 6 unten.

L. Getroffen!

(So viel zum erstenmal, damit man ja die Kinder nicht überlade. In der Folge lehrt man sie auch die andern Ord-

Ordnungen kennen, zeigt ihnen die mehrere Verschiedenheit der Zähne, und macht ihnen so die Unterabtheilungen nach und nach bekannt. Man hätte auch damit anfangen können, um sie die Classification der Säugethiere zu lehren, wenn man die Geschichte des Wallfisches hätte voraus setzen können: ob das Thier wahre Füße, oder Füße, wie die Floßfedern der Fische gestaltet, hätte?

Es ist wahr, zum ersten Unterrichte scheint die Kleinische Eintheilung vorzüglich bequem und leicht zu seyn. Wenn man z. B. zu den Kindern sagt: Seht einmal die Füße des Iltis an, hat er Zehen oder Hufe? dann in dieser Ordnung die Kinder in der Classification weiter bringt, und ihnen erst in der Folge die Linneische Eintheilung bekannt macht. Allein, nach meiner Einsicht, halte ich die Erlernung der Kleinischen Eintheilung vorher, ehe zur Linneischen übergegangen wird, nicht nur für überflüßig, sondern auch für unbequem, weil sie theils zu weitläuftig, theils zu mehrern Verwirrungen Anlaß giebt, als letztere. Die Wahrheit meiner Behauptung, wird sich, deucht mir, von selbst ergeben, wenn man sich die Mühe nehmen will, das Kapitel von der Classification durchzulesen, und die Säugethiere in Rücksicht auf das Kleinische System, d. h. mit besonderer Rücksicht auf die Füße und Anzahl der Zehen an denselben, durchzugehen.)

L. Nun beschreibt mir aber den Iltis einmal!

(Der Lehrer läßt sich nun das Thier nach der Anleitung im Buche selbst beschreiben, und verbessert nach demselben die Fehler der Kinder.)

L. Ob er wohl auch eine Stimme hat? was meynt ihr?

K. (Einige) Ja.

L. Allerdings. Zu manchen Zeiten knurrt er, und wenn man ihn gefangen hat, oder wenn er böse ist, so kneft er, wie ein junger Hund. —

Wo hält er sich denn aber wohl auf? Im Walde, oder auf dem Felde, oder in Häusern?

K. (Einige) Auf dem Felde; (andere) in Häusern.

L. Er hält sich auf dem Felde, in Häusern und im Walde auf; in Scheunen, in Holzhaufen, unter den Wurzeln der Bäume, hinter den hölzernen Verschlägen der Flüße und Teiche, in dicken Hecken und Büschen. Weil er in den Häusern sich auch vergräbt, und in Kellern und Scheunen zuweilen große Haufen, wie ein Maulwurf, aufwirft, so heißt er an manchen Orten Hausunk. — Wo wird er sich wohl im Winter hinmachen?

K. In die Dörfer.

L. Ja er zieht aus dem Walde und Felde mehr in die Städte und Dörfer, vorzüglich in die einzeln im Felde liegenden Mühlen. Warum thut er wohl das? was glaubt ihr?

K. Weil es im Winter kalt ist.

L. Und weil er im Winter im Walde und auf dem Felde nicht viel zu fressen findet. Was wird er wohl fressen?

K. (Einige) Hühner, Tauben.

L. Er lebt vom Fleisch der Vögel. Im Sommer geht er und zwar blos des Nachts in Feldern und Hölzern umher, und sucht die Lerchen, wilden Enten, Wachtel- und Rebhünernester auf, frißt die jungen Vögel, und trägt die Eyer in seine Wohnung. Im Winter besucht er die Hühner- und Taubenhäuser, und frißt da, was er antrifft; beißt Hühner, Tauben, auch wohl Gänse todt, und schleppt sie in seine Höhle. Wenn er aber nun keine Vögel bekommen kann, und es hungert ihn doch, was wird er wohl da machen?

K. Da frißt er etwas anders

L. Was frißt er aber wohl noch? Was leben denn noch für Thiere in Feldern und Wäldern, die er fangen kann?

Has

Hasen, Rehe, Hirsche, nicht wahr? da wird er wohl manchmal einen Hirsch verzehren?

K. Nein; den kann er nicht bezwingen.

L. Nun was giebt es denn für kleinere Thiere noch im Felde? Wie heißen denn die Thierchen, die meist in der Erde leben? die auf den Wiesen so große Haufen aufwerfen?

K. (Alle) Maulwürfe, Maulwürfe (und noch einige) Wasserratten.

L. Seht, die frißt er auch noch. Er fängt Hamster, Mäuse, Ratten, und im Sommer auch Frösche, welche ihm vorzüglich gut schmecken, und wovon er sich oft einen großen Vorrath in seiner Höhle sammlet. Man trifft ihn oft an, daß er in seiner Höhle einen ganzen Kranz Frösche um sich herum gelegt hat. Auch Kaninchen, Gartenschnecken und Heuschrecken frißt er; und endlich noch Thiere, die im Wasser leben?

K. (Alle) Fische.

L. Und zwar Forellen. — Worunter wollt ihr nun wohl den Iltiß zählen, unter die nützlichen, oder schädlichen Thiere?

K. Unter die schädlichen. Er tödtet ja so viele Vögel.

L. Ist er denn aber gar nicht nützlich?

K. O ja! Er fängt ja Maulwürfe, Ratten, Hamster, und andere Mäuse weg.

L. Und sein Balg — der wird wohl weggeworfen?

K. O Nein!

L. Nein, den brauchen die Kürschner. Aus den langen Haaren seines Schwanzes macht man sehr gute Mahlerpinsel. Auch läßt er sich zur Kaninchenjagd abrichten. Einige Leute essen auch das Fleisch. Im gemeinen Leben aber wird

er doch unter die schädlichen Raubthiere gerechnet. — Ob es wohl viele Iltisse giebt?

K. Nein! denn wir haben ja schon lange einen zur Lehrstunde bestellt gehabt, und keinen bekommen können.

L. Du hast recht. Sie vermehren sich nicht sehr. Das Weibchen heckt des Jahrs nur einmal, und nicht mehr als 4, selten 6 Junge. Die Heckzeit ist im April, und die Junge sind anfangs blind. Ihr Nest macht die Mutter von Stroh, Heu und Moos, und zwar am liebsten in Holz- und Reißighaufen. Die Jungen lassen sich zahm machen.

(Hier kann das Geschichtchen, das in der Note unter der Rubrik: Fortpflanzung S. 299 angeführt ist, erzählt werden, das besonders zur Erhaltung der Aufmerksamkeit sehr geschickt seyn wird.)

Da aber schon ein Ratz vielen Schaden thun kann, so stellt man ihnen auch noch auf allerhand Weise nach, und sucht ihre Anzahl immer wieder zu vermindern. Wie wird man dieß wohl machen?

K. Man stellt Fallen auf.

L. Man fängt sie in eisernen und hölzernen Fallen, stellt vor ihre Höhlen Netze, sucht sie in ihren Wohnungen auf, erschießt und erschlägt sie. Wenn sie sich nur mit einem Beine in einer eisernen Fallen gefangen haben, so beißen sie sich solches ab, und laufen davon. Noch eine ganz eigne Art sie zu tödten hat man: Sie können das Wetzen eiserner Instrumente auf Steinen nicht vertragen; man nimmt daher ein Messer, wetzt es auf einem Stein vor ihrer Höhle, die Iltisse kommen hervor, und dann erschießt oder erschlägt man sie.

K. Das ist doch sonderbar.

L. Wie

L. Wie weiß man denn aber, wo man die Fallen hinlegen soll?

K. Das wird man ja wohl an ihrer Fährte sehen.

L. Richtig. Wenn man im Winter, wo sie sich doch nur mehrentheils in die Häuser schleichen und Schaden thun, eine solche Spur, wie diejenige, welche ich dahin zeichne, (s. T. 14. F. 7.) sieht, die so ziemlich einer Hasenfährte, die ihr doch alle kennt, gleich kömmt, nur daß sie etwas kleiner ist, so geht man derselben nach, und stellt die Falle in den Winkel, wo das Thier hinein gekrochen ist.

(Da ich bemerkt habe, daß die Kenntniß der Fährten den Kindern auf Spatziergängen große Freude, und vorzüglich Lust zur Naturgeschichte gemacht hat, so scheint es mir nöthig, daß der Lehrer sich dieselben nach Anleitung der Zeichnungen bekannt mache, welches er für sich sehr leicht im Stande ist, und worin ihm auch jeder Liebhaber der Jagd nachhelfen kann.)

---

Wenn nun der Lehrer so weit mit der Geschichte zu Ende ist, so kann er ein anderes Thier nehmen, und die Kinder beyde mit einander **vergleichen** und von einander **unterscheiden** lassen, kann sie die Eigenschafften und Fertigkeiten aufsuchen, und sie davon etwas anschreiben, und auswendig hersagen, oder sie auch einen Aufsatz im Zusammenhange nach den oben in den Beschreibungen angegebenen Rubriken ausfertigen lassen, welches ich für das nützlichste halte u. s. w.

Dieß, glaube ich, wird genug seyn, um den Lehrer einen Wink zu geben, wie er, nach meinen Einsichten, die Naturgeschichte mit seinen Schülern am nützlichsten treiben könne; und ich habe weiter nichts hinzu zu setzen, als daß ich bey dieser Lection Kinder von 6 bis 8 Jahren vor Augen

 habe;

habe; daher ich, was Fortpflanzung und Fang betrifft, nur ganz kurz und im Vorbeygehen berührt, und Begattungszeit ganz übergangen habe. Sind die Kinder erst erwachsener, dann kann man auch davon weitläufiger sprechen, und die Fallen durch Zeichnungen ihnen verständlich machen. Dann muß man aber auch, um ihnen recht deutliche Begriffe davon zu machen, die gewöhnlichsten Fallen in Natur haben, und ihnen zeigen, wie solche gebraucht werden.

Eben so scheint es mir auch nicht nothwendig, daß man bey Kindern von diesem Alter das Längenmaaß und andere Dinge so genau, wie sie in der Beschreibung befindlich sind, anzugeben nöthig habe. Die Vergleichung mit dem Fuchs kann der Lehrer eben so wenig brauchen, wenn seine Zöglinge noch keinen Fuchs gesehen haben.

---

# Register
## der vornehmsten Sachen und Namen.

Busch-

Dunst-

Feuch-

Ge-

Heer-

Katz

Lang=

Mus

Scharr-

Wier

Ende des ersten Bandes.

## Nachricht.

Der auf Tab. I. Fig. 2. befindliche Maasstab ist der Leipziger Fuß oder der Sächsische und Thüringische Werkfuß. Um vorzüglich den Forstmännern, denen das Pariser Maas gewöhnlich unbekannt ist, die Messungen zu erleichtern, wählte ich denselben, und werde mich auch in den übrigen Theilen der Naturgeschichte desselben bedienen.

---

## Verbesserungen.

Seite 44 Unter den Augen lies: Ueber den Augen.
— 76 Z. 11. den die Lunge l. Luft.
— 75 Z. 7. über welche l. und über sie sind
— 139 Z. 1. Apossum l. Opossum.
— 238 Z. 8. todgeschossen l. todtgeschlagen.
— 500 statt Tab. XI. Fig. 3. l. Fig. 2.
— 698 letzte Z. gesalzener l. ungesalzener.
— 722 Z. 5. trockenes l. grünes.
— 753 am Ende, mehr väterlich als mütterlich l. mehr mütterlich als väterlich.

Da ich vermuthen kann, daß es denjenigen, welche dieses Handbuch brauchen wollen, einstweilen, bis die folgenden Bände der übrigen Naturreiche nach und nach vollständig erscheinen, willkommen seyn dürfte, wenigstens aus den noch übrigen Theilen der Naturgeschichte zahlreiche Materialien, wenn auch nicht systematische geordnet, besonders zum Behuf des Unterrichts zu erhalten, so füge ich hier die Ankündigung unserer **gemeinnützigen Spatziergänge für Eltern, Hofmeister, Jugendlehrer und Erzieher** bey.

---

Wenn wir voraus setzen könnten, daß die eben genannten Classen von Menschen alle, die vortrefliche Abhandlung des Hrn. Stuve über die anschauende Erkenntniß gelesen hätten: so dürften wir sie nicht erst um eine Lectüre ersuchen, die ihnen Nutzen und Zweck, der itzt von uns anzukündigenden Schrift unwidersprechlich einleuchtend machen würde. — Indeß wollen wir uns möglichst kurz und deutlich darüber zu erklären suchen.

1) Spatziergänge nennen wir diese Schrift, weil wir beabsichtigen, daß die Kenntnisse, zu denen sie Anleitung geben wird, allezeit an Ort und Stelle, mittelst des Anschauens also größtentheils im Freyen oder außerhalb des Zimmers erworben werden sollen.

2) In unsern Zeiten ist es doch wohl zu vermuthen, daß in jeder Familie, wo vernünftige Erziehungsgrundsätze überhaupt, folglich auch in Rücksicht der physischen Ausbildung insbesondere herrschen, darauf pflichtmäßig gehalten werde, daß die Kinder täglich einen Gang ins Freye machen. Hofmeister pflegen hier die Begleiter zu seyn; oft machen sich aber auch die Eltern selbst das Vergnügen, sich von ihren Kleinen begleiten zu lassen.

3) Wir lassen es auf Beyder Entscheidung ankommen, ob es ihnen nicht sehr erwünscht seyn werde, bey dieser Gelegenheit zweckmäßigen Stoff zur Unterhaltung mit ihren Klei-

Kleinen zu haben, da gewöhnlich entweder gar keine, oder eine todte, langweilige; oder eine unstäte, mit zu vielerley unbestimmten Begriffen überladene, Statt findet — und auch nur Statt finden kann. Dann sollte sie zweckmäßig seyn: so müßte man sie vorher haben auswählen, genau bestimmen, vorbereiten können. Dies ist nicht leicht — eine wahre Arbeit, die viel Zeit und Mühe erfordert. Beyde, aber Eltern und Hofmeister, haben gewöhnlich schon den übrigen Theil des Tages im Beruf erschöpft; sie gehen spatzieren, um sich zu erholen. Dazu kommt noch, daß es für Eltern, Lehrer, Kinder, welche Jahr aus Jahr ein, beysammen leben, noch schwerer wird, ein interessantes Gespräch zu unterhalten.

4) Wir hoffen nun durch unsere Spatziergänge nicht allein diesen Nachtheilen abzuhelfen, dieses Interesse wieder zu wecken und herzustellen; sondern auch noch andre Lücken auszufüllen, andere beträchtliche Vortheile zu verschaffen.

5) Denn der Innhalt dieser Schrift wird so viel möglich gemeinnützig, bedürftig, vorbereitend, interessant, faßlich, Geld- und Zeitersparend, und endlich leicht zu versinnlichen seyn. Daß dies keine Prahlereyen sind, wird man gleich aus der nähern Erläuterung und nachher am Erfolge sehen.

6) Gemeinnützig. Weil nur solche Gegenstände vorgetragen werden, die aufs gemeine Leben Einfluß haben, Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst, der Gewerbe, der Haus- und Landwirthschaft.

7) Bedürftig. In wiefern diese Kenntnisse Kindern vorzüglich Bedürfniß sind, bedarf es wohl keines Beweises. Aber wir verstehen diesen Ausdruck vorzüglich in Rücksicht der Eltern und Hofmeister, besonders in Städten, welche selten Zeit, Lust und Beruf haben, sich gerade um die Dinge, die ihnen zunächst vor Augen liegen, zu bekümmern; gewöhnlich ohne Einsicht von denselben, und also vorzüglich einer Anleitung bedürftig sind.

8) Vorbereitend. Weil hauptsächlich einzelne, elementarische Mittelbegriffe erläutert werden sollen; welche gewöhnlich fehlen, wenn das Ganze der Wissenschaft, zu welcher sie gehören, durchgenommen wird und daher oft dunkel und unverständlich bleibt. Alle diese aber werden

uns

unsere Spatziergänge nach und nach vollständig liefern. Sie können also im Gesichtspunkt der Erzieher füglich als eine Sammlung von Exempeln, Commentarien, auf die sich der systematische Lehrer berufen kann; im Gesichtspunkt der Kinder, als eine Erkenntnißcharte angesehen werden, auf welcher sie die wichtigsten Flüsse, Gebirge, Ströme, Oerter, rc. mit den wesentlichsten, merkwürdigen Notizen, vor sich haben, und wo der systematische Lehrer, nun nur zu ordnen, Gränz- Längen- und Breiten-Linien zu ziehen, zu illuminiren, und die Uebersicht des Ganzen zu lehren hat. — Vorzüglich gehört dahin auch, daß wir vor der Hand unser Absehen nur auf einheimische, vaterländische Gegenstände richten. Wer siehet nicht ein, daß es nützlicher, vernünftiger, nothwendiger sey, erst diese kennen zu lernen? Wer siehet nicht ein, wie sehr durch diese Vorbereitungen nachher mittelst der analogischen Erkenntniß, die Verdeutlichung fremderer Begriffe von fernern Gegenständen ungemein erleichtert werde?

9) Interessant. *a)* Findet die größte Mannichfaltigkeit von Gegenständen Statt. Heute ein Insect, morgen eine Pflanze, dann Eis, Fisch, Jagd, Chocolade, Glas, Blitz, Bier, Erndte, rc. *b)* Wird von einem solchen einzelnen Gegenstande nur so viel verhandelt, als wozu der in einem concisen Styl gedrängte Inhalt eines gedruckten Octavblatts, Anleitung giebt. *c)* Wird jeden Tag größtentheils nur ein solcher Gegenstand gewählt, zu dessen Erkenntniß irgend eine temporelle Veranlassung vorhanden ist. (Daher eben die äußere Form und Oekonomie dieser Schrift.) z. B. im Jenner, der Artickel: Schnee, Fährten, Tannenpapagoi rc. *d)* Wird die eben deshalb so leicht zu bewerkstelligende Versinnlichung diesen Kenntnissen einen Reitz geben, den die meisten von anderer Art ihrer Natur nach nicht haben können und sollen. — Nun vergleiche man damit den gewöhnlichen Compendiengang, mit welchem der Unterricht angefangen zu werden pflegt.

10) Versinnlicht. Wir setzen nochmals voraus, daß man die Stuvische Schrift gelesen und beherzigt habe. Wir unsrer Seits wählen in dieser Rücksicht meistens nur einzelne Gegenstände und solche, welche gewöhnlich im

Be-

Bezirke einer halben Stunde etwan überall anzutreffen sind. Wir setzen allemal bey der Art, mit der wir über diesen Gegenstand sprechen, voraus, daß Eltern oder Hofmeister die Kinder zu demselben hingeführt und letztere denselben zur Anschauung vor sich haben.

11) Faßlich. a) Wir haben uns überhaupt bemühet, auf eine solche Art von diesen Dingen, bey möglichster Kürze zu reden, daß jeder verständige Erwachsene in den Stand gesetzt werde, alles vollkommen selbst zu verstehen, es also auch Andern wieder zu verdeutlichen. b) Ja sehr viele Artickel sind von der Art, daß sie sechsjährigen Kindern, bey einiger Methode, gar leicht begreiflich gemacht werden können. Wir glauben dies nicht etwa bloß; sondern wissen es gewiß. Denn wir treten hier nicht mit Versuchen auf, die wir erst unter Begünstigung des Publikums machen wollen; sondern theilen, mit einiger Zuversicht, Vielen zur Benutzung mit, was wir hier im Stillen seit 5 Jahren practisch bewährt und thunlich befunden haben. Mit diesen Gegenständen und nach dieser Methode unterrichteten wir mit erwünschtestem Erfolge junge Personen von 5 bis zu 18 Jahren. Unvermeidlich ist es, daß nicht bey einem zu erläuternden Hauptbegriffe, nicht kurz zu erklärende, also dunkelbleibende Nebenbegriffe mit vorkommen. Diese allemal bald möglichst für einen der folgenden Tage nachzuholen, ist Hauptgesetz in unserem Plan.

12) Geld- und Zeitersparend. a) Mittelst unsrer Spatziergänge, können eine Menge Bücher, welche gerade in den wissenschaftlichen Fächern, die wir uns in diesen Spatziergängen zu behandeln vorgenommen haben, die theuersten und kostbarsten sind, erspart werden; weil wir, wenn uns das Publikum Beyfall und Unterstützung schenkt, in mehrern Jahrgängen, alle aus diesen Fächern nur wissenswürdigen vaterländischen Gegenstände erschöpfen können, da wir zu unserm eigenen Bedürfniß beständig, das in tausend Schriften Zerstreute sehr vollständig gesammelt und geordnet haben. b) So lange wir uns, welches mehrere Jahre geschehen wird, mit einheimischen, sinnlichen Gegenständen beschäftigen, bedarf es auch keiner theuern Abbildungen, weil Natur oder Kunst im Original vor Augen sind. c) Sind aber unsere einheimischen Gegenstände

stände erschöpft: auch dann werden für die ausländischen weit weniger Nachbildungen nöthig seyn, da die nun hinlänglich vorbereiteten analogen Vorstellungen sehr viele überflüßig machen werden. d) Wir liefern unsere Spaziergänge den uns deckenden Pränumeranten (denn bloße Subscription ohne Vorausbezahlung wird nicht angenommen), um den wohlfeilen Preiß eines Reichsthalers und zwölf guter Groschen in Golde für den ganzen Jahrgang. Ein solcher Jahrgang enthält für 52 Wochen eben so viel Bogen. Jeder Bogen enthält für die 7 Wochentage, eben so viel verschiedene Artickel. Der Ladenpreis wird nachher 2 Rthlr. 6 ggl. seyn. e) In Absicht der Zeitersparniß bemerken wir zweyerley: Einmal, haben wir durch unsere fünfjährige immer fortgehende Vor-Arbeit allen Hofmeistern rc. den Zeitverlust, den sie selbst auf Auswahl und Zusammensuchung der Materialien verwenden müßten, erspart, indem sie hier für jeden Tag ihre ausgearbeitete Lection finden. Zweytens, werden ihnen nun einige sonst sehr wesentliche Lectionen im täglichen Stundenplan ganz entbehrlich, die sie auf eine viel angenehmere und — unsere Erfahrung schmeichelt uns — vollständigere und zweckmäßigere Art, als sonst, auf den bisherigen öden Spatziergängen ersetzen können. —

13) Wir sagen: auch auf eine vollständigere Art; womit aber nicht gemeynt ist, daß auf eine sehr unmethodische und — da wir uns jedesmal nur den engen Raum eines Octavblattes vorgeschrieben haben — unmögliche Weise, jeder Artikel gleich mit einemmale erschöpft werden solle. — Nein! Er wird und zwar — zu größerem Nutzen — nachdem sich viel Wissenswürdiges von ihm sagen läßt, zu gelegener Zeit wieder vorkommen. So kann z. B. zur Zeit der Aussaat, aber auch wieder zur Zeit der Erndte vom Roggen die Rede seyn. Da wird es im letztern Fall Veranlassung genug geben, das im vorigen Herbste davon Gelernte zu wiederholen und es mit neuen Begriffen zu ergänzen. Da wir ferner Versinnlichung und besonders voraussetzen, daß der Lehrer das auf dem Octavblatt nicht etwa wörtlich nach einander ablese, sondern nur als hinlänglich reichen Stoff brauche, daraus eine Unterredung anzuspinnen, in welcher gefragt, geantwortet, Zweifel vorgebracht und gehoben, schon bekannte mit dem jedesmaligen Hauptbegriffe verknüpfte Nebenbegriffe

griffe wiederholt, auch wohl ganz neue Bemerkungen, Zweifel und Fragen gemacht werden sollen und können, zu welchen wirklich in dem Augenblick der Gegenstand an Ort und Stelle veranlaßt: so ergiebt sich denn daraus natürlich eine Art der vollständigern Supplirung der Begriffe als nimmermehr im Zimmer beym bloßen Buche, ja auch bey Abbildungen möglich ist. Daher wir auch jedem Besitzer rathen würden, sich sein Exemplar durchschießen zu lassen, um alle solche selbstgemachte Bemerkungen, Berichtigungen oder locale Abweichungen, z. B. in der Landwirthschaft, einzutragen und — will er gütig und patriotisch seyn — uns für das ganze Publikum mitzutheilen. Endlich gehört zur Vollständigkeit noch, daß wir auf beyde Geschlechter Rücksicht genommen haben, um diese Schrift für Familien noch nützlicher zu machen.

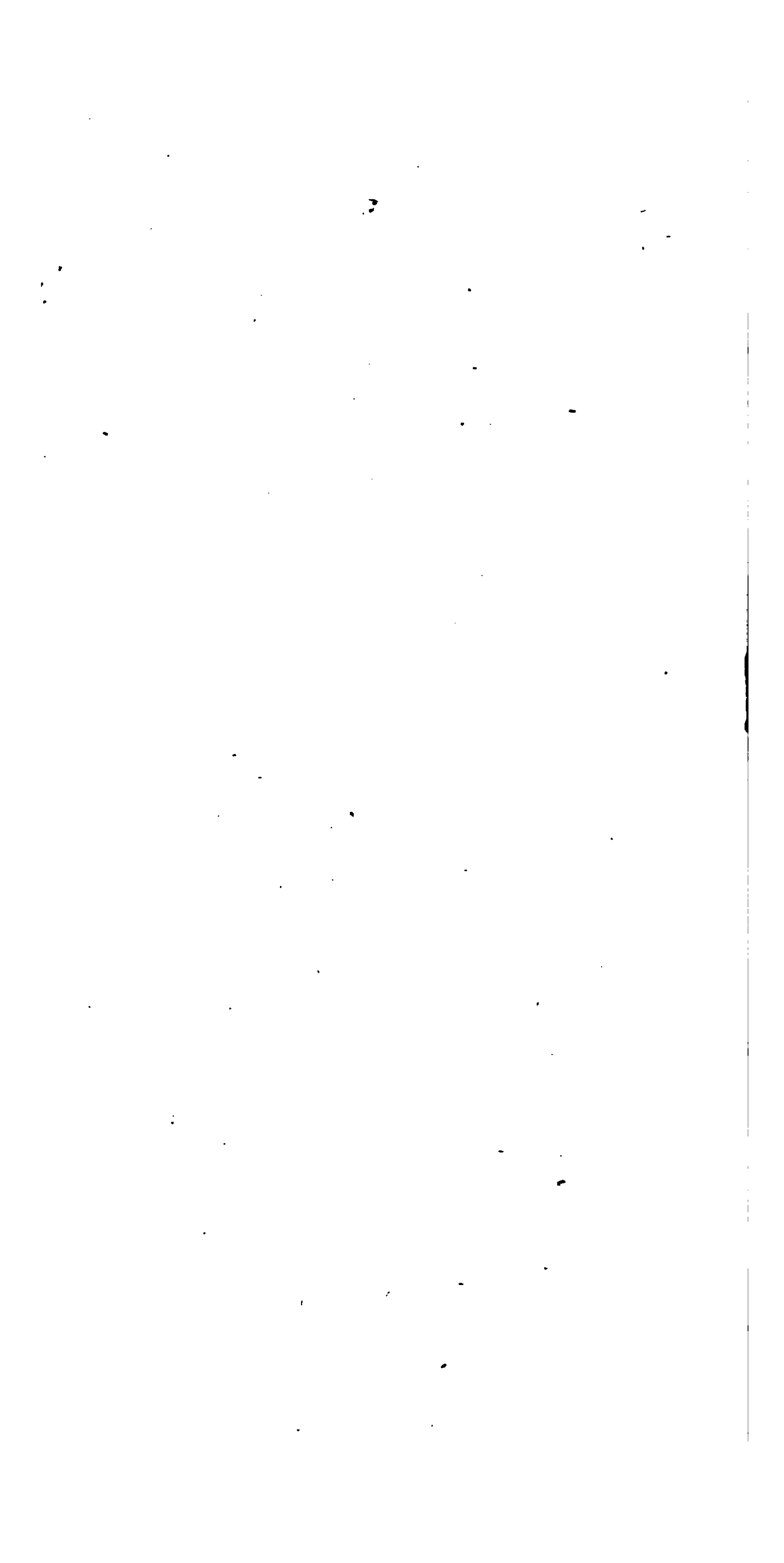
14) Ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, dürfen wir wohl noch anführen, daß unsre in Begleitung von Kindern geschehene fünfjährige Selbstbeobachtung aller vorzutragenden Gegenstände, uns in den Stand gesetzt hat, gar Manches zu liefern, was man in jedem Buche vergebens suchen würde.

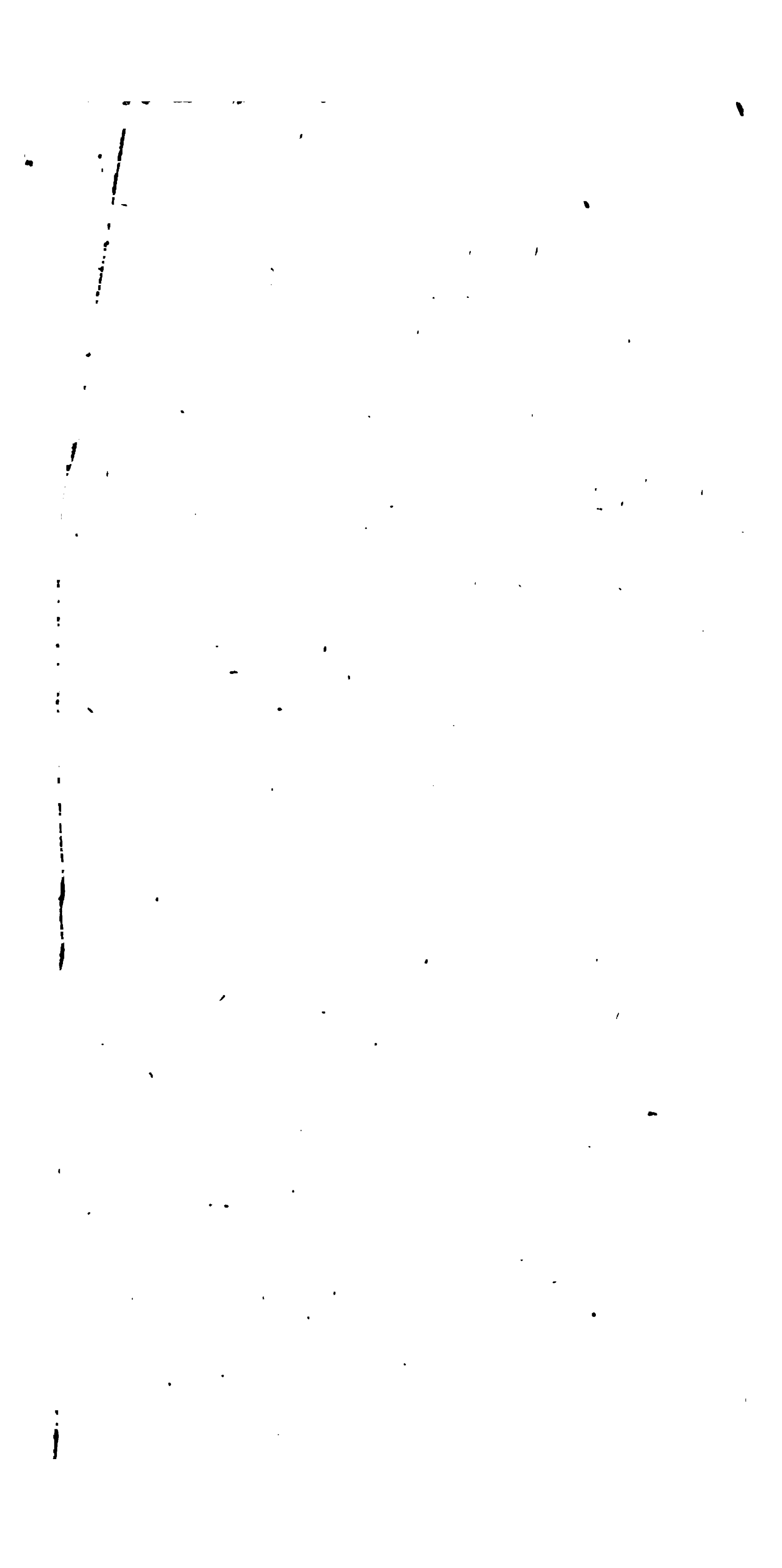
15) Ueber einige besondere Punkte und Vortheile, die sich Erzieher mittelst dieser Schrift schaffen können, werden wir zu Anfang derselben noch einiges sagen.

16) Da die Jennerstücke für 1790 im December 1789 schon ausgetheilt werden sollen, damit zu Anfang des Jahrs jeder Erzieher gleich davon Gebrauch machen könne; so müssen die Bestellungen und Pränumerationsgelder eher franco an die Verlagshandlung, die Braunschweigische Schulbuchhandlung, eingesandt werden, als dieser Termin verflossen ist. Der ganze Jahrgang wird in 2 Bänden vertheilt, wovon die noch übrigen 5 Monatsstücke zum ersten Bande in der Neujahrsmesse, und der zweyte in der Ostermesse erscheinen. Alsdann folgt Ostern und Michaeli jedesmal ein Band.

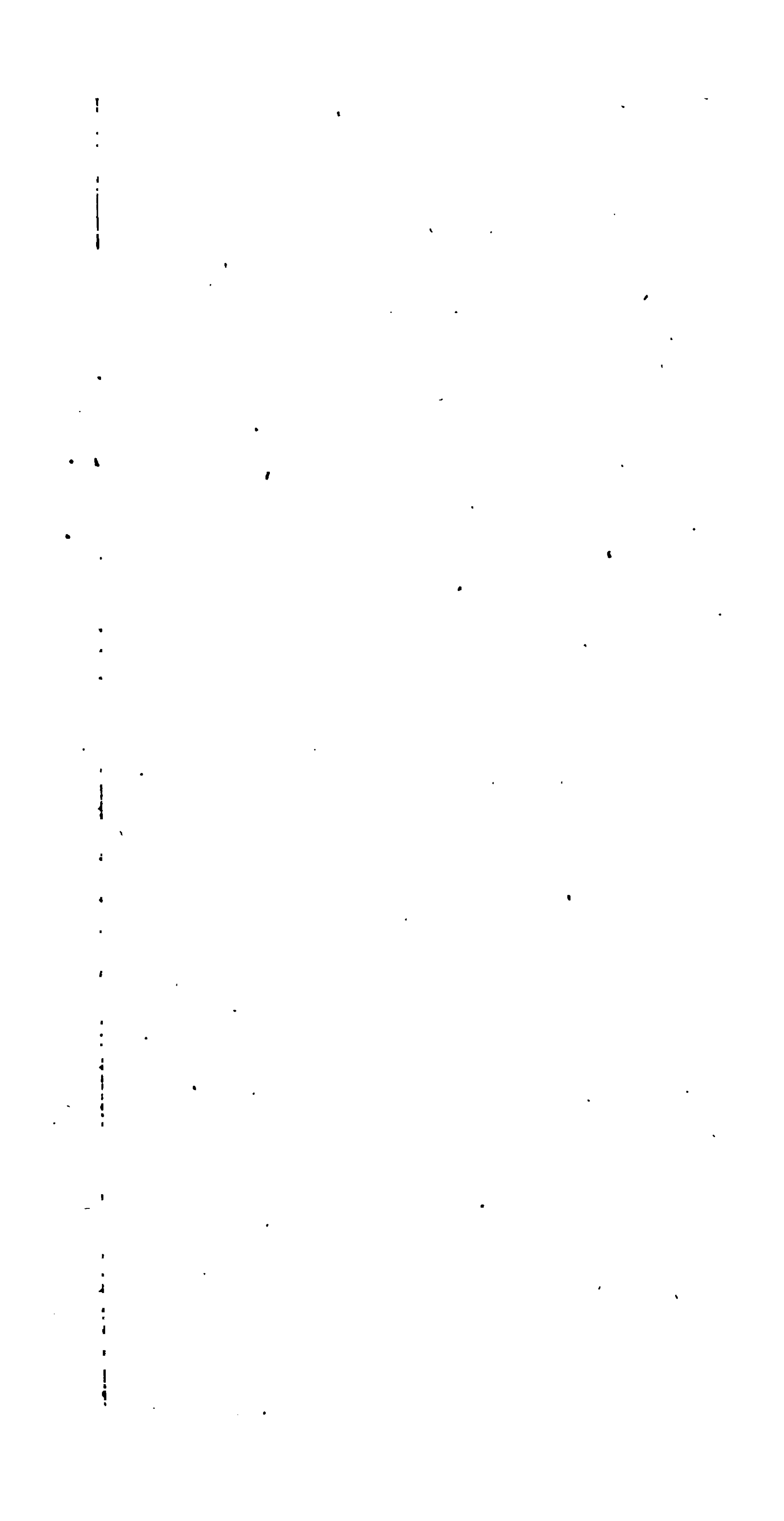
Schnepfenthal,
Ende Jenners 1789.

Chr. C. André und J. M. Bechstein.

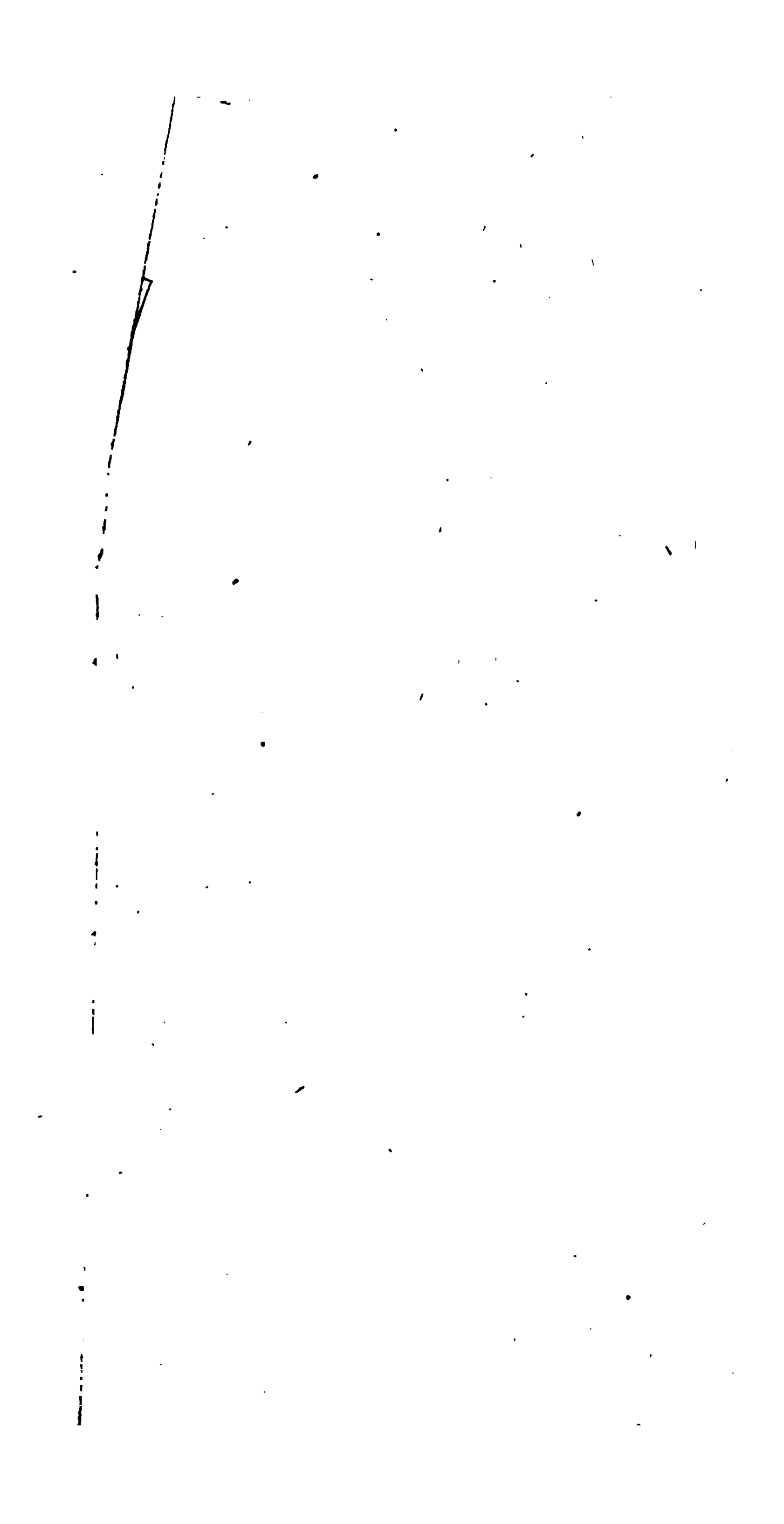


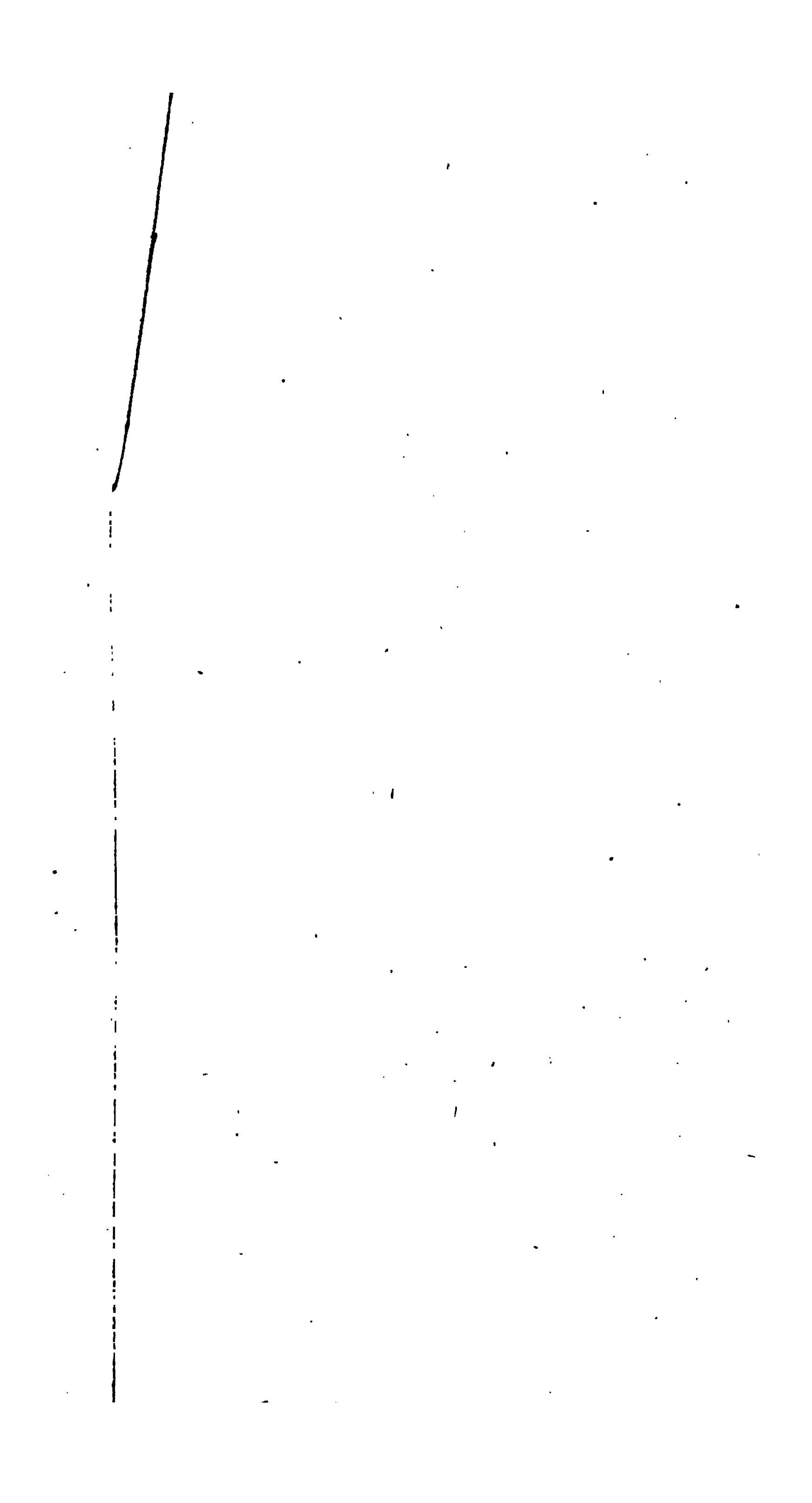




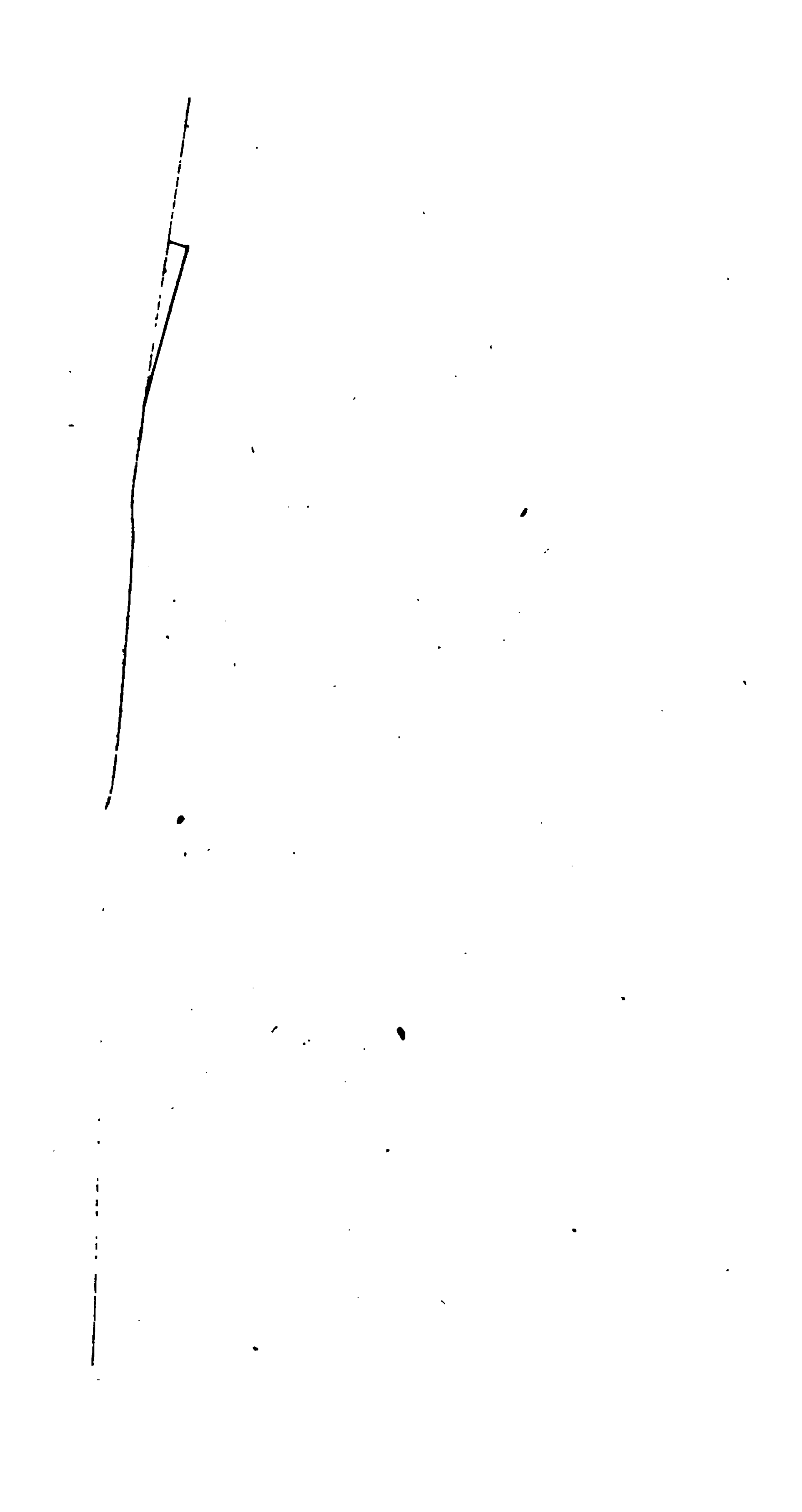


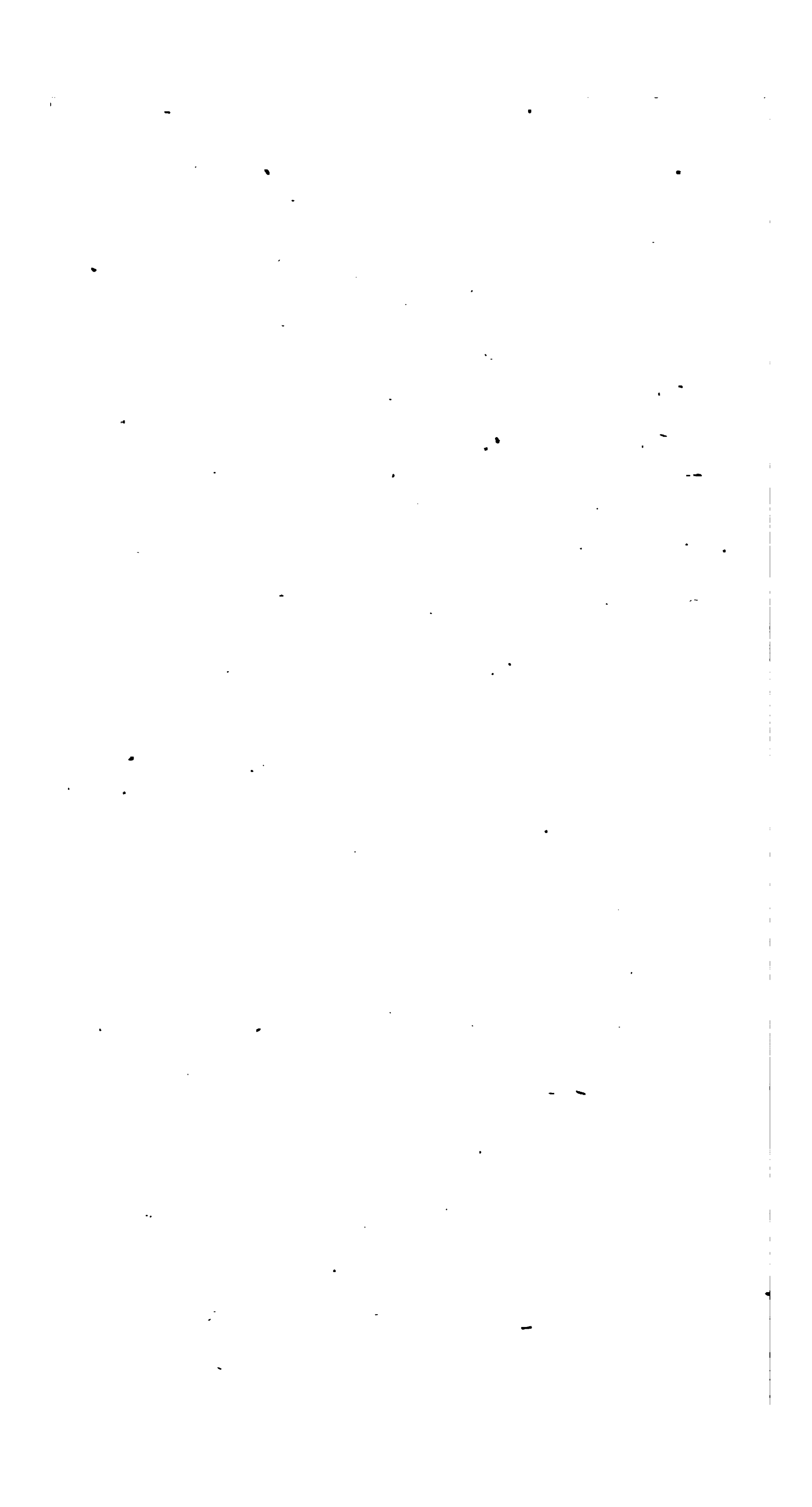


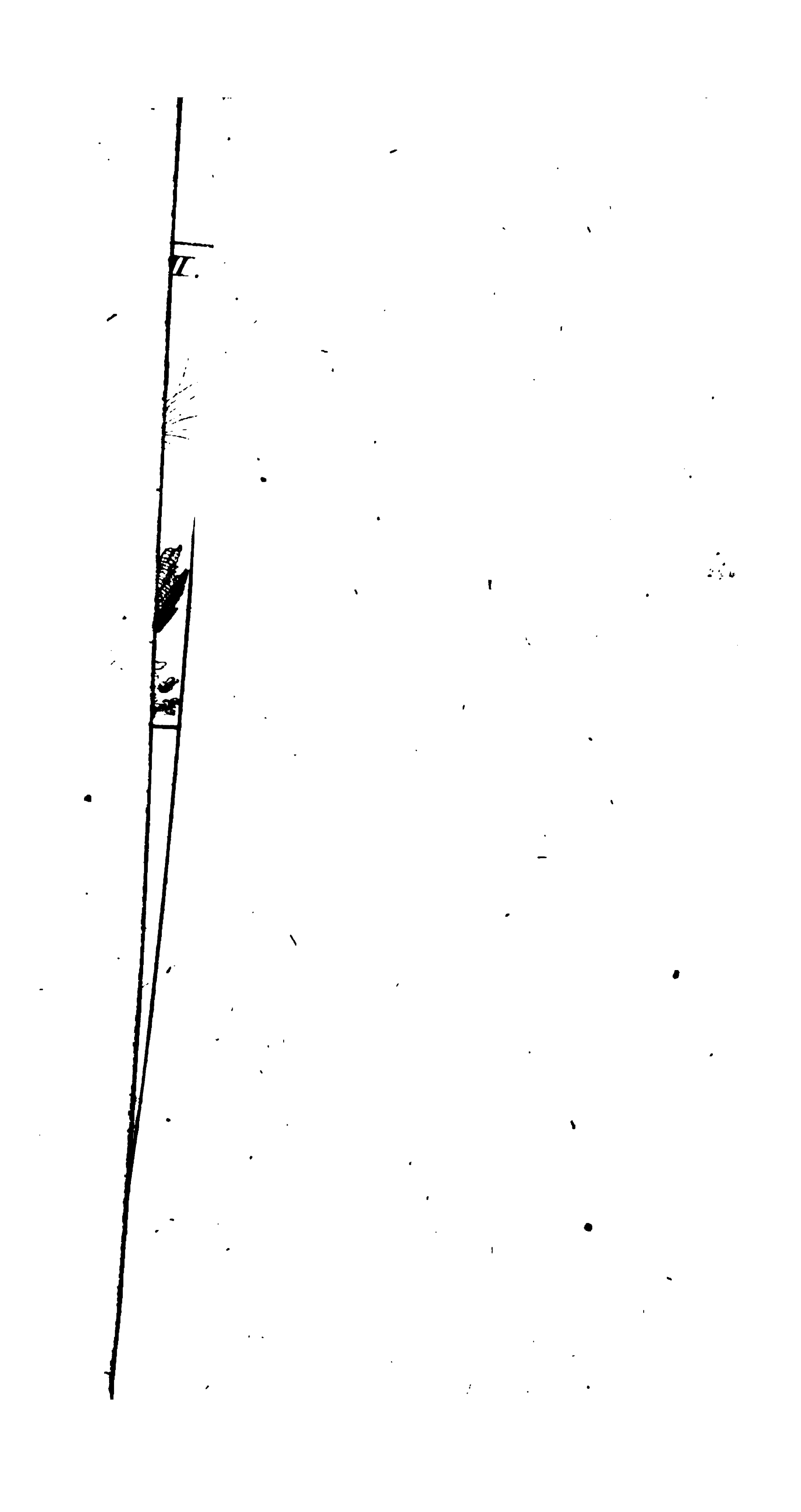










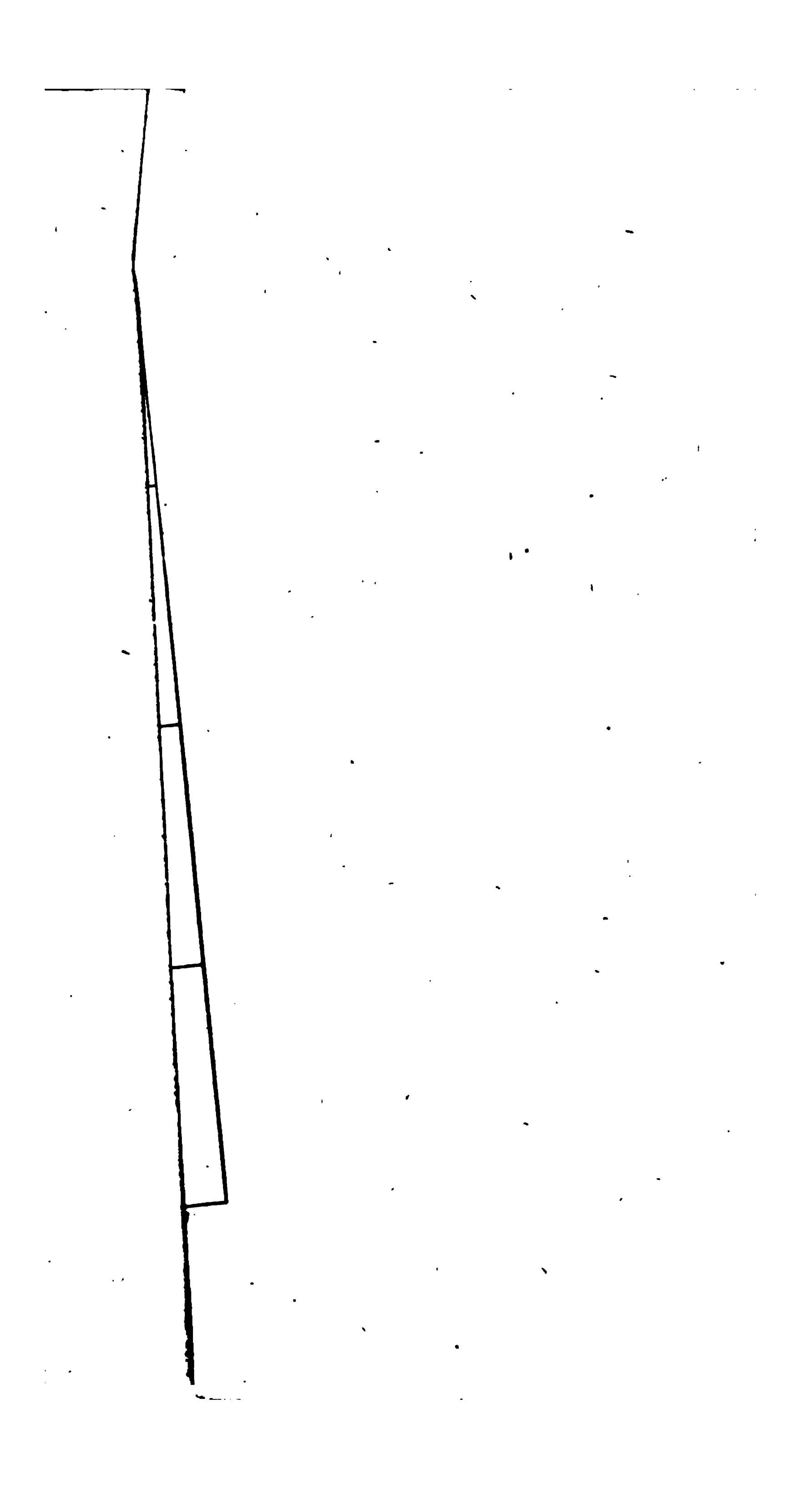


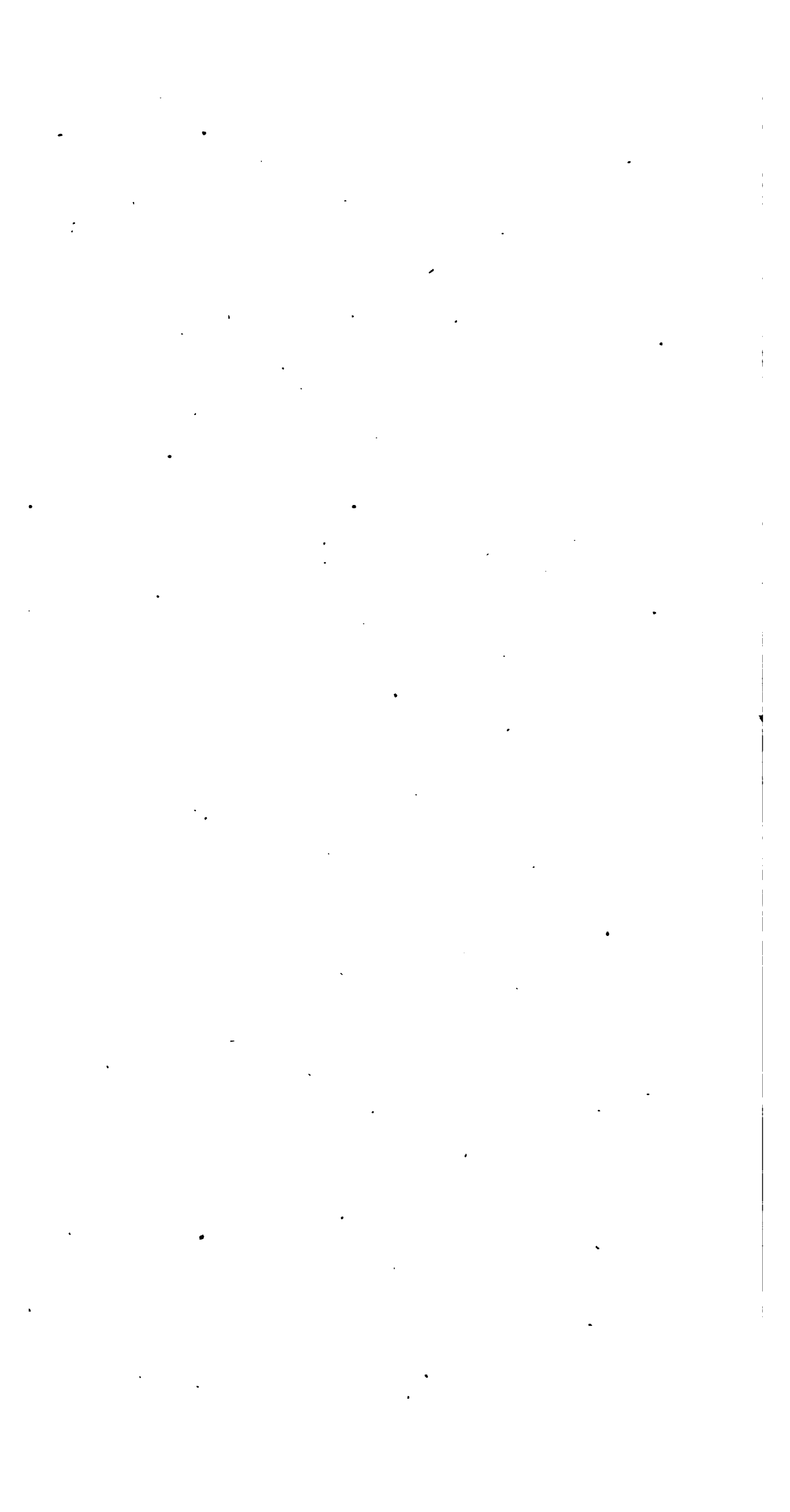
III.b

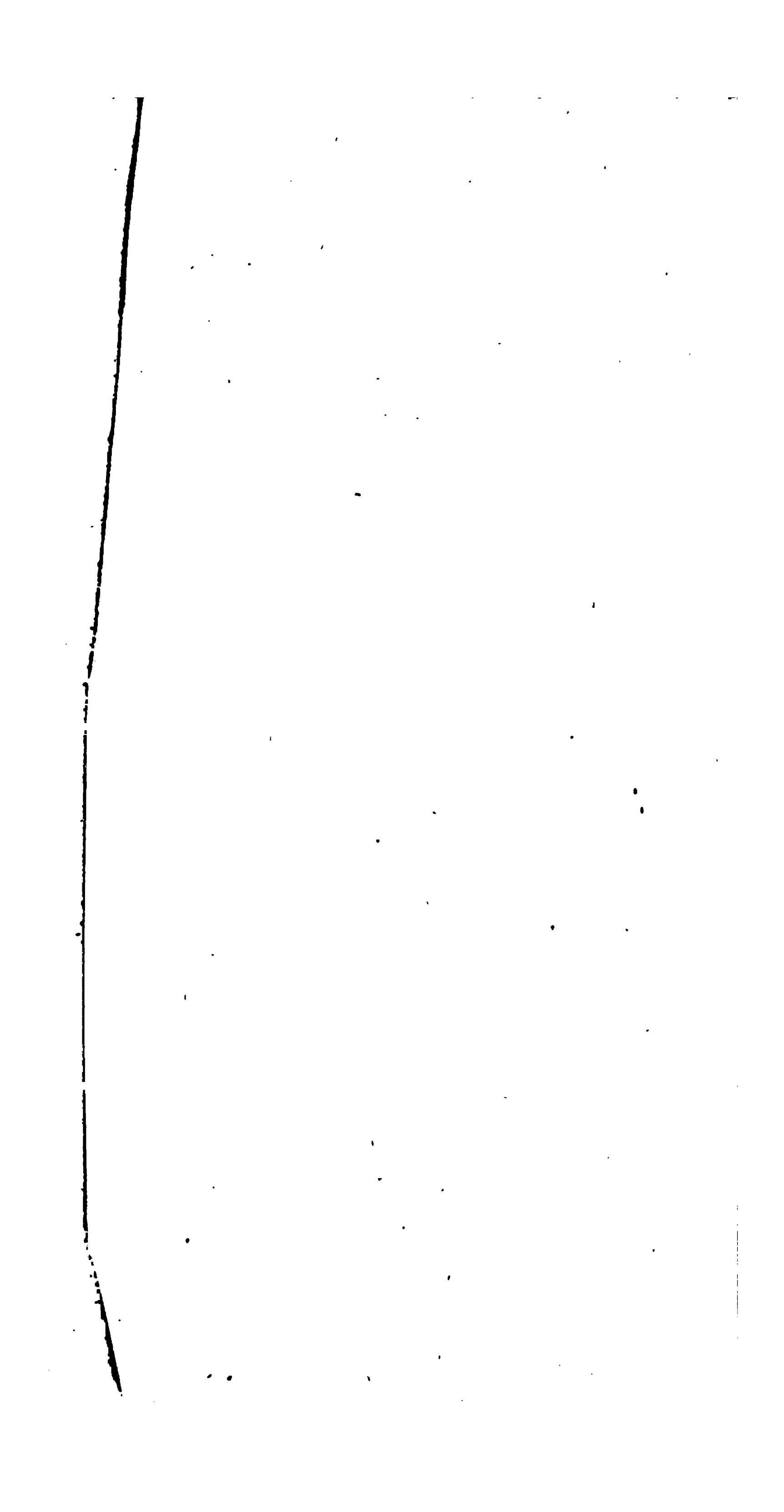


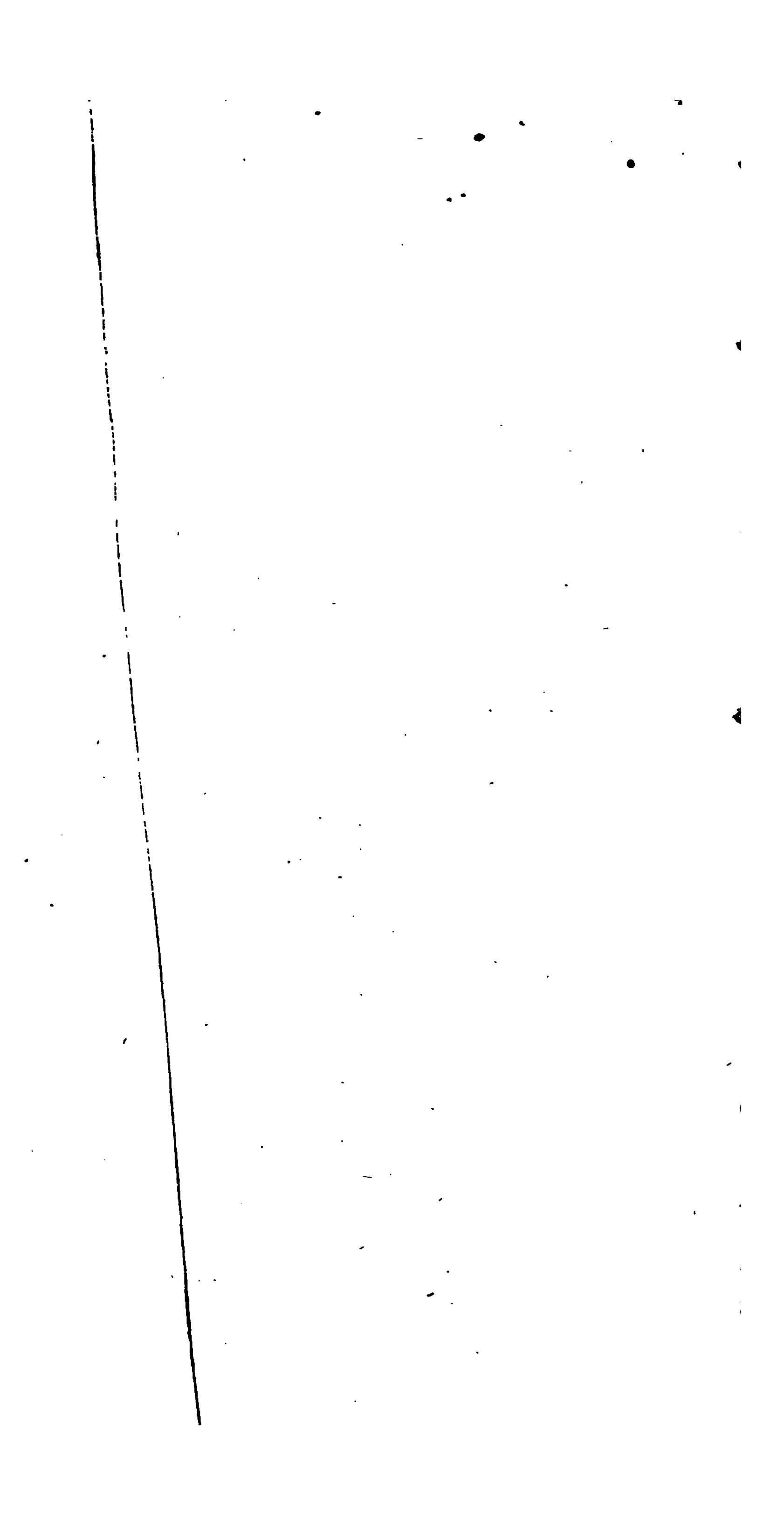
c

IV.a

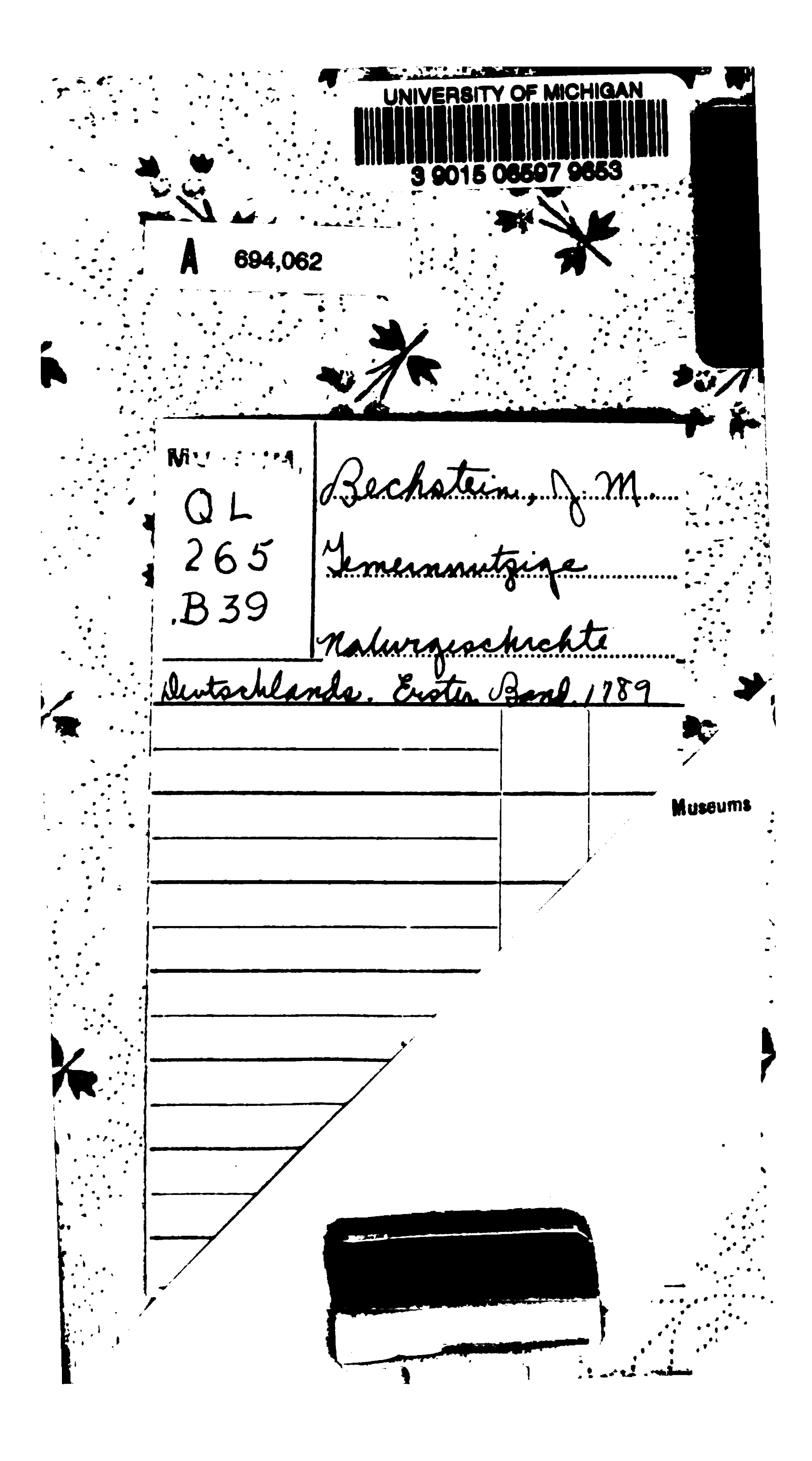











UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06597 9653
A 694,062
QL
265
.B39
Bechstein, J. M.
Gemeinnützige
Naturgeschichte
Deutschlands. Erster Band. 1789
Museums